Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1851

Erster Band.

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

Guido Görres.

Siebenundzwanzigster Band.

München, 1851.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1851

Erster Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

Guido Görres.

Siebenundzwanzigster Band.

München, 1851.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Joseph von Görres.

I.

Das Vaterhaus und die Kinderjahre.

Im Jahre der Gnade 1776, am Tage Pauli Bekehrung, da die Glocken der kurfürstlich-trierischen Stadt Koblenz am Rheine eben um Mittag zum Ave Maria läuteten, erblickte mein Vater, Joseph Görres, das Licht dieser Welt.

Noch an demselben Tage wurde er, nach Ausweis des Kirchenbuches der uralten, ehrwürdigen Stifts- und Pfarrkirche zum heil. Kastor getauft. Das Taufzeugniß besagt darüber: Anno millesimo septingentesimo sexto, die vicesima quinta mensis Januarii, Dno. *Mauritio Goerres*, civi et mercatori Confluentino, et *Helenae Theresiae*, natae *Massa*, conjugibus, natus est filius primo-genitus, et eadem die per sacrum Baptismi lavacrum renatus **Johannes Josephus**, levante eum et spondente pro illo honorabili Dno. *Johanne Josepho Fachbach*, notario immatriculato et civicae domus dictae *Nonnenberger Hof* cellerario.

Seit wie lange die Görres in der geistlichen Fürstenstadt am Zusammenfluß des Rheines und der Mosel schon vor

dieser Zeit angesiedelt waren, und woher sie stammten, ist mir unbekannt; Name und Verwandtschaft indessen scheinen nach dem alten Stammlande der Rheinfranken, zwischen Rhein und Mosel, zwischen den Moselstädten Metz und Trier, und den Rheinstädten Köln und Bonn bis Koblenz hinzuweisen.

Der Vater des neugebornen Knaben, Mauritius Görres, der „Koblenzer Bürger und Kaufherr“ war ein schlichter, ehrenhafter, rheinischer Bürgersmann von dem guten alten fränkischen Schlage, der auch in diesem Sinne seinem Hauswesen vorstand.

Er trieb einen Handel mit Bauhölzern. Der Rhein- und Moselschiffer und Flötzer und Holzbesitzer, ein kräftiger, abgehärteter Menschenschlag, waren es daher auch, mit denen er zunächst verkehrte, und diese wetterfesten Gestalten mit den sonnenverbrannten Gesichtern, den rauhen Stimmen und derben Ausdrücken bewegten sich wohl mit am frühsten an der Wiege des Kindes vorüber.

Wie in jener Zeit nicht leicht eine rheinische Familie in diesen geistlichen Ländern des alten Reiches lebte, die nicht eines oder das andere ihrer Mitglieder in dem geistlichen Stande, oder in den zahlreichen Klöstern gehabt hätte, so war auch eine Schwester des Moriz Görres in das Kloster Kamp, Boppard gegenüber, getreten, wo sie bis zur Säcularisation verblieb. Ein anderer seiner Angehörigen wird als Pfarrer bezeichnet.

Nach den Erzählungen meines Vaters war der Großvater selbst ein höchst einfacher, ernster, verständiger Mann, dem es indessen in entscheidenden Augenblicken nicht an Geistesgegenwart und Entschlossenheit mangelte. So hatte er einmal ein Fäßchen mit Pulver auf einer Dachkammer aufbewahrt; es stand ohne Deckel hoch angefüllt offen. Da trat eines Abends die Magd in's Zimmer; sie hatte das brennende Licht, das sie mitgenommen, nicht wieder gebracht, und auf Befragen, wo sie es gelassen, antwortete sie zum Schrecken des Groß-

vaters: auf der Dachkammer habe sie es vergessen, indem sie es dort auf das Fäßchen mit „Rübsamen“ gestellt. Der Großvater ließ sich indessen nicht aus der Fassung bringen, sondern sagte, als wenn nichts geschehen: „Dann geh' sie gleich hinauf, das Licht wieder herunter zu bringen!“ — Sie that es unbefangen mit sicherer Hand, ohne die Gefahr zu ahnen, und er kam mit dem Schrecken davon.

Ein anderer Zug, dessen sich mein Vater nicht minder gern von ihm erinnerte, bewies bei einem ernsten, nüchternen Aeußeren die weiche Gutmüthigkeit. Der Haushund hatte nämlich mehrere Junge geworfen, also hieß es: die Hunde müssen aus dem Hause! Der Großvater übernahm selbst die Ausführung dieses strengen Urtheils, das auf nichts weniger, als auf Tod durch Ertränken in den Fluthen des nahen Rheines lautete. Er zog also feierlichst seinen Rockelor (eine Art weiter Röcke mit Knöpfen, wie sie damals üblich waren) an, nahm unter jeden Arm einen Hund, und schritt entschlossen dem Rheine zu. Die Schiffer beobachteten mit neugierigem Auge die Execution. Es war, wenn ich nicht irre, gerade Winterszeit, und die grauweißen Eisschollen trieben winterlich den Fluß hinab. Der Großvater ging eine Weile das Wasser entlang, es kam ihm indessen gar zu grausam vor, die armen kleinen Hündchen aus seinem warmen Rockelor in das kalte Eiswasser hinaus zu schleudern. Also setzte er sie ganz säuberlich hinter einen Sandhaufen an's Ufer nieder, und entfernte sich rasch, den Hunden es überlassend, sich selbst zu ertränken. Diese hatten indessen nichts Eiligeres zu thun, als daß sie ihm nachkrabbelten, und so kam er an den schadenfroh lächelnden Blicken der Schiffer vorüber, mit seinen Hündchen wieder nach Hause. Ein Abentheuer, welches meinem Vater, der es mit Vergnügen erzählte, vielleicht eben so gut hätte geschehen können, da es ihm gegen die Natur ging, einem Thiere etwas zu Leid zu thun.

Im Uebrigen war der Großvater wie in seiner äußeren Erscheinung und seinem Haushalte, so auch in seiner ganzen

Gesinnung, wie gesagt, ein Mann alten rheinischen, katholischen Schlages, allen religiösen wie politischen Neuerungen gleich abhold, treu an der hergebrachten Sitte in seinem engen Kreise festhaltend, und mit Kummer und Aerger dem hereinbrechenden Umsturze entgegensehend, dessen Vorzeichen sich schon damals in kleinen und großen Dingen bemerklich machten.

Die Mutter, Helena Theresia Görres, geborne Mazza, brachte, wie der Name schon bekundet, italienisches Blut in das rheinische Haus. Die Mazza's stammten von jenseits der Alpen, wo die wälsche Schweiz an Savoyen und das lombardische Land angränzt. Dort und in ganz Oberitalien ist ihr Name noch heute ein häufig vorkommender.

Diese Ansiedelung italienischer Familien in den deutschen Städten rührt bekanntlich zunächst aus den Zeiten her, da die Weltstraße des levantischen Handels von Venedig durch die Alpen über Augsburg und Nürnberg nach den rheinischen und niederländischen Städten und dem hanseatischen Norden hinüber führte. Nachdem aber einmal die Verbindungen angeknüpft waren, währten sie fort, auch nachdem der Welthandel eine andere Straße eingeschlagen; hieß ja noch bis jüngst in mancher kleineren und größeren deutschen Stadt ein Spezerei- und Materialienhändler schlechthin der Italiener. Unermüdliche Thätigkeit, ein wohlberechnender, vorsichtiger Speculationsgeist, strenge Sparsamkeit und ein eng zusammenhaltender Familiengeist, wie sie dem lombardischen Stamme eigen sind, haben gar oft die ersten Uebersiedler, — hausirende Italiener, die ihr ganzes Hab und Gut auf dem Rücken herüber brachten und das Deutsche mühsam stotterten, — zu den Gründern der reichsten und angesehensten Familien unserer Handelsstädte gemacht; noch leichter wurde es denen, die schon ein Kapital mitbrachten.

Auf diese Weise waren, gleich den Brentano's, auch die Mazza's über die Alpen herüber gewandert. Die Verbindung mit den jenseits zurückgebliebenen Gliedern der Familie lebte noch am Ende des verflossenen Jahrhunderts fort, und diese hatten, wie

mein Vater öfter lachend erzählte, zur Erinnerung des Familienbündnisses, den Uebergesiedelten am Rhein auf der Reichspost einst einen großen Käs übersandt. Da die Sparsamkeit der Absender jenseits es indessen unterlassen hatte, ihn zu frankiren, so verdarb das schwere Porto den nicht minder sparsamen Empfängern diesseits gar sehr die Freude an dem unerwarteten Geschenk, und der theure italienische Freundschaftskäse blieb noch lange die Tradition der ganzen Familie.

Koblenz war nie eine so bedeutende Handelsstadt, wie Köln, Frankfurt, oder Nürnberg; der speculative Geist der Mazza's fand daher hier nur ein ziemlich eng beschränktes Feld seiner Thätigkeit, das er indessen mit Glück bebaute. Der Vater der Helena Theresia Görres, der alte Mazza, der sich mit einer Fachbach verheirathet hatte, wurde der Gründer einer zahlreichen und wohlhabenden Nachkommenschaft. Seine drei Söhne, die Brüder meiner Großmutter, blieben zwar unverheirathet; der eine war viele Jahre hindurch Bürgermeister der Stadt, der zweite widmete sich dem geistlichen Stande, der dritte wurde Advokat. Nach jenem aus der alten Heimath herübergebrachten zusammenhaltenden Familiengeist vererbten sie ein durch Thätigkeit und Sparsamkeit vermehrtes Vermögen immer einer auf den anderen. Ihre sehr zahlreichen Schwestern dagegen verbanden sich mit den besten bürgerlichen Familien der Stadt, die seit Jahrhunderten im Rathe gesessen und das Amt der Bürgermeister verwaltet.

Auf diese Weise war die Familie Görres mit den meisten bürgerlichen Familien der Stadt verflochten, und mein Vater hatte Oheime und Tanten, Vettern und Basen im Ueberfluß, in denen die vorzüglichsten Stände und Lebensberufe vertreten waren: Geistliche und Weltliche, Pfarrer und Klosterleute, Bürgermeister und Advokaten und Beamte, Doctoren und Apotheker, Handelsleute, Verwalter und Gutsbesitzer, von denen auch noch gegenwärtig zahlreiche Nachkommen abstammen.

Inzwischen waren alle diese Verhältnisse in der kleinen alten Rheinstadt sehr einfacher und beschränkter Art. Der Kur-

fürst von Trier, damals Klemens Wenzeslaus aus dem sächsischen Fürstenhause, hatte ja seine Residenz jenseits der Stadt am Fuße Ehrenbreitsteins; und da trat natürlich das kleine Bürgerthum mit seinem höchst mäßigen Vermögen in der geistlichen Residenzstadt vor dem kurfürstlichen Hofe und dem reichen vornehmen Adel des Landes, der seine „Höfe" in Koblenz und Ehrenbreitstein hatte, bescheiden in den Hintergrund. Zu einer großartigeren Auffassung des Lebens und einer höheren geistigen Ausbildung fehlte ihnen der Sinn und die Mittel und Wege.

Der Geist, der in den bürgerlichen Familien lebte, war vielmehr ein durchaus nüchterner und praktischer, ausschließlich auf den Erwerb und den nächsten engen Beruf gerichteter, der sich gestern wie heute, und heute wie morgen gutmüthig und selbstzufrieden in den alten, breitgetretenen Gleisen des Hergebrachten bewegte, und dem eine gewisse vergnügliche Behaglichkeit des Lebens oben an stand. Dieses selbstgenügsame Wohlbehagen hatte zur geistigen Unterlage den damals, äußerlich wenigstens, noch unerschütterten kirchlichen Glauben, der sie an ein Höheres, Unvergängliches mahnte, und vor sittlicher Fäulniß einer zügellosen Genußsucht bewahrte. Von höheren geistigen Bestrebungen aber, von tieferen wissenschaftlichen Forschungen, von Literatur und Kunst, von Poesie und Idealen, die nichts für Küche und Keller eintrugen, und die man in dem Geschäft und in der Haushaltung nicht brauchen konnte, war wenig die Rede. Der nüchterne Geist der Philisterei konnte solche Bestrebungen und Bedürfnisse, statt sie zu würdigen und zu fördern, nur als überspannte Thorheit und unnützen Zeitverderb mit kühler Geringschätzung bemitleiden oder verabscheuen.

Es ist mir daher auch nicht erinnerlich, daß mein Vater, wenn er von seiner Kindheit und Jugend erzählte, jemals Einen aus dem weiten Kreise seiner Verwandten und Befreundeten genannt hätte, der seinem aufstrebenden Genius warnend und zurechtweisend, aufmunternd und fördernd, als

väterlicher Freund und Führer zur Seite gestanden wäre. Er sollte nach Gottes Fügung in einer geistigen Dürre und Mittellosigkeit und als „excentrischer Kopf" eher zurückgestoßen, als gefördert, am Vorabend einer der größten Umwälzungen, welche die Welt je erschüttert, in dem stillen Hause seines Vaters am Rheine, einsam und sich selbst überlassen emporwachsen. Was Andern frühzeitig eine milde Hand im Ueberfluße reichte, die sie vor Irrthümern bewahrte und zum rechten Pfade hinwies, das mußte er sich unter Mühen und Kämpfen durch eigene schmerzliche Erfahrungen in einer wilden, aus allen Fugen gewichenen Zeit selbst erringen.

Sein Vater konnte ihn ja auf Bahnen, die ihm selbst fremd und verschlossen waren, nicht mit väterlichem Rathe leiten und führen, noch ihn mit geistigen Waffen für den bevorstehenden großen Geisterkampf ausrüsten. Nicht minder groß war der Abstand zwischen dem Geist des Sohnes und der Mutter, der es auch nicht gegeben war, durch ein reiches, lebensfrisches, in sich geschlossenes, harmonisches Gemüth dem gefährdeten Sohne in den Finsternissen des Lebens und den Stürmen der Zeit zum Leitstern zu dienen.

Johann Joseph war das älteste der Kinder des Moriz Görres; seiner Geburt folgten noch zwei Brüder: Anton Joseph und Ignaz und vier Schwestern. Auch sie konnten ihm das Fehlende nicht ersetzen; keiner der Brüder fühlte einen wissenschaftlichen Beruf in sich. Brüder und Schwestern gingen so ihre Lebensbahnen, er die seinige; wohl die dornenreichste und höchste, aber gewiß auch die rauheste und schwerste von allen.

Der Holzhandel des Vaters gewährte der Familie, wenn auch kein glänzendes, doch ein zureichendes bürgerliches Auskommen, und diesem entsprach das älterliche Haus und seine Einrichtung.

Die jetzige Generation freilich, die in dem Luxus und windigen Flitter der Neuzeit aufgewachsen ist, sie hat kaum eine Ahnung mehr von der Genügsamkeit und Einfachheit der

Voraltern. Heut zu Tage sind die Wohnzimmer eines mäßig besoldeten Beamten, oder eines von dem Glück begünstigten Schneiderleins äußerlich brillanter möblirt, als es früher die Gemächer eines reichen Grafen waren. Dafür haben wir aber auch, Bürger und Adel, mit den schweren, soliden Stoffen unverwüstlicher Dauer, wie sie unsere Voraltern getragen, ihre mit Vorräthen und solidem Schmuck gefüllten Kisten und Kammern abgeschafft, aus der Hand in den Mund, von heute auf morgen lebend.

Wo heute, mit seinen hundert Fenstern, in der Rheinstraße zu Koblenz der prächtige Gasthof zum Riesen steht, wo nun Kellner Trepp ab Trepp auf springen, und die Fremden aller Nationen, von den zahlreichen Dampfschiffen gebracht, aus- und einkehren, dort stand 1776, und noch viele Jahre nachher, das bescheidene, großväterliche Haus, in dem mein Vater geboren wurde, und seine Kinder- und Jugendjahre verlebte. Nach der Sitte der Zeit hatte es über seiner Thüre einen Schild, auf dem ein Riese abgebildet war, woher es noch immer, auch in seiner neuen, zehnfach vergrößerten Gestalt, den Namen „Zum Riesen“ führt.

Neben der Thüre waren mehrere runde Schleifsteine rothen Sandsteins in die Mauer eingelassen; ohne Zweifel zum Zeichen, daß man in dem Riesen, außer mit Holz, auch mit diesen Steinen, welche die Schiffer und Flößer brachten, handelte. Die Thüre selbst trug eine altfränkische Gestalt, wie man sie gegenwärtig nur noch selten an städtischen Häusern am Rheine findet. Sie war nämlich nicht wie eine Flügelthüre, von oben nach unten, sondern vielmehr in die Quere gespalten. Man konnte den oberen Theil öffnen, während der untere geschlossen blieb. Es hatte dieß den Vortheil, daß am Tage Licht und Luft in die dunkle Hausflur fiel, und die Hausleute am Abend, auf den unteren geschlossenen Thürtheil gelehnt, sich mit den Nachbarn gegenüber und den Vorübergehenden auf der Straße besprechen konnten. Die Kinder kletterten darüber hinweg, aus und ein, und ritten darauf. So

gehörten auch diese altmodischen Thüren, deren sich die neueren Häuser schämten, recht eigentlich zu dem damaligen rheinischen Stillleben mit seinen bescheidenen Vergnügungen.

Das Haus hatte in der Breite nur vier Kreuzstöcke und zwei Stockwerke. Vom Dach aus ging noch eine Kammer nach der Straße, die in der Kinderzeit meines Vaters keine geringere Rolle spielte, als die Dachkammer im goldenen Kopf zu Frankfurt am Main, in welcher Clemens und Bettina Brentano, von einer bunten, bilderreichen Märchenwelt umgeben, ihre frühsten Jahre verträumten.

Solche Dachkammern, wie man sie noch vielfach an unseren älteren deutschen Häusern sieht, hatten eine große Thüre, die sich nach der Straße öffnete. Sie stammten aus jener patriarchalischen Zeit, da die Städter dem Landbau noch nicht ganz entsagt hatten. Ober der Thüre nämlich war eine Rolle angebracht, vermittelst welcher die verschiedenen Feldfrüchte und Heu und Stroh, und Vorräthe und Waaren aller Art hinaufgezogen und auf dem Speicher untergebracht wurden.

Das Wohnzimmer der Familie ebener Erde, — mit zwei Kreuzstöcken nach der Straße hin und rückwärts mit der Küche verbunden, — wie ich es selbst noch gesehen und wie es Jahrzehnte hindurch unverändert blieb: konnte nicht einfacher eingerichtet seyn.

Altväterliche Stühle mit krummen Füßen und geschweiften Rücklehnen; ein gleich unscheinbares Kanape; ein Eßtisch zum auseinanderschlagen; eine große Wanduhr mit ihren schweren Gewichten; endlich als Hauptschmuck eine Kommode mit einem Glasschrank darüber. Dort hinter dem Glas standen die Leuchter und die rothgeblümten porzellanenen Kaffekannen und die niedrigen Kaffeschaalen, von den einfachsten Formen, nebst einigen Gypsfiguren. — Das war der ganze Hausrath des rheinischen Bürgers. Von all unserem modernen Luxus keine Spur; auch kein Conversationslexikon und kein Schiller und kein Göthe auf dem Mahagonibücherbrett, sondern der heurige, mit Papier durchschossene Wandkalender neben der

Voraltern. Heut zu Tage sind die Wohnzimmer eines mäßig besoldeten Beamten, oder eines von dem Glück begünstigten Schneiderleins äußerlich brillanter möblirt, als es früher die Gemächer eines reichen Grafen waren. Dafür haben wir aber auch, Bürger und Adel, mit den schweren, soliden Stoffen unverwüstlicher Dauer, wie sie unsere Voraltern getragen, ihre mit Vorräthen und solidem Schmuck gefüllten Kisten und Kammern abgeschafft, aus der Hand in den Mund, von heute auf morgen lebend.

Wo heute, mit seinen hundert Fenstern, in der Rheinstraße zu Koblenz der prächtige Gasthof zum Riesen steht, wo nun Kellner Trepp ab Trepp auf springen, und die Fremden aller Nationen, von den zahlreichen Dampfschiffen gebracht, aus- und einkehren, dort stand 1776, und noch viele Jahre nachher, das bescheidene, großväterliche Haus, in dem mein Vater geboren wurde, und seine Kinder- und Jugendjahre verlebte. Nach der Sitte der Zeit hatte es über seiner Thüre einen Schild, auf dem ein Riese abgebildet war, woher es noch immer, auch in seiner neuen, zehnfach vergrößerten Gestalt, den Namen „Zum Riesen“ führt.

Neben der Thüre waren mehrere runde Schleifsteine rothen Sandsteins in die Mauer eingelassen; ohne Zweifel zum Zeichen, daß man in dem Riesen, außer mit Holz, auch mit diesen Steinen, welche die Schiffer und Flößer brachten, handelte. Die Thüre selbst trug eine altfränkische Gestalt, wie man sie gegenwärtig nur noch selten an städtischen Häusern am Rheine findet. Sie war nämlich nicht wie eine Flügelthüre, von oben nach unten, sondern vielmehr in die Quere gespalten. Man konnte den oberen Theil öffnen, während der untere geschlossen blieb. Es hatte dieß den Vortheil, daß am Tage Licht und Luft in die dunkle Hausflur fiel, und die Hausleute am Abend, auf den unteren geschlossenen Thürtheil gelehnt, sich mit den Nachbarn gegenüber und den Vorübergehenden auf der Straße besprechen konnten. Die Kinder kletterten darüber hinweg, aus und ein, und ritten darauf.

gehörten auch diese altmodischen Thüren, deren sich die neueren Häuser schämten, recht eigentlich zu dem damaligen rheinischen Stillleben mit seinen bescheidenen Vergnügungen.

Das Haus hatte in der Breite nur vier Kreuzstöcke und zwei Stockwerke. Vom Dach aus ging noch eine Kammer nach der Straße, die in der Kinderzeit meines Vaters keine geringere Rolle spielte, als die Dachkammer im goldenen Kopf zu Frankfurt am Main, in welcher Clemens und Bettina Brentano, von einer bunten, bilderreichen Märchenwelt umgeben, ihre frühsten Jahre verträumten.

Solche Dachkammern, wie man sie noch vielfach an unseren älteren deutschen Häusern sieht, hatten eine große Thüre, die sich nach der Straße öffnete. Sie stammten aus jener patriarchalischen Zeit, da die Städter dem Landbau noch nicht ganz entsagt hatten. Ober der Thüre nämlich war eine Rolle angebracht, vermittelst welcher die verschiedenen Feldfrüchte und Heu und Stroh, und Vorräthe und Waaren aller Art hinaufgezogen und auf dem Speicher untergebracht wurden.

Das Wohnzimmer der Familie ebener Erde, — mit zwei Kreuzstöcken nach der Straße hin und rückwärts mit der Küche verbunden, — wie ich es selbst noch gesehen und wie es Jahrzehnte hindurch unverändert blieb: konnte [illegible] eingerichtet seyn.

Altväterliche Stühle mit krummen [illegible] geflochtenen Rücklehnen; ein ganz unscheinbares [illegible] auseinanderzuschlagen; eine große Wanduhr [illegible] Gewichten; endlich als Hauptschmuck [illegible] Glasschrank [illegible]. Dort [illegible] Leuchter [illegible] aufgeblümten [illegible] die [illegible] Kaffeeschaalen, [illegible] einigen [illegible]. — [illegible] rheinischen [illegible]. [illegible] Spur, auch kein Conversations[illegible] ler und [illegible] der [illegible]

Uhr, und die Gebet- und Andachtsbücher der Familie an bekannter, leicht greifbarer Stelle. So damal — wie aber haben seitdem die Zeiten, die Sitten und die Menschen sich geändert! — wenn man jetzt durch dieselbe Rheinstraße geht und durch die blanken Spiegelfenster, zwischen den eleganten Vorhängen hindurch, in die Zimmer der geputzten Damen und aufgestutzten Herren blickt! — Und doch waren in diesem alten, prunklosen Koblenz ungleich weniger verschuldete Leute, die, wenn sie sich Abends hungrig zu Bette legten, nicht wußten, ob der Morgen ihnen das nothdürftige Brod bringen würde, wie in dem glänzenden neuen, das seine Armuth hinter windigem Modeflitter verbirgt, und wo bei der geringsten Theurung und Stockung des Verkehrs Tausende an die Bettelsuppe gewiesen sind.

Auch die Kleidung, der Tisch und die ganze Lebensordnung zeugten von der gleichen Einfachheit und Genügsamkeit. Man aß schwarzes Brod und einfache, kräftige Hausmannskost; die Speisen waren nach Werkeltagen und Sonntagen und Feiertagen und den Jahreszeiten genau geordnet. Ein Zuckerbäcker hatte sich erst neuerlich in der Stadt aufgethan. Der eigene Heerd hatte auch das Backwerk geliefert. Extrakuchen waren in der Apotheke gewürzt und gebacken worden. Guter alter, aromatisch duftender Rheinwein, flüssiges Sonnengold, machte bei festlichen Familientafeln die Hausehre. Und so lief das ganze Leben in dieser voràlterlichen Zeit, geregelt gleich dem Wechsel der Jahreszeiten, und geräuschlos gleich den Wellen des Rheines, friedlich und harmlos in seinem gewiesenen Bette dahin.

Aus den Fenstern der Wohnstube sah der Blick über den Rhein hinüber, und der Rhein, der Schiffe und Flöße führte, war mit dem Weben und Treiben von Groß und Klein in diesem alten rheinischen Hause auf's innigste verflochten.

Sie durften ja nur wenige Schritte hinaustreten an das Ufer des Flußes, und das anmuthigste und großartigste Bild rheinischer Natur und Geschichte und rheinischen Lebens entfaltete sich vor ihren Augen.

Da thronte jenseits über dem Strome die alte Bergfeste Ehrenbreitstein mit ihren alterthümlichen, malerischen Thürmen und Bauten; und der Bergfeste zur Rechten und Linken zog sich die grüne Kette der Rebhügel den Fluß entlang — aufwärts bis zu den Burgthürmen von Lahnstein und den Bergen von Rhense und Stolzenfels, abwärts in langem Bogen bis zur alten Andernach. Zu Füßen der schirmenden Landesfeste, dicht am Strome, ruhte das kurfürstliche Schloß, an das sich der eine oder andere adeliche Ansitz der Hofherrn anreihte. Zwei Gotteshäuser lagen mitten in dem Rheine auf Inseln, rings von seinen Wassern umspielt; aufwärts das adeliche Benedictiner Frauenkloster Oberwörth, abwärts das altberühmte Cisterzienser Kloster Niederwörth, das eine Reliquie seines Ordensstifters, des heil. Bernhards, bewahrte, eine Erinnerung an jene Tage, da er hier den Gottesdienst, als er das Kreuz am Rheine predigte, gefeiert. Dann dießseits links am „deutschen Ecke“, wo Rhein und Mosel, der Alpensohn und die lotharingische Jungfrau, sich vermählen, das Deutschherrnhaus, ein Denkmal der alten katholischen Frömmigkeit des Landes. Nur eine Meile die Mosel aufwärts auf dem jenseitigen Ufer liegt das Stammschloß der Bassenheime, die den deutschen Orden zuerst in der heiligen Stadt gestiftet. An das deutsche Ordenshaus schloß sich die Stiftskirche St. Kastors, karolingische Denkmäler bewahrend, würdig an; denn auch sie, in ihrem byzantinischen Style, ist eine ehrwürdige Zeugin jener alten heiligen Begeisterung und Kunst der rheinischen Stämme, die so viele Dome und Gotteshäuser wundervoller Kunst die Ufer des Flußes entlang, von seiner Wiege in den Alpen bis hinab zu den volkreichen Städten der Niederlande, als Denkmale ihrer Gottesfurcht hoch zum Himmel hinan gebaut. Mit dieser Kirche, die durch ihre Erinnerungen und ihre Kunstwerke ein wahres Heiligthum unserer rheinischen und deutschen Geschichte bildet, verband sich ein großer Kreuzgang, reich mit alten Bildwerken verziert. Der altersgrauen, tausendjährigen Kirche zur Seite, auf dem Ka-

storhof und in der St. Kastorstraße standen, längst Mosel und Rhein, die Wohnungen der Capitelherren des Collegiatstiftes, und unweit davon ein Seminarium und ein von der frommen Mildthätigkeit der Vorzeit mit Einkünften reichlich versehenes Waisenhaus. Das war die nächste Umgebung des älterlichen Hauses.

Weiter landeinwärts, im Rücken der Stadt, wo die Rhein- und Moselberge sich verbinden, und einen die beiden Thäler weithin beherrschenden Vorsprung bilden, dort, wo nun die Feste Constantin die Höhe krönt, damals der Beatusberg genannt, erhob sich dem Ehrenbreitstein gegenüber mit der herrlichsten Aussicht eine andere Feste — geistlicher Betrachtung und Selbstbeherrschung geweiht — eine wohlgebaute Karthause. Ein Bürger von Koblenz, der nach dem gelobten Lande gepilgert, hatte die Stationen des Leidensweges den Beatusberg hinan gestiftet. Oben, unmittelbar unter der Karthause, weithin den Rhein auf und ab sichtbar, erhob sich eine heilige Grabkapelle zum heiligen Kreuz, nach dem Vorbilde des heiligen Grabes zu Jerusalem erbaut.

Solche Eindrücke empfing das Auge, wenn man von dem älterlichen Hause an den nahen Fluß trat und umherblickte.

Und wie in diesem Abbilde des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation das Geistliche mit dem Weltlichen sich innigst verband und verschlang, wie die kriegerische Feste, der Ehrenbreitstein, mit seinem mörderischen Geschütz auf dem rechten Rheinufer, und die heilige Stätte fastender und betender Karthäuser auf dem linken friedlich zu einander herüber sahen, und das geistliche Fürstenschloß und die gewerbsame Bürgerwelt der Stadt bewachten: den gleichen gemischten Charakter trug auch das Leben, das sich in jenen Zeiten auf dem Fluße und an seinen Ufern vor den Augen hin bewegte. Bald fuhren von Holland kommend die stattlichen Handelsschiffe rheinaufwärts, von dreißig und vierzig Pferden gezogen; bald glitten die großen Flöße von unabsehbarer Länge stromabwärts, eine kleine Welt für sich mit Hütten wie ein Dorf versehen, von 150 und 200 Ruderknechten bedient, und von vier Steuerleu-

ten auf vier hohen Tribünen geleitet; bald wieder bewegten sich die Bittgänge der Gläubigen in langen Zügen die Ufer entlang, oder die Pilger kamen, heilige Lieder singend, auf grüngeschmückten Schifflein mit Kreuz und Fahnen den Fluß hinabgeschwommen; sie hatten das Grab der heil. Hildegard, oder das Gnadenbild zu Bornhofen begrüßt, und zogen hinab, ihre Andacht bei dem Grabe der heiligen drei Könige in Köln zu verrichten, oder die Heiligthümer in dem Dome Karls des Großen zu Aachen oder an hundert anderen Wallfahrtsorten des Landes zu verehren. Und wieder zogen kaiserliche Truppen mit klingendem Spiel, und den Reichsadler in der Fahne, aus den österreichischen Vorlanden am Bodensee und dem Oberrheine das Thal hinab in die österreichischen Niederlande; oder die Kurfürsten begaben sich mit stattlichem Gefolge nach Frankfurt, dort den Kaiser zu küren, während die Kaufherren mit ihren Waaren von den Messen von Frankfurt und Nürnberg heimkehrten.

Das war die rheinische Erde, worauf seine Wiege gestanden, das waren die Bilder, die sie umwoben; und in dieser rheinfränkischen Heimath und in dem Stamme, der sie bewohnte und ihr sein Gepräge aufgedrückt, wurzelte er im lebendigsten Sinne des Wortes. Konnte ja Niemand die Bedeutung des heimischen Bodens und der Abstammung tiefer auffassen, als er.

In seinen historischen Forschungen war es stets sein eifrigstes Bemühen, die Eigenschaften der Stammväter und Stammältesten noch in den spätesten Enkeln aufzufinden, und das geheimnißvolle Band gegenseitiger Wechselwirkung, das sich zwischen einem Volke und der von ihm bebauten und bewohnten Erde schlingt, nach allen seinen Beziehungen zu ergründen.

Die Gemeinschaft des Blutes, die Gemeinschaft der Sprache, die Gemeinschaft der Erinnerungen und Ueberlieferungen, die Gemeinschaft der Sitte und Lebensweise, die Gemeinschaft des lebendigen Verkehres, und endlich die Gemeinschaft des Glaubens und der ganzen Welt- und Lebensanschauung drück-

ten, dieser seiner Auffassung gemäß, jedem Sprößling eines Stammes mehr oder minder den gleichen gemeinschaftlichen Stammcharakter, die gleiche Physionomie, geistig und leiblich auf.

Die Luft seiner Heimatherde, die er athmete; der Wein ihrer Reben, das Wasser ihrer Quellen, die er trank; das Brod ihrer Aehren und die Früchte ihrer Bäume, die er aß: sie wurden in dem Sohne dieser Erde, den sie später in ihrem Schooße aufnahm, Fleisch und Blut. Und die Bilder ihrer Berge und Thäler, ihrer Seen und Flüße, ihrer Fluren und Einöden, ihrer Felsen und Wälder, ihrer Blumen und Kräuter, ihres Himmels und ihrer Sterne, die sich täglich den Augen ihres Bebauers darstellen, sie bildeten seine geistige Nahrung, von ihnen empfing der Geist, dem sie sich einprägten, sein Gepräge, und sie erfüllten ihn bei seinem Sinnen und Wirken mit ihrem Geiste, während er diese Erde wiederum mit den Schöpfungen seines Geistes erfüllte und zu seiner Wohnung zurechtrichtete. Hierin bestand in Görres Augen jenes geheimnißvolle Wechselband zwischen einem Volke und seinem Lande, und in dem Geiste dieser Anschauungsweise erkannte er, daß bestimmte Länder gleichsam durch Wahlverwandtschaft für bestimmte Völker vorbestimmt seien, daß sie sich nur hier, ihrem Stammcharakter gemäß, heimisch fühlen und das Ruheziel ihrer Wanderungen finden könnten.

Traf er darum mit einem Fremden zusammen, oder machte er eine kleinere oder größere Reise, so pflegte er den Begegnenden mit forschendem Blicke in die Augen zu sehen, ihre Gesichtszüge, ihren Körperbau, ihren Gang und ihre Haltung zu prüfen und auf den Laut ihrer Sprache zu lauschen, um daraus ihren Volksstamm, dem sie *entsprossen*, und das Land, in dem sie *gewurzelt*, zu errathen.

Und er selbst war das lebendigste Beispiel dieser seiner Anschauungsweise.

Wie weit auch sein forschender Geist, Klarheit und Wahrheit, Weisheit und Friede suchend, sehnsuchtsvoll über Länder

und Meere unermüdet dahin fuhr, wie tief er sich in die unerforschten Abgründe menschlichen Wissens versenkte, wie hoch er über die Sterne zum unsichtbaren göttlichen Lichte sich aufschwang: so war doch Niemand ferner von jenem todkalten, charakterlosen Kosmopolitismus, der wie ein fluchgetroffener Ahasverus freudelos und heimathlos umherirrt. Niemand konnte vielmehr fester an der Stelle haften, wohin ihn die göttliche Vorsehung gestellt, als er; auf ihr fußend und in ihr wurzelnd, sah er sie als die heilige Werkstätte seines Berufes an, und ihre Leiden und Freuden theilend, gehörte zunächst ihr, deren Muttersprache er redete und verstand, seine Kraft an, bis sich sein Wirkungskreis erweiterte, und ihn höhere Pflichten anderwärts hin führten.

Als daher in späteren reifen Jahren die despotische Ungerechtigkeit der preußischen Regierung Friedrich Wilhelms III. in ihrer engherzigen Verblendung ihn von Haus und Hof an dem heimischen Rheine wie einen Hochverräther verjagt, und der treueste Verfechter deutscher Sitte und Ehre die deutsche Erde wie ein Verbrecher fliehen mußte: da erzählte er, wie ich mich dessen noch sehr deutlich erinnere, in den ersten Nächten, die er in Straßburg, das ihn gastlich aufgenommen, geschlafen, sei ihm im Traum lebhaft das Gefühl gewesen, wie einem Baume, den eine Hand gewaltsam mit seinen Wurzeln aus der Erde gerissen, und der nun schwankend und schmachtend in der Luft hange!

Und wieder — es mochten seitdem etwa zwanzig Jahre vergangen seyn, — als er in München mit seinem Landsmanne, dem Fürsten Metternich, zusammenkam, sagte er zu diesem, den er in seiner Kinderzeit in Koblenz gesehen, indem er sich beurlaubte: „Nichts hat mich an Eurer Durchlaucht so sehr gefreut, als daß Sie noch ganz, selbst in der Sprache, der alte Rheinländer und Koblenzer geblieben sind.“ — Der Fürst durch dieses ungewöhnliche Compliment überrascht, antwortete lächelnd: „Aber auch Sie haben in ihrer Aussprache noch ein

ten, dieser seiner Auffassung gemäß, jedem Sprößling eines Stammes mehr oder minder den gleichen gemeinschaftlichen Stammcharakter, die gleiche Physionomie, geistig und leiblich auf.

Die Luft seiner Heimatherde, die er athmete; der Wein ihrer Reben, das Wasser ihrer Quellen, die er trank; das Brod ihrer Aehren und die Früchte ihrer Bäume, die er aß: sie wurden in dem Sohne dieser Erde, den sie später in ihrem Schooße aufnahm, Fleisch und Blut. Und die Bilder ihrer Berge und Thäler, ihrer Seen und Flüße, ihrer Fluren und Einöden, ihrer Felsen und Wälder, ihrer Blumen und Kräuter, ihres Himmels und ihrer Sterne, die sich täglich den Augen ihres Bebauers darstellen, sie bildeten seine geistige Nahrung, von ihnen empfing der Geist, dem sie sich einprägten, sein Gepräge, und sie erfüllten ihn bei seinem Sinnen und Wirken mit ihrem Geiste, während er diese Erde wiederum mit den Schöpfungen seines Geistes erfüllte und zu seiner Wohnung zurechtrichtete. Hierin bestand in Görres Augen jenes geheimnißvolle Wechselband zwischen einem Volke und seinem Lande, und in dem Geiste dieser Anschauungsweise erkannte er, daß bestimmte Länder gleichsam durch Wahlverwandtschaft für bestimmte Völker vorbestimmt seien, daß sie sich nur hier, ihrem Stammcharakter gemäß, heimisch fühlen und das Ruheziel ihrer Wanderungen finden könnten.

Traf er darum mit einem Fremden zusammen, oder machte er eine kleinere oder größere Reise, so pflegte er den Begegnenden mit forschendem Blicke in die Augen zu sehen, ihre Gesichtszüge, ihren Körperbau, ihren Gang und ihre Haltung zu prüfen und auf den Laut ihrer Sprache zu lauschen, um daraus ihren Volksstamm, dem sie entsprossen, und das Land [illegible] zu errathen.

[illegible] Beispiel dieser [illegible]

[illegible] Klarheit und [illegible]

[illegible] voll über Län[illegible]

und Meere unermüdet dahin fuhr, wie tief er sich in die unerforschten Abgründe menschlichen Wissens versenkte, wie hoch er über die Sterne zum unsichtbaren göttlichen Lichte sich aufschwang: so war doch Niemand ferner von jenem todkalten, charakterlosen Kosmopolitismus, der wie ein fluchgetroffener Ahasverus freudelos und heimathlos umherirrt. Niemand konnte vielmehr fester an der Stelle haften, wohin ihn die göttliche Vorsehung gestellt, als er; auf ihr fußend und in ihr wurzelnd, sah er sie als die heilige Werkstätte seines Berufes an, und ihre Leiden und Freuden theilend, gehörte zunächst ihr, deren Muttersprache er redete und verstand, seine Kraft an, bis sich sein Wirkungskreis erweiterte, und ihn höhere Pflichten anderwärts hin führten.

Als daher in späteren reifen Jahren die despotische Ungerechtigkeit der preußischen Regierung Friedrich Wilhelms III. in ihrer engherzigen Verblendung ihn von Haus und Hof an dem heimischen Rheine wie einen Hochverräther verjagt, und der treueste Verfechter deutscher Sitte und Ehre die deutsche Erde wie ein Verbrecher fliehen mußte: da erzählte er, wie ich mich dessen noch sehr deutlich erinnere, in den ersten Nächten, die er in Straßburg, das ihn gastlich aufgenommen, geschlafen, sei ihm im Traum lebhaft das Gefühl gewesen, wie einem Baume, den eine Hand gewaltsam mit seinen Wurzeln aus der Erde gerissen, und der nun schwankend und schmachtend in der Luft hange!

Und wieder — es mochten seitdem etwa zwanzig Jahre vergangen seyn, — als er in München mit seinem Landsmanne, dem Fürsten Metternich, zusammenkam, sagte er zu diesem, den er in seiner Kinderzeit in Koblenz gesehen, indem er sich beurlaubte: „Nichts hat mich an Eurer Durchlaucht so sehr gefreut, als daß Sie noch ganz, selbst in der Sprache, der alte Rheinländer und Koblenzer geblieben sind.“ — Der Fürst durch dieses ungewöhnliche Compliment überrascht, antwortete lächelnd: „Aber auch Sie haben in ihrer Aussprache noch ein

fürst von Trier, damals Klemens Wenzeslaus aus dem sächsischen Fürstenhause, hatte ja seine Residenz jenseits der Stadt am Fuße Ehrenbreitsteins; und da trat natürlich das kleine Bürgerthum mit seinem höchst mäßigen Vermögen in der geistlichen Residenzstadt vor dem kurfürstlichen Hofe und dem reichen vornehmen Adel des Landes, der seine „Höfe" in Koblenz und Ehrenbreitstein hatte, bescheiden in den Hintergrund. Zu einer großartigeren Auffassung des Lebens und einer höheren geistigen Ausbildung fehlte ihnen der Sinn und die Mittel und Wege.

Der Geist, der in den bürgerlichen Familien lebte, war vielmehr ein durchaus nüchterner und praktischer, ausschließlich auf den Erwerb und den nächsten engen Beruf gerichteter, der sich gestern wie heute, und heute wie morgen gutmüthig und selbstzufrieden in den alten, breitgetretenen Gleisen des Hergebrachten bewegte, und dem eine gewisse vergnügliche Behaglichkeit des Lebens oben an stand. Dieses selbstgenügsame Wohlbehagen hatte zur geistigen Unterlage den damals, äußerlich wenigstens, noch unerschütterten kirchlichen Glauben, der sie an ein Höheres, Unvergängliches mahnte, und vor sittlicher Fäulniß einer zügellosen Genußsucht bewahrte. Von höheren geistigen Bestrebungen aber, von tieferen wissenschaftlichen Forschungen, von Literatur und Kunst, von Poesie und Idealen, die nichts für Küche und Keller eintrugen, und die man in dem Geschäft und in der Haushaltung nicht brauchen konnte, war wenig die Rede. Der nüchterne Geist der Philisterei konnte solche Bestrebungen und Bedürfnisse, statt sie zu würdigen und zu fördern, nur als überspannte Thorheit und unnützen Zeitverderb mit kühler Geringschätzung bemitleiden oder verabscheuen.

Es ist mir daher auch nicht erinnerlich, daß mein Vater, wenn er von seiner Kindheit und Jugend erzählte, jemals Einen aus dem weiten Kreise seiner Verwandten und Befreundeten genannt hätte, der seinem aufstrebenden Genius warnend und zurechtweisend, aufmunternd und fördernd, als

väterlicher Freund und Führer zur Seite gestanden wäre. Er sollte nach Gottes Fügung in einer geistigen Dürre und Mittellosigkeit und als „excentrischer Kopf" eher zurückgestoßen, als gefördert, am Vorabend einer der größten Umwälzungen, welche die Welt je erschüttert, in dem stillen Hause seines Vaters am Rheine, einsam und sich selbst überlassen emporwachsen. Was Andern frühzeitig eine milde Hand im Ueberflusse reichte, die sie vor Irrthümern bewahrte und zum rechten Pfade hinwies, das mußte er sich unter Mühen und Kämpfen durch eigene schmerzliche Erfahrungen in einer wilden, aus allen Fugen gewichenen Zeit selbst erringen.

Sein Vater konnte ihn ja auf Bahnen, die ihm selbst fremd und verschlossen waren, nicht mit väterlichem Rathe leiten und führen, noch ihn mit geistigen Waffen für den bevorstehenden großen Geisterkampf ausrüsten. Nicht minder groß war der Abstand zwischen dem Geist des Sohnes und der Mutter, der es auch nicht gegeben war, durch ein reiches, lebensfrisches, in sich geschlossenes, harmonisches Gemüth dem gefährdeten Sohne in den Finsternissen des Lebens und den Stürmen der Zeit zum Leitstern zu dienen.

Johann Joseph war das älteste der Kinder des Moriz Görres; seiner Geburt folgten noch zwei Brüder: Anton Joseph und Ignaz und vier Schwestern. Auch sie konnten ihm das Fehlende nicht ersetzen; keiner der Brüder fühlte einen wissenschaftlichen Beruf in sich. Brüder und Schwestern gingen so ihre Lebensbahnen, er die seinige; wohl die dornenreichste und höchste, aber gewiß auch die rauheste und schwerste von allen.

Der Holzhandel des Vaters gewährte der Familie, wenn auch kein glänzendes, doch ein zureichendes bürgerliches Auskommen, und diesem entsprach das älterliche Haus und seine Einrichtung.

Die jetzige Generation freilich, die in dem Luxus und windigen Flitter der Neuzeit aufgewachsen ist, sie hat kaum eine Ahnung mehr von der Genügsamkeit und Einfachheit der

Voraltern. Heut zu Tage sind die Wohnzimmer eines mäßig besoldeten Beamten, oder eines von dem Glück begünstigten Schneiderleins äußerlich brillanter möblirt, als es früher die Gemächer eines reichen Grafen waren. Dafür haben wir aber auch, Bürger und Adel, mit den schweren, soliden Stoffen unverwüstlicher Dauer, wie sie unsere Voraltern getragen, ihre mit Vorräthen und solidem Schmuck gefüllten Kisten und Kammern abgeschafft, aus der Hand in den Mund, von heute auf morgen lebend.

Wo heute, mit seinen hundert Fenstern, in der Rheinstraße zu Koblenz der prächtige Gasthof zum Riesen steht, wo nun Kellner Trepp ab Trepp auf springen, und die Fremden aller Nationen, von den zahlreichen Dampfschiffen gebracht, aus- und einkehren, dort stand 1776, und noch viele Jahre nachher, das bescheidene, großväterliche Haus, in dem mein Vater geboren wurde, und seine Kinder- und Jugendjahre verlebte. Nach der Sitte der Zeit hatte es über seiner Thüre einen Schild, auf dem ein Riese abgebildet war, woher es noch immer, auch in seiner neuen, zehnfach vergrößerten Gestalt, den Namen „Zum Riesen" führt.

Neben der Thüre waren mehrere runde Schleifsteine rothen Sandsteins in die Mauer eingelassen; ohne Zweifel zum Zeichen, daß man in dem Riesen, außer mit Holz, auch mit diesen Steinen, welche die Schiffer und Flößer brachten, handelte.. Die Thüre selbst trug eine altfränkische Gestalt, wie man sie gegenwärtig nur noch selten an städtischen Häusern am Rheine findet. Sie war nämlich nicht wie eine Flügelthüre, von oben nach unten, sondern vielmehr in die Quere gespalten. Man konnte den oberen Theil öffnen, während der untere geschlossen blieb. Es hatte dieß den Vortheil, daß am Tage Licht und Luft in die dunkle Hausflur fiel, und die Hausleute am Abend, auf den unteren geschlossenen Thürtheil gelehnt, sich mit den Nachbarn gegenüber und den Vorübergehenden auf der Straße besprechen konnten. Die Kinder kletterten darüber hinweg, aus und ein, und ritten darauf. So

gehörten auch diese altmodischen Thüren, deren sich die neueren Häuser schämten, recht eigentlich zu dem damaligen rheinischen Stillleben mit seinen bescheidenen Vergnügungen.

Das Haus hatte in der Breite nur vier Kreuzstöcke und zwei Stockwerke. Vom Dach aus ging noch eine Kammer nach der Straße, die in der Kinderzeit meines Vaters keine geringere Rolle spielte, als die Dachkammer im goldenen Kopf zu Frankfurt am Main, in welcher Clemens und Bettina Brentano, von einer bunten, bilderreichen Märchenwelt umgeben, ihre frühsten Jahre verträumten.

Solche Dachkammern, wie man sie noch vielfach an unseren älteren deutschen Häusern sieht, hatten eine große Thüre, die sich nach der Straße öffnete. Sie stammten aus jener patriarchalischen Zeit, da die Städter dem Landbau noch nicht ganz entsagt hatten. Ober der Thüre nämlich war eine Rolle angebracht, vermittelst welcher die verschiedenen Feldfrüchte und Heu und Stroh, und Vorräthe und Waaren aller Art hinaufgezogen und auf dem Speicher untergebracht wurden.

Das Wohnzimmer der Familie ebener Erde, — mit zwei Kreuzstöcken nach der Straße hin und rückwärts mit der Küche verbunden, — wie ich es selbst noch gesehen und wie es Jahrzehnte hindurch unverändert blieb: konnte nicht einfacher eingerichtet seyn.

Altväterliche Stühle mit krummen Füßen und geschweiften Rücklehnen; ein gleich unscheinbares Kanape; ein Eßtisch zum auseinanderschlagen; eine große Wanduhr mit ihren schweren Gewichten; endlich als Hauptschmuck eine Kommode mit einem Glasschrank darüber. Dort hinter dem Glas standen die Leuchter und die rothgeblümten porzellanenen Kaffekannen und die niedrigen Kaffeschaalen, von den einfachsten Formen, nebst einigen Gypsfiguren. — Das war der ganze Hausrath des rheinischen Bürgers. Von all unserem modernen Luxus keine Spur; auch kein Conversationslexikon und kein Schiller und kein Göthe auf dem Mahagonibücherbrett, sondern der heurige, mit Papier durchschossene Wandkalender neben der

Uhr, und die Gebet- und Andachtsbücher der Familie an bekannter, leicht greifbarer Stelle. So damal — wie aber haben seitdem die Zeiten, die Sitten und die Menschen sich geändert! — wenn man jetzt durch dieselbe Rheinstraße geht und durch die blanken Spiegelfenster, zwischen den eleganten Vorhängen hindurch, in die Zimmer der geputzten Damen und aufgestutzten Herren blickt! — Und doch waren in diesem alten, prunklosen Koblenz ungleich weniger verschuldete Leute, die, wenn sie sich Abends hungrig zu Bette legten, nicht wußten, ob der Morgen ihnen das nothdürftige Brod bringen würde, wie in dem glänzenden neuen, das seine Armuth hinter windigem Modeflitter verbirgt, und wo bei der geringsten Theurung und Stockung des Verkehrs Tausende an die Bettelsuppe gewiesen sind.

Auch die Kleidung, der Tisch und die ganze Lebensordnung zeugten von der gleichen Einfachheit und Genügsamkeit. Man aß schwarzes Brod und einfache, kräftige Hausmannskost; die Speisen waren nach Werkeltagen und Sonntagen und Feiertagen und den Jahreszeiten genau geordnet. Ein Zuckerbäcker hatte sich erst neuerlich in der Stadt aufgethan. Der eigene Heerd hatte auch das Backwerk geliefert. Extrakuchen waren in der Apotheke gewürzt und gebacken worden. Guter alter, aromatisch duftender Rheinwein, flüssiges Sonnengold, machte bei festlichen Familientafeln die Hausehre. Und so lief das ganze Leben in dieser voralterlichen Zeit, geregelt gleich dem Wechsel der Jahreszeiten, und geräuschlos gleich den Wellen des Rheines, friedlich und harmlos in seinem gewiesenen Bette dahin.

Aus den Fenstern der Wohnstube sah der Blick über den Rhein hinüber, und der Rhein, der Schiffe und Flöße führte, war mit dem Weben und Treiben von Groß und Klein in diesem alten rheinischen Hause auf's innigste verflochten.

Sie durften ja nur wenige Schritte hinaustreten an das Ufer des Flußes, und das anmuthigste und großartigste Bild rheinischer Natur und Geschichte und rheinischen Lebens entfaltete sich vor ihren Augen.

Da thronte jenseits über dem Strome die alte Bergfeste Ehrenbreitstein mit ihren alterthümlichen, malerischen Thürmen und Bauten; und der Bergfeste zur Rechten und Linken zog sich die grüne Kette der Rebhügel den Fluß entlang — aufwärts bis zu den Burgthürmen von Lahnstein und den Bergen von Rhense und Stolzenfels, abwärts in langem Bogen bis zur alten Andernach. Zu Füßen der schirmenden Landesfeste, dicht am Strome, ruhte das kurfürstliche Schloß, an das sich der eine oder andere adeliche Ansitz der Hofherrn anreihte. Zwei Gotteshäuser lagen mitten in dem Rheine auf Inseln, rings von seinen Wassern umspielt; aufwärts das adeliche Benedictiner Frauenkloster Oberwörth, abwärts das altberühmte Cisterzienser Kloster Niederwörth, das eine Reliquie seines Ordensstifters, des heil. Bernhards, bewahrte, eine Erinnerung an jene Tage, da er hier den Gottesdienst, als er das Kreuz am Rheine predigte, gefeiert. Dann dießseits links am „deutschen Ecke“, wo Rhein und Mosel, der Alpensohn und die lotharingische Jungfrau, sich vermählen, das Deutschherrnhaus, ein Denkmal der alten katholischen Frömmigkeit des Landes. Nur eine Meile die Mosel aufwärts auf dem jenseitigen Ufer liegt das Stammschloß der Bassenheime, die den deutschen Orden zuerst in der heiligen Stadt gestiftet. An das deutsche Ordenshaus schloß sich die Stiftskirche St. Kastors, karolingische Denkmäler bewahrend, würdig an; denn auch sie, in ihrem byzantinischen Style, ist eine ehrwürdige Zeugin jener alten heiligen Begeisterung und Kunst der rheinischen Stämme, die so viele Dome und Gotteshäuser wundervoller Kunst die Ufer des Flußes entlang, von seiner Wiege in den Alpen bis hinab zu den volkreichen Städten der Niederlande, als Denkmale ihrer Gottesfurcht hoch zum Himmel hinan gebaut. Mit dieser Kirche, die durch ihre Erinnerungen und ihre Kunstwerke ein wahres Heiligthum unserer rheinischen und deutschen Geschichte bildet, verband sich ein großer Kreuzgang, reich mit alten Bildwerken verziert. Der altersgrauen, tausendjährigen Kirche zur Seite, auf dem Ka-

storhof und in der St. Kastorstraße standen, längst Mosel und Rhein, die Wohnungen der Capitelherren des Collegiatstiftes, und unweit davon ein Seminarium und ein von der frommen Mildthätigkeit der Vorzeit mit Einkünften reichlich versehenes Waisenhaus. Das war die nächste Umgebung des älterlichen Hauses.

Weiter landeinwärts, im Rücken der Stadt, wo die Rhein- und Moselberge sich verbinden, und einen die beiden Thäler weithin beherrschenden Vorsprung bilden, dort, wo nun die Feste Constantin die Höhe krönt, damals der Beatusberg genannt, erhob sich dem Ehrenbreitstein gegenüber mit der herrlichsten Aussicht eine andere Feste — geistlicher Betrachtung und Selbstbeherrschung geweiht — eine wohlgebaute Karthause. Ein Bürger von Koblenz, der nach dem gelobten Lande gepilgert, hatte die Stationen des Leidensweges den Beatusberg hinan gestiftet. Oben, unmittelbar unter der Karthause, weithin den Rhein auf und ab sichtbar, erhob sich eine heilige Grabkapelle zum heiligen Kreuz, nach dem Vorbilde des heiligen Grabes zu Jerusalem erbaut.

Solche Eindrücke empfing das Auge, wenn man von dem älterlichen Hause an den nahen Fluß trat und umherblickte.

Und wie in diesem Abbilde des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation das Geistliche mit dem Weltlichen sich innigst verband und verschlang, wie die kriegerische Feste, der Ehrenbreitstein, mit seinem mörderischen Geschütz auf dem rechten Rheinufer, und die heilige Stätte fastender und betender Karthäuser auf dem linken friedlich zu einander herüber sahen, und das geistliche Fürstenschloß und die gewerbsame Bürgerwelt der Stadt bewachten: den gleichen gemischten Charakter trug auch das Leben, das sich in jenen Zeiten auf dem Fluße und an seinen Ufern vor den Augen hin bewegte. Bald fuhren von Holland kommend die stattlichen Handelsschiffe rheinaufwärts, von dreißig und vierzig Pferden gezogen; bald glitten die großen Flöße von unabsehbarer Länge stromabwärts, eine kleine Welt für sich mit Hütten wie ein Dorf versehen, von 150 und 200 Ruderknechten bedient, und von vier Steuerleu-

ten auf vier hohen Tribünen geleitet; bald wieder bewegten sich die Bittgänge der Gläubigen in langen Zügen die Ufer entlang, oder die Pilger kamen, heilige Lieder singend, auf grüngeschmückten Schifflein mit Kreuz und Fahnen den Fluß hinabgeschwommen; sie hatten das Grab der heil. Hildegard, oder das Gnadenbild zu Bornhofen begrüßt, und zogen hinab, ihre Andacht bei dem Grabe der heiligen drei Könige in Köln zu verrichten, oder die Heiligthümer in dem Dome Karls des Großen zu Aachen oder an hundert anderen Wallfahrtsorten des Landes zu verehren. Und wieder zogen kaiserliche Truppen mit klingendem Spiel, und den Reichsadler in der Fahne, aus den österreichischen Vorlanden am Bodensee und dem Oberrheine das Thal hinab in die österreichischen Niederlande; oder die Kurfürsten begaben sich mit stattlichem Gefolge nach Frankfurt, dort den Kaiser zu küren, während die Kaufherren mit ihren Waaren von den Messen von Frankfurt und Nürnberg heimkehrten.

Das war die rheinische Erde, worauf seine Wiege gestanden, das waren die Bilder, die sie umwoben; und in dieser rheinfränkischen Heimath und in dem Stamme, der sie bewohnte und ihr sein Gepräge aufgedrückt, wurzelte er im lebendigsten Sinne des Wortes. Konnte ja Niemand die Bedeutung des heimischen Bodens und der Abstammung tiefer auffassen, als er.

In seinen historischen Forschungen war es stets sein eifrigstes Bemühen, die Eigenschaften der Stammväter und Stammältesten noch in den spätesten Enkeln aufzufinden, und das geheimnißvolle Band gegenseitiger Wechselwirkung, das sich zwischen einem Volke und der von ihm bebauten und bewohnten Erde schlingt, nach allen seinen Beziehungen zu ergründen.

Die Gemeinschaft des Blutes, die Gemeinschaft der Sprache, die Gemeinschaft der Erinnerungen und Ueberlieferungen, die Gemeinschaft der Sitte und Lebensweise, die Gemeinschaft des lebendigen Verkehres, und endlich die Gemeinschaft des Glaubens und der ganzen Welt- und Lebensanschauung drück-

ten, dieser seiner Auffassung gemäß, jedem Sprößling eines Stammes mehr oder minder den gleichen gemeinschaftlichen Stammcharakter, die gleiche Physionomie, geistig und leiblich auf.

Die Luft seiner Heimatherde, die er athmete; der Wein ihrer Reben, das Wasser ihrer Quellen, die er trank; das Brod ihrer Aehren und die Früchte ihrer Bäume, die er aß: sie wurden in dem Sohne dieser Erde, den sie später in ihrem Schooße aufnahm, Fleisch und Blut. Und die Bilder ihrer Berge und Thäler, ihrer Seen und Flüße, ihrer Fluren und Einöden, ihrer Felsen und Wälder, ihrer Blumen und Kräuter, ihres Himmels und ihrer Sterne, die sich täglich den Augen ihres Bebauers darstellen, sie bildeten seine geistige Nahrung, von ihnen empfing der Geist, dem sie sich einprägten, sein Gepräge, und sie erfüllten ihn bei seinem Sinnen und Wirken mit ihrem Geiste, während er diese Erde wiederum mit den Schöpfungen seines Geistes erfüllte und zu seiner Wohnung zurechtrichtete. Hierin bestand in Görres Augen jenes geheimnißvolle Wechselband zwischen einem Volke und seinem Lande, und in dem Geiste dieser Anschauungsweise erkannte er, daß bestimmte Länder gleichsam durch Wahlverwandtschaft für bestimmte Völker vorbestimmt seien, daß sie sich nur hier, ihrem Stammcharakter gemäß, heimisch fühlen und das Ruheziel ihrer Wanderungen finden könnten.

Traf er darum mit einem Fremden zusammen, oder machte er eine kleinere oder größere Reise, so pflegte er den Begegnenden mit forschendem Blicke in die Augen zu sehen, ihre Gesichtszüge, ihren Körperbau, ihren Gang und ihre Haltung zu prüfen und auf den Laut ihrer Sprache zu lauschen, um daraus ihren Volksstamm, dem sie *entsprossen*, und das Land, in dem sie *gewurzelt*, zu errathen.

Und er selbst war das lebendigste Beispiel dieser seiner Anschauungsweise.

Wie weit auch sein forschender Geist, Klarheit und Wahrheit, Weisheit und Friede suchend, sehnsuchtsvoll über Länder

und Meere unermüdet dahin fuhr, wie tief er sich in die unerforschten Abgründe menschlichen Wissens versenkte, wie hoch er über die Sterne zum unsichtbaren göttlichen Lichte sich aufschwang: so war doch Niemand ferner von jenem todkalten, charakterlosen Kosmopolitismus, der wie ein fluchgetroffener Ahasverus freudelos und heimathlos umherirrt. Niemand konnte vielmehr fester an der Stelle haften, wohin ihn die göttliche Vorsehung gestellt, als er; auf ihr fußend und in ihr wurzelnd, sah er sie als die heilige Werkstätte seines Berufes an, und ihre Leiden und Freuden theilend, gehörte zunächst ihr, deren Muttersprache er redete und verstand, seine Kraft an, bis sich sein Wirkungskreis erweiterte, und ihn höhere Pflichten anderwärts hin führten.

Als daher in späteren reifen Jahren die despotische Ungerechtigkeit der preußischen Regierung Friedrich Wilhelms III. in ihrer engherzigen Verblendung ihn von Haus und Hof an dem heimischen Rheine wie einen Hochverräther verjagt, und der treueste Verfechter deutscher Sitte und Ehre die deutsche Erde wie ein Verbrecher fliehen mußte: da erzählte er, wie ich mich dessen noch sehr deutlich erinnere, in den ersten Nächten, die er in Straßburg, das ihn gastlich aufgenommen, geschlafen, sei ihm im Traum lebhaft das Gefühl gewesen, wie einem Baume, den eine Hand gewaltsam mit seinen Wurzeln aus der Erde gerissen, und der nun schwankend und schmachtend in der Luft hange!

Und wieder — es mochten seitdem etwa zwanzig Jahre vergangen seyn, — als er in München mit seinem Landsmanne, dem Fürsten Metternich, zusammenkam, sagte er zu diesem, den er in seiner Kinderzeit in Koblenz gesehen, indem er sich beurlaubte: „Nichts hat mich an Eurer Durchlaucht so sehr gefreut, als daß Sie noch ganz, selbst in der Sprache, der alte Rheinländer und Koblenzer geblieben sind.“ — Der Fürst durch dieses ungewöhnliche Compliment überrascht, antwortete lächelnd: „Aber auch Sie haben in ihrer Aussprache noch ein

schönes Residuum unserer Vaterstadt bewahrt. Wir verstehen uns beide."

Diese rheinische Zunge redete auch sein Rheinischer Merkur, wie er es selbst in seinem ersten Blatte von sich verkündete, sprechend: „Auch die Länder diesseits des Rheines" (auf seinem linken Ufer) „haben seit dem Beginne der geschriebenen Geschichte dem teutschen Stamme angehört; öfter ihre Regenten wechselnd, haben sie durch alle die Jahrhunderte Sitte, Sprache, Nationalcharakter unverändert beibehalten. Wir möchten in unserem Unternehmen diese rheinische Zunge im großen teutschen Orden, so viel an uns ist, wieder herstellen und ihr wieder Sitz und Stimme verschaffen im Rathe der Brüder." Und an einer anderen Stelle, wo er die Jugend des Rhein- und Mosellandes in den Kampf gegen den fremden Zwingherrn aufruft: „Ganz Teutschland ehrt und achtet mit Vorliebe die Bewohner des schönen Rheines, die Mosellaner, die an der Saar und alles, was sonst in unsern Gauen lebt und drängt; überall, wo wir erscheinen, werden wir mit Herzlichkeit und Liebe aufgenommen; man hat Freude an unserm Wesen und erkennt uns für Deutsche vom Kern des Landes, und es war ein tiefer Schmerz für das gesammte Volk, als man uns eine Zeit von ihm abgerissen. Und diese Ehre sollten wir verscherzen? — Nein, wie vorhin, als das teutsche Reich noch in alter Herrlichkeit geblüht, so müssen auch jetzt Schwaben, Pfälzer und alles, was den Rhein hinunter wohnt, in allen teutschen Schlachten die Vorhand wieder sich gewinnen: denn der Rhein ist Teutschlands hochschlagende Pulsader. Darum auf ihr Jünglinge in allen diesen Landen! Teutschland soll wissen, daß ihr nicht vom alten Stamme entartet seyd."

Allein damals, im Jahre 1776, als die Wiege des rheinischen Merkurs noch in der Rheinstraße zu Koblenz stand, da stockte dieß Blut, das einst so feurig gewallt, in den Adern des deutschen, wie des rheinischen Volkes. Trüb brannte das Licht im Heiligthum. Es war eine dicke, drückende, erschlaf-

fende Luft, die schwül und dumpf diese Wiege umgab. Der sich selbst anbetende Verstandesdünkel in der modernen protestantischen Literatur und die französische Liederlichkeit und Gottlosigkeit sollten auch am Rheine eine für die Sichel und das Feuer reife Saat finden.

Unverstanden, vernachlässigt und dem Ruine preisgegeben, oder von dem geistlosen Ungeschmack der Zeit übertüncht, überladen, verunstaltet und verschnörkelt spiegelten sich trauernd die Denkmäler der Vorzeit in den Fluthen des Stromes. Der alte katholische Geist, der sie geschaffen, er war in den kleinen Nachkommen großer Vorfahren vielfach erstarrt und erkaltet, und siechte selbstvergessen und gedankenlos dahin im Schlamme feisten Wohllebens von niedrigen, kleinlichen, armseligen Leidenschaften und Intriguen verzehrt. Die böse Alte, die selbstsüchtige Philisterei, hatte die himmlische Königstochter mit dem Schlafdorn gestochen, und sie lag mit ihrem Hofgesinde in schwerem Schlummer von wucherndem Unkraut umwachsen.

Und das alte heilige Reich bot keinen erfreulicheren Anblick als die Kirche, damals, als Joseph II. auf dem Stuhle Karls des Großen saß, und der Schüler und Busenfreund der Patriarchen der französischen Revolution, der Verächter deutschen Wesens, Friedrich II. (Berliner Großsprecherei nennt ihn den Einzigen) den preußischen Scepter führte. Ein norddeutscher Protestant hat diese Zustände am Vorabend der französischen Revolution also geschildert: „Alle Größe im politischen Leben des deutschen Volkes war erstickt; Niemand fühlte sich als Glied eines großen Ganzen, für welches man leben und sterben müsse; an die Stelle des Volksgefühls war Nichtachtung des Heimischen und zwecklose Theilnahme für die Erscheinungen der außerdeutschen Politik getreten, welche sich im Laufe der Revolution in einzelnen Städten, wie Hamburg, in verblendeter Bewunderung des Robespierre und in Freude über die Verluste der deutschen Heere äußerte. Die Politik der Höfe des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich als ein vollendetes System der Selbstsucht ausgebildet,

mungen ihrer eigenen Idee bis auf die letzte Erinnerung vergessen hatten, als Bildung zur Humanität und cosmopolitische Gesinnung."

„Nicht kann ferner diese Philisterei uns frommen, die ohne Weltansicht im Erkennen alles Höhere mißversteht; im Handeln aber ohne Würde dem Engsten, Kleinlichsten sich ergibt, und nirgendwo das Verhältniß von Ursache und Wirkung durchschauend, durch das Gewöhnlichste sich verwirren, und zu übereilten Handlungen hinreißen läßt. Nicht mag fördern das Werk der Zeit jene steife, ungelenke Pedanterie, die in Allem nur nach strenger Methode verfahren will, und darum bei jeder Ueberraschung, und in allen wichtigen Dingen, wo die Regel verrätherisch ihren Sclaven im Stiche läßt, unversonnen sich nicht zu helfen weiß. Jener Geist, der mit uns zu ringen herabgefahren, wenn wir noch ferner im Kampfe mit ihm wie lahme Invaliden uns gebährden, wird, statt uns zu stärken für die kommende Zeit, uns niederwerfen mit Schande und Beschämung, und dann hohnlachend von dannen ziehen."

„Nicht flache, abgegriffene und verschlissene Höflinge, die die Unbedeutendheit treiben wie ein Studium, und das Richtige wie ein Geschäft, kann fortan die Geschichte brauchen; nicht Minister, die sich nur an's Ende der langen Bank der Schreibergesellen niederlassen, und von dort aus nur die Buchstaben, aber nicht Welt und Leben zu beherrschen wissen; nicht Feldherren, die die Scheide höher halten, dann das Schwert, die Kuppel und ihre Trotteln aber für das Höchste, das auf Erden ist; nicht Beamte und Kriegsleute, denen alle Kraft in der Dressur aufgegangen: rüstige, gewandte, vielversuchte Menschen fordert sie von uns, die Geist und Leben sich bewahrt, und die Ansprüche der Zeit mit der Person bezahlen, und die Formen achten nach ihrem Werth, aber ihnen nicht sclavisch dienen; Männer, die muthig des raschen Rosses Rücken zu beschreiten wissen, und seinen wilden Muth zu lenken."

„Wohl ist es eine der Aufgaben der Zeit, jenes ruhige, behagliche Wohlbefinden der Masse, als den sichern Grund des künftigen öffentlichen Lebens wieder herzustellen; aber damit soll keineswegs jene laue Gleichgültigkeit, jene theilnahmlose Unbekümmerniß, jene flache Trivialität der Gesinnungen, jene klägliche Nüchternheit wiederkehren; und am wenigsten wollen wir jene Flickschusterei der vorletzten Zeit ohne Idee und Adel der Gesinnungen, ohne Kraft, Würde, bloß durch einen verdumpften Rechtsbegriff im besten Fall geleitet, uns zum Vorbild nehmen. Jene Cabinetswillkür, die in Italien zuerst ersonnen, in Frankreich aber vor den Andern praktisch ausgeübt, von da in jener Zeit nach Teutschland herübergepflanzt wurde, kann uns den gemessenen Willen, der frei ist, weil er dem Gesetz gehorcht, und stark, weil er sich in seinen Gränzen hält, keineswegs ersetzen. Jene Finanzschwindeleien, die Europa zu Grunde gerichtet, werden dadurch nicht gebessert und zu liberalen Institutionen umgewandelt, wenn man nicht durch Nachlaß, sondern durch Mehranziehen Gleichheit in sie bringt; noch wird der Geiz, wenn er gleich dem Roste sich anzuhängen pflegt, dadurch eine alterthümliche Idee und ein würdiges Regierungsprincip. Nicht ferner mag eine Ordnung der Dinge sich behaupten, wo Pflichten und Rechte nicht gleichmäßig in denselben Institutionen und Persönlichkeiten sich vereinigen, sondern vielmehr gesondert an verschiedene Träger sich vertheilen wollen; nicht länger mehr mag jene persönliche Dienstbarkeit bestehen, als die freie wohlverständigte Einwilligung sich ihr freiwillig unterzieht."

„Nicht darum hat die Zeit nach der Rückkehr des Alten sich gesehnt, daß man es ihr, da wo es der Willkür und dem Interesse Vortheil bringt, wie größtentheils im Norden, mit Gewalt und in allen seinen Verderbnissen aufdringe, da aber, wo es Beiden Eintrag thut, wie z. B. in Würtemberg geschehen, ihr vorenthält. Der Zauber der bösen Besprechung, die aus der Fremde hergekommen, und alle Kraft Teutschlands gebunden hielt, ist abgelaufen, und es will nicht ferner Theil

haben an dem Segen des Isaschar des Sohnes Jakob, daß es sei wie ein Esel unter Säcken."

Das war die Fäulniß, die ihn bei seiner Geburt anwehte, und in dem Maße, als sein Geist im Kampfe gegen die bösen Gewalten seiner Zeit erstarkte, und sein Blick, der prüfend Vergangenheit und Gegenwart verglich, sich schärfte und zurechtfand, ward er mit um so größerem Schmerze dieser Ermattung und Verkommenheit seines heimischen Volksstammes inne. In seiner Länder- und Völkerschau zur Zeit des Fürstencongresses von Verona 1822, wo er die deutschen Stämme der Reihe nach durchgeht, ruft er daher, den Blick der Heimath zugewendet, klagend: „Und nun endlich die Franken bei Rhein und Main! Sie hatten in ihrer Gesetzessammlung nicht mit Unrecht von sich gerühmt: Gens Francorum inclyta, auctore Deo condita, fortis in armis, firma pacis foedere, profunda in consilio, corpore nobilis et incolumis, candore et forma egregia, audax, velox et aspera, immunis ab haeresi dum adhuc teneretur a barbarie, inspirante Deo inquirens scientiae clavem, juxta morum suorum qualitatem desiderans justitiam et custodiens pietatem *); und wie ist es nun um sie bestellt! Zerrissen und getheilt .... haben sie die eigene Abkunft und die Geschichte ihrer alten Zeiten nahe ganz vergessen, und es kaum gefühlt, als sie dem Lande (Frankreich)

---

*) Hermann Müller, den dieselbe preußische Regierung, die vor fünfunddreißig Jahren den Rheinischen Merkur durch Kabinetsordre unterdrückt, jüngst aus Köln von der Redaction der Rheinischen Volkshalle weggewiesen, hat in seiner Lex Salica Seite 1 den Anfang dieses alten Frankenspruchs also alliterirend übersetzt:

Der hehre Stamm der Franken, Gepflanzt von Gotteshand,
In Waffen ohne Wanken Und stark durch Friedensband,
An Rathe nie versagend, Durch edles, reines Blut,
Durch Bau und Blüte ragend, Durch frischen, festen Muth.

dienstbar wurden, das ihre Väter einst beherrscht, und das seinen Namen von dem ihrigen entlehnt."

Hatten sich inzwischen auch die geistigen Springquellen des Lebens, in der Schwüle des Zeitalters ermattet, in sich zurückgezogen, so war doch noch nicht alle Erinnerung an die frühere Hoheit und Kraft erstorben. In der stillen Tiefe schlummerte noch ein Lebensgeist, den erst später der Feuerhammer des Unterdrückers mit gewaltigen Schlägen aufspringen machte. Oder wie er in der Adresse der Stadt Koblenz und der Landschaft an den König es 1818 dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg zu Gehör sprach: „Es lebt eine dunkle Erinnerung im Geiste des rheinischen Volkes fort von dem, was der Rhein in der teutschen Geschichte bedeutet: wie in den Zeiten vor der Geschichte die Trevirer aus der Mitte Belgiens bis an die Schweiz geherrscht; wie von Austrasien her, das alte Gallien bezwungen worden; wie Rheinfranken in den Karolingern der Welt ihre Herren und Teutschland ein großes Kaisergeschlecht gegeben; wie die rheinischen Kurfürsten Teutschland stark gemacht, indem sie durch kluge Wahl ihm Jahrhunderte lang eine Reihe der trefflichsten Kaiser ausgefunden; wie am Rheine alle Künste gediehen und das Haupt, die geistige Höhe und Blüthe des Reichs sich entwickelt hatte, als in den Extremitäten Avaren und Hungarn noch Oesterreich überzogen, und Wenden und Slaven bis zur Elbe in Preußen herrschten; wie in allen Jahrhunderten große Fürsten und Kirchenprälaten, Staatsmänner und Feldherren, Schriftsteller, Dichter, Baumeister, Maler und Künstler jeder Art von dort ausgegangen; und wenn in den letzten Zeiten ein Stillstand darin eingetreten, es darum geschehen, weil das Ganze und die Herrlichkeit des Reiches, worauf allein diese Bildung sich angewiesen gefunden, in sich erstorben und zerfallen war."

Das schrieb er nach den Jahren der Befreiung, da der deutsche Geist das äußere Joch abgeschüttelt. Seine Kindheit aber fiel in jene Zeit der Erschlaffung, der Auflösung und Zersetzung, die unmittelbar der großen Sündfluth voranging,

welche an den Fürsten und Völkern die Sünden von Jahrhunderten rächte. Dem kleinlichen, weichlichen, eigensüchtigen Schlaraffenleben sollte erst der wilde Rausch und dann die furchtbaren Gräuel der Revolution folgen. Eine solche Zeit mit ihrem heißen Gifthauche war eine arge Rabenmutter für das in ihrem Schooße aufwachsende Geschlecht; kaum Einer, der nicht die Narben ihrer Schlangenbisse getragen.

Indessen war es gerade der Anblick einer solchen entarteten Zeit, die, nachdem sie die letzten Zügel von Zucht und Sitte abgeworfen, sich in wilder Raserei selbst zerfleischte — der Anblick dieses Kampfes der Mächte der Finsterniß gegen Gott und seine ewige Ordnung war es, der ihn in sein Inneres einkehren gemacht, sein Auge dem Höheren zugewendet, und alle edleren und höheren Gefühle und Triebe in ihm aufgeweckt und zum Kampfe bewaffnet hatte. „Der Lauf der Begebenheiten", so spricht er sich selbst darüber aus, „wie er fortdauernd sich entwickelte, eben jener stäte Kampf guter und böser Mächte in unheimlicher Nähe; jenes ewig bewegte Meer, in dem unaufhörlich eine Nichtigkeit um die andere sich im Wellenschlag erhebt und wieder zerfließt; jenes bestandlose Treiben bloß eigensüchtiger Triebe, die die Menschen wie die Winde den Staub der Wüste aufheben, sie eine Zeit lang im Wirbel drehen, und sie dann an die andern Sanddünen anwerfen; das hatte alle Gemüther, denen noch ein Trieb einwohnte, sich selbst im Gedränge festzuhalten, zur Einkehr in sich getrieben, um dort den festen Standpunkt aufzusuchen, den die wankende, wogende Erde nicht bieten wollte."

Allein gar oft mußte er sehen, wie eine rächende Nemesis den Mächten der Zerstörung den Sieg gestattete und, nachdem er seine beste Kraft in dem ungleichen Kampfe erschöpft, in ruhiger Ergebung geschehen lassen, was er nicht ändern konnte. Die Revolution und ihr Anhang, der wilde wie der zahme, haßte ihn als ihren tödtlichsten Feind; die Fürsten, deren souverainer, eigensüchtiger Willkür er einen ernsten Spiegel ihrer

Pflichten vorhielt, die er an ihre Gelöbnisse mahnte und denen er das nahende, wohlverdiente Verderben voraussagte, hörten sein Mane Tekel Phares mit tauben Ohren, oder ließen den freimüthigen Bußprediger das Mißbehagen ihres bösen Gewissens entgelten, und so war sein eigen Loos, wie das seiner besseren Zeitgenossen, von der Wiege bis zum Grabe: kämpfen, tragen, dulden. Er nahm es ohne Klagen und Murren, einer höheren Vergeltung gewärtig, mit unerschütterlicher Gemüthsruhe hin.

Wie er daher in dem Kreise seiner nächsten Umgebung keinen gefunden, der mit reifer Erfahrung und hervorragenden Geistes ihm ein Führer gewesen wäre, ihn die Geister unterscheiden gelehrt und für den Kampf tüchtig gemacht hätte: so wurde er auch in weiterem Kreise nicht von seiner Zeit getragen und gehoben; sie drohte ihn vielmehr mit übermächtiger Strömung in den Abgrund ihrer Irrthümer, Thorheiten und Verbrechen hinabzureißen. Er mußte mit der entzügelten Bacchantin kämpfen und ringen, und gleich so manchem seiner Zeit- und Jugendgenossen einen Theil seiner besten Jugendkraft dazu verwenden, der bösen Einflüße sich zu erwehren, und sich in den herabziehenden Wirbeln der Zeit oben zu erhalten. Wir, die wir mit leichter Mühe Weisheit und Tugend predigen, wir stehen dießseits dieser Fluthen, und vergessen es nur zu leicht, daß wir es denen, die damals gekämpft und in dem Kampfe ihre Kraft aufgerieben, zu verdanken haben, wenn uns die Fluthen nicht verschlangen.

So durch die Constellation der Gestirne bei seiner Geburt in jeder Hinsicht auf sich hingewiesen, mußte er sich selbst seine Zweifel lösen, seine Kämpfe in dem verschlossenen Inneren auskämpfen und sein eigener Lehrer und Erzieher werden; und so bildete sich jene in sich geschlossene Unabhängigkeit und Selbstständigkeit seines Charakters aus.

Von früh auf genöthigt und gewöhnt, sich selbst zu genügen und sich selbst zurechtzufinden, und Zeuge einer Zeit, die den Mißbrauch der Gewalt strafend, zuerst die Macht der

Mächtigen zerbrach, und dann die Thorheit der Menge in ihrer Nacktheit zeigte, wie sie als blindes, jeder Verführung preisgegebenes Werkzeug den Auswürflingen der Menschheit trunken folgte, mußte er für die Gunst und Ungunst der Mächtigen, wie für das Lob und den Tadel der Menge, oder das, was man öffentliche Meinung und Zeitgeist zu nennen beliebt, auf seinem einsamen Pfade gleichgültig und fühllos werden.

Von Kindheit an schon einem in sich gekehrten Denken zugewendet und seine Welt in sich tragend, trat er so der äußeren Welt selbstständig und gepanzert gegenüber, und ließ sich von ihr weder in seinem Thun, noch in seiner Ueberzeugung und allem, was er für wahr und recht erkannte, im mindesten irren. Ja es machte ihm sogar Vergnügen, wenn sie etwas in ihrer Selbstüberhebung verächtlich bei Seite geworfen oder in den Staub getreten hatten, es prüfenden Blickes aufzuheben, und wenn er seinen Werth erkannte, es mit treuer Hingebung zu pflegen, und die gute Lanze seines Wortes ruhig und unerschrocken zu seinem Schirme einzulegen. Je mehr sie ihn dann anfeindeten und verhöhnten, um so heiteren Sinnes hörte er ihnen zu, weil er daran erkannte, daß sein Speer das Ziel getroffen.

Aus diesen Umständen, wie sie über seine Geburt und Jugend gewaltet, bildete sich auch jene Liebe zur Einsamkeit, in welcher er seinen Gedanken und Studien um ihrer selbst willen nachging, und aus der er nur ungern, wenn er sich einer höhern Pflicht nicht entziehen konnte, heraustrat.

Was er übrigens für sich in Anspruch nahm, das gewährte er auch bereitwillig Anderen; denn der Spruch: „Recht nehmen und Recht geben", galt ihm hierin, wie in allen übrigen Verhältnissen, heilig. Wer ihn in seinem stillen Sinnen und Forschen nicht störte, der konnte sicher seyn, nicht von ihm gestört zu werden. Er hatte an diesem von der Welt und ihrem Treiben abgeschiedenen Forschen sein Genüge, und hätten ihn nicht die Stürme der Zeit hinaus in die Oeffent-

lichkeit, in das Gewühl des Marktes und den Kampf der Parteien geschleudert, seiner eigenen Neigung nach und um äußerer, selbstsüchtiger Zwecke willen wäre er sicherlich nicht herausgetreten, wie er denn auch immer heiteren Muthes in diese Abgeschiedenheit seiner Muße zurücktrat, wenn sein Beruf es nur irgend gestattete.

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit noch sehr gut eines charakteristischen Wortes, das er einmal gelegentlich gesprochen. Es war ein schöner Morgen am Rhein, mein Vater schaute aus den Fenstern unseres Hauses zu Koblenz hinaus in das Sonnenlicht und das lachende Thal, und hinüber nach den duftigen Rheinbergen, nach den Ruinen von Stolzenfels und der schweigenden Karthause, und dem Kloster auf der Rheininsel: da ritt eben unten ein preußischer General an unserem Garten vorüber, ein achtbarer, gutmüthiger Mann, aber eben nicht ausgezeichnet durch den Reichthum origineller Gedanken. Der Offizier hielt still, grüßte den Vater und erzählte ihm, wie er eben eine Reise nach Trier, und ich weiß nicht wohin gemacht, und wie er da seine Gedanken ausgetauscht, und der Vater möge sich doch auch auf den Weg machen, um seine Gedanken auszutauschen, was eine gar angenehme und nützliche Unterhaltung sei. „Was mich betrifft", erwiderte mein Vater, „so behalte ich meine Gedanken am liebsten für mich", — worauf der General seines Weges weiter ritt.

Wenn er übrigens seine Wege ging und die Welt die ihrigen gehen ließ, und bei dem Gedankenaustausch mit alltäglichen Menschen wenig Gewinn für sich hoffte: so war er doch sehr entfernt von aller Menschenverachtung oder geringschätziger Selbstüberhebung. Niemand konnte im Gegentheil anspruchsloser seyn und weniger aus sich selbst machen. Er konnte Stunden lang mit den unbedeutendsten, langweiligsten Menschen auf- und abgehen, wenn sie ihn um seinen Rath oder um irgend eine Auskunft baten. Mit unerschöpflicher Geduld hörte er ihre unerquicklichen, endlosen Reden und Auseinander-

setzungen an, um ihre verschiedenen Fragen zu beantworten, ihre Zweifel zu lösen, ihre Irrthümer zu berichtigen. Dabei machte er nicht den geringsten Unterschied zwischen dem Vornehmsten und Geringsten, dem Reichsten und dem Aermsten. Auch der verletzende Eigendünkel aufgeblasener Hoffart und Unwissenheit, die mit gerümpfter Nase geringschätzig auf ihn herab sah, während er sie weit überschaute, konnten ihn nicht aus seiner ruhigen Fassung bringen; noch weniger vermochten zornige Drohworte, wenn sie auch von der materiellen Gewalt gegen ihn ausgesprochen wurden, auf ihn den mindesten Eindruck zu machen.

Je ungebärdiger die Wuth sich selbst vergaß, um so ruhiger sah er ihr in die zornig aufgerissenen, funkelnden Augen, und mahnte sie an Recht und Schicklichkeit. Das war das innere Ebenmaß, die Selbstbeherrschung, die er in maßlosen, zügellosen Zeiten über eine feurige, energische Natur errungen.

Während noch der rheinische Merkur erschien, kam einst ein sächsischer höherer Offizier außer sich vor Zorn über einen Artikel des freimüthigen Blattes zu ihm gerannt, und stieß, die Hand an den Degen schlagend, entehrende Schimpfworte gegen ihn aus. Ohne sich im mindesten hiedurch einschüchtern zu lassen, hielt er die flache Hand vor den Mund und sprach: „Die Schimpfworte, die Sie mir da zugeschleudert, setze ich auf diese flache Hand und blase sie ihnen wieder zurück.“ Den Degen fürchtete er nicht.

Viel eher konnte der zu seinem Ziele gelangen, der auf seine arglose Gutmüthigkeit sündigte, die gern von den Menschen das Beste dachte, und nur widerstrebend ihnen eine Bitte versagte, oder ihren verkehrten Wünschen und Schritten feindlich entgegentrat.

Wie auch seine Ansichten übrigens sich ändern mochten, berichtigt und gereift durch die Erfahrungen lehrreicher, sturmbewegter Zeiten, in Einem blieb er sich von der Wiege bis

zu seinem Sterbebette gleich, daß ihm die Sache Alles, und die eigene Persönlichkeit wenig oder nichts galt.

Wie er in seiner Schrift: „In Sachen der Rheinprovinz und in eigener Angelegenheit“, die er, vom heimischen Boden vertrieben, in der Fremde schrieb, es selbst gesagt und auch in seinem Leben und in allen seinen Schriften bewiesen, er empfand einen „unbezwinglichen Widerwillen, von dem, was seine Persönlichkeit betraf, viel Redens zu machen.“

Auf das, was Andere über ihn redeten und schrieben, Lob wie Tadel, legte er in der Regel ebenfalls gar wenig Gewicht, wenn er nur mit sich selbst über die Sache einig war. Dicke Bücher, die über ihn geschrieben wurden, hat er manchmal erst viele Jahre nach ihrem Erscheinen gesehen, oder gar nur ihren Titel aus den Katalogen kennen gelernt; und je grimmiger der verblendete Parteihaß darin gegen ihn raste und seine Ehre mit den giftigsten Verläumdungen begeiserte, um so weniger fochten sie ihn an: sie waren unfähig, seinen Zorn oder Unwillen zu erregen; häufig machte er einen gutmüthigen Scherz darüber, oder entschuldigte noch gar ihre Verfasser; nie fiel es ihm ein, sich dagegen auch nur mit einem Worte zu rechtfertigen, oder gegen unwürdige Gegner und mit unwürdigen Waffen zu streiten. Es war, als ob Hunde den Mond anbellten, so wenig rührte ihn das wüthigste Parteigeschrei.

Tagebücher, in denen er seine Erlebnisse und Begegnisse, den Gang seiner Studien, seine Geistesentwicklung und seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aufgezeichnet hätte, hat er, in seiner Anspruchslosigkeit wenig aus sich machend, nie geführt.

Nie müßig, immer thätigen Geistes, stets forschend und beobachtend, und das Beobachtete prüfend, vergleichend und in sich verarbeitend, und dabei von hundert aufblitzenden Gedanken durchzuckt, hat er doch niemal diese flüchtigen Gedankenblitze, wenn sie nicht zu der begonnenen Arbeit gehörten, son-

dern ihm nur zufällig kamen, aufgezeichnet. „Dadurch, daß ich es unterlassen habe", sagte er einst,[4] „ist mir in der That Vieles verloren gegangen." Einigen Ersatz dafür bot ihm freilich sein wunderbares Gedächtniß, das mit seinem ganzen geistigen Seyn innigst zusammenhing.

Empfänglich und theilnehmend an Allem, was nur irgend in sein Bereich kam, keine ernste Sache leicht und oberflächlich behandelnd, waren seine Eindrücke tief und lebendig, und prägten sich so auch seinem Gedächtniß mit unauslöschlicher Frische und Lebhaftigkeit ein.

Bei einem unausgesetzten Studium, das mit den ersten Jahren der Kindheit begann und mit seinem letzten Athemzuge endete, das alle Gebiete menschlichen Wissens und Strebens, alle Zeiten und Welträume, das Sichtbare und das Unsichtbare, gleichmäßig umfaßte, ist es unglaublich, welchen unermeßlichen Schatz von Kenntnissen und Daten dieß Gedächtniß umschloß. Und jeden Augenblick stand ihm die ganze Fülle seiner Erinnerungen zu Gebot. Beschäftigte ihn irgend ein Gegenstand oder ein Gedanke, so tauchte in seiner Erinnerung alles damit Verwandte auf, und bot sich ihm willig zur Vergleichung und Combination dar. Landschaften, Bilder und Kunstwerke, die er vor Jahren gesehen, Personen, mit denen er in frühester Zeit verkehrt, standen ihm lebendig vor der Seele. Nach dem einmaligen Durchlesen einer Schrift kannte er ihren vollen Inhalt auswendig; die persische Sprache erlernte er noch in reiferen Jahren; nach kurzer Vorbereitung konnte er seine Vorträge an der Universität in freier Rede halten, sie mochten eine noch so große Masse verwickelter Verhältnisse, noch so viele Dinge und Personen umfassen; nie ließ ihn sein Gedächtniß im Stich, nie brach der Faden seiner Rede ab.

Wären alle Bücher der Geschichte und Geographie und die Ergebnisse der Naturwissenschaften sammt der Erinnerung verloren gegangen: er hätte alles Wesentliche aus seinem Gedächtniß herstellen können.

Hatte er in einem Buche eine Stelle gelesen, die einen bedeutsamen Inhalt oder genialen Gedanken enthielt, wovon er einmal Gebrauch machen wollte, so konnte er sie zwanzig Jahre in der Erinnerung tragen, bis er sie wirklich anwandte, und dann, wo er sie suchte, wieder fand.

So war es ihm auch möglich, daß er bei seinen Schriften erst den Gegenstand in seinem Geiste völlig ausarbeitete, und dann ganze Bogen in einem Zuge unmittelbar, wie sie aus der Erinnerung floßen, niederschrieb, ohne einen Satz oder ein Wort zu ändern.

Es war, als läse er in einem unsichtbaren Buche, was er auf das sichtbare Papier niederschrieb; und das konnte er unter dem größten Lärm seiner Umgebung, während der lebhaftesten Gespräche der Anwesenden thun, ohne daß es ihn im mindesten störte; eine solche Kraft hatte sein gesammeltes, in sich gekehrtes Denken gewonnen. Und doch hörte er nebenbei, was gesprochen wurde, und sprach mitunter auch, während er schrieb, mit hinein.

Auch für seine Sprache und Schreibart war dieß Gedächtniß, verbunden mit seiner schöpferischen, bilderreichen Phantasie, von hoher Bedeutung. Alle wissenschaftlichen Kunstausdrücke, selbst die fremdklingendsten und seltensten, waren ihm gleich geläufig. Den Volksgeist, der die Sprache geschaffen, in sich tragend, schöpfte Er einer Seits aus diesem lebendigen Brunnquell neue und eigenthümlich gebildete Worte und Ausdrücke, auf der andern Seite aber sich nicht minder der alten und ältesten Kernworte und Kernsprüche, und der alterthümlichen Sprachformen und Ausdrucksweisen erinnernd, wob er er auch sie, als minder abgenutzt und den Geist lebendiger anregend, dem Gewebe seiner Rede ein, die dadurch jene ursprüngliche, nur ihm eigenthümliche Farbe gewann, die sich auf den ersten Blick erkennen läßt.

An dieses Gedächtniß bin auch ich gewiesen bei der Erzählung der Begegnisse aus seiner Kinderzeit und seiner früheren Jugend. Noch am Abend seines Lebens standen die Bil-

der dieser frühesten Jahre hell beleuchtet vor seiner Seele; er beschrieb noch alle Einzelnheiten, die Personen, ihre Mienen, und was sie gesprochen, als sei es gestern geschehen. Er erzählte sie gern in heiteren Stunden und genau ein Mal wie das andere Mal. Diese Erinnerungen gingen weit zurück, ein Zeichen, wie früh sein Geist zum Selbstbewußtseyn erwacht war und beobachtete, was um ihn her vorging. So wußte er noch gar gut, welche seiner jüngeren Tanten täglich nach der Schule gekommen sei und ihm den Rest seines Breitöpfchens ausgegessen habe. Ja, halb im Scherz, halb im Ernst behauptete er sogar, es sei ihm eine Erinnerung geblieben, wie er noch an der Brust seiner Mutter die Muttermilch getrunken. Eine andere Erinnerung war, wie sein Vater ihn mit hinausgenommen, da die Fundamente zum neuen kurfürstlichen Schloßbau gegraben wurden. Eine Erinnerung, die wohl in sein drittes Jahr fällt, da dieser Schloßbau im Jahre 1778 begann. Wieder ein anderes, und zwar mit dem alten Reiche verknüpftes Bild, das seinem Gedächtniß tief eingeprägt geblieben, war der Katafalk beim Trauergottesdienst der Kaiserin Maria Theresia. Noch heute lebt das Gedächtniß der edlen, unerschrockenen kaiserlichen Frau, wie das einer liebreichen Mutter voll sanfter, gottesfürchtiger Hoheit in gesegnetem Andenken in den Niederlanden. Da sie am 29. November 1780 starb, so fällt auch diese Erinnerung schon in sein fünftes Jahr.

Es war gleichfalls um dieselbe Zeit, daß die Regimenter, die der Kurfürst von Hessen in den englischen Dienst verkauft, den Rhein hinabfuhren zur Einschiffung nach Amerika. Auch ihrer erinnerte er sich noch, und damit war zum erstenmal der Anfang jener revolutionären Bewegungen, die seitdem Europa fort und fort erschüttert haben, in seinen Gesichtskreis getreten. Fiel ja merkwürdiger Weise die Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Freistaaten (vom 4. Juli 1776) gerade in sein Geburtsjahr, während die dritte französische Revolution vom Februar 1848, die das Signal zu einer neuen

Reihe von Erschütterungen und Umwälzungen gab, mit seinem Todesjahr zusammentraf.

Gneisenau machte 1780 mit der Ersatzmannschaft diese amerikanische Söldlingsfahrt den Rhein hinab mit. Als der siegreiche preußische Feldherr nach dem Sturze Napoleons mit seinem Generalstabe in Koblenz weilte und dort freundschaftlich mit dem Herausgeber des Rheinischen Merkurs verkehrte, da tauschten beide diese gemeinsame Erinnerung aus: der Feldmarschall, wie er damals als unbekannter Soldat an Koblenz vorüber nach der neuen Welt den Strom hinabgefahren, und der Mann des geharnischten Wortes, wie er als Kind am Ufer gestanden und den Hinabfahrenden nachgeblickt.

Uebrigens hat nicht leicht etwas so sehr dazu beigetragen, die alte fürstliche Herrschaft verhaßt und verächtlich zu machen, und der Revolution Thor und Thüre zu öffnen, als dieser kurfürstlich hessische Söldlingshandel, den man noch heut zu Tage am Rhein die hessische Seelenverkäuferei nennt.

Eine mit dieser verwandte Erinnerung war der Zug der Oesterreicher nach den Niederlanden zum Barrierenstreit im Jahre 1784. Auch ihrer erinnerte er sich noch deutlich, und zum öfteren sprach er davon. Dieser Feldzug knüpfte sich an Joseph II., dessen neuerungssüchtiger, kein Recht und keine Nationalität achtender Geist nicht minder die Grundpfeiler der fürstlichen Macht untergrub und der Revolution die Wege bereitete.

Fürst Metternich am 15. Mai 1773 zu Koblenz geboren, also nur drei Jahre älter als er, schwebte gleichfalls seinem Gedächtnisse noch vor, wie er mit seinem jüngeren Bruder, den Hofmeister in der Mitte, als junger Knabe von dem Metternicher Hof aus durch die Straßen der Stadt gewandelt war, und wieder, wie er als schlanker, junger Mensch in rother Uniform von England und Malta auf Besuch heimgekehrt.

Aus den politischen Gesprächen jener frühesten Zeit, die in dem väterlichen Hause und in der Verwandtschaft mit Leb-

haftigkeit geführt wurden, erinnerte er sich vorzüglich noch der Türkenkriege. 1787 hatte Oesterreich, unter Joseph II., sein Heer dazu gerüstet, 1788 im Februar hatte es der Pforte den Krieg erklärt. Und es war eben dieser türkische Feldzug von 1788 bis 90, dem der alte Feldmarschall Radetzky, damals ein zwanzigjähriger Oberlieutenant bei Caramelli Kuirassiren, unter dem Feldmarschall Grafen Lacy, beigewohnt, und worin der große Besieger der Revolution von 1848, gerade am Vorabend der ersten französischen Revolution, als Ordonnanzoffizier des Feldmarschalls seine erste Waffenschule machte. Nun der Aelteste seines Heeres und der Vater seiner Soldaten, hat er erst jüngst einen alten Kameraden dieser Türkenkriege, deren auch Göthes Faust im Munde der Mainzer Bürger gedenkt, einen ergrauten Soldaten, der gleich ihm alle Stürme überlebt, mit väterlicher Liebe bedacht. Wer aber hätte in dem rheinischen Hause, als seine Bewohner sich die Nachrichten aus diesem Feldzuge mittheilten, ahnen können, daß sich darin ein Held bilden würde, dessen Schwert sechszig Jahre später Europa dem Drachen einer neuen socialen Revolution entreißen sollte. Es war auch in diesem Türkenfeldzuge des Jahres 1789, daß Kaiser Joseph II. auf den Antrag Loudons im Juli die noch gegenwärtig bestehenden Ehrenzeichen der goldenen und silbernen Tapferkeitsmedaille für einzelne Heldenthaten der Mannschaft stiftete, mit denen in den Revolutionsfeldzügen von 1848 und 1849 die Brust so vieler tapferen Soldaten und Offiziere der österreichischen Heere geschmückt wurden.

Alle diese Erinnerungen zeigen, wie frühe der Geist des aufwachsenden Knaben den öffentlichen Vorgängen und Gestalten sein forschendes Auge zuwandte.

Andere Erinnerungen dagegen gingen zunächst ihn selbst an. Ein sehr lebhafter Eindruck war ihm von seinem ersten Eintritt aus dem häuslichen Kreise in die Schule geblieben,

wo man seinen unruhigen Geist zu beschäftigen gedachte. Er war noch so klein, daß er, wenn ich nicht irre, Mädchenkleider trug. So nahm ihn eines Tages die Mutter bei der Hand, um den jungen Herakles in die Mädchenschule einzuführen. Die Thüre öffnete sich, die jungen Schülerinnen saßen auf ihren Bänken, der ungewohnte Anblick der Menge fremder Gesichter und Gestalten überraschte ihn; wie ein scheues Reh schoß er blitzschnell unter einen Tisch. Man setzte ihm mit guten und bösen Worten zu, er verließ aber sein Versteck nicht, bis man ihm zuletzt Biscuiten vorhielt, denen er nicht widerstehen konnte. Mit der Mädchenschule aber war es nichts.

In der Bubenschule war ihm mehr Gelegenheit geboten, seinen muthwilligen, feurigen jungen Lebensmuth auszulassen, der wie ein gesundes Füllen lustig und übermüthig, seines Lebens sich freuend, nach allen Seiten ausschlug. Sein erfinderischer Sinn fiel, an der Spitze seiner Kameraden, bald auf Dieß, bald auf Jenes, was der spießbürgerlichen Nachbarschaft die Rheinstraße hinauf, rechts und links, bald zur Kurzweil diente, bald sie in Verwunderung, bald in Schrecken, und mitunter auch in Aerger versetzte. Schon Morgens in aller Frühe, wenn er in die Schule ging, pflegte er an einem besondern Laden wie ein nekischer Kobold klappernd vorüberzufahren, daß die Schläfer darinnen aufstarrten; wenn die Thüre knarrend sich öffnete, war er längst flüchtigen Fußes entschwunden, bis zuletzt sehr kategorische Erklärungen dem lange geübten Muthwillen Einhalt thaten. Beim Nachhausegehen aus der Schule wurden die Schulbücher zusammengeschnallt und zum bequemeren Tragen mit dem Riemen an's Bein gebunden.

Jetzt gings an's Lateinische. Ueblicher Weise sollte er dem Pater bei der heil. Messe dienen. Die Mutter nahm mit ihm die Einübung vor und überhörte ihn in den üblichen Antworten eines Ministranten; allein so unvergleichlich sein Gedächtniß sonst war, für das buchstäbliche Auswendiglernen

hatte sein lebhafter Geist nie Ruhe genug. Er und die Mutter konnten mit dem Confiteor nicht fertig werden. Wenn er daher in der Kirche vor dem Altare die lückenhaften Stellen seines Confiteors mit unverständlicher Stimme kleinlaut hinmurmelte, schalt der Pater, wie er sich dessen noch lebhaft erinnerte, und sprach, auf die Seite gewendet: „kannst du schon wieder das Confiteor nicht!" Er suchte seine Schwäche dadurch zu verdecken, daß er das: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa! mit äußerst vernehmlicher Stimme betonte.

Ein ganz besonderes Vergnügen bot der munteren Schuljugend die Poesie der kirchlichen Feste, und namentlich die Prozessionen dar. Vor der Revolution war es fast überall Sitte, daß lebendige Figuren aus dem alten oder neuen Testamente in der Prozession mitzogen; ja manchmal bestand diese durchweg aus solchen Figuren, da jeder, der daran Theil nahm, irgend eine Person der heiligen Geschichte vorstellte. Noch heute sind solche bildliche Aufzüge in den Niederlanden gebräuchlich; sie werden dort mit großem Aufwande aufgeführt, und bilden eine recht heitere poetische Seite des niederländischen, namentlich des katholischen Volkslebens. In Koblenz begingen die Carmeliter jährlich eine Prozession, bei welcher eine Anzahl von Knaben einen Chor von Engeln vorstellte, die das Allerheiligste begleiten. Auch er wurde zu einem solchen Engel ausersehen. Ihre Ausstattung war im Roccocogeschmack der Zeit: rothe Chorröcke, vergoldete Flügel und einen Degen an der Seite. Die andächtige Lustbarkeit war groß; es ging Alles in bester Ordnung. Allein nach der Feier erhielten die Knaben von den Patres Wein und Backwerk. Die Engel ließen sich's wohl schmecken, und wurden immer heiterer und aufgeweckter; der Wein stieg ihnen endlich zu Kopf, es erhob sich ein Streit unter ihnen, und im Feuer, wie sie waren, griff er und ein anderer zu dem Degen und fochten, zum Schrecken der Patres, miteinander. Sie wurden mit Gewalt auseinander gebracht; allein seit diesem Treffen

der himmlischen Heerschaaren wurden den Prozessionsengeln die Degen abgenommen; er gehörte zu den letzten, die ihn getragen.

Eine andere eigenthümliche gemüthliche Feier jener Zeit knüpfte sich an den altberühmten Königsstuhl von Rense, der, anderthalb Stunden von Koblenz entfernt, von alten Bäumen umschattet, am Gestade des Rheines an einer Stelle steht, wo damals in nächster Nähe die vier Kurfürstenthümer: Kurmainz, Kurtrier, Kurköln und Kurpfalz sich mit ihren Gränzen berührten, so daß jeder dieser Kurfürsten ehedem, wenn ein neuerwählter römischer König nach der Kur auf den steinernen Stuhl gesetzt und durch die Reichsherolde ausgerufen wurde, von diesem „Thronus imperialis" aus durch Trompetenschall auf seinem eigenen Grund und Boden konnte herbeibeschieden werden.

Auf diesem Reichsthrone nun wurde alljährlich auf den Pfingstmontag, unter herkömmlichen Ceremonien, von dem Koblenzer Magistrate der städtische Bürgermeister seines Amtes feierlich enthoben. Eine der benachbarten Gemeinden überreichte dem entthronten Stadt-Kaiser einen Strauß mit Erdbeeren. Ein fröhliches Fest wurde ihm zu Ehren hier im Freien begangen, während unterdessen der neue Bürgermeister seine Regierung in Koblenz antrat. Die festliche Versammlung begab sich dann zu Schiff nach der Stadt zurück; im Vorbeifahren sprachen sie in dem Kloster auf dem obern Werth zu, wo sie von der Aebtissin gastlich mit einem Ehrentrunk bewirthet wurden. Da nun diese ehrsamen Bürgermeister gar oft aus der Familie genommen wurden, so war diese pfingstliche Königsstuhlfeier auch ein heiteres Familienfest.

Eine vorübergehende städtische Festivität aus diesen Jahren war auch die Huldigung, welche die ehrbare Koblenzer Bäckerinnung einer literarischen Celebrität des Tages darbrachte. Sie galt aber nicht den mehr im Norden gefeierten

Geistern der neueren Literatur: Klopstock oder Lessing, Winckelmann oder Wieland oder Herder, noch auch dem glänzend aufgehenden Sterne Göthes, sondern einem beliebten Zeitungsschreiber, dem Verfasser „der Gespräche im Reiche der Todten." Heute verschollen und vergessen, wurden sie damals eben so viel gelesen und waren bewundert, wie nun die neuesten englischen und französischen Moderomane. Ihr Verfasser wohnte in Neuwied, der fürstlichen Freistätte aller Secten und abentheuernden Genies. Er hatte in den „Gesprächen", dem unentbehrlichsten aller Gewerbe, der Bäckerei, ein glänzendes Lob gespendet. Die Koblenzer Bäcker waren davon entzückt, und ihren Dank ihm würdig zu bezeugen, wurde ein Riesenbretzel gebacken und festlich den Rhein hinabgeführt. Zwei Kähne mußten zusammengekuppelt und mit einer Platte gedeckt werden, die das ungeheure Ehrenbretzel trugen; sechs Bäckerknechte in der schmucken Bäckertracht erhoben den Gelandeten zu Neuwied und trugen ihn zu dem Hause des glücklichen Zeitungsschreibers *).

Aber auch die menschliche Verworfenheit und lügenhafte Bosheit sollte der Knabe in seinen frühesten kindlichen Tagen auf eine harte Weise erfahren.

Er war für irgend eine kleine Unart eben gestraft worden und saß weinend auf der Speichertreppe. Das benutzten zwei Dienstboten, um einen teuflischen Plan auszuführen. Sie hatten nämlich große Wäsche in dem Hause, die die Mägde auf dem Speicher aufhingen; ihre eigene schlechte alte befand-

---

*) Man sieht hieraus, daß derartige literarische Huldigungen nichts Neues sind; aber auch in diesen Dingen ist der Luxus gestiegen; denn was ist dieses Riesenbretzel der Koblenzer Bäcker, verglichen gegen den silbernen „Riesenpokal" und das Theeservice, womit die pommersche Ritterschaft und die Haller Gelehrteninnung der grundsatzlosen Redaction der Berliner Kreuzzeitung jüngst ihre Huldigung dargebracht haben!

sich auch darunter. Um also neue zu bekommen, zerschnitten sie sämmtliche Wäsche, die ihrige und die der Herrschaft; dann stellten sie, weil das Kind nicht hätte so hoch hinaufreichen können, um ihre Lüge glaublicher zu machen, Kasten übereinander. Der Plan war gut ersonnen. Es hatte den Anschein, das Kind habe in seiner Bosheit über die empfangene Strafe das Weißzeug durchschnitten.

Er läugnete natürlich und betheuerte seine Unschuld; allein die über einander gestellten Kasten sprachen gegen ihn; er wurde also geschlagen, um seine Bosheit einzugestehen; von dem Schmerz überwunden, bekannte er sich endlich auch für schuldig; und nun lautete das Urtheil gegen ihn: daß er wegen einer so ausgesuchten Bosheit acht Tage hindurch jeden Tag sollte gezüchtigt werden. Wenn nun die Stunde kam, entfernte er sich voll Schrecken und versteckte sich in den Nachbarhäusern; die beiden Mägde wurden dann ausgeschickt, ihn zur Abstrafung herbei zu holen, und hatten die Stirne, wenn sie das weinende Kind aus seinem Schlupfwinkel hervorzogen, zu erzählen, welche verruchte That es begangen habe, wofür es nun seine Strafe empfange.

Diese Geschichte war längst in Vergessenheit gerathen und Niemand hatte einen Verdacht, welches grausame Unrecht hier geschehen, als eines Tages seine Mutter zu einem Sterbbette gerufen wurde. Es war die eine der beiden Mägde. Im Begriff, vor dem ewigen Richter zu erscheinen, und ihre letzte Beichte abzulegen, war das Gewissen in ihr erwacht. — Sie bekannte reumüthig, zum Erstaunen der Mutter, ihre Schuld und seine Unschuld, und bat sie um Verzeihung, damit sie ruhig sterben könne! —

So empfing er als Kind schon einen Vorgeschmack von dem, was seiner im Leben wartete, und frühe wurde er an geistige Abhärtung und Selbstüberwindung gewöhnt. Daher schrieb er auch viele Jahre später, als der Kronprinz von

Preußen, der dermalige König, ihm die Adresse der Stadt Koblenz und der Landschaft — die unendlich weniger forderte, als Friedrich Wilhelm IV. später, nachdem sich die wohlgemeinte Warnung erfüllt, sich von der Revolution muthlos entreißen ließ — in kränkender Weise zurücksandte, an den Adjutanten, den Obersten Schack: „Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß diese unverdiente Abweisung mir sehr schmerzlich gefallen. Dieser Schmerz ist nicht jener gröbere, der aus dem Gefühle erlittenen Unrechtes hervorgeht, ich habe dergleichen wohl an stärkeren Mißhandlungen bezwingen lernen; er ist vielmehr von höherer Art, die sich mit dem Gedanken nicht versöhnen kann, Jemand, den der Gekränkte im Herzen hochachten muß, wenn auch unwillkürlich, im Unrecht zu sehen."

Weitaus die meisten Erinnerungen aus seiner Kindheit trugen indessen nicht diesen trüben Charakter; sie waren vielmehr heiterer Art; und es sprach sich darin ein kerngesunder, geistsprühender, fröhlicher, muthwilliger Kindersinn aus, voll Feuer und Lebensfrische.

Selbst in der Nacht ruhte der Geist des lebhaften Knaben nicht. So erinnerte er sich eines Versuchs zum Nachtwandeln. Er hatte nämlich sein Schlafzimmer im oberen Stockwerk; besonderer Umstände wegen aber mußte er einmal ebener Erde in der Wohnstube schlafen. Sein Vater saß noch in der Stube, während er sich im Hintergrunde schon zur Ruhe begeben hatte. Da richtete er sich im Schlafe empor, stand auf, den Kopf in das Kissen gehüllt, das er mit beiden Händen um die Ohren fest hielt. So suchte er sich in schlaftrunkenem Bewußtseyn an seinem Vater vorbei die Treppe hinauf in seine Kammer zu schleichen, bis er aus seiner Nachtwandelei auf eine unsanfte Art aufgeweckt wurde.

Ein anderes halsbrechendes Wagstück, das die Nachbarschaft in Aufruhr brachte, war eine Schaukel, die er sich mit seinen Kameraden in jener Dachkammer anlegte. Die Schau-

kel fuhr auf und ab zu der Thüre nach der Straße hinaus. Die Nachbarn unten auf der Straße sahen zu ihrem Schrecken oben in der schwindelnden Höhe Kinderfüße aus der Kammer herausfahren und wieder verschwinden. Auf ihre Anzeige wurde das Schaukelplaisir natürlich eingestellt.

Noch größeres Entsetzen aber erregte ein anderes Abenteuer, dessen Schauplatz dieselbe Dachkammer war. Sie hatten in der Schule eben in der Physik die Lehre von der Elektricität abgehandelt. Also wurde ein Elektrisirapparat auf der Dachkammer aufgestellt und Drähte hinaus auf das Dach geleitet. An einem gewitterschwülen Tage wurde nun unter Blitzen lustig darauf los experimentirt. Die Drähte sprühten die schönsten Funken. Die Leute unten trauten erschrocken ihren Augen nicht; sie fürchteten, die verwünschten Buben möchten ihnen die ganze Stadt in Brand stecken. Also liefen sie wieder zu seinem Vater, er möge nur selbst zusehen, wie sein Sohn die Blitze mit Gewalt auf sein Dach herablocke. Somit wurde auch diesem neuen Schauspiel in der Dachkammer ein rasches Ende gemacht. Die Philister aber schüttelten über alle diese wunderlichen Einfälle und Streiche, die ihnen nie in den Sinn gekommen, nachdenklich den Kopf und dachten bei sich: Gott weiß, was dieser unruhige Geist noch Alles anfangen wird!

II.

Neujahrsbetrachtungen.

Das Jahr, mit welchem die erste Hälfte des Jahrhunderts schließt, ist vorübergerauscht; wir stehen, wie beim Beginn desselben, noch immer neugierig fragend vor dem Schleier, der die Zukunft deckt. Noch ist in keiner der großen Fragen, die vor einem Jahre wie Gewitterwolken über dem Haupte von Europa hingen, eine Entscheidung erfolgt; im Wesentlichen hält heute noch dieselbe Spannung an, wie damals. Wir fühlen klar und deutlich, daß die Gesellschaft zwischen Tod und Leben, mitten in einer großen Weltkrise schwebt, aber auch die Weisesten sind außer Stande auch nur annäherungsweise vorher zu sagen, wann und wie sie enden, welchem Ziele sie uns entgegen führen wird. Inzwischen sind ohne Frage die Geschicke ihrem Wendepunkte näher gerückt und die Früchte reifer geworden; die Chronologie bürgt dafür, daß sich der Faden der Geschichte um eines Jahres Länge weiter gesponnen hat. Nur wir Sterbliche, die Minister, die Diplomaten und die sich sonst für Wissende halten mögen miteingerechnet, wissen heute eben so wenig wie vor einem Jahre, wo hinaus

der Weg führt, und ob die nächste Stunde Heil oder Verderben bringen wird?

Aber ist es jemals anders gewesen? wird eine solche definitive Entscheidung, wie die Mehrheit der Zeitgenossen sie von dem Verlaufe der nächsten Zukunft zu fordern geneigt scheint, jemals in dieser Zeitlichkeit erfolgen? und ist es nicht, so lange die Welt steht, das Loos der Menschheit gewesen, immer unbefriedigt vor der ewig räthselhaften Sphinx der zukünftigen Dinge zu stehen? reiht sich nicht in engern wie in weitern Lebenskreisen immer eine schwebende Frage der andern an? und wird nicht jede derselben nur dadurch beantwortet, daß neue Probleme und Verwickelungen sie in den Hintergrund drängen, und daß neue Sorgen sich aufthürmen, die unser Interesse von dem, was wir gestern fürchteten oder hofften, abziehen und dem morgenden Tage zuwenden? worauf also warten wir? und sind wir überhaupt berechtigt, mit so ängstlicher Spannung hinaus in die nachtbedeckte Zukunft zu starren?

Es ist nicht zu verkennen, daß alle diese Erwägungen das gute Recht für sich, und sämmtlich ihre vollkommen wahre Seite haben. Die eben gestellten Fragen können mit gutem Fuge aufgeworfen werden, und die Heutelebenden werden wohl daran thun, mit sich selbst über die Berechtigung ihrer Ansprüche auf „baldige Entscheidung" in's Reine zu kommen. Zuvörderst nämlich ist so viel gewiß: daß es eine lächerliche Thorheit großer Kinder wäre, wollten wir auf ein neues glückliches Zeitalter voll von unermeßlicher Freiheit, musterhafter Ordnung und höchst ergötzlichem Wohlstande harren, als welche etwa eines Morgens fix und fertig, wie eine Weihnachtsbescheerung vor unserm Bette stehen müßten. Verderben wir uns mit solchen noch nie erfüllten und an sich unerfüllbaren Erwartungen unpraktischer Theoretiker nicht die Zeit und den Geschmack an der Wirklichkeit! Seien wir vielmehr aufrichtig: wir, die heutigen, europäischen Völker des Occidents sind

eben keine jugendlichen Abentheurer mehr, die, wie vor tausend, oder selbst noch vor zweihundert Jahren ihre Lust an Kampf und Gefahren fänden; wir sind alt geworden, und das, wonach wir uns verstohlen, im heimlichen Herzenskämmerlein sehnen, ist eigentlich doch, nachdem zumal die Periode eines früher nie erlebten materiellen Wohlergehens von 1815 bis 1848 uns verwöhnt hat: Rückkehr in einen Zustand des sichern, ruhigen, ungetrübten Genusses. Die meisten der Besitzenden würden sich sogar die nothwendige und unerläßliche Bedingung eines solchen Zustandes: eine unumschränkte und absolute, aber verständige Autorität, wenn sie es auch nicht laut gestehen, dennoch stillschweigend gerne gefallen lassen. Bei diesen ist, nachdem sie selbst den Rausch von 1848 verschlafen, die Sehnsucht nach „Entscheidung" so ziemlich gleichbedeutend mit der Frage: wie lange es noch dauern werde, bis die Gewalt endlich der freithümlichen Phantasterei Herr geworden und wiederum im lieben Vaterlande mit der Demagogenherrschaft aufgeräumt, die wohlhabende Menschheit aber in den Stand gesetzt haben wird, sich ihres Ueberflusses wieder in Ruhe und Gemächlichkeit zu freuen? Wir können Zeit und Stunde nicht bestimmen, und wissen in der That nicht, wie oft noch hitzige Fieberanfälle mit Zuständen tödtlicher Ermattung im Occident wechseln werden, bis die allgemeine Windstille von Osten her sich über Europa gelagert haben wird; dennoch aber glauben wir mit größerer Bestimmtheit als je, dieser Partei den Trost gewähren zu können, daß ihres Herzens Sehnen gestillt werden, und daß die Gewalt siegen wird, auf lange, lange hinaus; nur vielleicht unter etwas andern Bedingungen als die gebildete Humanität es sich heute schon träumen läßt! Auch dürften die, welche aus den eben angeführten Motiven nach einer „Entscheidung" am heißesten verlangen, sich am wenigsten mit der, welche kommen wird, und schon über unserm Haupte schwebt, zufrieden erklären.

Nach derselben Entscheidung, welche die eben geschil-

derte Partei um des Bauches und des Mammons willen begehrt, seufzen aber auch noch Andere, die von dem allerachtbarsten, dem oben bezeichneten gerade entgegengesetzten Standpunkte ausgehen.

Die Achse, um welche sich in unsern, wie in den Augen jedes denkenden und tiefer blickenden Menschen die Weltgeschichte, auch die politische, dreht, ist das Christenthum, wie es in der allgemeinen Kirche in die Erscheinung tritt. Nun hat seit drei Jahrhunderten der Widerspruch, die Verneinung, der mit Absicht und Bewußtseyn betriebene Kampf gegen die Wahrheit in der europäischen Gesellschaft festen Fuß gefaßt und eine weltlich legale Stellung gewonnen. Von diesem gesicherten Standpunkte aus hat die Negation die christlichen Elemente der Societät befehdet, und endlich sich mit immer größerer Consequenz entfaltend, in der großen europäischen Umwälzung immer vollständigere Siege errungen. Wir haben den Triumph der Gotteslästerung, die Ueberwältigung der Kirche durch den fanatischen Haß der Secten und den atheistischen Indifferentismus erlebt und mit unsern Augen gesehen. Wird die Geschichte sich im naturnothwendigen Entwicklungsprocesse auf dieser Straße bis zum Ende der Tage fortbewegen, oder hat nun der Widerspruch seine Höhe erreicht, wird von jetzt an eine rückläufige Bewegung eintreten? mit andern Worten: gehen wir auf abschüssiger Eisenbahn den Zeiten des Antichrist unmittelbar entgegen, oder wird der Geist Christi in der Gesellschaft vorher noch einmal zu seinem Rechte und zu seiner Anerkennung kommen, der christliche Staat vor dem Ende der Welt noch eine, wenn vielleicht auch kurze Periode des Sieges feiern? Das sind die Fragen in Betreff deren auch die gläubigen Christen der Entscheidung harren und ängstlich nach allen Zeichen der Zeit spähen, aus denen sie eine sichere Prognose gewinnen könnten.

Fassen wir, was im Laufe des verwichenen Jahres ge-

schehen und nicht geschehen ist, in summarischer Uebersicht zusammen, so ist das Ergebniß kein anderes, als daß die Schlacht eben noch unentschieden auf und nieder schwankt. Die christliche Sache hat weder triumphirt, noch ist sie der Uebermacht der Lüge erlegen. Die Vorsehung hat ihr große und schöne Siege gewährt, und der Geist des Herrn, welcher von Anbeginn schützend über der Kirche geschwebt, hat sich auch in dieser Zeit nicht unbezeugt gelassen. Daneben sind aber auch die bedenklichsten Verfolgungen über sie hereingebrochen; die Sonne geht blutroth unter, und die Zeichen deuten in mehr als einem Lande auf gewaltige Stürme in nächster Zukunft. Halten wir in diesem Drange der Zeiten vor Allem die einfachen Grundsätze des Glaubens fest, wie jeder Catechismus sie lehrt. Es gilt von dem Gesammtleben der ganzen Kirche, was jedem Einzelnen verheißen ist: kein Haar kann von unserm Haupte fallen, oder der himmlische Vater weiß darum. Nicht minder tröstlich und erfreulich ist die Gewißheit: daß alle Mühseligkeiten und Stürme nur zur größern Ehre Gottes und zu der Erwählten Heile dienen müßen. Die Erfahrung lehrt ferner, daß die Kirche ihre schönsten Triumphe stets inmitten scheinbarer Niederlagen und grimmiger Verfolgungen feierte. Gedenken wir der Wegführung Pius VII., der Gefangennehmung des Erzbischofs Clemens August, der Vertreibung der Redemtoristen aus Wien, der sonstigen, von Hause aus auf Vernichtung des Christenthums berechneten „Errungenschaften“ des Jahres 1848. Möge endlich jeder Christ sich mit der Ueberzeugung durchdringen, daß die Fortschritte, welche das Reich der katholischen Wahrheit auf Erden macht, nicht wie das Wachsthum einer politischen Gewalt zu beurtheilen sind. Es wäre ein grober Irrthum, sie etwa nach der äußern Macht, nach dem Einflusse und der Ehre bemessen zu wollen, welche die Kirche den Staaten gegenüber gewinnt oder nicht gewinnt. Die Wurzeln der kirchlichen Macht liegen in dem Boden, den sie in den Gemüthern der Menschen erobert, und ohne den Glauben der

Völker wie der Regenten wäre jeder Gewinn an materieller Macht und politischem Einfluß ein gefährliches Danaergeschenk. Man kann es nicht oft genug wiederholen: das Ziel, welchem Gott seine Kirche auf Erden entgegenleitet, ist nicht die äußere Herrschaft oder die Fülle politischer Gewaltmittel, die höchstens als untergeordnete Mittel zum Zwecke dienen können, sondern die Vermehrung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in den Herzen der Gläubigen. Auf dieser Basis allein ruht die wahre Autorität der Kirche, deren Macht nichts ist als eine Rückwirkung des Einflusses, den die christliche Lehre auf die Völker übt. Beide, jene Macht und dieser Einfluß steigen und fallen in nothwendiger Wechselwirkung mit einander, und jede äußere Macht der Kirche, die nicht auf dieser übernatürlichen Grundlage ruhte, würde Niemanden größere Gefahr drohen, als der Kirche selbst, zumal in Zeiten, wo der Geist des Widerspruches gegen die Autorität, der Kitzel des hoffärtigen Ungehorsams und der afterphilosophische Dünkel Jenen zumeist nahe zu treten pflegt, welche sich oft bei geringem Beruf und noch geringern Gaben für die geistvollsten und eifrigsten Vertheidiger der katholischen Sache halten. Beherzigen wir die höchst betrübenden Erscheinungen, die sich in dieser Beziehung namentlich in Deutschland bemerkbar machen, so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Widerwärtigkeiten, welche Gott der Kirche sendet, die unentbehrlichste Medizin für die Katholiken sind, und daß die Ruthe der Verfolgung ein Werkzeug ist, ohne welches Gott selbst die Erziehung der Gläubigen auf Erden durchzuführen kaum im Stande sein würde.

Das eben Gesagte bezeichnet den Gesichtspunkt, aus welchem wir die Befehdungen aufzufassen haben, an welchen es auch im vorigen Jahre der Kirche nicht gefehlt hat, und die menschlichem Ansehen nach die Brücke zu noch schwereren Bedrängnissen bilden, welche die nächste Zukunft bringen wird. Die beiden Hauptfeinde der katholischen Sache in den letzten

Jahrhunderten (der protestantische Territorialismus in protestantischen und der halb jansenistische, halb indifferente Pseudopoliticismus in katholischen Ländern) sind immer noch da, und die jüngste Erfahrung zeigt, daß es ihnen nur an hinlänglicher Macht ihre Gegenwart zu bethätigen, nicht aber an möglichst übelm Willen gefehlt hat. Den letztern dieser beiden Widersacher repräsentirt die Advokatenherrschaft im Königreiche Sardinien, welcher es endlich gelungen ein Zerwürfniß mit dem heiligen Stuhle bei den Haaren herbeizuziehen und daran das zu knüpfen, worauf es der an Wahnsinn gränzenden Gehässigkeit der modernen Ghibellinen in der Juristentoga vor Allem ankommt: eine Verfolgung der pflichttreuen und gläubigen Geistlichkeit, insofern diese Gott mehr zu gehorchen beabsichtigt, als dem antichristlichen Staatsbeamtenthume. Inzwischen spielt sich der, von der piemontesischen Regierung auf die freventlichste Weise angesponnene Zwist in das neue Jahre hinüber; es steht, nachdem die Gründe des Rechts und der Klugheit dem bittern Hasse der Turiner Rabbulisten gegenüber ihre Macht verloren haben, zu fürchten: daß auch hier, wie so häufig, der Unverstand der Revolution von oben nur in einem neuen blutrothen Siege der Revolution von unten sein Grab finden wird. Dann wird ein und dasselbe Blutbad die Anhänger der Kirche und die der Monarchie überfluthen. Die Kirche wird aus dieser Blut- und Feuerprobe, wenn auch reicher an Märtyrern, so doch gereinigt und neu gekräftigt hervorgehen. Ob aber auch das sardinische Königthum? Dafür wollen wir in keiner Weise eine Bürgschaft übernehmen.

Hat sich der italienische Unglaube, der sich vergebens unter einer jansenistischen Heuchlerlarve zu bergen strebt, trotz dessen daß die Verdammung der Synode von Pistoja schon vor länger als einem halben Jahrhunderte ihm den geistigen Lebensnerv durchschnitten, wieder gerührt, — so ist jenseits des Aermelkanals noch eine Leiche auf Augenblicke wieder lebendig geworden. Das anglikanische Kirchenthum war längst

schon geistig und moralisch abgestorben. Aber bekanntlich kann auch der Kadaver eines schon seit Stunden Gehängten noch zu den heftigsten Zuckungen aufgeregt werden, wenn die grausame Spielerei der Aerzte und Physiologen ihn mit galvanischen Dräthen in Verbindung bringt. So ergeht es jetzt auch der, längst schon durch die Zeit gerichteten Schöpfung Heinrichs VIII., aus der die Seele entwichen ist, und die nur noch der Leib ihrer reichen und überreichen Zehnten und Pfründen zusammenhält. Die Jahresrente aus diesem, mit allen Zeichen unrechtlicher Erwerbung behafteten, zeitlichen Besitze überschlagend, war die hohe Kirche Albions in ihrem Schäferkarren sanft und selig eingenickt, und ihre Schäflein zauderten nicht, sich nach allen Seiten hin auf weiter Heide zu zerstreuen, ja sie begannen sogar mit immer steigender Hast dem rechten Hirten zuzulaufen. An sich hätten nun freilich die würdigen Pastores solcher Kirchenflucht wenig nachgefragt. Aber eine schlimme Gefahr stand vor der Thür, und aus der Zeiten Schooße tauchte eine schwere Sorge auf. Wie wird es werden, wenn die Lossagung von der Staatskirche, wie sie begonnen, fortdauert? und kann ein Pfarrer, noch dazu versehen mit starker Familie, wenn er sich eines Morgens ohne alle Gemeinde findet, kann ein wohlgenährter Hirt, dessen Heerde ihre eigenen Wege gesucht hat, sich noch auf die Dauer des reichlichen Lohnes getrösten, dessen, nach den Worten der Schrift, nur der Arbeiter werth ist? Diese und ähnliche Gedanken waren es, die wie Vorwürfe des Gewissens den Anglicanismus aus der behaglichen Mittagsruhe schreckten, und ihnen verdanken wir die Agitation, die, bei Gelegenheit einer lediglich die innere Verfassung und Verwaltung der katholischen Kirche betreffenden, weder den Staat noch den Anglicanismus berührenden Anordnung des heiligen Stuhls von einem Ende der brittischen Insel bis zum andern ein No popery-Geschrei zu Wege gebracht hat, welches den finstersten Zeiten der Rundköpfe alle Ehre gemacht haben

würde. Vornämlich sind die gebildeten Klassen entrüstet über die mehr eingebildete als wirkliche Gefahr; denn wo wollten die jüngern Söhne der vornehmen oder reichen Familien ein reichliches und gemächliches Fortkommen finden, wenn das, durch das Gesetz gegründete Staatskircheninstitut in Abgang geriethe?

Wie weit sich die begonnene Bewegung fortpflanzen, welchen politischen Character sie annehmen, wie sie in die großen socialen Probleme Englands eingreifen wird? Dieß Alles sind Fragen die kein Mensch auf Erden beantworten kann. — Vorläufig erlauben wir uns aus der Masse der sich aufdringenden Betrachtungen nur einige wenige herauszuheben. Diejenigen, die dem englischen Protestantenthume dadurch zu Hülfe zu kommen wähnen, daß sie die Massen zur Katholikenverfolgung aufregen, diese spielen hohes Spiel. Sie werden vielleicht einige Excesse, und noch wahrscheinlicher einige nutzlose und ungerechte, aber erbitternde, gesetzliche Maaßregeln zu Stande bringen. Aber die Volksbewegung wird nicht, in bittender Stellung, den Hut in der Hand, vor den Zehntausend-Pfund-Pfründenmännern stehen bleiben. Zudem ist, wenn sie auch noch nicht bis zum Bekenntniß gediehen, wenigstens die Kenntniß des katholischen Glaubens bereits zu tief in die englische Nation eingedrungen, als daß die Masse von Frevel und Unsinn, welche die Vertheidiger der Hochkirche nothgedrungen zu deren Schutze vorbringen müssen, heutzutage das in vielen Köpfen und Herzen schon entzündete Licht wieder auslöschen und verschütten könnte. Und Blutgerüste und Foltern hat das Evangelium Heinrich's VIII. heutzutage glücklicherweise nicht mehr zu seiner Verfügung. Es ist, recht erwogen, kein Nachtheil für die Kirche, wenn der englische Protestantismus sich vor seinem letzten Ende noch einmal in seiner wahren Gestalt zeigen muß *), und selbst die Presse beweist, daß während die

*) Unter den vielen, gränzenlos abgeschmackten Manifestationen der englisch-protestantischen Unwissenheit hat uns die an die Königin

eine Hälfte des Publikums no popery! ruft, die andere nachdenkt. Nachdenken aber ist eine Operation, die einem auf Lüge und Widerspruch mit sich selbst gegründeten, durch blutige Gewalt und Tyrannei zur Herrschaft gebrachten Systeme nur gefährlich werden kann. Abgesehen hiervon ist es der Beruf dieser Aufregung, dem nur in England möglichen Irrsale Derer ein Ende zu machen, welche alles Ernstes den Wahn hegten: daß sich die anglicanische Häresie zum Schisma veredeln und in Folge dessen sich eine Art von mittlerer Stellung zwischen Gott und Belial nehmen lasse. Diese Täuschung, welche, obwohl sie manchen Einzelnen als Brücke zur Kirche gedient hat, dennoch viele Andere in einer gefährlichen und verderblichen Schwebe hielt und jedenfalls die letzte Entscheidung verzögerte, — diese

---

gerichtete antipäpstliche Adresse der (wider Wissen und Willen lustigen) Weiber von Windsor einen besonders erheiternden Eindruck gemacht. „Keine Sprache kann den Dank unserer Herzen für die Atmosphäre hoher und geehrter Reinheit erschöpfend ausdrücken, mit der Ihre Majestät den Hof umgeben haben, und den königlichen Glanz, den Ihrer Majestät Beispiel über den mütterlichen Beruf und die anderen häuslichen Pflichterfüllungen unseres Geschlechtes verbreitet hat. Unter gewöhnlichen Umständen wären wir vor der Oeffentlichkeit einer solchen Adresse zurückgeschreckt, aber in einer Krisis, wie die gegenwärtige, können wir nicht umhin, unsere Stimme mit der unserer Väter, Gatten und Brüder zu vereinigen. Wir hören, daß das kanonische Gesetz der römischen Kirche unter apostolischen Vicaren unanwendbar ist (!!!), aber unter einer bischöflich-römischen Hierarchie in volle Kraft tritt, und daß den römischen Bischöfen die unabweisliche Pflicht obliegt, durch ihre Priester die Uebung der heimlichen Ohrenbeichte so viel Engländern als möglich aufzudrängen. Der Gedanke der bloßen Möglichkeit, uns oder unsern Kindern je diesen Brauch aufzudrängen, erfüllt uns mit instinctmäßigem Abscheu. Und darum flehen wir Ew. Allergnädigste Majestät an, kraft Ihrer königlichen und konstitutionellen Prärogative, die äußersten Mittel anzuwenden, um dieses glückliche Land vor den unerträglichen Mißbräuchen der päpstlichen Hierarchie zu bewahren."

Täuschung verrinnt jetzt unter dem Gebrüll des ächten und ursprünglichen Pöbelhasses gegen die Kirche und ihr Oberhaupt, wie ein Morgentraum. Der Puseyismus (denn von diesem ist die Rede!) wird das Opfer der protestantischen Bewegung und gegen ihn richtet sich, fast mehr noch als gegen die römische Kirche selbst, der Grimm der Kirchenhasser. Die bessern und christlichen, aber zur Stunde noch unklaren und unentschiedenen Elemente desselben werden mit Gewalt aus ihrer Schwebe gerissen, und in die Kirche Christi hinüber gedrängt; die Feigen, und jene die bloß aus Modesucht der katholisirenden Richtung folgten, verläugnen jetzt wofür sie so eben noch schwärmten, und bleiben dem anglicanischen Protestantismus treu, dem wir sie aufrichtig und von ganzem Herzen gönnen. — So geht jetzt in der englischen Staatskirche ein Proceß vor sich, der vor ihrem Ende nothwendig noch erfolgen mußte; Jene, die ähnlich wie die deutschen Altlutheraner, aber mit weit größerm historischen Bewußtseyn, an den Resten des Traditionellen und Positiven hängen und das Bedürfniß eines Surrogates kirchlicher Ordnung fühlen, werden, wie diese aus der dogmenlosen, preußischen Unionskirche, so jetzt aus dem durch das Gesetz etablirten anglicanischen Institute unsanft hinausgeschoben, wenn nicht geworfen; die negativen, auflösenden, sich dem deutschen Rationalismus und Pseudomysticismus annähernden subjectiven Elemente dagegen gewinnen durch das, was jetzt in England geschieht, in der dortigen Staatskirche entschieden die Oberhand. Dieß ist traurig, aber es war unumgänglich nothwendig, damit sich die Geschicke einer, nicht auf dem Felsen der Wahrheit ruhenden Kirchengemeinschaft erfüllen können, auf der so viel Blut und Thränen christlicher Martyrer lasten. Seien wir deutsche Katholiken jedoch auf unserer Hut; denn wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die protestantische Reaction in England vielleicht in sehr kurzer Zeit ihr Echo im nördlichen Deutschlande finden. Ein gewisses, sehr wohlgesinntes, sehr antirevolutionäres Blatt, — welches wir aus Schonung nicht mehr ohne Noth nennen wollen, weil

es sich in der peinlichen Lage einer anständigen und tugendhaften Jungfrau befindet, die (bis jetzt nur einmal) außer der Ehe ein Kind geboren hat, — dieses höchst anerkennungswerthe Organ der Wahrheit präludirt bereits sehr vernehmlich in jene neue, und doch so alte, wohlbekannte Melodie hinüber. Für jetzt ist die Klage und Beschwerde nur gegen den Clerus von Frankreich gerichtet, der sich allerdings des Vergehens schuldig macht, nicht gegen den, eine dürftige Nothhütte für Leben, Eigenthum und persönliche Freiheit gewährenden, heutigen Zustand rebelliren zu wollen; ja, der sich sogar so weit vergißt, es den dermaligen Gewalthabern Dank zu wissen, daß sie der Kirche mehr Freiheit gewähren, als Legitimität und Quasilegitimität zusammengerechnet ihr jemals gegönnt haben, und der, einer allgemeinen Preßfreiheit für Jedermann gegenüber, sich außer Stande sieht, für jedes, angeblich zur Vertheidigung kirchlicher Rechte gedruckte unklare oder schiefe Wort Bürgschaft zu übernehmen. „Bund der kirchlichen Autorität mit der Gewalt von unten, — diese Gefahr tritt in Frankreich mit jedem Tage näher, und sobald der Bund geschlossen, ist es um die Legitimität und die weltliche Obrigkeit gescheh'n.“ Was gilt's, diese vortrefflichen Christen und grundehrlichen Vertheidiger des preußisch-monarchischen Prinzips, welchen heute schon diese Bedenken aufsteigen, werden auch in Deutschland in nicht gar langer Frist die Entdeckung machen, daß jeder Katholik, der noch von Freiheit der Kirche zu sprechen wagt, wenn nicht ein Anstifter, so doch ein Parteigänger der Revolution, ein intellectueller Verbündeter Robert Blums und seiner Genossen sei? Es soll uns aufrichtig freuen, wenn diese Voraussagung nicht eintrifft; aber wir glauben „unsere Pappenheimer“ zu kennen. Zum Glück hat Oesterreich, — und dieß ist ohne Zweifel die erfreulichste Begebenheit des verflossenen Jahres, — auf dem kirchlichen Gebiete gethan, was seine Pflicht und sein Interesse von ihm forderten: es hat den widersinnigen und unchristlichen Zwang der josephinischen Gesetzgebung beseitigt, und der Kirche

schehen und nicht geschehen ist, in summarischer Uebersicht zusammen, so ist das Ergebniß kein anderes, als daß die Schlacht eben noch unentschieden auf und nieder schwankt. Die christliche Sache hat weder triumphirt, noch ist sie der Uebermacht der Lüge erlegen. Die Vorsehung hat ihr große und schöne Siege gewährt, und der Geist des Herrn, welcher von Anbeginn schützend über der Kirche geschwebt, hat sich auch in dieser Zeit nicht unbezeugt gelassen. Daneben sind aber auch die bedenklichsten Verfolgungen über sie hereingebrochen; die Sonne geht blutroth unter, und die Zeichen deuten in mehr als einem Lande auf gewaltige Stürme in nächster Zukunft. Halten wir in diesem Drange der Zeiten vor Allem die einfachen Grundsätze des Glaubens fest, wie jeder Catechismus sie lehrt. Es gilt von dem Gesammtleben der ganzen Kirche, was jedem Einzelnen verheißen ist: kein Haar kann von unserm Haupte fallen, oder der himmlische Vater weiß darum. Nicht minder tröstlich und erfreulich ist die Gewißheit: daß alle Mühseligkeiten und Stürme nur zur größern Ehre Gottes und zu der Erwählten Heile dienen müßen. Die Erfahrung lehrt ferner, daß die Kirche ihre schönsten Triumphe stets inmitten scheinbarer Niederlagen und grimmiger Verfolgungen feierte. Gedenken wir der Wegführung Pius VII., der Gefangennehmung des Erzbischofs Clemens August, der Vertreibung der Redemtoristen aus Wien, der sonstigen, von Hause aus auf Vernichtung des Christenthums berechneten „Errungenschaften" des Jahres 1848. Möge endlich jeder Christ sich mit der Ueberzeugung durchdringen, daß die Fortschritte, welche das Reich der katholischen Wahrheit auf Erden macht, nicht wie das Wachsthum einer politischen Gewalt zu beurtheilen sind. Es wäre ein grober Irrthum, sie etwa nach der äußern Macht, nach dem Einflusse und der Ehre bemessen zu wollen, welche die Kirche den Staaten gegenüber gewinnt oder nicht gewinnt. Die Wurzeln der kirchlichen Macht liegen in dem Boden, den sie in den Gemüthern der Menschen erobert, und ohne den Glauben der

Völker wie der Regenten wäre jeder Gewinn an materieller Macht und politischem Einfluß ein gefährliches Danaergeschenk. Man kann es nicht oft genug wiederholen: das Ziel, welchem Gott seine Kirche auf Erden entgegenleitet, ist nicht die äußere Herrschaft oder die Fülle politischer Gewaltmittel, die höchstens als untergeordnete Mittel zum Zwecke dienen können, sondern die Vermehrung des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in den Herzen der Gläubigen. Auf dieser Basis allein ruht die wahre Autorität der Kirche, deren Macht nichts ist als eine Rückwirkung des Einflusses, den die christliche Lehre auf die Völker übt. Beide, jene Macht und dieser Einfluß steigen und fallen in nothwendiger Wechselwirkung mit einander, und jede äußere Macht der Kirche, die nicht auf dieser übernatürlichen Grundlage ruhte, würde Niemanden größere Gefahr drohen, als der Kirche selbst, zumal in Zeiten, wo der Geist des Widerspruches gegen die Autorität, der Kitzel des hoffärtigen Ungehorsams und der afterphilosophische Dünkel Jenen zumeist nahe zu treten pflegt, welche sich oft bei geringem Beruf und noch geringern Gaben für die geistvollsten und eifrigsten Vertheidiger der katholischen Sache halten. Beherzigen wir die höchst betrübenden Erscheinungen, die sich in dieser Beziehung namentlich in Deutschland bemerkbar machen, so kann man sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Widerwärtigkeiten, welche Gott der Kirche sendet, die unentbehrlichste Medizin für die Katholiken sind, und daß die Ruthe der Verfolgung ein Werkzeug ist, ohne welches Gott selbst die Erziehung der Gläubigen auf Erden durchzuführen kaum im Stande sein würde.

Das eben Gesagte bezeichnet den Gesichtspunkt, aus welchem wir die Befehdungen aufzufassen haben, an welchen es auch im vorigen Jahre der Kirche nicht gefehlt hat, und die menschlichem Ansehen nach die Brücke zu noch schwereren Bedrängnissen bilden, welche die nächste Zukunft bringen wird. Die beiden Hauptfeinde der katholischen Sache in den letzten

Jahrhunderten (der protestantische Territorialismus in protestantischen und der halb jansenistische, halb indifferente Pseudopoliticismus in katholischen Ländern) sind immer noch da, und die jüngste Erfahrung zeigt, daß es ihnen nur an hinlänglicher Macht ihre Gegenwart zu bethätigen, nicht aber an möglichst übelm Willen gefehlt hat. Den letztern dieser beiden Widersacher repräsentirt die Advokatenherrschaft im Königreiche Sardinien, welcher es endlich gelungen ein Zerwürfniß mit dem heiligen Stuhle bei den Haaren herbeizuziehen und daran das zu knüpfen, worauf es der an Wahnsinn gränzenden Gehässigkeit der modernen Ghibellinen in der Juristentoga vor Allem ankommt: eine Verfolgung der pflichttreuen und gläubigen Geistlichkeit, insofern diese Gott mehr zu gehorchen beabsichtigt, als dem antichristlichen Staatsbeamtenthume. Inzwischen spielt sich der, von der piemontesischen Regierung auf die freventlichste Weise angesponnene Zwist in das neue Jahre hinüber; es steht, nachdem die Gründe des Rechts und der Klugheit dem bittern Hasse der Turiner Rabbulisten gegenüber ihre Macht verloren haben, zu fürchten: daß auch hier, wie so häufig, der Unverstand der Revolution von oben nur in einem neuen blutrothen Siege der Revolution von unten sein Grab finden wird. Dann wird ein und dasselbe Blutbad die Anhänger der Kirche und die der Monarchie überfluthen. Die Kirche wird aus dieser Blut- und Feuerprobe, wenn auch reicher an Märtyrern, so doch gereinigt und neu gekräftigt hervorgehen. Ob aber auch das sardinische Königthum? Dafür wollen wir in keiner Weise eine Bürgschaft übernehmen.

Hat sich der italienische Unglaube, der sich vergebens unter einer jansenistischen Heuchlerlarve zu bergen strebt, trotz dessen daß die Verdammung der Synode von Pistoja schon vor länger als einem halben Jahrhunderte ihm den geistigen Lebensnerv durchschnitten, wieder gerührt, — so ist jenseits des Aermelkanals noch eine Leiche auf Augenblicke wieder lebendig geworden. Das anglikanische Kirchenthum war längst

schon geistig und moralisch abgethan. Aber bekanntlich kann auch der Kadaver eines schon seit Stunden Gehängten wieder zu den heftigsten Zuckungen aufgeregt werden, wenn die grausame Spielerei der Aerzte und Physiologen ihn mit galvanischen Dräthen in Verbindung bringt. So ergeht es jetzt auch der, längst schon durch die Zeit gerichteten Schöpfung Heinrichs VIII., aus der die Seele entwichen ist, und die nur noch der Leib ihrer reichen und überreichen Zehnten und Pfründen zusammenhält. Die Jahresrente aus diesem, mit allen Fehlern unrechtlicher Erwerbung behafteten, zeitlichen Besitze überschlagend, war die hohe Kirche Albions in ihrem Schäferkarren sanft und selig eingenickt, und ihre Schäflein zauderten nicht, sich nach allen Seiten hin auf weiter Heide zu zerstreuen, ja sie begannen sogar mit immer steigender Hast dem rechten Hirten zuzulaufen. An sich hätten nun freilich die würdigen Pastores solcher Kirchenflucht wenig nachgefragt. Aber eine schlimme Gefahr stand vor der Thür, und aus der Zeiten Schooße tauchte eine schwere Sorge auf. Wie wird es werden, wenn die Lossagung von der Staatskirche, wie sie begonnen, fortdauert? und kann ein Pfarrer, noch dazu versehen mit starker Familie, wenn er sich eines Morgens ohne alle Gemeinde findet, kann ein wohlgenährter Hirt, dessen Heerde ihre eigenen Wege gesucht hat, sich noch auf die Dauer des reichlichen Lohnes getrösten, dessen, nach den Worten der Schrift, nur der Arbeiter werth ist? Diese und ähnliche Gedanken waren es, die wie Vorwürfe des Gewissens den Anglicanismus aus der behaglichen Mittagsruhe schreckten, und ihnen verdanken wir die Agitation, die, bei Gelegenheit einer lediglich die innere Verfassung und Verwaltung der katholischen Kirche betreffenden, weder den Staat noch den Anglicanismus berührenden Anordnung des heiligen Stuhls von einem Ende der brittischen Insel bis zum andern ein No popery-Geschrei zu Wege gebracht hat, welches den finstersten Zeiten der Rundköpfe alle Ehre gemacht haben

würde. Vornämlich sind die gebildeten Klassen entrüstet über die mehr eingebildete als wirkliche Gefahr; denn wo wollten die jüngern Söhne der vornehmen oder reichen Familien ein reichliches und gemächliches Fortkommen finden, wenn das, durch das Gesetz gegründete Staatskircheninstitut in Abgang geriethe?

Wie weit sich die begonnene Bewegung fortpflanzen, welchen politischen Character sie annehmen, wie sie in die großen socialen Probleme Englands eingreifen wird? Dieß Alles sind Fragen die kein Mensch auf Erden beantworten kann. — Vorläufig erlauben wir uns aus der Masse der sich aufdringenden Betrachtungen nur einige wenige herauszuheben. Diejenigen, die dem englischen Protestantenthume dadurch zu Hülfe zu kommen wähnen, daß sie die Massen zur Katholikenverfolgung aufregen, diese spielen hohes Spiel. Sie werden vielleicht einige Excesse, und noch wahrscheinlicher einige nutzlose und ungerechte, aber erbitternde, gesetzliche Maaßregeln zu Stande bringen. Aber die Volksbewegung wird nicht, in bittender Stellung, den Hut in der Hand, vor den Zehntausend-Pfund-Pfründenmännern stehen bleiben. Zudem ist, wenn sie auch noch nicht bis zum Bekenntniß gediehen, wenigstens die Kenntniß des katholischen Glaubens bereits zu tief in die englische Nation eingedrungen, als daß die Masse von Frevel und Unsinn, welche die Vertheidiger der Hochkirche nothgedrungen zu deren Schutze vorbringen müssen, heutzutage das in vielen Köpfen und Herzen schon entzündete Licht wieder auslöschen und verschütten könnte. Und Blutgerüste und Foltern hat das Evangelium Heinrich's VIII. heutzutage glücklicherweise nicht mehr zu seiner Verfügung. Es ist, recht erwogen, kein Nachtheil für die Kirche, wenn der englische Protestantismus sich vor seinem letzten Ende noch einmal in seiner wahren Gestalt zeigen muß *), und selbst die Presse beweist, daß während die

*) Unter den vielen, gränzenlos abgeschmackten Manifestationen der englisch-protestantischen Unwissenheit hat uns bis an die Königin

eine Hälfte des Publikums no popery! ruft, die andere nachdenkt. Nachdenken aber ist eine Operation, die einem auf Lüge und Widerspruch mit sich selbst gegründeten, durch blutige Gewalt und Tyrannei zur Herrschaft gebrachten Systeme nur gefährlich werden kann. Abgesehen hiervon ist es der Beruf dieser Aufregung, dem nur in England möglichen Irrsale Derer ein Ende zu machen, welche alles Ernstes den Wahn hegten: daß sich die anglicanische Häresie zum Schisma veredeln und in Folge dessen sich eine Art von mittlerer Stellung zwischen Gott und Belial nehmen lasse. Diese Täuschung, welche, obwohl sie manchen Einzelnen als Brücke zur Kirche gedient hat, dennoch viele Andere in einer gefährlichen und verderblichen Schwebe hielt und jedenfalls die letzte Entscheidung verzögerte, — diese

---

gerichtete antipäpstliche Adresse der (wider Wissen und Willen lustigen) Weiber von Windsor einen besonders erheiternden Eindruck gemacht. „Keine Sprache kann den Dank unserer Herzen für die Atmosphäre hoher und geehrter Reinheit erschöpfend ausdrücken, mit der Ihre Majestät den Hof umgeben haben, und den königlichen Glanz, den Ihrer Majestät Beispiel über den mütterlichen Beruf und die anderen häuslichen Pflichterfüllungen unseres Geschlechtes verbreitet hat. Unter gewöhnlichen Umständen wären wir vor der Oeffentlichkeit einer solchen Adresse zurückgeschreckt, aber in einer Krisis, wie die gegenwärtige, können wir nicht umhin, unsere Stimme mit der unserer Väter, Gatten und Brüder zu vereinigen. Wir hören, daß das kanonische Gesetz der römischen Kirche unter apostolischen Vicaren unanwendbar ist (!!!), aber unter einer bischöflich-römischen Hierarchie in volle Kraft tritt, und daß den römischen Bischöfen die unabweisliche Pflicht obliegt, durch ihre Priester die Uebung der heimlichen Ohrenbeichte so viel Engländern als möglich aufzudrängen. Der Gedanke der bloßen Möglichkeit, uns oder unsern Kindern je diesen Brauch aufzudrängen, erfüllt uns mit instinctmäßigem Abscheu. Und darum flehen wir Ew. Allergnädigste Majestät an, kraft Ihrer königlichen und konstitutionellen Prärogative, die äußersten Mittel anzuwenden, um dieses glückliche Land vor den unerträglichen Mißbräuchen der päpstlichen Hierarchie zu bewahren.“

Täuschung verrinnt jetzt unter dem Gebrüll des ächten und ursprünglichen Pöbelhasses gegen die Kirche und ihr Oberhaupt, wie ein Morgentraum. Der Puseyismus (denn von diesem ist die Rede!) wird das Opfer der protestantischen Bewegung und gegen ihn richtet sich, fast mehr noch als gegen die römische Kirche selbst, der Grimm der Kirchenhasser. Die bessern und christlichen, aber zur Stunde noch unklaren und unentschiedenen Elemente desselben werden mit Gewalt aus ihrer Schwebe gerissen, und in die Kirche Christi hinüber gedrängt; die Feigen, und jene die bloß aus Modesucht der katholisirenden Richtung folgten, verläugnen jetzt wofür sie so eben noch schwärmten, und bleiben dem anglicanischen Protestantismus treu, dem wir sie aufrichtig und von ganzem Herzen gönnen. — So geht jetzt in der englischen Staatskirche ein Proceß vor sich, der vor ihrem Ende nothwendig noch erfolgen mußte; Jene, die ähnlich wie die deutschen Altlutheraner, aber mit weit größerm historischen Bewußtseyn, an den Resten des Traditionellen und Positiven hängen und das Bedürfniß eines Surrogates kirchlicher Ordnung fühlen, werden, wie diese aus der dogmenlosen, preußischen Unionskirche, so jetzt aus dem durch das Gesetz etablirten anglicanischen Institute unsanft hinausgeschoben, wenn nicht geworfen; die negativen, auflösenden, sich dem deutschen Nationalismus und Pseudomysticismus annähernden subjectiven Elemente dagegen gewinnen durch das, was jetzt in England geschieht, in der dortigen Staatskirche entschieden die Oberhand. Dieß ist traurig, aber es war unumgänglich nothwendig, damit sich die Geschicke einer, nicht auf dem Felsen der Wahrheit ruhenden Kirchengemeinschaft erfüllen können, auf der so viel Blut und Thränen christlicher Martyrer lasten. Seien wir deutsche Katholiken jedoch auf unserer Hut; denn wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die protestantische Reaction in England vielleicht in sehr kurzer Zeit ihr Echo im nördlichen Deutschlande finden. Ein gewisses, sehr wohlgesinntes, sehr antirevolutionäres Blatt, — welches wir aus Schonung nicht mehr ohne Noth nennen wollen, weil

es sich in der peinlichen Lage einer anständigen und tugendhaften Jungfrau befindet, die (bis jetzt nur einmal) außer der Ehe ein Kind geboren hat, — dieses höchst anerkennungswerthe Organ der Wahrheit präludirt bereits sehr vernehmlich in jene neue, und doch so alte, wohlbekannte Melodie hinüber. Für jetzt ist die Klage und Beschwerde nur gegen den Clerus von Frankreich gerichtet, der sich allerdings des Vergehens schuldig macht, nicht gegen den, eine dürftige Nothhütte für Leben, Eigenthum und persönliche Freiheit gewährenden, heutigen Zustand rebelliren zu wollen; ja, der sich sogar so weit vergißt, es den dermaligen Gewalthabern Dank zu wissen, daß sie der Kirche mehr Freiheit gewähren, als Legitimität und Quasilegitimität zusammengerechnet ihr jemals gegönnt haben, und der, einer allgemeinen Preßfreiheit für Jedermann gegenüber, sich außer Stande sieht, für jedes, angeblich zur Vertheidigung kirchlicher Rechte gedruckte unklare oder schiefe Wort Bürgschaft zu übernehmen. „Bund der kirchlichen Autorität mit der Gewalt von unten, — diese Gefahr tritt in Frankreich mit jedem Tage näher, und sobald der Bund geschlossen, ist es um die Legitimität und die weltliche Obrigkeit gescheh'n." Was gilt's, diese vortrefflichen Christen und grundehrlichen Vertheidiger des preußisch-monarchischen Prinzips, welchen heute schon diese Bedenken aufsteigen, werden auch in Deutschland in nicht gar langer Frist die Entdeckung machen, daß jeder Katholik, der noch von Freiheit der Kirche zu sprechen wagt, wenn nicht ein Anstifter, so doch ein Parteigänger der Revolution, ein intellectueller Verbündeter Robert Blums und seiner Genossen sei? Es soll uns aufrichtig freuen, wenn diese Voraussagung nicht eintrifft; aber wir glauben „unsere Pappenheimer" zu kennen. Zum Glück hat Oesterreich, — und dieß ist ohne Zweifel die erfreulichste Begebenheit des verflossenen Jahres, — auf dem kirchlichen Gebiete gethan, was seine Pflicht und sein Interesse von ihm forderten: es hat den widersinnigen und unchristlichen Zwang der josephinischen Gesetzgebung beseitigt, und der Kirche

ihre naturgemäße, rechtliche Freiheit wiedergegeben. Behauptet, wie wir allen Grund haben zu hoffen, Oesterreich diesen seiner Geschichte und seines Berufs allein würdigen Standpunkt, so ist es dadurch auch in politischer Beziehung an die Spitze der Vertheidigung des Rechts und der Ordnung auf Erden gestellt, und Niemand ist, der ihm seine Erbschaft des christlichen Kaiserthums streitig machen könnte.

Fragen wir nach diesem Allen, wie in diesem Jahre die politischen Verhältnisse sich gestellt haben? so gilt auf diesem Gebiete dasselbe, was oben von dem Stande der religiösen und kirchlichen Interessen gesagt wurde. Das Jahr 1850 war ein Jahr der Procrastination. Die um Seyn oder Nichtseyn der Gesellschaft kämpfenden Gewalten stehen heute wie vor einem Jahre drohend einander gegenüber, aber die Entscheidung ist hinausgeschoben. Wie lange noch werden wir sie erwarten müssen? wie wird sie ausfallen? und welche Entscheidung haben wir überhaupt zu erwarten? Daß die Revolution insoferne nie und nirgends siegen kann, als ihre Verheißungen immer und nothwendig Lüge, ihre Staatsideale Täuschung sind, dieß ist gewiß und keinem Zweifel unterworfen. Abgesehen davon aber sind folgende Fälle möglich. Entweder siegt die noch bestehende Ordnung der Dinge; es werden die noch vorhandenen Regierungen der Parthei der Umwälzung, allein oder mit östlicher Hilfe, nach einem Interregnum der Anarchie oder ohne daß ein solches vorausgegangen ist, Herr. Dann öffnet sich uns die Aussicht in das nothwendige Uebel eines permanenten Kriegs- und Belagerungszustandes. Oder die Partheiführer der Umwälzung siegen, dann tritt ebenfalls ein Zustand der Gewaltherrschaft ein, aber ein solcher, der die von monarchischen Organen, und wenn es die donischen Kosaken wären, gehandhabte Militärherrschaft als einen wahrhaft beneidenswerthen und jedenfalls als den ehrenvollern Zustand erscheinen lassen würde. — Der eine oder der andere dieser Ausgänge, — das ist die Entscheidung, die wir zu hoffen

haben. Da aber nach einer alten pädagogischen Ueberlieferung Beispiele die Sache erläutern, so wollen wir hier einen Auszug aus dem Briefe eines wohlunterrichteten Schweizers folgen lassen, der uns ein anschauliches Bild der Süssigkeiten gewährt, welche sich einem vollständigen Siege des Radikalismus in dem classischen Lande der neuen Freiheit sofort angeschlossen haben.

„Das große europäische Revolutionsdrama, welches in der Schweiz seinen Anfang genommen, hat die öffentliche Aufmerksamkeit von diesem Lande theilweise abgezogen, und so sind die Fortschritte, welche die Revolution dort seither gemacht hat, vielerorts unbemerkt geblieben. Ein Ereigniß der letzten Tage tritt jedoch mahnend vor die Vergeßlichen und hält ihnen einen Spiegel von dem vor, was sie von der Revolution zu erwarten hätten, wenn sie je ihrer Gewalt anheimfallen sollten, wie ihr die Schweiz nun preisgegeben ist.“

„An die obersten Bundesbehörden der Schweiz kamen zwei Bittgesuche zur Verhandlung. Das eine war von 14,000 Bürgern des Kantons Freiburg gestellt, von der großen Mehrheit des Volkes. Es war darin nur das in der Bundesverfassung garantirte Recht der Selbstkonstituirung verlangt. Freiburg, dessen Volk als souverain gehöhnt wird, besitzt nämlich eine Regierung, die sich unter dem Schutze der eidgenössischen Bajonette im Jahre 1847 selbst zu einer solchen aufgeworfen hat, und dann eine Verfassung, die ihm von diesen Regenten aufgedrungen wurde, ohne daß der Souverän ein Wörtchen dazu zu sagen hatte; seine Bürger sind politisch todt erklärt durch ein Gesetz, welches verordnet, daß Jeder, welcher dieser aufgedrungenen Verfassung nicht den Eid der Treue leistet, sein Stimm- und Wahlrecht verliert. Die würdigen Regenten, welche über dreißig katholisch gesinnte Pfarrer wegen ihrer katholischen Gesinnung von ihren Pfründen verjagten, alle Klöster aufhoben, deren Vermögen in die Tasche schoben, den muthig für seine

Heerde kämpfenden Bischof des Landes verwiesen und so frech waren, sogar das Gebet in den Schulen zu verbieten, haben sich in dieser Verfassung eine neunjährige Dauer ihres Regiments assekurirt."

„Das Volk von Freiburg verlangte nur in seiner Eingabe an die Landesbehörden die Rückgabe des ihm mit Gewalt geraubten Rechtes, seine Verfassung selbst sich geben zu dürfen. Es wurde rundweg abgewiesen."

„Von den Mitgliedern des im Jahre 1847 gestürzten großen Rathes von Luzern lag ebenfalls eine Eingabe vor, worin sie Aufhebung eines an ihnen begangenen Justizgräuels, verlangten. Durch richterliches Urtheil wurde denselben wegen Beschlüsse, die sie als oberste Landesbehörde in dem sogenannten Sonderbundskriege faßten, eine Contribution von 315,000 Schw. Frk. auferlegt; obwohl nach allgemeinem, unter den civilisirten Nationen geltenden Staatsrechte eine oberste, souveraine Befugnisse ausübende Behörde von einer untergeordneten Gerichtsstelle für ihre Handlungen niemals verantwortlich gemacht werden kann, obwohl ein eigenes, zur Stunde noch in Luzern in Kraft bestehendes Gesetz über die Verantwortlichkeit des großen Rathes verfügt, daß er für seine Handlungen nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich sei, obwohl die Juristenfacultäten von München und Zürich schon den eingeleiteten Prozeß, geschweige die Verurtheilung als einen Justizgräuel bezeichnet hatten, — wurden sie mit radikalem Halloh von den Bundesbehörden abgewiesen."

„Diese Handlungsweise ist einer Revolutionsbehörde, wie die schweizerischen Bundesbehörden sind, würdig; sie kann nur demjenigen nicht auffallen, der zu blind ist, um hinter den Weihrauchwolken der Volksfreiheit, womit diese Leute sich umhüllen, die Ketten der unerträglichsten und wildesten Tyrannei zu erblicken. Eine Erscheinung verdient aber hiebei besonders hervorgehoben zu werden. Der konservative Repräsentant des

nun als conservativ geltenden protestantischen Berns, Landammann Blösch, ein für seine Person wirklich gerecht und gut denkender Mann, hatte im Ständerathe nicht den Muth des unterjochten Freiburger Volkes sich offen anzunehmen, sondern brachte es nur zu dem wirklich erbärmlichen Antrag, „„daß der Bundesrath angewiesen werde, auf dem Wege vermittelnden Einschreitens die Zustände des Kantons Freiburg, die Ursachen derselben und die Mittel zu seiner Pacifikation zu erforschen, und der Bundesversammlung bei ihrem nächsten Zusammentritte darüber Bericht zu erstatten.““

„Das Räthsel dieser Erbärmlichkeit von Seiten eines Mannes, der sonst muthig im eigenen Kanton dem Radikalismus entgegentrat, löst sich sofort, wenn man weiß, daß Bern eine größtentheils protestantische, früher in der Kloster- und Jesuitenangelegenheit vom Radikalismus gegen die Katholiken fanatisch aufgehetzte Bevölkerung hat, während das Volk von Freiburg in der Gesinnung und in seiner ganzen äußeren Erscheinung gläubig katholisch ist, und daher des Ultramontanismus im höchsten Grade bezüchtigt wird. Wo es sich also um Gerechtigkeit für die Katholiken in der Schweiz handelt, um Befreiung von einem unerhörten Joche, wo sonst jedes Ehrenmanns Brust sich ob eines schmählichen, die Rechte eines ganzen Volkes mit Füßen tretenden, sein Heiligstes verhöhnendem Bubenregimentes krampfhaft zusammenzieht, und der Mund des Unberedtesten zur beredten Vertheidigung der Geknechteten aufgeht, da muß auch der angeblich conservative Protestant aus Gründen einer traurigen Politik schweigen, und darf höchstens den faden Antrag auf vermittelnde Pacification vorbringen!“

„Wir haben also hier die Thatsache vor Augen, daß die katholischen Kantone der Schweiz, deren Knechtung der Radikalismus daselbst beschlossen hat und planmäßig durchführt, und deren Glauben er ausrotten will, von dem Protestantis-

mus nie Gerechtigkeit zu erwarten hat, daß die Rettung des katholischen Theils der Schweiz auf eine andere Art, als durch conservative Umgestaltung protestantischer Kantone erfolgen muß. Welche Lehre können wir aus diesem geschichtlichen Factum für andere Länder ziehen?"

Von der neuesten Wendung der deutschen Angelegenheiten werden wir in einer unserer nächsten Betrachtungen über die Zeitverhältnisse des weitern handeln. Wir glauben nicht, daß durch die Olmützer Stipulationen der Entwicklungsgang der Geschicke Deutschlands im Wesentlichen eine andere Wendung genommen hat, und unsers Dafürhaltens ist das, was kommen wird, weil es kommen muß, im günstigsten Falle nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Ob Preußen seine seit Menschenaltern gehegten Entwürfe und Absichten (Absichten, die nicht bloß in dem Belieben dieses oder jenes Individuums lagen; Absichten, die es vielleicht nicht aufgeben könnte, ohne sich selbst aufzugeben!) trotz dessen nicht bloß zum Scheine, sondern wirklich und aufrichtig aufgegeben, und dadurch eine entente cordiale mit dem deutschen Bunde möglich gemacht hat, — das wird ja eine nicht gar ferne Zukunft lehren. Einstweilen hat Oesterreich ohne Zweifel wohl daran gethan sich mit der Sache (d. h. mit Preußens Unterwerfung unter den Bund) zu begnügen, und dem reuigen Sünder die möglichst schonende Form zu gewähren, indem es auf die, freilich wohlverdiente Demüthigung des an hochfahrenden Schein gewöhnten Gegners um so bereitwilliger verzichtete, als die wahre Lage der Dinge doch schon nach wenigen Wochen für Niemanden mehr ein Geheimniß seyn konnte. Aber wir wollen sehen, wie ihm diese Milde gedankt werden wird.

III.

Die socialistische und die christliche Güterlehre.

Wenn man den Socialismus bloß als eine Reaction gegen die Lehre vom Eigenthum, wie sie sich in dem römischen Rechte allmählig ausgebildet hat, und dann als Gesetz in allen neueren Staaten sich geltend machte, auffassen wollte, so würde sich zu dessen Vertheidigung allerlei sagen lassen. — Die Lehre vom Eigenthum im römischen und heutigen Privatrechte ist eine wesentlich einseitige, welche das Eigenthum in die egoistische Rechtssphäre einer Person hineinbannt, dabei aber vergißt, daß dasselbe über das Individuum hinaus in die allgemeine Menschengesellschaft hineinragt und von deren Willen eben so abhängig ist, wie von dem Willen des Individuums, in dessen unmittelbarem Besitze es sich befindet. — Der Socialismus in allen seinen Nuancen, trotz aller Unklarheit über sein ganzes Wesen, die sich selbst bei seinen Verkündigern findet, trägt dennoch allenthalben, wo er auftaucht, den gemeinsamen Charakter an sich, daß er sich als Gegensatz zu dieser egoistischen Lehre über das Eigenthum kund gibt, und die Rechte, welche diese dem Individuum zuschreibt, für die Allgemeinheit der Gesellschaft vindicirt. Er bildet so in gewisser Hinsicht den direkten Gegensatz zur römischen Lehre vom Eigenthum. Es liegt in dieser

Beziehung eine Wahrheit in demselben, die wir durchaus **nicht** so leichthin verkennen dürfen.

Die christlich-gelehrte Welt ist darüber einverstanden, daß das durch einen entsittlichenden Götzendienst zuletzt sittlich, geistig und gemüthlich verkommene Römerreich zu einer lebenskräftigen Aufnahme des Christenthums nicht mehr fähig war, daß das damalige Geschlecht, der alternde Gesellschaftskörper, neues, frisches Blut in sich aufnehmen mußte, bevor es in seiner ganzen Fülle seinen göttlichen Odem demselben einhauchen konnte. Dieses frische Lebenselement lag in den germanischen Völkern, welche das Römerreich zerstörten; Sieger in den Waffen, Gebieter in einem großen Theile des Römerreiches, waren sie aber die Besiegten in anderer Hinsicht, na- namentlich war es das römische Rechtssystem, welches allmählig die germanischen Rechtsgewohnheiten einschränkte, und sie zu einem großen Theile aus dem Volksleben verdrängte. Besonders griff die römische Lehre vom Eigenthum zuletzt vollständig durch. Die daherige germanische Rechtsansicht war nicht so egoistisch, wie die der Römer; sie stund deßwegen dem Christenthume und seiner Lehre von dem Werthe, Besitze und Gebrauche der Güter der Welt viel näher, als die römische. Es darf wohl auch als ein großer Fehler der Entwickelungsgeschichte der christlich-germanischen Völker angesehen werden, daß gerade in diesem Punkte die Lehre des Christenthums nicht gehörig durchdrang, und diejenige sich behauptete und ausbreitete, welche ihre Basis in einer heidnischen Auffassung der Güter der Erde hat.

Damit sei jedoch nicht gesagt, daß der Socialismus, welcher sich als Gegner dieser egoistischen Güterlehre anpreist und heuchlerisch bisweilen den Mantel des Christenthums zur bessern Empfehlung seiner Principien umhängt, das wahre Mittel zur Umkehr von der eingeschlagenen falschen Bahn darbiete, daß er somit ein Fortschritt in der Entwickelung des Christenthums, im inneren Leben und in der äußeren Gestaltung der

menschlichen Gesellschaft sei. Der Socialismus ist, wie wir bereits bemerkten, der nackte Gegensatz zu der römischen Eigenthumsauffassung, ein Extrem gegenüber einem anderen; wenn er je in einem Lande, in einem größeren Gesellschaftskreise zur Geltung kommen sollte, so kann er nicht heilend, verbessernd, sondern nur zerstörend wirken. Der Socialismus verkennt seinerseits das Wahre, welches in der römischen Lehre vom Eigenthume liegt, das persönliche Element, welches darin vorkommen muß, wenn von Eigenthum noch die Rede seyn will; er hält nur das Element der Allgemeinheit fest, das allerdings seine Geltung erhalten, aber nicht das ausschließlich Bestimmende seyn soll; um ein Recht der Gesammtheit zu begründen, will er die Rechte der Einzelnen vernichten. Deßwegen ist sein inneres Wesen durch und durch revolutionär, und deßwegen ist er das von der Revolution auserkohrene Mittel zum Kampfe gegen alles bestehende Recht und zum Sturz desselben. Er ist somit mehr als eine bloße Reaction gegen eine vorhandene Einseitigkeit, er ist ein Princip der Zerstörung, welches nicht bloß das Einseitige aufheben, sondern auch das Wahre, welches neben dem Einseitigen hergeht, vernichten will.

Die christliche Ansicht von den Gütern der Erde ist nicht diejenige, welche alles Recht des Einzelnen an solchen läugnet und nur noch ein Recht der Gesammtheit will; dieselbe nimmt vielmehr das Recht der Einzelnen zur Grundlage, schließt es aber nicht egoistisch in sich ab, sondern vereiniget durch das Mittel der Moral das Element der Allgemeinheit damit; mit andern Worten, der Einzelne ist zwar alleiniger Besitzer und Eigenthümer von Gütern, aber nicht in dem Sinne, daß er nach Lust und Laune darüber verfügen, sie sogar zerstören kann, ohne eine Pflicht, gegenüber der Gesammtheit zu verletzen, sondern er besitzt seine Güter nur als von Gott ihm anvertraute, theils zur Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse, theils zur Entwickelung und Beförderung seines sittlichen Lebens, insbesondere aber auch zur Verwendung für seine Mitbrüder,

für die Gesellschaft behufs Beförderung des gleichen Zweckes, den er bei der Verwendung für sich unmittelbar zu verfolgen hat. Er ist ein Verwalter, dem zwar sein Recht auf Besitz und Verwaltung dieses oder jenes Gegenstandes weder von einem anderen Einzelnen, noch von der Gesammtheit streitig gemacht werden kann, der deßwegen vollständigen Anspruch auf den Schutz der Gesellschaft hat, der aber andererseits das Gut nur zu gewissen Zwecken zu verwenden, und darüber dem Herrn, der ihn zum Verwalter setzte, dereinst Rechenschaft abzulegen hat. Dem Rechte des Eigenthums geht nach christlicher Lehre eine Pflicht des Eigenthums zur Seite, ein Begriff, welcher der streng römischen Auffassung ganz unbekannt, einem in die Sphäre des äußeren Rechts eingemauerten Juristen sogar undenkbar ist.

So lange das Vermögen in Grundbesitz bestand und von diesem nicht nur der Grundherr, sondern auch die Bebauer des Grundstücks ihren Unterhalt und Nutzen hatten, war im Leben die Ablösung des Eigenthums von der Gesammtheit nicht so weit fortgeschritten, daß eine socialistische Theorie Boden fassen konnte. Seitdem aber der Handel und Fabrikation die alleigen Hebel sind, mit welchen das Gold aus dem Schooße der Erde oder der Gesellschaft in den Beutel der Einzelnen hineingehoben wird, seit dem durch jene die kolossalsten Reichthümer in den Händen der Einzelnen sich anhäufen, das Eigenthum immer mehr individualisirt und der Gesammtheit entzogen wird, seitdem überhaupt das Extrem der seit Jahrhunderten herrschenden Eigenthumstheorie auf jene Spitze getrieben wird, und die menschliche Gesellschaft dem traurigen Zustande entgegengeht, wo auf der einen Seite nur reiche Prasser oder Geizhälse, welche gegen die Gesammtheit für ihre Person und ihren Besitz gar keine Verpflichtung anerkennen, auf der anderen nur mit Armuth ringende, tagtäglich für Nahrungssorgen kämpfende Haufen stehen, ist die Gefahr drohender, als man glaubt. Sie ist ganz unabwendbar, wenn nicht von Grund

aus geholfen und dem Christenthume auch in der Lehre des Eigenthums und ihrer Anwendung im Leben seine Geltung verschafft wird.

Diese Aufgabe kann nun der Staat nicht lösen; er und die ganze äußere Form der Gesellschaft ruht auf der falschen Basis des einseitig römischen Rechtsbegriffes vom Eigenthum; er müßte sich selbst umstürzen, um zu helfen; sein Sturz würde aber nur einem anderen Extrem, dem Socialismus die zeitweilige Herrschaft bereiten. Der Staat kann nichts anderes thun, als sich an der Basis des einseitigen Eigenthums anklammern, und sich auf dieser mit der Macht, welche er noch hat, gegen den Feind, der ihn mit revolutionärem Umsturz bedroht, wehren. Von da aus aber kann er unmöglich seinen Feind besiegen, weil er größtentheils außer dem Bereich seiner Waffen steht. Die helfende, rettende Macht hat nur die Kirche. Der Staat kann gegenwärtig nichts Angelegentlicheres thun, als den bestehenden Rechtszustand mit der größten Gewissenhaftigkeit zu schützen, und in keinem Theile dem revolutionären Andrange zu weichen; die Kirche allein vermag die viel höhere Aufgabe zu lösen, diesen Rechtszustand zu veredeln, ihn zu christianisiren.

Jene Pflicht des Eigenthums, deren Anerkennung und allseitige Ausübung allein den Egoismus der herrschenden Güterlehre und Güterverwendung zu brechen vermag und das ausschließliche Sondereigenthum auch für die Nichtberechtigten und die Gesammtheit verwendbar macht, hat ihre Geburtsstätte in einer durchaus christlichen Anschauungsweise, in einer christlichen Erziehung und einem christlichen Wandel. Nicht nur der christliche Glaube muß in den Völkern wieder recht lebendig werden, sondern es müssen die Gebote der Nächstenliebe, die christlichen Tugenden der Barmherzigkeit und Mildthätigkeit wiederum nicht bloß von Einzelnen, sondern von der großen Zahl der Besitzenden und Begüterten geübt, und dadurch faktisch die Gegensätze zwischen Besitz und Nichtbesitz,

Reichthum und Armuth wenn nicht gehoben, — was unmöglich ist — doch wenigstens gemildert werden. — Das ist die einzige wirksame Abwehr eines zerstörenden Einbruchs des Socialismus und Communismus; alle anderen Mittel, die man dem Staate für Abwendung dieser Gefahr empfiehlt, sind bloß Mittel der Verzögerung des drohenden Unglücks. — Es ist somit ein unausfüllbarer Abgrund zwischen dem heutigen Socialismus und der christlichen Ansicht vom Recht und der Benutzung der Güter der Erde; der Socialismus will das bestehende Recht und den Gesellschaftszustand zerstören, die christliche Lehre erkennt das Recht an, und schreibt bloß eine nicht egoistische Ausübung desselben vor, sie will dasselbe und damit den gesammten Gesellschaftszustand veredeln.

Es begreift sich deßwegen, daß im Grunde, troß aller christlichen Masken, mit welchen die Verkündiger des Socialismus sich schmücken, ein tiefer Haß gegen dasselbe in ihnen wohnt, und daß die Zerstörung der Grundlage des Christenthums eine ihrer Hauptabsichten ist. Der moderne Socialismus ist daher im höchsten Grade kirchenfeindlich, ja gottlos würde er da, wo er die Oberhand bekäme, statt des Cultus des dreieinigen Gottes der Christen, eine leere rationalistische Fratze oder gar einen höllischen Moloch zur Verehrung ausstellen.

IV.

Republik und Freiheit

sind der modernen Staatsweisheit auf der Gasse, in den Klubbs der Volksbeglücker, und zum Theil in den Versammlungssälen vom Volk erkorener Halbregenten ganz identische Begriffe; wahre Freiheit, so sagen sie, ist nur da möglich, wo alle Gewalt vom Volke ausgeht; dieses geschieht nur in der Republik: also — schließt man, gibt es nur eine die Freiheit sichernde und befördernde Staatsform, die Republik.

So schließt man, das Leben aber zeigt das Gegentheil. Es gibt keine Staatsform, welche die wahre, reelle, allein werthvolle Freiheit mehr gefährdet, als die Republik nach modernem Begriff und Zuschnitt. Ein schweizerischer sogenannter Staatsmann, derjenige, welcher unlängst die erste Stelle der Eidgenossenschaft einnahm, nannte im Jahre 1839 bei dem Volksaufstande in Zürich die Obrigkeit den Knecht des Volkes, dem dieses nach Belieben den Tritt in den H...... geben könne. Der Ausdruck ist trivial, aber das Wesen des modernen Republikanismus charakterisirt er bezeichnend. Dieser hat zu seiner breiten Grundlage den souverainisirten großen Haufen, und an der Spitze eine vom Willen dieses Haufens geschaffene, durch ihn getragene, mit aller Gewalt bekleidete Obrigkeit, welche eben deßwegen keine andere Aufgabe hat, als

diesem tausendköpfigen Willen zu fröhnen, seine Launen abzulauschen und sie wo möglich auszuführen. Die Obrigkeit in einer modernisirten Republik ist minder, als ein Knecht, weil dieser noch immer eine gewisse Selbstständigkeit, gegenüber seinem Herrn beibehält, jene aber bloß ein feiles, augendienerisches Werkzeug eines wetterwenderischen, höchst despotischen Pöbels ist, von dem es jeden Augenblick den Tritt risquirt, wenn er nicht immer beflissen seine Aufgabe löst.

Wo aber die Idee einer von Gott eingesetzten zum Schutz des Guten und zur Strafe des Bösen waltenden Obrigkeit verloren gegangen ist, wo sie ihr Amt und ihr Recht nicht mehr von oben, sondern von unten, aus dem Pöbelhaufen, ableitet, da ist mit der Idee der wahren Obrigkeit auch die Idee der wahren Freiheit verloren gegangen. Nur eine, ihr Mandat von Gott ableitende, für all ihr Thun und Lassen Verantwortlichkeit gegen denselben anerkennende Regierung wird als ihre erste Pflicht ansehen, das Wohl ihrer Untergebenen zu befördern, die Rechte und Freiheiten eines Jeden unter allen Umständen zu schirmen und zu schützen; nur eine solche ist durch das sie leitende Pflichtgefühl und diese Verantwortlichkeit stark und muthig gegenüber allen Hindernissen, welche der Erfüllung ihrer Aufgabe sich entgegenstellen. Alle andern Regierungen, die einer solchen Ableitung von oben, und einer damit zusammenhängenden Verantwortlichkeit nach oben baar sind, können in ihrer ganzen Handlungsweise nur durch Motive des Eigennutzes geleitet werden; alle Moralität in deren Regierungskunst verschwindet und wird in eine bloße Klugheitslehre umgewandelt. Die beste Schutzwehr für das Recht ist die Sittlichkeit der Regierungen; die festeste Stütze der Freiheit hinwiederum das Recht.

Nicht da also, wo man alle Gewalt aus dem Volke, sondern da, wo man sie von Gott allein ableitet, und diese Ableitung als Grundtypus der ganzen Regierungskunst aufgeprägt wird, können die Regierten einer wahren Freiheit genießen, nur da ist wahre Freiheit möglich.

Wir sehen es darum vor unseren Augen, wie die moderne Republik beinahe überall sofort in die allerärgste Despotie, die es je gegeben hat und noch geben wird, umschlägt.

Die Regierung in einem modernen republikanischen Staate soll das Product des Willens der Mehrheit der einzelnen Staatseinwohner seyn; gewöhnlich ist sie nur das Geschöpf der Frechheit, Verwegenheit und der Entschlossenheit einer Partei. Eine solche Regierung kennt keine andere Aufgabe, als den Parteigeist, der sie auf den Stuhl hob, mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln zur unbedingten Herrschaft zu bringen, und die gesammte Staatsgewalt, welche in ihre Hände gelegt ist, zu diesem Zwecke zu mißbrauchen. Gerade deßwegen ist sie ja gewählt, an die Spitze des Staats gestellt worden, sie ist sogar dafür der Partei, welche sie empor gehoben hat, verantwortlich.

Eine republikanische Regierung nach dem Begriff, unter dem man sich allein eine republikanische Staatsform heute denken kann, ist daher nothwendigerweise immer eine Parteiregierung; der Staat, an dessen Spitze eine solche Parteiregierung steht, eine viel größere, ärgere Despotie, als der, wo nur ein einzelner gewaltthätiger Mann, wenn er auch noch so sehr Tyrann [illegible], [illegible]en an steht. Unter einem solchen ist es wenigstens möglich, ruhig unter der Masse des Volkes dahinzuleben, in einer modernen Republik aber nicht, weil Jeder zu einer Partei sich schlagen muß, und wer sich nicht offen zur herrschenden zählt, schon deßwegen als Gegner und Feind angesehen und verfolgt wird. Führt ihn aber gar noch sein Gewissen, seine redliche Ueberzeugung und ein bischen Muth und Charakter offen auf die Seite der Gegenpartei, so tritt er damit in einen Zustand, der in gewisser Beziehung ärger, als die alte Sklaverei ist; der griechische und römische Sklave waren nicht ganz rechtlos; wohl aber ist es in einer Republik die Gegenpartei. Sie zu vernichten ist Regierungsprincip und Regierungskunst. Der gleiche, sogenannte Staatsmann, der von jenem Tritt in den H...... sprach, hatte auch die Frech-

heit, diese letztere Wahrheit ganz offen auszusprechen; er sagte: en matière de politique il n'y a pas de justice.

Schon die atheniensische Republik führt uns eine solche despotische Musterwirthschaft vor Augen, wo die edelsten Männer in die Verbannung zu wandern hatten, weil sie zu ehrlich waren, den Leidenschaften des souverainen Pöbels zu fröhnen.

Die französische Republik vom Ende des vorigen Jahrhunderts zeigt uns ein noch viel erschreckenderes Beispiel einer alle Gränzen übersteigenden Despotie. Die Schweiz bestätiget noch gegenwärtig diese Erfahrungen; ganze Völkerschaften sind dort nicht nur politisch rechtlos, sondern müssen mit gebundenen Händen zusehen, wie man mit frecher Hand sogar das Heiligthum ihres Glaubens antastet. — Wir sind überzeugt, daß auch die vereinigten Staaten von Nordamerika, wenn einmal die verschiedenen Bevölkerungen und Interessen einander näher rücken, die Beute leidenschaftlicher Parteikämpfe, einer republikanischen Despotie werden. Die allerbesten Anfänge sind dort schon vorhanden.

Wir verdammen damit die republikanische Regierungsform, diejenige nämlich, wo Mehrere statt eines Einzigen herrschen, nicht unbedingt. Die Schweiz hat fünfhundert Jahre als Republik existirt, und man kann nicht sagen, daß deren Bewohner unter dieser Staatsform nicht frei und glücklich waren. Allein die Schweiz war keine Republik nach dem modernen Zuschnitte; sie kannte die Lehre nicht, daß die Obrigkeit nicht bloß durch das Volk gewählt, sondern auch dessen Knecht seyn soll; hätte sie früher diese Lehre bei sich in's Leben geführt, sie wäre schon längst zu Grunde gegangen; jetzt, wo sie dieselbe bei sich geltend macht, geht sie sicheren Schrittes ihrem Untergange zu.

Also nicht Republik und Freiheit, sondern Republik und Despotie sind zwei identische Begriffe, so fern man unter Republik versteht, was uns heut zu Tage als solches angepriesen wird.

V.

Despotie und Despotie.

Was ist Despotie? Schlagen wir das Tagebuch des Zeitgeistes auf.

Despotie heißt da vorab jede Regierungsform, an deren Spitze ein Alleinherrscher steht. Der Regent, wenn er noch so väterlich regiert, noch so sehr die Interessen und Rechte des ganzen Landes und der Einzelnen schützt und fördert, der Staat unter seinem Scepter noch so sehr grünt und blüht, ist ein Despot, das Land der Despotie anheimgefallen.

Nach anderen ist ein Despot jeder Monarch, welcher nicht eine constitutionelle Puppe, eine bloße willenlose Unterzeichnungsmaschine ministerieller oder volkskammerlicher Beschlüsse ist, der etwa noch eine Initiative in Regierungs- und Gesetzgebungssachen, oder sogar nur ein absolutes Veto gegen die Beschlüsse einer Demagogenmehrheit hat.

Wieder Andere nennen Despot jeden Monarchen, auch den zu unverantwortlicher Nulle herabgewürdigten, eine Despotie jede Regierungsform, die noch den Namen, wenn auch den bloßen Namen einer Monarchie trägt.

Despotien sind in den Augen einer gar großen Zahl von Inspirirten des Zeitgeistes alle jene Staaten, wo noch eine

rechtliche Regierung an der Spitze steht, noch ein Recht des Privateigenthums besteht, wo der Einzelne, was er ererbt oder rechtmäßig erworben, noch sein nennen darf, und die Staatsgewalt ihm Schutz für dieses gewährt.

Despotien endlich im höchsten Sinne des Wortes heißt man jene Staaten, welche nicht von allen christlichen Grundlagen sich abgelöst haben, Ungläubige und Juden mehr als Christen beschützen, welche nicht den religiösen Indifferentismus zum Staatsprincip erheben, die Jugend noch zum Christenthum und nicht zu Atheisten erziehen, wo ein göttliches Lehramt der Kirche anerkannt, und diesem ein freier Spielraum gewährt wird.

Alles das nennt man Despotie! Ist es aber Despotie? Nein, diese ist ganz anderswo zu suchen, und zwar gewöhnlich da, wo der Zeitgeist das Gegentheil, die von ihm angepriesene Freiheit sich setzt.

Despotie, d. h. Vernichtung der heiligsten Rechte und Freiheiten des Einzelnen ist unter jeder Staatsform möglich, wenn auch unter der einen mehr, als unter der andern. In der Form der Regierung ist sie also nicht zu suchen, sondern in den Grundsätzen, welche unter derselben Geltung haben und zur Anwendung gebracht werden.

Despotie herrscht überall in allen denjenigen Staaten, mögen sie unter einem Autokraten, einem constitutionellen Monarchen, oder unter einer republikanischen Wirthschaft stehen, wo man der freien Entwicklung der christlichen Gemeinde Hindernisse in Weg legt, die Kirche und damit alle ihre Glieder in Fesseln schlägt, oder sie doch wenigstens der tyrannischen Laune eines oder mehrerer Regenten Preis gibt, wo man, wie es zum Beispiel zur Zeit der Blüthe des Josephinismus in Belgien geschehen, die Theologie Studirenden, welche sich in das älterliche Haus geflüchtet hatten, mit bewaffneter Macht dort abholt, in ein rationalistisches Generalseminar schleppt, sie in die Hörsäle rationalistischer Lehrer hineinzwingt und mit

Gewalt im Seminar zurückhält, oder wo man, wie in Sardinien, feierliche, mit der obersten Kirchengewalt abgeschlossene Verträge bricht, und dann diejenigen Kirchenfürsten und Priester, welche gegen den Vertragsbruch sich erheben, in's Exil schickt oder da, wo man, wie in Freiburg in der Schweiz, das Gebet in der Schule verbietet, oder wie in Waadt und St. Gallen, alle Geistlichen entsetzt, die dem unchristlichen Thun und Treiben der Staatsbehörden nicht eine Lobrede von der Kanzel herunter halten wollen. — Man würde nie zu Ende kommen, wenn man die Maßregeln der Despotie aufzählen wollte, welche unter allen Staatsformen, zu jeder Zeit, gegen Christenthum und Kirche in Anwendung gebracht worden sind.

Despotie ist in allen Staaten, unter allen Staatsformen vorhanden, wo der Wahn der Omnipotenz des Staates sich ausgebildet, wo die wahre Idee des Staates, als einer Hülfs- und Schutzanstalt der Kirche in der Erziehung des menschlichen Geschlechtes, zur Fratzengestalt einer, das innere und äußere Leben des Menschen leitenden omnipotenten Maschine heruntergezerrt wird, wo der Staat zum modernen Moloch geworden, dem Alle und in Allem zu gehorchen, dem Alle und wenn nöthig Alles zu opfern haben, der mit seinen eisernen Armen Alles umspannt, mit seinen Späheraugen Alles durchdringt, vor dem kein Recht seine Geltung hat, kein Familiengeheimniß sicher ist. Der bureaukratische Staat, mit seiner Vielregiererei, mit seiner Anmaßung, mit seiner Gefährdung und theilweisen Vernichtung der Privatfreiheit ist eine Despotie, die von oben herab sich bis in alle Dorfgemeinden, in alle Hütten hinein verzweigt, gefährlicher als die Despotie eines Einzelnen, weil dieser nicht so viele despotische Mittel zu Handen hat, als die tausendarmige und tausendäugige Bureaukratie.

Die Despotie der Bureaukraten wird nur von einer einzigen übertroffen, es ist die Despotie der Demokratie.

Die Demokratie, sie mag in einer wirklichen Republik, oder in einer modernen Monarchie an's Ruder gelangen, ist und wird nie etwas anderes seyn, als die despotische Herrschaft einer Partei über die andere, einer Partei, die möglicherweise auf die Mehrzahl der Köpfe im Staatsgebiete sich stützt, eben so leicht aber nur eine Minderheit im Volke repräsentirt, welche durch Schlauheit, Verwegenheit und Ruchlosigkeit, mit oder ohne Mühe, die Herrschaft über das ganze Land sich errungen hat.

Demokratie ist das große Schlagwort der Revolutionärs von allen Farben in der fürstlichen Livree und in der Proletarierblouse; mit der Demokratie soll das Ende aller und jeder Despotie eintreten und der große Freiheitsmorgen der Völker anbrechen!! — Mit ihr würde aber erst die schlimmste, gräulichste Art der Despotie ihren Einzug halten.

Mit kurzen Worten: die Despotien, eben weil sie nicht von einer Form abhangen, sondern in der Sache selbst liegen, sind so unübersichtlich zahlreich, als es Verletzungen der Rechte der Einzelnen und Beeinträchtigungen der ihnen naturgemäß zukommenden Freiheiten durch den Staat gibt. Dessen sei man aber sicher, daß die Despotie da nicht zu finden ist, wo sie heut zu Tage hindeclamirt wird, daß das, was man als Despotie erklärt, keine solche, was als Freiheit aber uns zugepredigt wird, die eigentliche wahre Tyrannei ist.



VI.

Zur Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges.

Daß der schlaue, ränkereiche König von Frankreich, Heinrich IV., mit mehrern unkatholischen, besonders calvinistischen Reichsständen zu Entwürfen wider das Haus Habsburg ununterbrochen in geheimer Verbindung gestanden habe, ist geschichtlich hinreichend erwiesen. Anderthalb Jahre jünger, zugleich weit rüstiger und thatkräftiger als Kaiser Rudolph, war bei der Bereitwilligkeit mehrerer deutschen Fürsten, ihm sich dienstfertig zu erzeigen, Heinrichs Hoffnung, die Reichskrone noch auf sein Haupt bringen zu können, mehr als eitles Hirngespinnst. Einzelne Fürsten, viele Diener des Hauses Habsburg glaubten sogar an die Möglichkeit, daß dergleichen noch bei Lebzeiten des Kaisers könnte versucht werden. Schon am 22. Mai 1799 spricht der Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Maximilian, in einem Brief an seinen Bruder, den nachmaligen Kaiser Matthias, von der Absicht einiger Fürsten, den König von Frankreich zum Reichsoberhaupt zu erheben. Wie im folgenden Jahre bei Rudolphs bedenklichem Zustand die Nothwendigkeit hervortrat, an die Erbfolge denken zu müssen, bemerkte der Kanzler Richard Strein dem Erzherzog Matthias: „bereits werde von den Franzosen gesprochen, woneben die Andersgläu-

digen nicht minder große Mühe sich gäben, den König von Dänemark als Kronbewerber aufzustellen." — Fünf Jahre später schrieb Blasius Huetter, Secretär des Erzherzogs Albrechts, aus Brüssel dem Erzherzog Matthias: „Es heiße, daß der von Frankreich nach dem Reich trachte; er habe neulich den Stadischen (den Holländern) 300,000 Dukaten geschickt, indeß er ihnen nichts schuldig und sonst so karg sei, daß man billig darob sich zu verwundern hätte, wenn man nicht wüßte, daß es zu dem Zweck geschehe, ihres Mitwirkens sich zu versichern." Bald darauf fügte der mit redlicher deutscher Fürstentreue zu dem Kaiser haltende Churfürst Christian von Sachsen einem am 29. Mai 1608 an denselben gerichteten Schreiben am Schluß mit eigener Hand bei: „Ew. Maj. wollen Sich ja wohl vorsehen, denn ihr viel besorglichen gefunden werden, die nicht auf J. M. vnd daß Hauß Oesterreich, sondern Anders wohin ihren respect haben."

An der Spitze dieser Faction standen die calvinischen Fürsten, ihr rührigster Agent war Christian von Anhalt. Im Archiv der kaiserlichen Hofkanzlei zu Wien liegt eine Schrift aus dieser Zeit mit der Ueberschrift: „Vertreuliche Wichtige Communicationes allerlay gefährlicher Anschläg im heil. röm. Reich so wohl wieder die Kay. May. alß das gantze hauß Oesterreich vndt andere gehorsambe Ständt des Reichs." In dieser Schrift wird gesagt: „Weil Bürgermeister und Rath zu Amberg durch einen kaiserlichen Befehl seye auferlegt worden, in den Kirchen der Obern Pfalz sowohl lutherisch als calvinisch predigen zu lassen, hätten der Churfürst und dessen Statthalter zu Amberg, der Fürst Christian von Anhalt, und die Regierung daselbst, innsgesammt calvinisch, ihren Haß auf den Kaiser geworfen. Dieses seye mit zum Beweggrund geworden, dem König von Frankreich die Krone anzubieten, weil durch denselben der Calvinismus am leichtesten in Deutschland sich hätte befördern lassen. Einsweilen hätten sie beide exercitia invito animo zugegeben."

Daß dieser Anschlag unmittelbar vor Heinrichs Ermordung seiner Ausführung näher gestanden habe, als insgemein geglaubt wird, ist eine bis jetzt wahrscheinlich unbekannte Thatsache. Darüber hat sich ein ausführlicher Bericht erhalten, welcher alle hiebei betheiligten Personen nennt, die in Anregung gebrachten Mittel, die bereits getroffenen Vorkehrungen angibt und die letzten Zwecke enthüllt. Diesen Bericht hat, wie Schreiber dieses versichern zu können glaubt, bisher Niemand gekannt, als der fleißige Renatus Carl Freiherr von Senkenberg, welcher in seiner Fortsetzung von Häberlins neueren Teutschen Reichsgeschichte Bd. XXIII. S. 250 ff. desselben Erwähnung thut. Der Ort aber, an welchem Senkenberg diesen Bericht entdeckte, dient dazu, dessen Authenticität gegen jede Einwendung zu sichern.

Senkenberg fand den Bericht in einem Fascikel des Archivs zu Braunschweig, welcher eine große Zahl von dem vortrefflichen Herzog Julius selbst verfaßten, theils zur Zeit seiner seltenen Thätigkeit während des Fürstencongresses zu Prag im Jahre 1610 gesammelten Acten enthält. Die Schrift, für deren Verfasser Senkenberg den chursächsischen Residenten in Paris, Dr. Helfrich, hält, wurde dem Churfürsten entweder kurz vor seiner Abreise nach Prag, oder bereits dorthin zugesendet. Im erstern Falle hätte er sie als ein ächt deutsch gesinnter und dem Reichsoberhaupte aufrichtig zugethaner Fürst mit sich genommen, um sie diesem mitzutheilen, im andern Falle wäre sie bloß einen Monat vor Heinrichs Ermordung geschrieben worden, denn diese ereignete sich am 14. Mai 1610, und der Fürstencongreß zu Prag begann am 25. April n. St. In beiden Fällen theilte sie der Churfürst in engem Vertrauen dem Herzog mit, durch welchen die Abschrift veranstaltet wurde, die Senkenberg vor Augen hatte.

Weiter wird die Aechtheit der Schrift gegen jede Einwendung durch folgenden Umstand gesichert. Während der erwähnten Fürstenversammlung befand sich im September des

Königs Matthias Rath, Georg Schröttl, in Aufträgen seines Herrn zu Prag. Diesem schrieb er eines Tages: Erzherzog Maximilian (Landpfleger in Tirol, Elsaß und den vorderösterreichischen Landen) habe ihm im Vertrauen mitgetheilt, daß kürzlich zu Breisach eine Person sei verhaftet worden, um welche die protestirenden Fürsten allenthalben starke Nachfrage hielten. Bei dieser Person habe man einen „Discurs" gefunden, welcher beweise, was für böse Praktiken wider das Haus Oesterreich gemacht würden. Man habe den Discurs in aller Eile abcopirt, und er lege seinem Brief eine Abschrift der Copey bei. Diese, die ebenfalls noch vorhanden ist, enthält den erwähnten Bericht beinahe ganz, und stimmt mit demselben meist wörtlich überein. Was somit der Churfürst von Sachsen nach Prag gebracht, wurde bald hernach zu Breisach bei einer verdächtigen Person gefunden. Auch sagt Schröttl in seinem Bericht an den Erzherzog: Breisach sei durch Veranstaltung des französischen Gesandten zu Solothurn von einem Maler aus Basel „in Grund gelegt worden." Der Plan sei gewesen, daß Basel von oben herab, Straßburg von unten herauf mit Flößen gegen die Stadt ziehen sollten, vornehmlich, um derselben die Zufuhr zu sperren, und so das Beschießen zu ersparen; denn man habe gewußt, daß nur geringe Speicher darin vorhanden seien.

Eine weitere Bekräftigung erhält diese Schrift durch folgende Stelle eines den 17. Februar 1616 durch Erzherzog Maximilian an Kaiser Matthias gerichteten Gutachtens über die Nothwendigkeit auf die Nachfolge im Reich zu denken. „S. Maj.", sagt er darin, „wolle erwägen, welchen Praktiken die rebellischen Fürsten in Frankreich nachsinnen und mit den Reichsfürsten correspondiren. Daher drohe, wenn es nicht selbst sich helfen wolle, dem Hause Gefahr, welche vergangener Jahre so nahe gewesen, wenn die Hand des Allmächtigen mit dem unvorhergesehenen Tod des Königs nicht (ohne unser Verdienst) wäre in's Mittel getreten."

Der Plan, der in dem nachfolgenden Actenstück enthüllt wird, steht mit dem, was J. M. Schmid in seiner „Neuern Geschichte der Deutschen“ Bd. III, S. 286 ff. mittheilt, in engerer Verbindung, als mit dem bekannten Organisations-project von ganz Europa, von dem der König selbst sagte: „einzig das Haus Oesterreich würde dabei zu leiden haben.“ Ruhte jener Plan auf festerem Boden, nahm er mehr eine concrete Gestalt an, und lag er dem Bereich des Ausführbaren näher, als jenes Project, so konnte er dessen Hauptzweck, der gegen das Haus Oesterreich gerichtet war, schneller erzielen. Dazu hatte Heinrich auch noch Verbindungen mit ungarischen, siebenbürgischen und böhmischen Herren angeknüpft, mit dem gleißenden Vorgeben, die Wurzel des Haders in Europa auszutilgen. Wen er mit solcher gleichbedeutend nahm, zeigt der vorliegende Bericht.

Wir lassen einen getreuen Abdruck desselben folgen, mit Beibehaltung der damaligen Schreibweise, nur die Interpunktion berichtigend, und zu näherer Kenntniß der angeführten Namen einige Anmerkungen beifügend. Der Bericht lautet:

1. Der Fürnembsten Ursachen aine, worumben viel Churfürsten und Ständte deß Reichs Ihre Gemühter von der Kays. Mayest. abgewendet, sich unter einander Verbundeten, und ain neues Regiment zu erlangen bemühet haben, ist, daß Ihr Kays. Mayst. nuhmehr in vielen langen Jahren nit mehr gesehen wordten, der Churfürsten und Ständte an den Kays. Hof abgeordnete und Agenten für Ihr Mayest. nit komben, In deß Reichß Kantzley gantz kein Ordtnung seye, niemand ohne große Geschenkh kaine Außrichtung beschehen *), wie solches Hypolitus a Collibus **), zu Paris und Fontainebleau

*) Insgesammt Klagen, welche, besonders die Schwierigkeit Audienz zu erhalten, leider nur allzubegründet waren.

**) Bei Johann Casimirs Maßregeln zur Durchführung des Calvinismus als Anhänger desselben an eine Professorstelle nach Heidelberg gerufen, darauf als Hofrichter u Staatsgeschäften verwendet.

vor deß Königs in Frankreich *), und aller mitverainigten Gesandten, erst nechst verwichenes Jahr öffentlich geklaget, auch mit vielen Exemplen zu beweisen sich beflißen; wie undter anderen der Müntz Ordtnung halber im reich, mit etzlichen Stätten wieder benachbarte Fürsten, alß Braunschweig wieder Ihren Hertzogen, Schweden **) Wieder den Bayerfürsten, Lübeckh wieder den Khönig in Dennemarkt rc. Item in Strittigen Sachen der Fürsten Pfaltzgrafen, mit der Chur Maintz wegen der Pergstraß; Item mit den Erbschaftsachen, wegen der Grafen zu Naßau Wießpaden, sambt noch unzählich anderen, und gleich dazumahlen wegen der Belehnung Gülch, Cleve und Berge, mit den Chur- und Fürsten Häußern Branden- und Pfalz-Neuburg ***); deßentwegen selbe Zusambenkünften gehalten worden, auß welchen allen nnd noch vielen Uhrsachen nicht wenig Ständte aintweder die Vermuhtung nehmen mießen, daß Ihr Kays. Mayst. nit bey leben, oder doch der Regierung also sich endtschlagen hetten, daß Sie alles nuhr durch wenig Ihrer Räth und schlechte privat Persohnen, von welchen alles mit Geldt zu erkaufen, regieren zu lassen endtschlossen währen.

2. Hierzu bewegt Churfürsten und Ständte nicht wenig, daß Sie die Gedankhen gefast, daß der Kayßer und des Reichs Kantzler, der Curfürst von Maintz, alle Reichß-Craiß- und deputations-Tagshandlungen verrathen, nach Rom, und Hispaniam schickhen, aldha eß in Päbstlicher und Cardinalischer Congregation, Wie auch in dem großen raht in Hispanien,

---

*) Heinrich IV.

**) Soll wohl heißen Schwaben, die Angelegenheit von Donauwörth betreffend? Da Donauwörth zum schwäbischen Kreis zählte.

***) Wonach die Versammlung zu Fontainebleau frühestens im April 1609 kann statt gefunden haben, wenn es nicht diejenige war, welche Heinrichs Bund vom 11. Februar, mit den possedirenden Fürsten zu Stande brachte.

allererst in mehrere Berathschlagung gezogen werdten *). Und zwarn so geschehe solches an dem Kays. Hof zu Prag dem aldha residirenden Spanischen Oratori von Kays. Ministris umbs Geldt, alß welche dannenhero maistes Thailß pensionen oder Jährliche Geschänkhnußen zu empfangen haben; Der Churfürst zu Maintz **) aber Thue solches, dieweilen Er dem Pabsten darzu mit pflichten verbundten, auch von Hispanien ordentliche Bstallung habe zu dem Endte, wie solches deß nechst verstorbenen König Philippi Secretschreiben ***) genugsamb außweißen, darinnen Er seinen Sohn, den itztregierenden König starkh vermahnet, Er solle zu dem Endte die hin- und wieder versprochene Jährliche Besoldungen fleißig continuiren; daraus die Teutschen Fürsten schließen, daß von solchen, den König- und Päpsten verpflichteten und besoldten die Communication der geheimbnußen im Reich gewißlich beschehe. Dannenhero Sie bewegt wordten, den Achtenten Craiß, nemblichen den Burgundischen, in der Cammer zu Speyer in dem geringsten nicht zu leiden, sondern haißen demselben nuhr den Verrätherischen Craiß, der alle Geheimbnußen, so im Reich beschehen, vermerkhe, überschreibe, nach Rom und Hispania überschickhe. So conversire auch der Spanische ordinari Pottschafter zu Prag, mit dem Kays. vice Kantzler Täglich, darauf von der Teutschen Fürsten Agenten alle große Achtung gegeben wird; welches alles dem Reich so viel desto besorglicher seye, weiln derselbe König vor diesem ohne das wegen deß Westphälischen Nider-Sachsischen Craiß sehr bemühet, denselben auch sonderlich, und der Francisco Mendora, Allmirand,

---

*) Es läßt sich actenmäßig nachweisen, daß der spanische Gesandte um diese Zeit sich beklagte, oft Monate lang keinen Zutritt bei dem Kaiser finden zu können.

**) Damals der thatkräftige Johann Schweikard von Kronberg.

***) Woher hatten denn die zu Fontainebleau Versammelten Kenntniß von diesen?

Kriegs Obriste in den Niederlandischen Kriegen, vielfältig albereith geplündert, verherret und verderbt, auch mit den Grafen von Berg, und Burkhgrafen von Böheimb und Ehrlinburg nit wenig beschehen; so dan auch Stifft Bremb und Oßnabruckh gebrandtschatzet wordten. Daß aber der Cuhrfürst von Maintz dem Papsten mit Aydtßpflicht demselben anzufürgen und darob zusein bestelt seye, darmit in dem Reich nichts zu praeiudicio der Geistlichen fürgehe, sonderlich weiln Sich die weltlichen Ständt sehr bemüheten, daß Sie so wohl alß die Catholischen auf den hohen und anderen Stiftern Beneficia haben möchten, auch oft mit denselben in Ihren Gittern strittig werdten, die Geistlichen aber und Dero Undterthanen den Kayser und Baḡst für Ihren Schutz- und Oberherrn erkehnnen, der Babst auch Türckchensteuer und Hülf erthäle*), so mueßen Sie demselben wohl alles Communiciren, zu welcher Communication dann nit weniger und fürnemblich die Collegia Jesuitarum hin und wieder in Teutschlandt, also auch die Thumbstifter und Clöster zu Mitl gebraucht werdten, dergestalten, daß auß diesem gewiße Persohnen verordtnet, die hin und wieder raißen in gestalt und untern Fürwandt Ihrer aignen Werbungen, erkhündtigen, was unter den weltlichen Cuhr- und Fürsten, auch anderen Reichß Ständten fürlaufe. Inmaßen Julius Echter, der Bischof zu Wirtzburg, dergleichen im Fränkhischen, Schwäbischen und reinischen Craiß viel practicirt habe; In deme Er nemblichen durch die Jesuiter und seine Brüder Dietrich und Valentin auf die Zusammenkünfte in dem Fränkischen Craiß mit der Türckhen Contribution, Item mit der Fränkhischen Ritterschaft verbindtnis, Ambter und Dienſten, so Sie mit den benachbahrten Weldtlichen Fürsten haben, Item wegen gemeldter Ritterschaft Kantzlei, da-

*) Von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an gaben die Päpste beinahe jährlich, oft bis zu beträchtlichen Summen, Beihülfen zum Türkenkrieg.



rinnen Sie mit dem Bischof strittig sein, deßgleichen wegen Anspruch der Jurisdiction der Marggrafen zu Anspag im Fränkischen Craiß in geistlichen Güttern, unter den Bischofen gelegen, so gleich strittig, So dan wegen der Thumbprobstey zu Bamberg, deren sich der Marggraf für den Patronum erkhenne, und Ihme daher der Bischof zu einer recognition etzliche Wein und Par schuech schickhen müeße, Letzlichen auch gegen Sachßen, wegen etzlicher Lehen, so der Cuhrfürst von Bischoven empfangen müeße, ein und manichsmal practicirt hat. Daß aber durch den Spanischen Gesandten, alle deß Reichs Geheimbnüßen von Prag auß vnfehlbar entdecket werdten, erscheinet nochmahlen auß nachfolgenden Uhrsachen: dan Erstlich würdte Er sonsten ohne Zweifels vergeben und umbsonst mit so großen Kosten zu Prag nit ligen; zum andern, so haben die Teutschen Fürsten mit Ihren Agenten augenscheinlich das ansehen und die befürderung Ihrer sachen nit so guett alß besagter Orator; Fürs dritte so werdten den Teutschen Fürsten entgegen kaine dergleichen Agenten bei Spanischer Hofhaltung geduldet; Zum Vierten so sein der Kayser dem König in Hispania, dem Hauß Oesterreich und Burgundt mit nahender Bluets Verwandtschaft so vertreülliche communication gleichsamb schuldig; und fürs Fünfte so seindt viel Reichs contributiones im Ao. 1605, wie solches durch den Reichs-Pfenningmeister Geitzkoffler entdeckt worden in seinem discurs an den Grafen v. Fürstenberg, in das Niederlandt verschickt *), und dem König wieder die Niederländer, und consequenter wieder die vnirten Teutschen Fürsten im Reich, dargeliehen wordten **), darüber dan auf dem jüngst zu Re-

*) Was jedoch nur eine Gegenmine Geizkoflers gegen die durch den Reichshofrath Jos. Ul. Hämmerle wider ihn erhobene Anschuldigung der Veruntreuung von mehr als 300,000 fl. war.

**) Eine Folgerung, die, selbst wenn der Vordersatz wahr wäre, mit der Gesinnung, die an dieser Versammlung sich offenbarte, im schönsten Einklang steht.

gensburg gehaltenen Reichstag sonderbahre Klagh beschehen. So sein auch fürs Sechste in der Frankfürtter Meß deß Königs in Hispania Obristen Ambrosio Spinola durch etzlicher fürnember Kaufleuth Werell von deß Reichs gelieferten Contribution eine ansehendtliche Summa überreicht *), und von Ihme in Hollandt im Haag, wie Kundtbahr, außgeben wordten, darauß leicht abzunemben, das eß der Kayßer und der König in Hispanien wieder das reich mit ain ander haben.

3. Weiln dann, wie gesagt, die Teutschen Fürsten zweifflen, Ja vill dafür halten und spüren, daß der Kayßer gäntzlich, oder doch im regiment für gewiß todt seye, daß auch in gmainen Reichß Sachen mehrer deß Pabsten und Königs in Hispania alß deß Reichs nutzen gesucht werde, und Je ainmahl Keinem standt rechtliche gebührliche Außrichtung beschehe: alß haben Sie nunmehr ain lange Zeitt hero practicirt, wie Sie ainen andern römischen König aufwerfen möchten **), darbei Sie aber Jeder Zeitt Ihr Aug sonderlich auf den König in Frankreich geworfen, und zwar auß nachfolgenden Ursachen. Erstlich dieweill der König auß Frankhreich die Catholische und Calvinische Religion frey laßen, und so steiff darob halten, daß Keiner dem andern bey Händt, Ja nach gestalt der Sachen bey Kopf abhauen in seiner religion molestiren solle; Zum andern so hatt derselb König ain solche macht, daß Er wider den König in Hispania mit geringen Volckh mehrmahlige victorien erlangt; Zum Dritten so seye Er den Teutschen Fürsten, sonderlich der Chur-Pfalz und

---

*) Es bedarf nur der oberflächlichsten Kenntniß von dem damaligen Zustande der kaiserlichen Regierung und der österreichischen Länder, besonders aber der Finanzen, um zu wissen, daß dieses Alles aus der Luft gegriffen sei.

**) Man erinnere sich der in der Einleitung angeführten Schreiben des Erzherzogs Maximilian und Churfürsten von Sachsen.

Sachsen, Landtgraff Möritz in Heßen, dem Marggrafen zu Brandenburg und anderen noch Viel schuldig, welches Sie durch diß mitl desto ehender bezahlt zu werdten verhoffen; denn Sie wohl wißen, daß der König seit seiner Regierung wohl Hauß gehalten, viel millionen geltß erspahret, und ain mächtigen schatz Zusamben gesamblet; Zum Vierten weiln Er derzeit der mächtigist Potentät wär wieder Spania, Oesterreich und Italia; Zum Fünften weiln Er mit den Venediger viel vermüge, denen Er allein über die 80 Tonnen goldtß schuldig, und dha Er Sie bezahlt hette, dieselbe ainen gewaltigen Krieg wieder den jetzigen Pabst *) würdten angefangen haben. So seye Er auch mit den Hertzogen von Florentz, dem von Mantua, dem von Savoya und vielen Teütschen Fürsten gräntzende, mit Schweden, Dennemarkt, Engelandt und Pohlen verbunden; Fürs Fünfte, so habe Er sich vielmahlß wieder den Pabsten aufgelaint **) wegen der geistlichen Jurisdiction, welche Er und nit der Pabst, auch alle Beneficia im gantzen Frankhreich zu conferiren und zu verleihen habe; Das auch nicht weniger zum Sechsten der Calvinismus durch Ihme sonderlich in und außer Frankhreich fundirt werdte, darauf die Teutschen Fürsten, die Hungarn und Polackchen fürnemblich und starkh Tringen; Dieweil zum Siebendten die alten Frankhen, in occident und orient ain Volkh gewest sein, und aines vom andern herkommen, Carolus Magnus vor 800. Jahren zugleich Kayßer und Rex Francorum gewesen seye; jetzt aber zum achten bewegt Sie die Gilgisch Sachen ***) höchlich darzu; Zum Neundten und aller Fürnembsten aber begehren

*) Paul V. (Borghese), mit dem sie bekanntlich kurz zuvor in Zerwürfniß gestanden hatten.

**) Darnach also bemaßen diese Reichsfürsten die Würdigkeit zur Kaiserkrone.

***) Der Jülich'sche Erbstreit.

Sie seiner so starckh, darmit das Hauß Oesterreich nicht möchte fürkomben, darumben Sie Jhn dann, alß welcher dem Hauß beßer als jeder andere wiederstandt zu Thuen vermöge, implorirt und angeruefen, zum Fahl der Ertzhertzogh Albertus oder Mathias sich würdte zu der römischen Cron eintringen wollen, daß Er Jhnen Hülf Thäte, darmit solches nicht geschehe, sondern durch ordentliche Wahl und Chur zugienge *). Dieses ansuchen haben bey dem König fürnemblich gethaen, Friedrich der Viertte Cuhr-Pfalz-Graf, Johann Sigmundt, Cuhrfürst von Brandenburg, Landgraf Moritz von Heßen, Johann Georg regierender Herr zu Theßau im Fürstenthumb Anhalt, und Fürst Christian **), sein Bruder, Statthalter zu Ahmberg unter den Cuhrfürsten Pfaltzgrafen; werdten die Neütralische Fürsten, alß Wirttemberg und dergleichen (die anfangs wegen Jhrer, thailß vom Kayßer und auch vom Hauß Oesterreich, Thailß von der Cron Frankhreich habenden lehen eüßerlich neutral sich erklären wollen) begriffen, darundter dann gehören der Marggraf von Baaden, die Landtgrafen von Darmstatt und Printz Moritz v. Uranien in namben der staaden ***) mit dem gantzen Hauß der Grauen von Naßau, zu Dilaberg ****) residirende; Jtem alle die lehen-Grafen des Cuhr-Pfalz-Grafen, des Landtgrafen Moritz von Heßen, die Undterschiedtlichen Grafen am Rheinstromb, der Calvinischen religion zugethaen, die Freyherrn und Edelleuth im Schwabi-

---

*) Was auch Matthias um diese Zeit gegen den Bruder unternommen, niemals hatte er die Meinung, daß er zur Nachfolge im Reich anders gelangen könne, als durch Wahl der Churfürsten. Das hier Angedeutete war bloßes Vorgeben.

**) Der schon im Jahre 1606 als Unterhändler der calvinischen Reichsfürsten mit Heinrich IV. nach Paris gereist war.

***) Der Generalstaaten der vereinigten Niederlande.

****) Dillenburg.

schen, Fränkhischen und Römischen Craiß, doch maistens Thails haimblich; dha aber der König auß Frankhreich, oder der auß Dennemarkt, welchen der von Brandenburg lieber hette, weiln Er Ihme nahendt Verwandt, zur Römischen Cron nit sollen gelangen mögen, So sollen Sie beede Könige diese Fürsten und Ständte, sonderlich der König auß Dennenmarkt, mit seinen Verwandten Fürsten, alß Hollstain; Braunschweig, Mechelburg, mit dem Bischoffen von Bremen, Oßenbrukh, Hertten *), Item mit etzlichen Hertzogen von Lünneburg, dahin laviren und überainstimmen, darmit das Hauß Oesterreich aufgehalten, und verhinderdt werdte. Dem König auß Frankhreich aber ist die Cron von den obrigen Fürsten und Grafen so wohl schriftlich **) alß durch Pottschaft, nemblich den Landtgraf Moritz von Heßen, welcher unter Ihnen der Verständigist, und wie ain Director ist, aufgedragen wordten; Nitweniger auch durch Fürsten Christian von Anhalt, der bey diesem Werkh viel thut, durch den Grafen von Solms ***), gewesten ChurPfaltzischen HofMarschallh, durch den Herren Braußenfall ordinari Agenten in Hollandt, Herrn Jacob Boncars †) auß der Teutschen Fürsten Befelch, durch Tehanine ††), deß Königs gehaimbden Rath, durch den Hertzogen von Bullian †††), alß der auf ain Zeitt wohl ain halb Jahr

*) Verden; damals Bisthümer, die insgesammt in protestantischer Gewalt waren.

**) Der von Rommel herausgegebene dicke Band Correspondence inédite de Henri IV. Roi de France et du Landgrave Moriz de Hesse beweist die enge, nichts weniger als die Würde und das wahre Wohl des Reichs beabsichtigende Verbindung.

***) Otto, des pfälzischen Churfürsten Friedrichs IV. Rath.

†) Bongars, der bekannte französische Geschäftsmann, auch Herausgeber der Gesta Dei per Francos.

††) Welcher nicht näher zu ermitteln war.

†††) Heinrich de la Tour, Vicomte de Turenne, des Feldherrn Vater,

zu Heidelberg gelegen, unterm Schein deß Marschalchs von Byron *) Verdachts, alß ob Er deßwegen außweichen müeßen, der König aber unter ainen solchen falschen schein und list beym Euhrfürsten zu Haidelberg, Jetz regierenden Herrn, ain anders (wie Er nemblich möchte zur römischen Cron komben) practicirt.

So ist auch der Joachhim von Olden-Bernfeldt **) Herr von Them Pell, General Advocat und rath der Verainigten sieben Provintzen, unterschiedliche Mahl, sonderlich ao. 1603. deßwegen in Frankhreich gewesen; deßgleichen hat sich der Vnechter ***) von Naßau, Herr Justinus genandt, Gubernator zu Preda, in namben der General Staaden gegen den König in Frankhreich wider den König in Hispania erbotten: Sofern der König in Frankhreich von den Teutschen Fürsten zur Kayserlichen Cron ersucht und begehrt würde, daß Sie Jhme zu Wasser mit Schiffs Armada wollen beyspringen, auch sein Mayst. zu Landt mit Geldt und Volkh darzu befördern. Dann wie Sie durch Graf Wilhelmen von Naßau die Xhuanen ****)

---

durch seine erste Gemahlin Erbe des Herzogthums Bouillon, durch seine zweite, Elisabeth von Nassau, des pfälzischen Churfürsten Schwager, stand im Verdacht, den Marschall Biron wider Heinrich IV. aufgehetzt und den Plan entworfen zu haben, sich an die Spitze der französischen Hugenotten zu stellen, um mittelst ihrer einen Theil des Landes sich zu unterwerfen. Daher sein Aufenthalt zu Heidelberg nach Birons Tod.

*) Der am 31. Juli 1602 in der Bastille enthauptet wurde.

**) Er hieß eigentlich Johann.

***) Der Bastard von Nassau.

****) Offenbar Chouans, womit das in neuerer Zeit erst üblich gewordene Wort beinahe zwei Jahrhunderte früher unter verwandten Umständen (bei dem bewaffneten Widerstand der Landleute wider die öffentliche Gewalt) seine Anwendung gefunden hätte. Sicher kommt es von chat-huant — Eule, der Betreffenden Verstecke

in Normandia auch bezwungen, daß Sie dem König in Frankhreich huldigen müeßen, also wollen Sie Jhme auch Hülf und Befürderung zur römischen Cron Thuen; und sofern der König in Engellandt würde dem König in Frankhreich dieselbe wollen mit Spania mißgunnen und amuliren, wollen Sie dergleichen gestalt helfen bestreitten.

4. Also haben nuhn die Teutschen Fürsten, und andere Catholische Ständt willens, den König in Frankhreich durch ordentliche Wahl zum römischen König zuerwehlen *), und verlaßen sich ditsorths fürnemblich viel auf die Hülfen der Reichs Stätt, so der Lutherischen oder Calvinischen religion feindt, und auf die reformirte Stifter, welche sonsten besorgen, Sie müeßen mit der Zeit wieder Catholisch werdten, und daß Sie der erarmbten Ritterschaft, welche aintweders im Krieg, oder in Vermehrung Jhres Geschlechts, oder durch Heyrath, oder durch sonst übel leben, umb das Jhrige kommen, die Vertröstung gethaen, daß Sie dargegen dieselben vor den Catholischen auf die Stifter wollen befürdern, auf daß Sie sich wohl und ehrlich undterhalten mögen; gleich wie die außschreiben **) Joannis Casimiri, Pfaltzgrafen, im Cölni-

---

oder Erkennungsgeschrei bezeichnend s. *Roquefort* Glossaire de la langue romane erklärt Chouan, durch hibou, chat-huant.

*) Harbonin de Peresire berichtet, Heinrich habe bei seiner Verbindung mit den deutschen Fürsten gesagt: „ihm liege ob, zu einem Reich Sorge zu tragen, welches seine Vorfahren gegründet hätten." Und dieses ließen die deutschen Fürsten sich sagen! Wir haben 1806 Aehnliches erlebt.

**) Außschreiben Unser, Johann Casimirs, Pfalzgraffen bei Rhein rc., darinnen die Ursachen angeführt werden, warumb wir in jetzige Kriegs-Expedition begeben. 1583. — Dieser Johann Casimir war der nachherige Vormund Friedrichs IV. und Administrator der Chur-pfalz, Parteiführer der Calvinisten in Deutschland.

schen strittigen Handl wieder das Hauß Bayern, und Confirmation wieder das Hauß Oesterreich auch ordentlich außweißen, unter der Einsetzung deß Bischofs Gebhardi, Truckhsaßen zu Cöln; und wofern sich die Catholischen Fürsten und Ständte würdten darwiedersetzen und den nicht annemben, Sie Ihme alß dan mit Gewalt darbey handthaben wollen. Allermaßen zu Pariß, und Fontainebleau endlich abgeredt und geschloßen worden, wan Matthias oder Albertus sich mit Gewaldt zu der römischen Cron Tringen, und ins Reich komben solten, daß alß dan der König mit 30 oder 40,000 Mann auß Frankhreich fallen, sich an die Graintzen oder Sedan, da der von Bullion wohnt, logiren solte, darmit Er, wan es vonnöthen, desto bälder zur Handt seye, und folgendts auf Straßburg ruckhen möge, So wollen die Teutschen Fürsten mit Ihrer Hülf zu Ihme stößen. Doch wirdt der König anfänkhlich nit selbst in der Persohn herauß komben, biß Er sehe, wo eß hinauß wolle, sondern seine Fürnembste Kriegsleüthe schickhen.

(Schluß folgt.)

VII.

Joseph von Görres.

II.

Schulbildung und Lebensbildung.

„Eine stille, einsame Kapelle in tiefer Waldeinsamkeit; der Poesie, der Treue und der Ergebung gebaut; um die rund umher sich eng verschlungenes Dickigt zieht, über der alte Eichen in heißem Sommertages Brand flüsternd sich bewegen, durch deren Zweige gebrochen dann das Licht durchstreift, und ein Schattengewölke über die Wände gießt, und spielend an ihnen auf und niederzittert, während von innen halbdunkle Kühle, erfrischende Stille herrscht, und hinten in der Nische das Bild der Heiligen dämmernd und freundlich durch das Gitter blickt, in dem Waldblumen halb welkend niederhängen, und unten auf der Steinstufe der bekannte Alte betend kniet, während Vogelschlag eindringt durch die offene Thüre, und Waldgerüche, und kühles Luftgesäusel und grüner Schein und Baches Rauschen, und Alles feierlich und betend rund umher, bis auf die Wolken, die einzeln wie Pilger, hell in innerem Verlangen erglänzend, auf blauer Himmelsbahn hinwandeln zum Lande der Verheißung, und die Winde, die wie Stumme

der Natur im Hauche beten: so blickt das Gedicht von der heiligen Genoveva mit dem bescheidenen kleinen Glockenthurme aus des Mittelalters dicht verwachsenem Hain vom fernen, grauen Berg herab, und Jahrhunderte durch läutet das kleine Glöckchen oben fort und fort, zum Trost einladend dem Wanderer zu, daß er zu dem Bilde komme und sich Stärke hole und freudigen Lebensmuth."

Diese Empfindung erweckte in ihm das schöne alte Volksbüchlein von der heiligen Pfalzgräfin, deren Legende seinem nächsten Heimathkreise angehört, wo auch, unfern des Laacher Sees, ihre Grabkirche steht; und so sprach er sich an den Ufern des Neckars zu Heidelberg 1807 in seiner Schrift: „Die teutschen Volksbücher von J. Görres" über dieß Bild demuthvoller Gottergebenheit, eine Blüthe des katholischen Mittelalters, in wehmuthvollem Tone aus.

Allein zwischen dem Jahre seiner Geburt 1776 und diesem Jahre 1807, da sein Blick sich wieder der stillen Kapelle auf einsamer Bergeshöhe zuwandte und sein Ohr auf ihres Glöckleins heiligen Ton lauschte, und er den betenden Alten um die Weisheit vergangener Tage befragte: lagen dreißig Jahre zerstörender Erschütterungen und Kämpfe in der Mitte, die die Welt in ihren Grundfesten erbeben gemacht, und das alte Heiligthum auf der geweihten Höhe mit dem Untergange bedroht.

In seiner frühesten Kindheit ertönte des Glöckleins klagender Ruf wie ersterbend hinab aus der reinen Berghöhe in das eigensüchtige Treiben von Welt und Zeit; sie aber achteten der Stimme von oben sehr wenig. Nüchternen Sinnes bebauten sie die üppigen Triften der Thalsohle, und erlabten sich an dem Fette der Erde. Der Hochmuth des sich selbst vergötternden Geistes wollte nicht nach oben schauen, und die Genußsucht des zuchtlosen Fleisches suchte in der Tiefe, in dem sinnlichen Wohlleben ihr Genüge, und riß den stolzen Geist hinab in den schmutzigsten Pfuhl thierischer Lüste. Das war die

Stimmung der Zeit, die von dem tongebenden Frankreich ausgehend, sich wie ein fressendes Feuer in den höheren Schichten der Gesellschaft verbreitete. Und das nannte sich die neue Aufklärung, und war doch seinem inneren Wesen nach nichts, als die Moderblüthe der geistigen Verkommenheit und Sittenverderbniß der Zeit.

Dem schlichten Bürger und dem einfältigen Landmann gestattete diese Aufklärung der höheren Klassen allenfalls noch, nach der Sitte der Väter im Geiste bußfertiger Demuth gläubig den heiligen Berg hinanzupilgern, um dort das Opfer seiner Anbetung dem Höchsten darzubringen, und sich Trost und Rath und Erquickung zu holen. Er wußte es ja nicht besser! Nahmen die Vornehmen, die Gebildeten, die Aufgeklärten da und dort auch noch daran Theil, so geschah es meist in einer Weise, daß Jeder leicht merken konnte, daß es ihnen nichts sei denn ein leeres herkömmliches Schaugepränge, an dem ihre Seele keinen Theil habe, und daß sie sich dabei nur den Vorurtheilen der blinden, abergläubigen Menge für den Augenblick fügten, die noch zu ungebildet sei, um des Kappzaumes der Religion, dieser Polizeidienerin des Staates, entbehren zu können.

Da schoß giftiges Unkraut in dem heiligen Haine auf, und die Wege und Zugänge geriethen in Verfall, eine Wildniß schloß ringsum das Heiligthum ein, seine Hallen wurden öder, leiser und ferner hallte das Glöcklein und spärlicher brannte das Licht vor dem Allerheiligsten.

In dem Maße jedoch, als der neue, von Gott abgewendete Geist an Macht gewann und seiner selbst bewußt ward, um so ungescheuter folgte er auch dem inneren Drange nach der Tiefe; sich nicht mehr damit begnügend, die „fromme Einfalt" gewähren zu lassen und sie geringschätzig zu bemitleiden, oder spöttisch zu verhöhnen: erhob er sich wutherfüllt mit Feuer und Schwert, die heilige Stätte für immer zu zerstören; denn das Heiligthum auf der Höhe war ein steter Vorwurf für ihn, und so lange es stand, zitterte er für sich selbst.

So erhob der Weltgeist, von diesem Hasse und dieser Furcht zugleich erfaßt, jenen neuen Titanenkampf gegen den Geist Gottes. Ecrasez l'infame! Zerstören wir die heilige Stätte und erdrosseln wir den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters! lautete der Wahlspruch in diesem Kreuzzuge der Hölle gegen das Christenthum, der die letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts erfüllte.

Da wurde der heilige Hain gefällt und niedergebrannt, die heiligen Hallen verwüstet, das heilige Licht ausgelöscht und die Kanzel und der Kelch und das Glöcklein den Schacherjuden zugeworfen, und das heilige Buch zerrissen und in die Winde gestreut; und der betende Alte auf den Stufen des Altares, er wurde gefesselt und vom Troße der Kriegsknechte von dannen geführt! Und wie einst der heidnische Kaiser auf die heiligste Stätte Jerusalems das Bild der Venus gestellt, so baute jetzt das moderne Heidenthum, da die Unvernunft im Rausche der entfesselten Leidenschaften am wildesten raste, auf der entweihten Trümmerstätte der vergötterten Vernunft seinen Festaltar dicht neben der Guillotine seines blutdürstigen Terrorismus.

Die Hölle triumphirte über ihren Sieg; wer nicht anbetete, den fraß das Messer der Guillotine; nur in der tiefsten Stille der Nacht, wenn die berauschten Zecher tief unten die Marseillaise brüllten, und kein Mond am Himmel stand und die Sonne des Tages noch nicht aufgegangen, schien das Glöcklein, von unsichtbaren Händen gezogen, hellen Tones von der stillen Höhe herab zu klingen, und das heilige Licht durch die zerbrochenen Fenster milden Scheines in die finstere, sternlose Nacht hinabzuleuchten.

Wie stolz aber auch die Siegesfahnen auf der neuen Babel wehten: das Ende der Tage war noch nicht gekommen; die ewige Nemesis, welche die Frevler herausgefordert, sie ließ mit ihren rächenden Furien nicht auf sich warten.

Das wilde Feuer, das in ihrem vergifteten Blut brannte, trieb die Besessenen in blinder Raserei einander zu zerfleischen. „Da man im Circus alle Behältnisse der Bestien aufgeriegelt, kamen sie ohne Verzug hervorgestürzt, und alle wüthende, blutdürstige, treulose, tückische, boshafte, verwegene, frevelnde Naturtriebe, von der Kette losgelassen, würgten durch einander." . . . — Nachdem ein Königshaupt gefallen zur Sühne der gehäuften Sündenschuld der Vorfahren,¹ — „ging der Richter über die neue Blutschuld in's Gericht, und gab die Rache den Leidenschaften. Da begann jener wilde Bürgerkrieg, der, während das Schwert außen seine Opfer fraß, nach innen in den Eingeweiden wühlte; und jene Parteiwuth, die wechselseitig mit ihrem Geifer im Blutdurst sich entzündete. Die Naturelemente selbst, wie es schien, mit den gesellschaftlichen in gleicher Wuth entbrannt, mußten in Masse Werkzeuge des Todes werden, und Eisen, Feuer und Wasser fraßen ihre Opfer. Der Terrorismus wüthete mit Noyaden und Mitrailladen, Proscriptionen, Confiscationen, dem Maximum, Requisitionen und allgemeiner Plünderung; öffentlicher Bankerott und Hungersnoth schloßen den Zug der Furien."

Das waren die glorreichen Errungenschaften der völkerbeglückenden Revolution in ihrem ersten Stadium zuchtloser Freiheit; es folgte das zweite, die blutige Herrlichkeit des unumschränkten Despotismus, der mit eisernem Fuße das Gewürm in den Staub trat!

Der Stern Napoleons ging auf; der Bändiger der entfesselten Bestien erschien in der Mitte des Circus; der Mann des Schwertes, „der glückliche Soldat", der mit starkem Arme die reißenden Wölfe und Tieger an seinen Kriegswagen fesselte, und den Heißhungrigen Gold, Macht und Ruhm vor die gierigen Augen band, daß sie lechzend darauf los fuhren, und mit dem Wagen dahinstürmten. Und hinaus über die Gränzen, über Länder und Meere, bis zum Saum der heißen Wüste, hetzte der Unerbittliche sie; bis zur tiefsten Erschöpfung tobte sich da die Fiebergluth aus, und in Strömen tränkte das

erhitzte Blut der Todmüden die kühle Erde. Sie strauchelten, die Kniee wollten ihnen brechen, aber kein Erbarmen! vorwärts trieb sie der neue, unersättliche Nimrod, der gewaltige Jäger vor den Augen des Herrn, und vorwärts stürmte die wilde Jagd über Fluß und Berg und Thal, über die Alpen und über die Appenninen, und über die Pyrenäen, und über den Rhein und Elbe und Oder und Weichsel und die Flüsse des alten Skythenlandes unaufhaltsam immer vorwärts, bis dorthin, wo in den einsamen, stillen Schneegefilden des hohen Nordens sich jede Spur des Weges verliert; hier bei den Flammen von Moskau, in der goldstrahlenden alten Burg der Czaren, in dem Kreml, wehte der Hauch des Alten der Tage den sieggewaltigen Imperator an: sein Geist erbebte, sein Arm erstarrte!

Zum erstenmal hielt der Uebermüthige inne, und lenkte um und floh; aber die rächenden Geister ihm nach. Wieder und wieder bot er, die Verzweiflung in der Brust, die alten, sieggewohnten Schaaren und den letzten jüngsten Soldaten auf; sein Zauber war gebrochen, sein Stern erloschen! Wie ein Morgennebel zerrann das tausendjährige Reich, von dem er geträumt, in den letzten Völkerschlachten; triumphirend zogen die Heere der befreiten Völker in die Feuerstadt, die ihre glühenden Lavaströme über den Erdtheil ergossen. Ihm selbst aber, dem Sohne und Erben der Revolution, dem Sieger so vieler Schlachten, dem Entthroner so vieler Könige, dem Unterjocher so vieler Völker, dem Kaiser eines Weltreiches, wie das Karls des Großen, blieb nichts, als fern auf dem einsamen Meerfelsen, zur nächtlichen Stunde, die entschwundene Herrlichkeit an seinen Blicken vorübergehen zu lassen, da er, umringt von seinen Armeen, in Mitte seiner Feldmarschälle und Generale, dem Nächsten die Parole in's Ohr flüsterte:

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah?
„Frankreich“ ist die Parole,
Die Losung: „St. Helena!“

Dieß ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält!

Damals hatte ein Gefühl die Herzen der Fürsten und Völker durchzittert, daß der Herr einen großen Gerichtstag der Geschichte abgehalten; daß nicht ihre Verdienste, ihre Tapferkeit und ihre Weisheit, sondern seine Gnade und seine Barmherzigkeit die Welt von dem Verderben gerettet; auf dem Schlachtfelde sanken sie darum dankbar auf ihre Kniee nieder; die Noth hatte sie beten gelehrt; von der stillen Höhe hernieder läutete da das alte heilige Glöcklein wieder, und durch die Länder erscholl dazu der Miriam festlicher Siegsgesang über den neuen Pharao und seine gesunkene Herrlichkeit:

Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang!
Der Herr hat gesiegt — unsre Kette zersprang.
Singt, denn des Mächtigen Stolz ist gebrochen;
Sein funkelnder Heerzug, sein kriegrischer Troß —
Wie eitel ihr Rühmen! — der Herr hat gesprochen,
Und unter im Schilfmeer ging Reiter und Roß.
Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang,
Der Herr hat gesiegt — unsre Kette zersprang.

So gaben sie dem alten Gotte die Ehre; und die Nacht mit ihren finsteren Gräuelthaten, ihren wüsten Fieberträumen, ihren unheimlichen Spukgestalten und Ausschweifungen schien geendet und die Morgensonne, die auf die gesühnte Erde niedersah, schien einen neuen Tag zu verkünden, dem die Völker hoffnungsfroh entgegenharrten.

Und hoch über dieser sichtbaren Sonne stand wieder leuchtend der alte heilige Weihnachtstern, und blickte Heil- und Frieden verkündend hernieder, und die Besseren kehrten ihm vertrauend die Blicke zu.

Das war das große tragische Epos, das mein Vater als Zeuge und Theilnehmer durchleben sollte; alle seine Gestalten und Katastrophen gingen an den sinnenden Augen seines Geistes in nächster Nähe vorüber.

In der eilften Stunde sah er noch das alte Reich mit seinem Kaiser und seinen Kurfürsten ein erstarrendes Scheinleben führen und seinem Ende entgegen siechen; französischen Unglauben sah er mit Friedrich II. auf dem preußischen Thron; und wie der erobernde Ehrgeiz des preußischen Selbstherrschers den Reichsverband zerrissen, während Josephs II. revolutionärer Despotismus die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung: Glaube, Recht und Freiheit selbstmörderisch erschütterte. Er hörte Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert als die größten Geister und die Beglücker der Menschheit preisen; dann sah er die Enkel Ludwigs des Heiligen, die liederlichen Höflinge Ludwigs XV., die Leidensgenossen Ludwigs XVI., den guten und den schlechten Adel Frankreichs, in den Straßen seiner Vaterstadt als Flüchtlinge herumwandeln; hörte das Manifest des Braunschweigers und sah die Preußen mit klirrendem Säbel nach der Champagne ziehen und schweigend wieder heimkehren; ihnen folgte das Heer der Sansculotten mit den Fahnen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; er sah die Helden der Republik an den Ufern des Rheines, die guten und die schlechten, die künftigen Marschälle und Könige des Kaiserreiches, die Unterjocher der Völker, die Brandschatzer und Plünderer, die räuberischen Lieferanten und Beamten; dann sah er die dienstfertige Babel im Taumel ihrer Lust, Paris am Schluße des Jahrhunderts, die entwaffneten Männer des Schreckens, die verstummten Redner der Volkstribüne, die Königsmörder als angehende Höflinge, den Sieger der italienischen Schlachten, Napoleon aus Aegypten herbeigeeilt, als ersten Consul; heimgekehrt an den väterlichen Rhein, sah er sodann Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung im Staube, zu den Füßen seines Unterjochers, kriechen; die Heere des Kaiserreiches in zuchtlosem Uebermuthe schwelgen, und den Kaiser selbst zu Rosse seinem Geschicke im fernen Norden entgegeneilen; und wieder die elenden Trümmer der großen, einst so stolzen, siegsgewissen Armee als Flüchtlinge den Rhein übersetzen, hinter ihnen die Kosaken auf flüchtigen Rossen und die Heere der

Verbündeten, die Fürsten der heiligen Allianz, die Feldherren der Befreiungskriege: Blücher, Wellington, Gneisenau, sie alle sah er von Angesicht zu Angesicht, und endlich die Freudenfeier der Befreiung, die Heimkehr der Sieger.

Das war die wechselvolle, lehrreiche Bildungsschule des Lebens, die er bis zu seinen reiferen, männlichen Jahren durchgemacht; und von der hohen, einsamen Warte seines Geistes die auf- und untergehenden Sterne beobachtend, und den Wahlspruch und die Thaten und den innersten Geist der Kämpfer prüfend, und ihre Kräfte messend und den wunderbaren Fügungen, den überraschenden Lösungen in den Wirrnissen und Stürmen dieser Kämpfe folgend, erkannte auch er, wie ich schon einmal bemerkt, in ihnen die höhere Hand der göttlichen Vorsehung, die, wie gottvergessen der Hochmuth der entsittlichten Welt sich auch von ihr abgewendet hatte, dennoch rettend eingriff und die entfesselten Geister der Zerstörung niederkämpfte. Daher sagte er auch, auf diese Entwicklung des großen Kampfes seiner Zeit zurückblickend, bezüglich der Wirkung, die sie auf ihn und seine Zeitgenossen gemacht:

„Aber geht unläugbar ein Geist des Verderbens um in diesen Tagen durch das Volk, die Höfe, die Kirche und durch alle Stände und Parteien, so ist auch jener ewige Schutzgeist, dem schwachen Geschlechte zu seinem Heile mitgegeben, in keiner Weise müßig, er ringt mit ihm in allen Formen und Gestalten: Drache mit dem Drachen, mit dem Tiger Löwe, mit der Schlange Ibis, mit dem Gifte Gegengift, und so streiten sich jene gewaltigen, stets wachsenden Stürme aus, die diese Zeit in ihrem Grund bewegen, und endlich auch zu ihrem Tiefsten und Innersten, wo das Heiligthum stehen sollte, dringen mußten. Was die bessere Natur durch alle Entwürdigung der Zeit treu in sich bewahrt, jenen Glauben an eine höhere Welt, und jenen Sinn für eine Geschichte, die über der Geschichte steht, das hatte in dem großen Durchbruch jener höhern lenkenden Macht, gleichsam bis zur Sichtbarkeit, in ihr sich befestigt und bewährt; jene großen Zeichen hatten

schen strittigen Handl wieder das Hauß Bayern, und Confirmation wieder das Hauß Oesterreich auch ordentlich außweißen, unter der Einsetzung deß Bischofs Gebhardi, Truckhsaßen zu Cöln; und wofern sich die Catholischen Fürsten und Ständte würdten darwiedersetzen und den nicht annemben, Sie Ihme alß dan mit Gewalt darbey handthaben wollen. Allermaßen zu Pariß, und Fontainebleau endlich abgeredt und geschloßen worden, wan Matthias oder Albertus sich mit Gewaldt zu der römischen Cron Tringen, und ins Reich komben solten, daß alß dan der König mit 30 oder 40,000 Mann auß Frankhreich fallen, sich an die Graintzen oder Sedan, da der von Bullion wohnt, logiren solte, darmit Er, wan es vonnöthen, desto bälder zur Handt seye, und folgendts auf Straßburg ruckhen möge, So wollen die Teutschen Fürsten mit Ihrer Hülf zu Ihme stößen. Doch wirdt der König anfänkhlich nit selbst in der Persohn herauß komben, biß Er sehe, wo eß hinauß wolle, sondern seine Fürnembste Kriegsleüthe schickhen.

(Schluß folgt.)

VII.

Joseph von Görres.

II.

Schulbildung und Lebensbildung.

„Eine stille, einsame Kapelle in tiefer Waldeinsamkeit; der Poesie, der Treue und der Ergebung gebaut; um die rund umher sich eng verschlungenes Dickigt zieht, über der alte Eichen in heißem Sommertages Brand flüsternd sich bewegen, durch deren Zweige gebrochen dann das Licht durchstreift, und ein Schattengewölke über die Wände gießt, und spielend an ihnen auf und niederzittert, während von innen halbdunkle Kühle, erfrischende Stille herrscht, und hinten in der Nische das Bild der Heiligen dämmernd und freundlich durch das Gitter blickt, in dem Waldblumen halb welkend niederhängen, und unten auf der Steinstufe der bekannte Alte betend kniet, während Vogelschlag eindringt durch die offene Thüre, und Waldgerüche, und kühles Luftgesäusel und grüner Schein und Baches Rauschen, und Alles feierlich und betend rund umher, bis auf die Wolken, die einzeln wie Pilger, hell in innerem Verlangen erglänzend, auf blauer Himmelsbahn hinwandeln zum Lande der Verheißung, und die Winde, die wie Stumme

der Natur im Hauche beten: so blickt das Gedicht von der heiligen Genoveva mit dem bescheidenen kleinen Glockenthurme aus des Mittelalters dicht verwachsenem Hain vom fernen, grauen Berg herab, und Jahrhunderte durch läutet das kleine Glöckchen oben fort und fort, zum Trost einladend dem Wanderer zu, daß er zu dem Bilde komme und sich Stärke hole und freudigen Lebensmuth."

Diese Empfindung erweckte in ihm das schöne alte Volksbüchlein von der heiligen Pfalzgräfin, deren Legende seinem nächsten Heimathkreise angehört, wo auch, unfern des Laacher Sees, ihre Grabkirche steht; und so sprach er sich an den Ufern des Neckars zu Heidelberg 1807 in seiner Schrift: „Die teutschen Volksbücher von J. Görres" über dieß Bild demuthvoller Gottergebenheit, eine Blüthe des katholischen Mittelalters, in wehmuthvollem Tone aus.

Allein zwischen dem Jahre seiner Geburt 1776 und diesem Jahre 1807, da sein Blick sich wieder der stillen Kapelle auf einsamer Bergeshöhe zuwandte und sein Ohr auf ihres Glöckleins heiligen Ton lauschte, und er den betenden Alten um die Weisheit vergangener Tage befragte: lagen dreißig Jahre zerstörender Erschütterungen und Kämpfe in der Mitte, die die Welt in ihren Grundfesten erbeben gemacht, und das alte Heiligthum auf der geweihten Höhe mit dem Untergange bedroht.

In seiner frühesten Kindheit ertönte des Glöckleins klagender Ruf wie ersterbend hinab aus der reinen Berghöhe in das eigensüchtige Treiben von Welt und Zeit; sie aber achteten der Stimme von oben sehr wenig. Nüchternen Sinnes bebauten sie die üppigen Triften der Thalsohle, und erlabten sich an dem Fette der Erde. Der Hochmuth des sich selbst vergötternden Geistes wollte nicht nach oben schauen, und die Genußsucht des zuchtlosen Fleisches suchte in der Tiefe, in dem sinnlichen Wohlleben ihr Genüge, und riß den stolzen Geist hinab in den schmutzigsten Pfuhl thierischer Lüste. Das war die

Stimmung der Zeit, die von dem tongebenden Frankreich ausgehend, sich wie ein fressendes Feuer in den höheren Schichten der Gesellschaft verbreitete. Und das nannte sich die neue Aufklärung, und war doch seinem inneren Wesen nach nichts, als die Moderblüthe der geistigen Verkommenheit und Sittenverderbniß der Zeit.

Dem schlichten Bürger und dem einfältigen Landmann gestattete diese Aufklärung der höheren Klassen allenfalls noch, nach der Sitte der Väter im Geiste bußfertiger Demuth gläubig den heiligen Berg hinanzupilgern, um dort das Opfer seiner Anbetung dem Höchsten darzubringen, und sich Trost und Rath und Erquickung zu holen. Er wußte es ja nicht besser! Nahmen die Vornehmen, die Gebildeten, die Aufgeklärten da und dort auch noch daran Theil, so geschah es meist in einer Weise, daß Jeder leicht merken konnte, daß es ihnen nichts sei denn ein leeres herkömmliches Schaugepränge, an dem ihre Seele keinen Theil habe, und daß sie sich dabei nur den Vorurtheilen der blinden, abergläubigen Menge für den Augenblick fügten, die noch zu ungebildet sei, um des Kappzaumes der Religion, dieser Polizeidienerin des Staates, entbehren zu können.

Da schoß giftiges Unkraut in dem heiligen Haine auf, und die Wege und Zugänge geriethen in Verfall, eine Wildniß schloß ringsum das Heiligthum ein, seine Hallen wurden öder, leiser und ferner hallte das Glöcklein und spärlicher brannte das Licht vor dem Allerheiligsten.

In dem Maße jedoch, als der neue, von Gott abgewendete Geist an Macht gewann und seiner selbst bewußt ward, um so ungescheuter folgte er auch dem inneren Drange nach der Tiefe; sich nicht mehr damit begnügend, die „fromme Einfalt“ gewähren zu lassen und sie geringschätzig zu bemitleiden, oder spöttisch zu verhöhnen: erhob er sich wutherfüllt mit Feuer und Schwert, die heilige Stätte für immer zu zerstören; denn das Heiligthum auf der Höhe war ein steter Vorwurf für ihn, und so lange es stand, zitterte er für sich selbst.

So erhob der Weltgeist, von diesem Hasse und dieser Furcht zugleich erfaßt, jenen neuen Titanenkampf gegen den Geist Gottes. Ecrasez l'infame! Zerstören wir die heilige Stätte und erdrosseln wir den letzten König mit den Eingeweiden des letzten Priesters! lautete der Wahlspruch in diesem Kreuzzuge der Hölle gegen das Christenthum, der die letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts erfüllte.

Da wurde der heilige Hain gefällt und niedergebrannt, die heiligen Hallen verwüstet, das heilige Licht ausgelöscht und die Kanzel und der Kelch und das Glöcklein den Schacherjuden zugeworfen, und das heilige Buch zerrissen und in die Winde gestreut; und der betende Alte auf den Stufen des Altares, er wurde gefesselt und vom Troße der Kriegsknechte von dannen geführt! Und wie einst der heidnische Kaiser auf die heiligste Stätte Jerusalems das Bild der Venus gestellt, so baute jetzt das moderne Heidenthum, da die Unvernunft im Rausche der entfesselten Leidenschaften am wildesten raste, auf der entweihten Trümmerstätte der vergötterten Vernunft seinen Festaltar dicht neben der Guillotine seines blutdürstigen Terrorismus.

Die Hölle triumphirte über ihren Sieg; wer nicht anbetete, den fraß das Messer der Guillotine; nur in der tiefsten Stille der Nacht, wenn die berauschten Zecher tief unten die Marseillaise brüllten, und kein Mond am Himmel stand und die Sonne des Tages noch nicht aufgegangen, schien das Glöcklein, von unsichtbaren Händen gezogen, hellen Tones von der stillen Höhe herab zu klingen, und das heilige Licht durch die zerbrochenen Fenster milden Scheines in die finstere, sternlose Nacht hinabzuleuchten.

Wie stolz aber auch die Siegesfahnen auf der neuen Babel wehten: das Ende der Tage war noch nicht gekommen; die ewige Nemesis, welche die Frevler herausgefordert, sie ließ mit ihren rächenden Furien nicht auf sich warten.

Das wilde Feuer, das in ihrem vergifteten Blut brannte, trieb die Besessenen in blinder Raserei einander zu zerfleischen. „Da man im Circus alle Behältnisse der Bestien aufgeriegelt, kamen sie ohne Verzug hervorgestürzt, und alle wüthende, blutdürstige, treulose, tückische, boshafte, verwegene, frevelnde Naturtriebe, von der Kette losgelassen, würgten durch einander.“ . . . — Nachdem ein Königshaupt gefallen zur Sühne der gehäuften Sündenschuld der Vorfahren,¹ — „ging der Richter über die neue Blutschuld in's Gericht, und gab die Rache den Leidenschaften. Da begann jener wilde Bürgerkrieg, der, während das Schwert außen seine Opfer fraß, nach innen in den Eingeweiden wühlte; und jene Parteiwuth, die wechselseitig mit ihrem Geifer im Blutdurst sich entzündete. Die Naturelemente selbst, wie es schien, mit den gesellschaftlichen in gleicher Wuth entbrannt, mußten in Masse Werkzeuge des Todes werden, und Eisen, Feuer und Wasser fraßen ihre Opfer. Der Terrorismus wüthete mit Noyaden und Mitrailladen, Proscriptionen, Confiscationen, dem Maximum, Requisitionen und allgemeiner Plünderung; öffentlicher Bankerott und Hungersnoth schloßen den Zug der Furien.“

Das waren die glorreichen Errungenschaften der völkerbeglückenden Revolution in ihrem ersten Stadium zuchtloser Freiheit; es folgte das zweite, die blutige Herrlichkeit des unumschränkten Despotismus, der mit eisernem Fuße das Gewürm in den Staub trat!

Der Stern Napoleons ging auf; der Bändiger der entfesselten Bestien erschien in der Mitte des Circus; der Mann des Schwertes, „der glückliche Soldat“, der mit starkem Arme die reißenden Wölfe und Tieger an seinen Kriegswagen fesselte, und den Heißhungrigen Gold, Macht und Ruhm vor die gierigen Augen band, daß sie lechzend darauf los fuhren, und mit dem Wagen dahinstürmten. Und hinaus über die Gränzen, über Länder und Meere, bis zum Saum der heißen Wüste, hetzte der Unerbittliche sie; bis zur tiefsten Erschöpfung tobte sich da die Fiebergluth aus, und in Strömen tränkte das

erhitzte Blut der Todmüden die kühle Erde. Sie strauchelten, die Kniee wollten ihnen brechen, aber kein Erbarmen! vorwärts trieb sie der neue, unersättliche Nimrod, der gewaltige Jäger vor den Augen des Herrn, und vorwärts stürmte die wilde Jagd über Fluß und Berg und Thal, über die Alpen und über die Appenninen, und über die Pyrenäen, und über den Rhein und Elbe und Oder und Weichsel und die Flüsse des alten Skythenlandes unaufhaltsam immer vorwärts, bis dorthin, wo in den einsamen, stillen Schneegefilden des hohen Nordens sich jede Spur des Weges verliert; hier bei den Flammen von Moskau, in der goldstrahlenden alten Burg der Czaren, in dem Kreml, wehte der Hauch des Alten der Tage den sieggewaltigen Imperator an: sein Geist erbebte, sein Arm erstarrte!

Zum erstenmal hielt der Uebermüthige inne, und lenkte um und floh; aber die rächenden Geister ihm nach. Wieder und wieder bot er, die Verzweiflung in der Brust, die alten, sieggewohnten Schaaren und den letzten jüngsten Soldaten auf; sein Zauber war gebrochen, sein Stern erloschen! Wie ein Morgennebel zerrann das tausendjährige Reich, von dem er geträumt, in den letzten Völkerschlachten; triumphirend zogen die Heere der befreiten Völker in die Feuerstadt, die ihre glühenden Lavaströme über den Erdtheil ergossen. Ihm selbst aber, dem Sohne und Erben der Revolution, dem Sieger so vieler Schlachten, dem Entthroner so vieler Könige, dem Unterjocher so vieler Völker, dem Kaiser eines Weltreiches, wie das Karls des Großen, blieb nichts, als fern auf dem einsamen Meerfelsen, zur nächtlichen Stunde, die entschwundene Herrlichkeit an seinen Blicken vorübergehen zu lassen, da er, umringt von seinen Armeen, in Mitte seiner Feldmarschälle und Generale, dem Nächsten die Parole in's Ohr flüsterte:

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah?
„Frankreich“ ist die Parole,
Die Losung: „St. Helena!“

Dieß ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält!

Damals hatte ein Gefühl die Herzen der Fürsten und Völker durchzittert, daß der Herr einen großen Gerichtstag der Geschichte abgehalten; daß nicht ihre Verdienste, ihre Tapferkeit und ihre Weisheit, sondern seine Gnade und seine Barmherzigkeit die Welt von dem Verderben gerettet; auf dem Schlachtfelde sanken sie darum dankbar auf ihre Kniee nieder; die Noth hatte sie beten gelehrt; von der stillen Höhe hernieder läutete da das alte heilige Glöcklein wieder, und durch die Länder erscholl dazu der Miriam festlicher Siegsgesang über den neuen Pharao und seine gesunkene Herrlichkeit:

Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang!
Der Herr hat gesiegt — unsre Kette zersprang.
Singt, denn des Mächtigen Stolz ist gebrochen;
Sein funkelnder Heerzug, sein kriegrischer Troß —
Wie eitel ihr Rühmen! — der Herr hat gesprochen,
Und unter im Schilfmeer ging Reiter und Roß.
Wandelt mit Pauken das Schilfmeer entlang,
Der Herr hat gesiegt — unsre Kette zersprang.

So gaben sie dem alten Gotte die Ehre; und die Nacht mit ihren finsteren Gräuelthaten, ihren wüsten Fieberträumen, ihren unheimlichen Spukgestalten und Ausschweifungen schien geendet und die Morgensonne, die auf die gesühnte Erde niedersah, schien einen neuen Tag zu verkünden, dem die Völker hoffnungsfroh entgegenharrten.

Und doch über dieser sichtbaren Sonne stand wieder leuchtend der alte heilige Weihnachtstern, und blickte Heil- und Frieden verkündend hernieder, und die Besseren kehrten ihm vertrauend die Blicke zu.

Das war das große tragische Epos, das mein Vater als Zeuge und Theilnehmer durchleben sollte; alle seine Gestalten und Katastrophen gingen an den sinnenden Augen seines Geistes in nächster Nähe vorüber.

In der eilften Stunde sah er noch das alte Reich mit seinem Kaiser und seinen Kurfürsten ein erstarrendes Scheinleben führen und seinem Ende entgegen siechen; französischen Unglauben sah er mit Friedrich II. auf dem preußischen Thron; und wie der erobernde Ehrgeiz des preußischen Selbstherrschers den Reichsverband zerrissen, während Josephs II. revolutionärer Despotismus die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung: Glaube, Recht und Freiheit selbstmörderisch erschütterte. Er hörte Voltaire, Rousseau, Diderot, d'Alembert als die größten Geister und die Beglücker der Menschheit preisen; dann sah er die Enkel Ludwigs des Heiligen, die liederlichen Höflinge Ludwigs XV., die Leidensgenossen Ludwigs XVI., den guten und den schlechten Adel Frankreichs, in den Straßen seiner Vaterstadt als Flüchtlinge herumwandeln; hörte das Manifest des Braunschweigers und sah die Preußen mit klirrendem Säbel nach der Champagne ziehen und schweigend wieder heimkehren; ihnen folgte das Heer der Sansculotten mit den Fahnen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; er sah die Helden der Republik an den Ufern des Rheines, die guten und die schlechten, die künftigen Marschälle und Könige des Kaiserreiches, die Unterjocher der Völker, die Brandschatzer und Plünderer, die räuberischen Lieferanten und Beamten; dann sah er die dienstfertige Babel im Taumel ihrer Lust, Paris am Schluße des Jahrhunderts, die entwaffneten Männer des Schreckens, die verstummten Redner der Volkstribüne, die Königsmörder als angehende Höflinge, den Sieger der italienischen Schlachten, Napoleon aus Aegypten herbeigeeilt, als ersten Consul; heimgekehrt an den väterlichen Rhein, sah er sodann Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung im Staube, zu den Füßen seines Unterjochers, kriechen; die Heere des Kaiserreiches in zuchtlosem Uebermuthe schwelgen, und den Kaiser selbst zu Rosse seinem Geschicke im fernen Norden entgegeneilen; und wieder die elenden Trümmer der großen, einst so stolzen, siegsgewissen Armee als Flüchtlinge den Rhein übersetzen, hinter ihnen die Kosaken auf flüchtigen Rossen und die Heere der

Verbündeten, die Fürsten der heiligen Allianz, die Feldherren der Befreiungskriege: Blücher, Wellington, Gneisenau, sie alle sah er von Angesicht zu Angesicht, und endlich die Freudenfeier der Befreiung, die Heimkehr der Sieger.

Das war die wechselvolle, lehrreiche Bildungsschule des Lebens, die er bis zu seinen reiferen, männlichen Jahren durchgemacht; und von der hohen, einsamen Warte seines Geistes die auf- und untergehenden Sterne beobachtend, und den Wahlspruch und die Thaten und den innersten Geist der Kämpfer prüfend, und ihre Kräfte messend und den wunderbaren Fügungen, den überraschenden Lösungen in den Wirrnissen und Stürmen dieser Kämpfe folgend, erkannte auch er, wie ich schon einmal bemerkt, in ihnen die höhere Hand der göttlichen Vorsehung, die, wie gottvergessen der Hochmuth der entsittlichten Welt sich auch von ihr abgewendet hatte, dennoch rettend eingriff und die entfesselten Geister der Zerstörung niederkämpfte. Daher sagte er auch, auf diese Entwicklung des großen Kampfes seiner Zeit zurückblickend, bezüglich der Wirkung, die sie auf ihn und seine Zeitgenossen gemacht:

„Aber geht unläugbar ein Geist des Verderbens um in diesen Tagen durch das Volk, die Höfe, die Kirche und durch alle Stände und Parteien, so ist auch jener ewige Schutzgeist, dem schwachen Geschlechte zu seinem Heile mitgegeben, in keiner Weise müßig, er ringt mit ihm in allen Formen und Gestalten: Drache mit dem Drachen, mit dem Tiger Löwe, mit der Schlange Ibis, mit dem Gifte Gegengift, und so streiten sich jene gewaltigen, stets wachsenden Stürme aus, die diese Zeit in ihrem Grund bewegen, und endlich auch zu ihrem Tiefsten und Innersten, wo das Heiligthum stehen sollte, dringen mußten. Was die bessere Natur durch alle Entwürdigung der Zeit treu in sich bewahrt, jenen Glauben an eine höhere Welt, und jenen Sinn für eine Geschichte, die über der Geschichte steht, das hatte in dem großen Durchbruch jener höhern lenkenden Macht, gleichsam bis zur Sichtbarkeit, in ihr sich befestigt und bewährt; jene großen Zeichen hatten

die Wankenden gestärkt, die Leichtsinnigen erschüttert, die Zweifelnden beruhigt, die furchtbaren Gerichte aber die Frechen wenigstens auf einige Zeit geschreckt, und die Frevelnden irre gemacht."

Für ihn selbst bildete jenes verhängnißvolle Jahr 1812, das den stolzen Auszug des neuen Xerxes an der Spitze der Völker des Westens und die eilige Heimkehr des Flüchtlings auf dem Schlitten gesehen, bedeutsamer Weise gerade die Mitte des Lebens; sechs und dreißig Jahre waren ihm diesseits, sechs und dreißig Jahre jenseits zugemessen.

Wie in der Geschichte im Ganzen und Großen, so erkannte er auch frühe im Einzelnen und Besondern, in den Fügungen seines eigenen Lebens dieselbe leitende Hand der Vorsehung, der er vertrauensvoll sein Geschick anheimstellte. Und wie die Weltgeschichte, so galt ihm auch dieß sein Leben als ein wohlgegliedertes Ganzes, das sich dem Größeren, Allgemeineren wieder als lebendiges Glied einfügte.

Ueberblicken wir hiernach die Begebenheiten dieser ersten Lebenshälfte, in welcher er sich zum Manne heranbildete, und wie seine Zeitgeschichte mit seinen Lebensjahren zusammenfällt.

Unmittelbar vor dem Beginne des großen Dramas, das sich in seinem Jugendalter in vielen Acten durchspielte, wurde er in's Leben gerufen. Seiner Geburt ging unmittelbar die Aufhebung des Jesuitenordens (1773) voran; zwei Jahre, ehe er in's Leben trat, starb (1774) der Papst, der ihn aufgehoben (Clemens XIV.), ein Jahr vorher (1775) der letzte Ordensgeneral (Ricci). Mit seinem Geburtsjahre selbst fiel die Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Freistaaten zusammen; in die ersten Jahre seiner Kindheit fiel der Tod der Apostel der neuen antichristlichen Lehre: Voltaire's († 1784), d'Alemberts († 1785), Diderots († 1784). Ihre Schüler und Geistesgenossen in dem Hasse gegen die Kirche: Pombal, Choiseul, Aranda, Tanucci, Felino hatten in Portugal, in Frankreich, in Spanien, in Neapel und Parma bereits dem neuen Geiste mit den Mitteln despo-

tischer Gewalt die Pforten weit geöffnet. Als Kaiser Joseph II., nach dem Tode seiner Mutter (1780), die Alleinherrschaft aller österreichischen Erbländer gewann, zählte er vier Jahre, und als der Ungenügsame die Hand nach Bayern ausstreckte und der alternde Friedrich II. mit katholischen Reichsfürsten in's Geheim den Fürstenbund gegen den neuerungssüchtigen Ehrgeiz des katholischen Kaisers schloß (1785), zählte er neun Jahre; das zehnte hatte er vollendet, als, in dem Todesjahre Friedrichs II., die Abgeordneten der vier Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg in der Nähe seiner Vaterstadt, in dem Bade Ems, zum Umsturz der alten Kirchenverfassung und zur Vernichtung des Bandes der katholischen Einheit in ihren Febronianischen Punctationen zusammentraten. Ein dreizehnjähriger Knabe, besuchte er noch die Schule der Patres in Koblenz, als Necker, der protestantische Minister Ludwigs XVI. (1789), die Reichsstände zur Nationalversammlung berief, und die Stürmer der Bastille die Köpfe der Ermordeten durch die Straßen von Paris trugen, und Lafayette die Nationalgarde organisirte. In seinem sechszehnten Jahre (1791) wurde der französischen Geistlichkeit der Bürgereid auferlegt, in seinem siebenzehnten (1792) mit dem Königthum die christliche Zeitrechnung für abgeschafft erklärt; in dem folgenden Jahre fiel des Königs Haupt unter dem Messer der Guillotine. Von seinem achtzehnten Jahre bis zu seinem zwanzigsten wüthete unter Robespierre, Marat, Danton die blutige Schreckensherrschaft in Frankreich, innerhalb dieser Zeit (1794) fiel seine Vaterstadt in die Hände der Republikaner.

Die Zwingherren der großen Nation erklärten jetzt die Gottheit für abgeschafft, und belegten die Ausübung des christlichen Glaubens mit der Todesstrafe. Achtzehn Jahre hatte er zurückgelegt (1794), als Robespierre die Guillotine bestieg; neunzehn, als Preußen, unter Friedrich Wilhelm II., die deutsche Sache (1795) preisgebend, den Frieden von Basel mit seinen geheimen Artikeln schloß. Zugleich erhob sich, Dank

den Kanonen Napoleons, das Directorium, und währte von seinem zwanzigsten bis zu seinem vierundzwanzigsten Jahre. Der Friede von Campo Formio raubte dem österreichischen Adler zwei der besten Schwungfedern aus seinen Flügeln: die Lombardei und Belgien; Pius VI. stirbt (1798) in französischer Gefangenschaft; die untheilbare helvetische Republik, die Schwester der Parthenopeischen, beginnt ihr gebrechliches Daseyn.

Hiemit nahte das Jahrhundert seinem Ende, und dieser Schluß schließt auch sein Jünglingsalter mit so vielen zerronnenen Träumen und enttäuschten Hoffnungen! Der prüfende Blick des Mannes erkennt in Napoleon, dem ersten Consul, den fertigen Despoten. Zurückgezogen beobachtet er die folgenden Jahre hindurch die Entwicklung dessen, was er vorausgesehen, und die Ereignisse lassen auch nicht lange auf sich warten.

Der Sieg von Marengo (1800) gibt dem Consul Italien in die Hand, der Lüneviller Friede (1801) die Rheingränze mit den Kurfürstenthümern Trier, Köln und Mainz; er schließt nun das Concordat (1803) und setzt sich (1804) die Kaiserkrone auf.

Das Jahr 1805 sieht die Franzosen, die Sieger von Ulm und Austerlitz, trotz Nelson und Trafalgar, in Wien, der Preßburger Friede löst die letzten Bande deutscher Reichsverfassung, und nach wenigen Monaten, Görres zählte gerade dreißig Jahre, zerfällt sang- und klanglos das tausendjährige deutsche Reich. Als Frankreichs Vasalle erhebt sich der Rheinbund aus seinen Trümmern, während ein Napoleonide den Thron in Neapel, ein zweiter den von Holland besteigt und die Schlacht von Jena (1806) Preußens eigensüchtige Politik zu Schanden macht und Napoleon nach Berlin führt, wo er die Continentalsperre erklärt.

In dem nun folgenden Lebensjahre mußte er sehen, wie der Friede von Tilsit ein neues französisches Vasallenreich, das Königreich Westphalen, unter einem dritten Napo-

leoniden, mitten im Herzen von Deutschland schuf. Bald erscheint der Gewaltige, der Neapel Murat verliehen, in Madrid und erhebt seinen Bruder Joseph in dem heldenmüthig für seine Freiheit kämpfenden Lande auf den usurpirten Thron, während Saragossa in glorreichem Kampfe (1808) sich opfert. Seinem Beispiele folgte (1809) das tapfere Tirol. Doch vergeblich! Noch war sein Maß nicht voll, noch hatte die Welt den Leidenskelch nicht ganz geleert! Nach den Schlachten von Eckmühl, Aspern und Wagram dictirte Napoleon den Frieden von Schönbrunn; Holland und der Kirchenstaat werden einverleibt, Pius VII. von dem mit dem Bannfluch Getroffenen in die Gefangenschaft geschleppt; seiner Generäle einer, Bernadotte, wird in Schweden zum Thronerben erklärt, und der Sandwirth in demselben Jahre zu Mantua erschossen, da der Triumphirende auf dem Gipfel seiner Macht (1810) die Tochter des letzten deutschen Kaisers heimführte, die ihm, da er nach der Einverleibung von Münster, Osnabrück, Oldenburg und den Hansestädten, allgewaltig von den Säulen des Herkules bis zu den Ufern der Ostsee gebot, den König von Rom (1811) gebar.

Hiemit sind wir jener sechsunddreißigjährigen Lebensmitte nahe gerückt. Nur kurze Zeit steht der Stern des Vermessenen auf seiner höchsten Höhe, da neigt er sich, um in raschem Sturze auf immer zu verschwinden. Dem russischen Feldzug ging bedeutsam das große französische Nationalconzil am Tauftage des Königs von Rom voran, das, seine Stimme für die Freiheit des Oberhauptes der Kirche und Recht und Gerechtigkeit gegen den Tyrannen erhebend, ihn an die Vergänglichkeit seiner Macht und Herrlichkeit mahnte und taub gegen seine Zumuthungen auseinander ging. Er aber ließ sich nicht warnen, und schrieb das große Maifeld seiner unterjochten Völker zu dem verhängnißvollen Feldzug des Jahres 1812 gegen Rußland aus, wo ihn endlich die Nemesis ereilte, deren Langmuth seine unersättliche Eigensucht erschöpft hatte.

So vertheilten sich die einzelnen Acte des Dramas seiner

Zeitgeschichte auf die Jahre der ersten Hälfte seines Lebens; und nun, nachdem er diese mit der Sonnenwende Napoleons überschritten, begann auch wieder, so bald die Fesseln der fremden Unterjochung gebrochen und die geknechtete Presse frei geworden, seine öffentliche Wirksamkeit, indem sein begeisterndes Wort den Sturz des Bedrängers vollenden half, und rathend und warnend bei der Neugestaltung des Vaterlandes sich an die Fürsten und Völker richtete. Gerade ein Jahr nach der großen Heerfahrt Napoleons über den Niemen und die Moskwa nach den Leichenfeldern der Beresina, an demselben Tage, da die Heere der Verbündeten bei Koblenz über den Rhein gingen, am 1. Januar 1814, erschien das erste Blatt seines Rheinischen Merkurs.

Seltsamer Weise steht noch ein anderes Denkmal dieses entscheidenden Tages vor der alten St. Kastorkirche unweit seines väterlichen Hauses; ein sprechendes Denkmal des großen Umschwungs der europäischen Geschicke zwischen den Jahren 1812 und 1814, und des Unbestandes und der Hinfälligkeit irdischer Dinge und menschlicher Größe und Herrlichkeit: der St. Kastorbrunnen, der wie der Merkur die Bilder von Rhein und Mosel auf seiner Spitze trug. Der letzte französische Präfect nämlich des Rhein- und Moseldepartements, von dem Koblenz die Hauptstadt bildete, ließ hier am „deutschen Ecke", am Zusammenfluß von Rhein und Mosel, Angesichts der alten karolingischen Kirche mit den Grabstätten rheinischer Kurfürsten, zur Feier des Einzuges der Franzosen in Moskau und zur Erinnerung an das Jahr 1812 diesen Brunnen setzen mit der Inschrift:

AN 1812.
MEMORABLE PAR LA CAMPAGNE CONTRE
LES RUSSES.
SOUS LE PRÉFECTURAT DE IULES
DOAZAN.

Der russische General St. Priest, der, den fliehenden Franzosen folgend, am 1. Januar 1814 den Rhein übersetzte

und in Koblenz einrückte, ließ sein Visum darunter mit den Worten eingraben:

VU ET APPROUVÉ PAR NOUS
COMMANDANT RUSSE
DE LA VILLE DE COBLENZ
LE I. IAN. 1814.

So wandelte er dieses Ruhmesdenkmal französischer Vermessenheit um in einen Leichenstein des kaiserlichen Traumreiches und seiner gefallenen Größe; denn gleich der Braut des todten Reiters hatte sich Frankreich in wildem Galopp, schnell wie die Todten reiten, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, von Brandstätte zu Brandstätte, von Sieg zu Sieg bis an die Marken Europas führen lassen, da aber, als die Kaiserbraut sich am Ziele ihrer hochfliegenden Wünsche wähnte, krähte der Hahn und

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Gings mit verhengtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel:
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blinkten Leichensteine
Rundum im Mondenscheine.

Und eine Leiche verschwand der Reiter unter den Leichen: was der Sünde und der Verwesung entsprossen und des Ewigen und seiner Gesetze gespottet hatte, das sank in die Nacht des Todes zurück!

Dieß war die Hochschule der Zeit, an der mein Vater seine Studien machte, während die Vorsehung ein Publikum über praktische Politik mit augenscheinlichen und handgreiflichen Exempeln las.

In der ersten Hälfte dieses sechsunddreißigjährigen Lehrcursus hatte er die verruchte Tyrannei, die Raubgier, den Blutdurst, die Rachsucht, den Neid, die Zerstörungswuth und die grausame Wohllustgier einer zucht- und zügellosen Freiheit, einer atheistischen Demokratie kennen gelernt; sie bot ihm täglich

Gelegenheit dar, die Blindheit der trunkenen, aufgestachelten Menge, die Verführungskünste der Demagogen, die Eigensucht, die Gewaltthätigkeiten und Räubereien gewissenloser Volksschmarotzer und ihrer Satelliten zu studiren. Er hatte sich davon überzeugt, daß die sich Alles erlauben, die keinen rächenden Gott fürchten, und darum auch kein Recht und keine Freiheit achten. Wie Jugurtha das verdorbene Rom in den letzten Tagen der Republik, so durchschaute auch er Paris als eine feile, von ihren Ausschweifungen ermattete Dirne, reif für die Knechtschaft, wenn sie einen Herrn fände, reich genug, ihr den geforderten Sündenlohn zu gewähren. In Napoleon erkannte er den Käufer. Von Frankreich und seiner Eigensucht erwartete er von dem an nichts mehr, weder für die Menschheit, noch für sein Vaterland.

Seine Enttäuschung war um so bitterer und schmerzlicher, je vertrauensvoller er selber in früheren Jahren, im ersten Feuer unerfahrner, argloser Jugend, an die schönen Verheißungen der lockenden Sirene von Freiheit und Völkerglück, von Wahrheit und Licht, von Menschenwürde und Brüderlichkeit und unendlichem Fortschritte geglaubt, und sich den Irrthümern der neuen Lehre rückhaltslos hingegeben hatte.

So zog er sich nun mit dem Beginne des Jahrhunderts aus den Wirren des öffentlichen Lebens zurück in den engen Kreis eines Professors an der Secondärschule seiner Vaterstadt, eines Privatdocenten an der Universität Heidelberg, ungestört seinen wissenschaftlichen Forschungen lebend.

Von hier aus, in dieser friedlichen Zurückgezogenheit seiner Studien, lauschte er während der folgenden dreizehn Jahre mit aufmerksamem Ohre und scharfem Auge auf den zweiten Theil des weltgeschichtlichen Lehrcursus, in dem er nun umgekehrt den Fluch des Despotismus in der unumschränkten Gewaltherrschaft des „glücklichen Soldaten“ seiner vollen drückenden Schwere nach empfand, wie er das Volksleben bis in seine innersten Tiefen vergiftete.

Da sah er, wie Schlag auf Schlag ein Stamm nach dem anderen unter den Streichen der Axt zusammensank, und der neue Emir al Omra sein orientalisches Satrapenreich daraus erbaute. Wie seine nimmersatte Gier, die gleichfalls auf keinen Gott und kein Recht achtete, bald mit nackter, brutaler Gewalt, bald mit verlockender Corruption, mit treuloser List, mit Verrath und Bestechung die Zahl der Unterjochten mehrte. Wie er Fürsten ab- und einsetzte, wie er Verträge und Frieden schloß und Frieden und Verträge brach, wie er Länder und Volksstämme zerriß und zusammenwarf, wie er ihre Heere von Schlachtbank zu Schlachtbank führte, ihre Städte ihrer Schätze und Kunstwerke beraubte, Gut und Blut seiner Unterthanen als das Spielzeug seines Ehrgeizes vergeudete, jeden auch noch so gerechten Widerstand mit seinen Soldaten niederschlug, mit dem Netze seiner Polizei jede freie geistige Regung umspann und aus dem Wege räumte, wer ihm verdächtig oder sonst im Lichte stand. Die Erziehung diente ihm als Schule der Knechtschaft für die Geister, die Religion als Zwingherrin der Gewissen, damit die Unterjochten jede seiner Usurpationen als göttliche Schickung in schweigender Unterwürfigkeit verehrten, ihre Kinder seinen Armeen, ihre Steuern seinen Kassen gäben, und jeden seiner Befehle, auch den ungerechtesten und frevelhaftesten, willenlos vollführten.

So sah Görres ihn mächtiger und mächtiger werden und mit dieser rechtlosen Knechtschaft die sittliche Fäulniß sich weiter und weiter verbreiten. Und von Stufe zu Stufe folgte er ihm, wie er früher den Krisen der schrankenlosen Demokratie der Revolution gefolgt war, jetzt die machiavellistischen Künste und Mittel des Despotismus beobachtend und ihren verderblichen Folgen nachsinnend.

Der festen Ueberzeugung, daß die ewige Gerechtigkeit den Frevler ereilen werde, harrte er indessen ruhig einer besseren Zeit, bemüht, seinen und seines Volkes Geist, so weit es ihm in seinem engeren wissenschaftlichen Kreise möglich war, für diese Zukunft vorzubereiten und auszurüsten. Dieses Ziel hat-

ten die Studien und Schriften jener Zwischenzeit vor den Befreiungskriegen, worin er dem wankelmüthigen, maß- und gesetzlosen Treiben der Zeit die unwandelbaren göttlichen Gesetze der Natur, der Geschichte und des Geistes, so weit sie sich seinem rastlos nach Wahrheit forschenden Blicke enthüllt hatten, als Spiegel vorhielt, und dem Dünkel, der Thorheit und dem Bettelstolze der Gegenwart, die Weisheit, die Demuth, die Größe der Vergangenheit beschämend gegenüber stellte.

Seine Erwartung ging, wie wir gesehen, in Erfüllung, und so trat er denn im Beginne des Jahres 1814 mit dem reichen Schatze seiner Welt- und Lebenserfahrungen, die er in der Revolutionszeit und unter der kaiserlichen Despotie gemacht, vor sein Volk, um ihm, so viel in seinen Kräften stand, die gleichen Leiden nach beiden Abwegen hin zu ersparen. Statt des unbeständigen, ewig wechselnden Flugsandes menschlicher Theorien und todter Abstractionen wies er jetzt auf das Historische und Bestehende, auf das Ueberlieferte und Lebende, auf die den Dingen innewohnenden Gesetze und Normen, auf die unwandelbaren christlichen Grundlagen in Staat und Kirche hin.

So war es um die Schule und Erziehung beschaffen, welche ihm die Vorsehung in diesen sechsunddreißig Jahren gab, die ihn gütig und milde durch alle Umwandlungen der Irrthümer seines Zeitalters, welche er schon als Knabe und Jüngling mit der geistigen Lebensluft eingeathmet, und, gleich den Besten seiner Zeitgenossen, in jugendlicher Begeisterung getheilt, glücklich hindurch allmählig zu der Wahrheit zurückführte.

Kehren wir jetzt, nach diesem Ueberblick seiner Erlebnisse und seiner Bildung durch den Gang der Weltereignisse, zu seiner Schulbildung in dem engen Bereiche seiner Vaterstadt zurück.

Die Umstände waren nicht günstig. Die Feinde der Kirche, die Vorläufer der Revolution, hatten gar wohl die volle Bedeutung des Schlages erkannt, den sie geführt, als sie die

Jesuiten zuerst vertrieben und dann die Aufhebung des ganzen Ordens, ohne Untersuchung und richterliches Urtheil, bei dem schwachen Clemens XIV. durchgesetzt. Einmal hatten sie dadurch das ganze katholische Erziehungswesen völlig desorganisirt; dann mußte das katholische Volk nicht nur an seiner weltlichen Obrigkeit, sondern auch an dem Oberhaupte der Kirche selbst irre werden, das seine Hand zu dieser Ungerechtigkeit dargeboten, und alle Verächter und Hasser des alten, unverfälschten katholischen Glaubens mit höhnisch triumphirender Freude erfüllt hatte.

Westenrieder, welcher Zeuge dieser Aufhebung in dem katholischen Altbayern war, sagt darüber: „Die Mitglieder dieses Ordens erwarben sich durch ihre zurückgezogene, höchst einfache Lebensart, durch ihr regelmäßiges, auferbauliches, feierliches Wesen im Aeußeren, und durch ihre stille, strenge Zucht und Ordnung im Inneren das unumschränkteste Vertrauen der Gemeinden, für welche sie aufgenommen wurden, und Alles was sie sagten und thaten, wurde unendlich geachtet und geehrt. .... Die Nachricht von ihrer Aufhebung erfüllte die Hauptstadt und das Land mit einer Bestürzung, bei der man verstummte. Da es der Papst war, welcher jene Aufhebung verhängt hatte: so urtheilte man nicht; da es die Jesuiten waren, welchen sie galt, so verurtheilte man sie nicht. Man sprach, daß die bayerischen Jesuiten dieses Schicksal nicht verschuldet hätten, und senkte den Kopf nach dem Herzen." Daß die Empfindung des katholischen Volks am Rhein die gleiche war, bezeugt uns ein anderer Augenzeuge, Nikolaus Vogt, der als Student mit ansah, wie in Mainz der aufgeklärte Kurfürst bei einbrechender Nacht die ganze Garnison ausrücken, die vornehmsten Plätze der Stadt besetzen und Patrouillen durch die Gassen auf und ab reiten ließ — um den großen Act der Aufhebung des dem Volke theuern Ordens zu vollziehen. In Hofwagen wurden die friedlichen Patres in aller Stille nach den benachbarten Klöstern gebracht und zerstreut. „Das Volk", so lauten Vogt's Worte, „sah dieß mit einem Gemisch

von Traurigkeit und Widerwillen, was aber dabei am meisten auffiel, war das Zusammentreffen des alten Rectors (der Jesuiten) von Benzel, eines siebenzigjährigen Greises mit dem Crucifixe auf der Brust, und seines Neffen, des Kanzlers von Benzel (des Commissarius) mit kurfürstlicher Vollmacht auf einem und demselben Hofwagen.“ In diesem Onkel und Neffen war die alte und neue Generation des Rheinlandes repräsentirt.

Ganz die gleiche Empfindung wie am Rhein und an der Isar war auch die vorherrschende in Wien, wie ein Schreiben, welches der dortige Erzbischof Migazzi, der selbst früher ihr Gegner gewesen, nach Empfang der Aufhebungsbulle dem Papste schrieb, bezeugt: „Nicht durch Zufall, sondern durch Tugend und Anstrengung habe die Gesellschaft das Vertrauen und die Verehrung aller Klassen und Stände der Menschen erworben, und es lasse sich mit Worten nicht ausdrücken, welcher Schrecken und welche Unruhe der Gewissen das über sie verhängte Loos erregt habe; die Ergebung und die Seelenstärke, womit die Mitglieder der Gesellschaft ihr Unglück ertragen, sei der Ausdruck vollendeter Tugend und werde auch von denen bewundert, welche ihnen vorher abgeneigt gewesen.“

Da der Orden das katholische Schulwesen so lange in Händen gehabt, so mußte dieses natürlich durch die plötzliche Aufhebung in die größte Zerrüttung gerathen; an manchen Orten war es sogar unmöglich, taugliche Lehrer für die erledigten Stellen zu finden. Daher schrieb Friedrich II. 1774 seinem Freund d'Alembert, der ihn unablässig mit fanatischem Hasse drängte, die Jesuiten auch in seinem Lande zu vertilgen, oder wenigstens durch ein Gesetz die Ausfuhr des „Jesuitensamens“ zu verhindern: die preußischen Jesuiten seien nicht zu fürchten, und nöthiger, als man denke, für die Erziehung der Jugend in einem Lande, wo es an Lehrern fehle, und wo man unter den Laien keine finden würde, zumal in Westpreußen. „Und warum sollte ich die Jesuiten nicht dulden? Sie haben in den Provinzen, wo ich sie beschütze, keine Dolche gezückt; sie haben sich darauf beschränkt, die Humanitätsstu-

bien zu treiben. Wäre das ein Grund, sie zu verfolgen? Wird man mich anklagen, eine Gesellschaft gelehrter Männer nicht ausgerottet zu haben, weil einige Mitglieder dieser Gesellschaft zweihundert Meilen von mir etwas Schlimmes unternommen haben sollen?" — Ja er bot sein ganzes königliches Ansehen auf, um die Väter und den apostolischen Vicar von Breslau zu bewegen, gar keine Notiz von der päpstlichen Aufhebungsbulle zu nehmen, und trotz dieser unverändert als die Körperschaft der alten Jesuiten fortzubestehen. Als diese, aus schuldiger Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl, hierauf nicht eingingen, setzte er wenigstens durch seine Schritte in Rom ihren Fortbestand als Jugendlehrer unter dem Namen der „Priester des königlichen Schulen-Institutes" durch.

Sein kluger, voraussehender Geist roch die nahende Revolution, den republikanischen Umsturz der Throne in der Luft; daß seiner Krone von diesen ruhigen Patres, nachdem der Papst selbst dem Orden den Lebensnerv durchgeschnitten, keine Gefahr drohe; daß vielmehr mit den Jesuiten ein schützender Damm gegen den hereinbrechenden Geist der Empörung und zügellosen Freiheitsschwindelei gefallen, konnte seinem kalten, staatsmännischen, welterfahrenen Verstande nicht entgehen, und schon drei Jahre vor der Aufhebung schrieb er an d'Alembert: „wenn man ihren Sturz als einen Sieg der Philosophie geltend machen wolle, so könne er beweisen, daß Eitelkeit, geheime Rachsucht, Kabalen und vornämlich Eigennutz Alles gemacht habe." Uebrigens in allen religiösen Fragen Indifferentist, und der Meinung, daß das Volk doch immer einen Aberglauben und daher auch Priester haben müsse, sah er die Beschützung der katholischen Kirche, namentlich in seinen neueroberten Provinzen, Angesichts Oesterreichs, als eine schon von dem preußischen Interesse gebotene Politik an, während umgekehrt der kurzsichtige, oberflächliche Joseph II., der Schirmvogt der Kirche, der natürliche Vertreter der katholischen Reichsstände, ganz im Gegensatze zu seiner weiseren, gerechteren und frömmeren Mutter, in seinen Briefen an Choiseul in Ver-

failles und Aranda in Madrid, den kirchenfeindlichen Stürmern auf den verhaßten Orden sich beigesellte.

Diese selbstmörderische Verblendung, diese Verwirrung aller Begriffe, diese Umkehr aller natürlichen Verhältnisse *): hier ein ungläubiger König, der Freund der kirchenfeindlichen „Philosophen", der mächtigste protestantische Fürst und Reichsstand als Vertreter der Jesuiten, ja gleichsam der Aufwiegler seines katholischen Bischofs zu ihrem Fortbestand, trotz Papst und Bulle, und dort ein katholischer Kaiser, ihr blinder, haßerfüllter Verfolger — und dieser Act der Ungerechtigkeit fast mit Waffengewalt von den katholischen Fürsten, zum Schmerz ihres treuen katholischen Volkes, zur Freude ihrer künftigen Verderber, durchgesetzt, und die dadurch erfolgte Desorganisation des ganzen katholischen Schul- und Erziehungswesens. — Erscheinungen dieser Art, die uns in dieser Zeit auf jedem Schritt und Tritt begegnen, bereiteten die aufwachsende Generation nur zu wirksam auf den nahenden Umsturz vor, und zeigten die innere Zerrüttung in Staat und Kirche. So gruben die Gewalthaber selbst mit despotisch geschäftiger Hand die Grube, die sie verschlang.

Diese unreife josephinische Aufklärerei und chinesische in Alles hinein Regiererei mit ihrem kaiserlichen Normal-Leichensack des Polizeistaates machte auf den noch gesunden Theil des Volks an Mosel und Rhein den Eindruck, wie ein unverdaulicher leibschneidender Surius. Daher denn auch der Rheinische Antiquarius (von Stramberg) aus dieser Zeit wörtlich also

*) „Also geschah das Unerwartete", sagt K. A. Menzel (Deutsche Geschichte 12. a. S. 64), „daß ein protestantischer Fürst die ehemaligen Hauptbekämpfer des Protestantismus gegen den päpstlichen Stuhl beschützte, und daß ein katholischer Oberer (der Weihbischof Strachwitz, apostolischer Vicar des Bisthums Breslau) die Uebergabe der Güter des Ordens in die Hände einer protestantischen Staatsbehörde bewirkte, um den Anordnungen einer päpstlichen Bulle Gehorsam zu leisten!

berichtet: „Anno 1782 ist an Rhein und Mosel viel, aber sehr schlechter Wein gewachsen. Das dünne und saure Getränk empfing zuerst an der luxemburgischen Obermosel den Namen Kaunitz .... und schnell wurde dieser Name an der ganzen Obermosel dem Wein von 1782 beigelegt. Ihn erfand der schlichte, aber scharfsinnige Bewohner der Ardennen, weil ungenießbar wie des großen Staatskanzlers Kaunitz Politik, der Wein von 1782 ihm erschien. Das, meinten sie an der Semoy, an Durthe und Sauer, das könne unmöglich für Oesterreich eine schickliche Politik seyn, die verzichte dem seit undenklicher Zeit von einem römischen Kaiser über alle Katholiken der Welt geführten Protectorat, die zu offenem Zerwürfniß mit der Kirche geleite der Kirche obersten Vogt, die das Haus Oesterreich bringe um jene unschätzbare Gunst, der eigenen nicht nur, sondern auch fremder Völker, die in der Zeit der höchsten Noth so oft ihm gewesen ein sicherer Port; die sothanes Haus verbinde mit einem natürlichen Feinde, zu einer Zeit, da von Frankreich weder Nutzen mehr, noch Schaden zu erwarten; die endlich, in nicht allzu weiter Ferne, erblicken ließ, als ihres Treibens nothwendige Folge, den Abfall der Provinzen und die Zerrüttung der Staatsmaschine. Diese anderwärts, und zumal auf dem Katheder und von den Bücherschreibern so sehr bewunderte Politik, war freilich nicht lediglich des Staatskanzlers Werk, allein er hatte zu ihr die Anleitung gegeben, und so mußte er denn auch den Namen leihen dem Tadel, der in jener devoten Zeit noch nicht es wagte, bis zu dem Monarchen selbst sich zu versteigen.“

Uebrigens hatte sich die Lehrweise der Jesuiten, wie sie damals beschaffen, — stand sie nach K. A. Menzels, eines Protestanten, Urtheil auch nicht hinter der protestantischen Lehrmethode zurück, — dennoch unzureichend gezeigt, um der negativen Strömung der Zeit Herr zu werden: aus ihren eigenen Schulen waren zum Theil ihre erbittertsten Gegner und Verfolger hervorgegangen, oder hatten Glieder ihres Ordens zu Erziehern

gehabt. Der trierische Weihbischof von Hontheim (Febronius), der von 1765 bis 1774 sein, die katholische Einheit vernichtendes Werk schrieb, hatte sich in ihren Schulen gebildet, und Kaiser Joseph II. selbst hatte, nach dem Willen seiner Mutter, seine religiöse Erziehung von den Jesuiten Parhammer und Franz empfangen. Beweisen diese zwei Beispiele unter hunderten zur Genüge, daß sie nicht die Geistererdrücker waren, wie man sie ausschreit, so zeigen sie doch auch, wie sie den übrigen Zeiteinflüssen gegenüber unvermögend waren, den neuen Geist zu beschwören, und die aufstrebende Jugend zu gewinnen und zu bewahren. Der Orden in Deutschland war reich an sittenreinen, frommen, fleißigen, bescheidenen, kenntnißreichen, pflichtgetreuen, aufopfernden Männern, arm aber an hervorragenden, die Zeit beherrschenden Geistern, wie er sie in früheren Zeiten und in anderen Provinzen besessen.

Jedenfalls aber können die Jesuiten das für sich anführen, daß erst ein neues Geschlecht heranwachsen mußte, ehe der große Umsturz erfolgte; denn Deutschland war bekanntlich eines der letzten Länder, worin die Schließung ihrer Collegien erst nach der Aufhebungsbulle erfolgte. In den meisten andern katholischen Ländern schon früher zerstreut und verjagt: in Portugal 1758, in Frankreich 1762, in Spanien, Neapel und Sicilien 1767, im gleichen Jahre auf Malta, dann in Parma und Piacenza 1768: war es eine nicht mehr in ihren Schulen erzogene Generation, die 1789 den Brand in die gesellschaftliche Ordnung schleuderte und das Signal zu den Erschütterungen gab, die bis heute noch nicht ihr Ende gefunden. Die Partei, welche den Orden gestürzt, ließ sich's dort, wo sie die Macht hatte, angelegen seyn, seine Stelle mit Männern ihres kirchenfeindlichen Geistes, mit Schülern der sogenannten Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, mit Freigeistern, Freimaurern, Illuminaten, anrüchigen Priestern, oder zum mindesten mit charakterlosen Wackelmännern zu besetzen. Die beiden letzten Kurfürsten von Köln und Trier gründeten bald darnach zwei hohe Schulen zu Bonn und zu Mainz, die vorzugsweise in

dem Geiste dieser neuen kirchenfeindlichen Aufklärung organisirt wurden; namentlich berief der von Mainz Friedrich Karl Joseph von Erthal, der den Verfasser des liederlichen Ardinghello, Heinse, zu seinem Vorleser machte, eine ganze Reihe norddeutscher Protestanten in seine geistliche Residenz, an eine Universität, die er mit aufgehobenen Klöstern und katholischen Stiftungen und Präbenden dotirt hatte. Hier fand J. G. Forster 1788 eine Stelle, der, seine republikanische Begeisterung für die neue französische Freiheit schwer büßend, 1794, als das Mordmesser Robespierres in Paris wüthete, gebrochenen Herzens gerade zur rechten Zeit starb, um nicht selbst davon getroffen zu werden; während in Bonn als theologischer Professor, von dem Kurfürsten Erzherzog Maximilian Franz Xaver, einem Bruder Kaiser Josephs II., eigens dahin gerufen, Eulogius Schneider lehrte, der erst General-Vicar des constitutionellen Bischofs von Straßburg wurde, und dann, nach Abschaffung des Christenthums, unter der Blutherrschaft als öffentlicher Ankläger mit der Guillotine und einer Horde von Henkersknechten im Elsaß wie eine Hyäne von Ort zu Ort seine Mordzüge hielt, bis die Guillotine des Convents ihn selbst, der kein Alter und kein Geschlecht geschont, als einen Ultra-Revolutionär zu Paris hinwegraffte. So richtig hatte Friedrich II. im Gegensatze zu dieser josephinischen selbstmörderischen Bethörung den Sturz des Ordens beurtheilt, und erkannt, von welcher Seite den Thronen die Gefahr drohe!

An Orten, wo die neue Secte nicht im Amtsstuhl saß, verfuhr man mit möglichstem Glimpf: man ließ die friedlichen Patres als einzelne Lehrer und Professoren an den Lehranstalten, wie es die Bulle selbst gestattete.

Auf dem kurfürstlichen Stuhle zu Trier, im Thal Ehrenbreitstein residirend, saß um diese Zeit Clemens Wenzeslaus, ein frommer, wohlwollender, anspruchloser, gütiger, mildthätiger Herr von unbescholtenen Sitten, der indessen nicht die Schärfe des Geistes besaß, um die Uebel der Zeit und ihre Verirrungen zu durchschauen, und noch weniger die Stärke

des Charakters, um mit Energie dagegen einzuschreiten. So schwankte der wohlmeinende schwache Fürst, erschreckt durch die schwellende Fluth der Zeit, ungewiß zwischen seinem Weihbischof Hontheim (Febronius) und dem Verfasser der Briefe über das Mönchswesen de la Roche (Frank von Lichtenfels) auf der einen Seite, und seinem Beichtvater und seinem katholischen Gewissen auf der andern Seite. Dieser Herr de la Roche, der Großvater von Clemens Brentano mütterlicher Seite, der Zögling des Grafen Stadion, war zugleich mit seinem Gönner, dem Domherren und Conferenzminister, Baron von Hornstein-Göffingen 1771 als wirklicher Geheimrath in die kurfürstlich trierische Conferenz eingetreten. Seine Briefe über das Mönchswesen, „in ihrer dürren Einseitigkeit, in ihrer trostlosen Leere, in ihrer josephinischen, von dem Corporalstock, nicht von der Feder ausgehenden Stylisirung", wie sich der Rheinische Antiquarius darüber ausspricht, athmeten den platten Haß der Zeitaufklärung gegen das katholische Ordenswesen. Im October 1775 wurde derselbe von Clemens Wenzeslaus zum geheimen Staatsrath, Regierungskanzler, Lehenpropst, auch des Revisionshofes Director ernannt, und war so, im innigen Verbande mit seinen Collegen im Staatsrath, mit dem Domherrn von Hohenfeld und dem Minister von Hornstein, von entscheidendem Einfluße in den Angelegenheiten des Kurstaates.

Die gesammte Bürgerschaft der Stadt Koblenz ihrer Seits hing mit verehrender Dankbarkeit an den wohlverdienten Männern des Ordens, den zuerst Kurfürst Jakob von Elz 1580 nach Koblenz berufen, und dem dann sein Nachfolger, Johann von Schönenburg, 1582 die Stiftung des Collegiums zu Stande gebracht hatte. Die Bürger hatten nur Wohlthaten von ihnen empfangen, nur Gutes von ihnen gesehen; ihre Empfindungen waren darum auch die gleichen, wie die des katholischen Volkes in Mainz, in München und Wien. Sie wandten sich wiederholt an den Kurfürsten mit dem Ge-

suche um Beibehaltung der Väter ihres Collegiums; ihre Gesuche erschienen auch im Drucke unter dem Titel: „Zwo Bittschriften der sämmtlichen Bürgerschaft zu Coblenz an Seine Kurfürstliche Durchlaucht von Trier, um die Beibehaltung der verdienten Männer der Gesellschaft Jesu. Freistadt 1778."

Hätte der Kurfürst dem Zuge seines frommen Herzens zu folgen gewagt, er hätte ohne Zweifel, ähnlich wie der philosophische Friedrich II. gehandelt, und sich die Jesuiten nicht entreißen lassen; Männer aber von der Gesinnung seines Kanzlers de la Roche dachten ohne Zweifel anders hierüber, und riethen sicherlich zu Concessionen gegen den Zeitgeist, mochte der religiöse und ihrem Landesherren treuergebene Sinn der katholischen Bevölkerung auch noch so sehr dadurch verletzt werden. Den Josephinern erschien ja ein Eulogius Schneider, ein besserer Jugendlehrer als der tadelloseste, gelehrteste Jesuit, dessen Orden die Encyclopädisten im Namen des Zeitgeistes verpehmt hatten. Man ließ die Patres in ihrem Hause, besetzte aber die meisten Lehrstellen mit Weltgeistlichen.

Unter diesen Umständen besuchte mein Vater das Collegium.

Diese Einleitung schien mir zum Verständniß des Folgenden nothwendig, damit die gegenwärtige Generation einen ohngefähren Begriff sich davon mache, wie es am Vorabend der Revolution, die mit den geistlichen Fürstenthümern auch das deutsche Reich zertrümmerte, am Rheine ausschaute, und welche geistige Luft der Knabe bei seinem Eintritt in die Schule einathmete.

Da die Räthe der geistlichen Fürsten am Rhein größten Theils selbst der kirchenfeindlichen Richtung angehörten, oder mit der seichtesten Freigeisterei buhlten, um sich in Paris und bei den Protestanten populär zu machen; da sie Alles thaten, um den alten Glauben lächerlich und verächtlich zu machen, und von Tag zu Tag auszurotten, so mußte diese Saat in den Herzen und Köpfen der aufwachsenden Jugend bald reichliche Frucht tragen. Aufklärung war die Losung des Tages, aufgeklärt sollte nun auch der schlichte Bürger und Landmann

mit Gewalt werden, und Zweifelsucht und höhnischer Spott und anmaßender Dünkel, die Krankheit unserer Zeit, wurden als Kennzeichen feinerer Bildung in aller Weise von oben herunter gefördert.

Pacca, der treue Leidensgenosse Pius VI. und Pius VII. der, ein achtundzwanzigjähriger junger Mann, im Jahre 1786, also gerade da mein Vater zehn Jahre zählte, als Nuntius an den Rhein nach Köln kam und dort bis zum Jahre 1794, wo die Franzosen die Räthe sammt ihren Herren davon jagten, verblieb, und dieß thörichte Treiben beobachtete, macht uns von dieser „Morgenröthe", wie man es damals auch nannte, eine anschauliche Schilderung. „Seit den ersten Monaten meines Aufenthaltes in Köln suchte ich mir einen allgemeinen Begriff von den religiösen Zuständen in den katholischen und protestantischen Ländern Deutschlands zu verschaffen: da bot sich mir ein entsetzlicher, ein schauderhafter Anblick dar. In den katholischen Schulen, wie ich bereits schon bemerkt, arbeitete man auf den Protestantismus hin, indem man die Autorität der Kirche herabsetzte und ganz insbesondere die ihres Oberhauptes, des Papstes. Die Protestanten ihrer Seits, die Feinde der katholischen Kirche, nicht zufrieden den Baum des Christenthums zu entästen (man verzeihe mir diesen Ausdruck), strengten alle ihre Kräfte an, seine Wurzeln auszurotten und seinen Stamm zu zerreißen: der Gestalt, daß ich, ohne befürchten zu müssen, von solchen, welche die damaligen deutschen Zustände kannten, einer Lüge geziehen zu werden, wohl versichern darf: die neue Philosophie, das heißt der Unglaube, hatte damals größere Fortschritte in dem protestantischen deutschen Norden gemacht, als in Frankreich selbst, wo vor der Revolution die Hirtenbriefe der Bischöfe, die Vorkehrungen des Klerus in seinen Versammlungen, die sogenannten Arrêts der Parlamente dem Strome des Verderbens, der von allen Seiten hereinzubrechen suchte, immerhin doch noch einen gewissen Damm entgegenstellten. In Deutschland dagegen hatte seit vielen

Jahren Alles die Irreligiosität begünstigt und begünstigte noch fortwährend ihre Fortschritte."

Der Unglaube, der sich mit allem Glanze des Waffenruhms, staatsmännischer Gewandtheit und brillanter moderner Geistreichigkeit in Friedrich II. auf den preußischen Thron gesetzt, übte einen übermächtigen Zauber auf den Norden aus, wo die Consequenzen des Protestantismus ohnehin die Gemüther erkältet und den Dünkel des Einzelnen zum Herrn in Glaubenssachen gemacht, und damit alle Autorität vernichtet hatten. Diese geisttödtende Kälte des Verstandeshochmuths verbreitete sich nun auch, Dank den Aufklärungsanstalten von Oben, nach dem katholischen Deutschland herüber, während von Westen her, von Paris, der bluterhitzende Wind französischer Frivolität herüberwehte. Was in dem protestantischen Norden noch einen Rest von Christenthum sich bewahrt hatte, und sich ihn nicht rauben lassen wollte, das wurde in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" des Berliner Buchhändlers Nicolai und in den hundert andern Blättern der Secte, die sich gegen das Christenthum verschworen hatte, mit Hohn und Ingrimm verlästert und verdächtigt, als gehe es nicht von Protestanten aus, sondern von Jesuiten, die sich nach der Aufhebung des Ordens insgeheim dort verbreitet hätten. Auch im katholischen Deutschland fing man mehr und mehr an, diese Literatur des Unglaubens und der Liederlichkeit zu hegen und zu pflegen, und sie trug gemeinsam mit der Umgestaltung der Erziehung das Ihrige dazu bei, Geist und Herz der Jugend zu verderben und sie für die Revolution reif zu machen.

Pacca führt darum auch an, mit welchem Wohlgefallen ein solcher aufgeklärter Protestant der Eröffnung der kurfürstlichen Universität Bonn im November 1786 beigewohnt, und einen Brief darüber nach Berlin geschrieben, worin er triumphirend den Anbruch eines neuen Tages verkündet. Es war ein giftgetränkter Weihrauchnebel, vergleichlich dem der Mazzinisten über die Zugeständnisse in Rom im Jahre 1848, der damals die rheinischen Kurfürsten von Seiten ihrer kurzsichtigen

Freunde und ihrer scharfsichtigen Feinde umhüllte. Sie mußten das Lob, das ihnen die sogenannte Aufklärung heuchlerisch spendete, theuer bezahlen!

An der Schule von Koblenz lehrten gutmüthige Leute, aber ohne irgend eine geistige Ueberlegenheit. Wie hätte man auch Männer von Entschiedenheit, die der herrschenden Verblendung die Maske mit starker Hand heruntergerissen, bei einer so schwachen, so schwankenden Regierung und solchen Räthen brauchen können, wären sie überhaupt in dieser Blüthe-Zeit der Mittelmäßigkeit und behaglichen Philisterei zu finden gewesen. Die guten Patres hatten ihre liebe Noth mit den unbändigen Buben, in deren Köpfen früh die rebellischen Zeitideen von aussen wirr durch einander zu spielen begannen.

Unruhig und stürmisch, wie es bald in der Welt gehen sollte, ging es auch hier in der Schule zu; und einer der Strebsamsten und Unruhigsten war mein Vater, der mit seinem Wissensdurste und seinem feurigen phantasiereichen Geiste nur zu bald seinen Lehrern über den Kopf wachsen mußte, daß sie ihn seine halsbrechenden Pfade nach Herzenslust dahin springen ließen. Sonst waren die Abenteuer hier eben nicht anderer Art, als wie sie bei aufgeweckten Knaben üblich sind. Da gab es einmal, nachdem die Schulstunden geendet, eine große Rauferei unter den Schülern seiner Klasse. Er, nicht der Letzte, stand mitten in dem Getümmel des Kampfes. Neben ihm stand die große schwarze Tafel, auf der die Rechenexempel angekreidet wurden. Sie drangen auf ihn ein, da faßte er einen der Gegner, mit dem er zum öftern Händel hatte, und warf ihn gegen die Tafel. — Die unglückliche Tafel stürzte herunter und brach in Stücke. Wäre sie ihm selbst auf den Kopf gefallen, sein Schrecken wäre vielleicht nicht größer gewesen! denn woher und wie eine neue Tafel bekommen? Guter Rath war theuer! Die Geldmittel reichten nicht aus und daheim stand ein böser Empfang bevor. In dieser bittern Gemüthsstimmung raffte er die Trümmer der verhängnißvollen Tafel zusammen und schaffte sie bei Seite, dann ging er mit seinen Kameraden auf den

Speicher des Collegiums und hier wurde in einem Winkel eine alte in Ruhestand versetzte Tafel entdeckt. Das alte, gänzlich erblindete Möbel wurde herausgeputzt, so gut es ging, hinabgeschafft und aufgestellt. Als nun den andern Tag der Lehrer in die Schule trat, war die Tafel, so schien es, an ihrer Stelle und Alles in so weit gut. Allein als der Pater seine Rechenexempel an die Tafel kreiden wollte, versagte die rebellische Tafel den Dienst. Er drückte stärker: die Tafel nahm keine Kreide an; er untersuchte die Kreide, die Kreide war in Ordnung, und nun untersuchte er die Tafel. Mein Vater hatte dieser Operation des erstaunten Mannes mit steigendem Unbehagen, seine Kameraden, wie sich denken läßt, mit schadenfroher Spannung zugesehen. Nun kam es zur Untersuchung. Allein die Buben hielten zusammen, und wenn der an die Tafel Geworfene ihn verrathen wollte, drohte er ihm mit der bekannten Faust. Nach einigen Tagen indessen kam die Wahrheit an den Tag, und das Urtheil lautete: eine brauchbare Tafel müsse von dem Verbrecher wieder herbeigeschafft werden. Keine geringe Verlegenheit bei seinen kümmerlichen Finanzen! Indessen kam er noch mit verbrannten Fingern davon, denn ein barmherziger Tischler ließ sich herbei, „die rettende That" zu vollbringen und gegen ein mäßiges Entgelt, das er bestreiten konnte, die zerbrochene Tafel zu flicken und neu zu beitzen, so daß sie ihren Dienst wieder vollkommen wie früher vertrat.

Ein andermal erging er sich eines Wintertages in denselben speicherlichen Regionen des Collegiums auf Entdeckungsreisen. Das Collegium war, wie damals alle Stiftungen, nicht auf die jedem Zufall unterworfenen Zahlungen der Staatskasse oder die luftigen Coupons von Staatspapieren, sondern auf Grund und Boden fundirt, und erhielt den größten Theil seiner Einkünfte in Früchten. Die Getreideböden standen gerade offen, da die Handwerksleute dort mit einer Arbeit beschäftigt waren. Unbemerkt ging er so von Boden zu Boden und kletterte dann über Balken in eine andere Abtheilung des Daches: da breitete sich vor seinen Augen ein weites Gefilde von getrockneten

Apfelschnitzen aus. Die Verführung war zu groß! Er nahm sich die Taschen voll und ging hinab in die Schule und aß seine Schnitze, ohne sich etwas merken zu lassen, in aller Stille. Es erging ihm aber im Kleinen, wie Napoleon im Großen, der Appetit wuchs mit dem Essen der verbotenen Frucht: er ging wieder in die entdeckte Vorrathskammer. Seine Kameraden wurden endlich darauf aufmerksam und sie konnten nicht begreifen, wo er nur in aller Welt zu den Schnitzen käme. Sie schlichen ihm also nach, entdeckten den Schatz und thaten wie er gethan; das Geheimniß verbreitete sich in der Schule von Mund zu Mund, und bald zog die ganze Klasse prozessionsweise auf den Boden, sich zu verproviantiren. In ihrem Uebermuthe begnügten sie sich nicht damit, sie einfach zu essen, sondern sie hielten sie auch noch an den glühenden Ofen, um sie zu braten. Die gebratene und ungebratene Esserei verbreitete einen höllischen Geruch in der Schulstube, der dem Lehrer auf die Brust schlug, daß ihm das Wort im Halse stecken blieb; er zankte und wunderte sich darüber, konnte aber nicht auf den eigentlichen Grund kommen und der Muthwille hatte so erst ein Ende, da die Getreideböden nach geendeter Arbeit geschlossen wurden. Es erfolgte erst dann eine Untersuchung, als der Oekonom das große Schnitzendeficit inne ward und sich mit seinem Verdachte den Kopf zerbrach; die Buben aber, die sich in ihrem Gewissen gleich schuldig fühlten und sehr gut wußten, wo die Schnitzen hingekommen waren, schwiegen still und verriethen nichts.

Ein seltsames Begegniß ereignete sich mit einem seiner Spielkameraden, einem Nachtwandler. Derselbe wohnte unweit der Moselbrücke; dort ging mein Vater an bestimmten Tagen hin, mit ihm zu spielen. Das Zimmer war ebener Erde neben dem Hauseingang und hatte ein Fenster nach dem Hof. Nun machten sie das Fenster auf und liefen einander nach, der eine voran zum Fenster hinaus durch den Hof und die Hausflur in das Zimmer und dann wieder von neuem zum Fenster

hinaus, der andere hinter ihm drein, um ihn zu fangen. Das trieben sie so stundenlang, bis die Nacht sie trennte. So hatten sie es eines Tages gethan, und beide gingen müde zu Bette. Der Spielkamerad hatte sein Schlafzimmer im zweiten Stockwerke, wie die Wohnstube ebenfalls nach hinten hinaus. Da träumte er und im Traume stand er von dem Bett auf, öffnete nachtwandelnd das Fenster und sprang hinab, um das Spiel des Tages fortzusetzen. Wie es indessen mit Nachtwandlern häufig geschieht, er sprang glücklich auf und verletzte sich nicht im mindesten. Am andern Tage, als ihn mein Vater besuchte, lag er noch etwas betäubt im Bette, sonst aber hatte der Sprung keine nachtheiligen Folgen für ihn.

Mit der deutschen Sprache und Literatur sah es in diesen Tagen, wie in Deutschland im Allgemeinen, so auch in Koblenz eben nicht glänzend aus. Das einseitige Betreiben der klassischen Sprachen und Studien in den Schulen und der herrschende französische Ton in den höheren Klassen thaten dem nationalen Sinn gleichmäßig Abbruch. Die Jesuiten hatten sich von ihren Gegnern viel zu sehr auf deren eigenes Feld, das klassisch-humanistische des sechszehnten Jahrhunderts hinüberziehen lassen, und darüber die einheimischen Schätze des katholischen Mittelalters vernachläßigt. Dem „Reformator" Luther kam am Schlusse des Mittelalters bei seiner Bibelübersetzung, die bekanntlich nichts weniger als die erste deutsche war, die alte katholische Sprache wie auch das alte katholische Kirchenlied zu gut; er war keineswegs, wie die Protestanten dessen sich rühmen, der erste, der reines, kernhaftes Deutsch schrieb, sondern man kann ihn mit ungleich mehr Wahrheit vielmehr den Letzten nennen, da er, der Letzte, aus reineren Quellen schöpfte. Mit seiner „Reformation" sank unsere Sprache wie unsere Kunst, und wir dürfen nur von dem verflossenen Jahrhundert an die deutsche Sprache und Literatur verfolgen, je mehr wir uns der katholischen Zeit nähern, um so reiner wird die Sprache, um so reicher an frischer Kraft,

an warmem Gemüth und natürlicher Einfalt und Lebendigkeit. Nach dem dreißigjährigen Kriege wurde unser Volk ein Bettelvolk und unsere Sprache eine Bettelsprache, die ihre Lakaienlivree aus den Lappen aller alten und neuen Sprachen zusammenflickte. Die Nachäfferei französischen Hofgeschmackes, französischer Manieren, Sprache und Frivolität, wie sie seit Louis XIV. an den Höfen und bei dem Adel in Deutschland Mode ward, vollendete unsere bettelstolze Jammerseligkeit.

So geschah es denn am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in dem katholischen Deutschland, da die neue Aufklärung Alles neu machen wollte, daß man, statt aus dem lebendigen Brunnquell des eigenen Geistes und Lebens und aus den reichen Schätzen einer größern Vergangenheit zu schöpfen, mit dem einen Auge nach Paris, mit dem andern nach den geistdürren Sandsteppen des protestantischen Nordens hinüberblinzelte, wo die kalte Sonne der alten und neuen Aufklärung so schön herabschien und die ledernen Poeten und Magister in selbstgefälliger Langweile mit ihren weißgepuderten Perrücken und langen Zöpfen als idyllische Schäfer im Paradeschritt lustwandelirten, während neben ihnen der revolutionäre Geist der Zeit schon das wilde ungeheuerliche Geschlecht der Sturm- und Kraftgenie's in Bereitschaft hielt, die mit Zopf und Perrücke jede Zucht und Sitte, und alles hinwegwarfen, was der Menschheit bisher heilig gegolten und was sie im Laufe der Jahrtausende sich mühsam errungen.

Auch an der Koblenzer Schule hatten sie so ein Lehrbuch der deutschen Sprache nach gottsched'schen Perrückenzuschnitt, das dem frischen gesunden Sinne meines Vaters in der Seele zuwider war. Er band es, um seine Rache zu kühlen, ganz vorzüglich unten ein, wenn er seine Schulbücher mit dem Riemen zusammenschnürte und sie am Fuß über das Straßenpflaster beim Nachhausegehen schleifte; und all' sein Leben lang ist ihm seitdem ein unüberwindlicher Widerwille gegen dergleichen magisterliche Sprach-Lesebücher und alle deut-

sche Sprachhofmeisterei geblieben. Seinem eigenen, durch und durch deutschen Geiste vertrauend, schrieb er darum auch stets wie es ihm aus der innersten Seele quoll, und nicht, wie die steifen sächsischen Zunftmeister von der Gelehrtenbank die Sprache mit dem Messer ihres Dünkels buchsbaummäßig zugeschnitten und verkrüppelt.

Auch ein Lehrbuch der Mathematik von einem Göttinger Professor hatte er in dieser Zeit unter den Händen, das ihm, trotz seiner großen Vorliebe zu den mathematischen Wissenschaften, durch seine Dürre und Leere unendlich widerwärtig war und das Lernen verbitterte, so daß er sich noch nach Jahren mit Schaudern daran erinnerte.

Von den geistlichen Schätzen der katholischen Literatur des Mittelalters war unter diesen Umständen weder im Norden noch im Süden die Rede; wurde ja selbst die weltliche Poesie aus den Tagen der minnesingenden Kaiser von der französischen Verbildung und Verflachung mit höchster Geringschätzung keines Blickes für werth erachtet, wie der gefeierteste Mann der neuen Aufklärung, Friedrich II., an den Schweizer Müller, Lehrer am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin, schrieb, da dieser dem königlichen Freunde der französischen „Philosophen" und Dichter den zweiten Theil des von Bodmer erst jüngst aufgefundenen Nibelungenliedes „Chrimhilden Rache" übersandte: „Ihr habt," schreibt Friedrich, „eine viel zu vortheilhafte Meinung von diesen Dingen. Meines Bedünkens sind sie nicht einen Schuß Pulver werth und würde ich sie nicht in meiner Bibliothek dulden, sondern herausschmeißen" — ein Schreiben, das noch gegenwärtig auf der Bibliothek zu Zürich unter Glas und Rahmen zum ewigen Gedächtniß aufbewahrt wird. Und in der That, liegt jedenfalls eine lobenswerthe Aufrichtigkeit und wohlverstandene Consequenz in dieser Zuschrift des „Einzigen;" denn wie hätten die Helden der Nibelungen auch zu den Helden Voltaire's und Beaumarchais zusammengepaßt, gewiß so wenig, wie die helmum-

flatterten Heroen des blinden Homers; die einen mußten die andern nothwendig „herausschmeißen;" daß aber nach Friedrich's II. Meinung gerade die edelen Nibelungen, „die Degen stark, schön' und wilde," von denen das Lied rühmt:

Die herren waren milte, von arde hoh' erborn,
mit kraft unmaßen kuene, die rekken uzerkorn.

diese Schmach erfahren mußten, das war der nationalen Verkommenheit und Selbstentwürdigung dieser Zeit vollkommen angemessen, von der mein Vater in seiner Schrift „Teutschland und die Revolution" mit Recht sagt: „Teutschland, seit es seine wackere, treuherzige Eigenthümlichkeit verloren, war verurtheilt, den Affen jeder fremden Thorheit und die Karrikatur jeder Abgeschmacktheit vorzustellen, und es fügte sich zur Belustigung der übrigen Welt willig in die neue Rolle. Seine Fürsten, zum Theil von Frankreich pensionirt, engagirten sich selbst freiwillig als Kronbeamte seines noch unsichtbaren europäischen Reiches, und wurden schamroth über nichts, als wenn die vorbrechende Natur von Zeit zu Zeit unfeine" (nibelung'sche und schwäbische) „Streiche spielte." Die französischen Republikaner und Napoleon kamen und warfen nun auch sie als alten Tröbel hinaus, wie sie zuvor die Heiligen und Helden der deutschen Vorzeit, „als keines Schusses Pulvers wert," aus ihren Bibliotheken „hinausgeschmissen."

Wie dem märzlichen Umsturz des Jahres 1848 Uebersetzungen von Eugen Sue und ähnlicher schlechter Waare, die den Geist des Volkes vergifteten, vorangingen, so waren auch damals französische Uebersetzungen an der Tagesordnung. Da er nun gar häufig in den Katalogen las: „Aus dem Franz.", da wunderte er sich, daß er überall diesem „Franz" begegnete und er befragte sich, wo nur dieser Franz sei, der über alle Fächer menschlichen Wissens geschrieben.

Wie die materieller gewordene Zeit aus den höhern unsichtbaren Regionen des Geistes sich herabgesenkt auf die feste Erde und ihre ganze Aufmerksamkeit dem Sichtbaren und

Greifbaren, dem Meßbaren und Wägbaren zugewendet, so erwachte auch in ihm sehr früh eine entschiedene Vorliebe für mathematisches und physikalisches Wissen. Seine liebste Lectüre waren Reisebeschreibungen und Berichte über fremde Völker und ferne Länder. Er selbst fühlte eine große Sehnsucht in sich, auf Entdeckungsreisen auszuziehen aus dem engen heimathlichen Kreise, um ein kühner Seefahrer in unerforschten Regionen der Erde zu werden. Da sich ihm jedoch keine Gelegenheit darbot, dieß Verlangen zu stillen, so schrieb er sich aus seinen Büchern, noch ein Knabe, eine eigene Geographie zusammen und beschloß dieselbe, ohne Zweifel als die beste ihm bekannte, in Druck zu geben. Denn so ein Büchel zu drucken auf ordinäres Druckpapier, wovon man das Buch für einige Kreuzer kauft, das könne, meinte er, unmöglich viel kosten, und dafür würde seine kleine Sparbüchse wohl auch noch ausreichen. Also begab er sich guten Muthes mit seinem Manuscript in die Druckerei. Der Besitzer maß ihn und sein Manuscript mit erstaunten Augen, da ihm ein so junger Autor wohl noch nicht vorgekommen war. Als er ihm dann sagte, was ein einziger Bogen zu setzen und zu drucken koste, ging der junge Geograph stillschweigend wieder seiner Wege. Und das war der erste Versuch, den er mit der Schriftstellerei machte.

In seinen jüngeren Jahren galt inzwischen noch die väterliche Autorität in dem häuslichen Familienkreise, noch durchdrang das kirchliche Leben in seinen überlieferten Uebungen alle Verhältnisse, und noch galt der katholische Katechismus unbestritten in der Schule: in dem Maße jedoch, als die Fluthen draußen höher gingen, und jede Autorität wankender wurde, drangen die Einflüsse der Zeitstimmung auch in die Schule. Es war, wie mein Vater erzählte, einer der seichtesten Köpfe, ein großmäuliger Schwätzer, der sich zuerst unter ihnen mit den daheim abgelauschten Phrasen als der erste Freigeist groß machte. Er kam indessen noch zu früh; die Buben noch nicht „gesinnungstüchtig", hörten seine lästerlichen Reden mit Ent-

rüstung, Spott und Verachtung an, und mein Vater pflegte ihm, wenn er damit herausrückte, auf sein großes Maul zu klopfen.

Indessen geschah von außen Alles, um diesen heiligen Glaubenseifer bald in das Gegentheil umzuwandeln. Aus den kleinen Reactionären wurden bald große Revolutionäre.

Nicht umsonst war der Illuminaten-Orden gerade in dem Geburtsjahre meines Vaters gestiftet worden. Die Illuminaten-Literatur, die damals in Bayern und am Rhein florirte, die Literatur josephinischer Aufklärung, die sich in ihrer ganzen Plattheit in Oesterreich breit machte, die matten Wasser und Wässerlein, womit der nordische Unglaube den Süden überschwemmte, und endlich die französischen Uebersetzungen mußten, verbunden mit dem, was sie täglich hörten und sahen, auch in den Herzen der Kinder endlich eine fruchtbare Stätte finden. Was sich noch von gesunder Nahrung in ernsteren alten katholischen Schriften, in Volksbüchern, — die mein Vater, als Kind, mit Begeisterung las, — in den Legenden und geistlichen Büchern fand, das mußte als veraltet und von dem neuen überwuchert und übertäubt, bald gänzlich in den Hintergrund treten, oder diente höchstens dazu, die Verwirrung in den jungen Köpfen zu vollenden.

So mußte es denn nothwendig geschehen, daß allgemach die Schulknaben an den Errungenschaften der Zeit, an der zweifelsüchtigen, spöttischen Freigeisterei der Erwachsenen theilnahmen.

Ein Schulkamerade meines Vaters, der in den „Zeitgenossen“ 1820 sein Leben beschrieben, gibt über seine Schulzeit folgende hiemit zusammenstimmende Auskunft: „Görres“, so erzählt er, „zeichnete sich auf dem akademischen Gymnasium zu Koblenz durch seinen Fleiß und durch seinen Hang zur Lectüre sehr vortheilhaft unter seinen Mitschülern aus. Außer den Unterrichtsstunden faßte er jedes Buch auf, und vorzüg-

lich waren Geschichte, Geographie und Naturwissenschaft seine Lieblingsunterhaltung. Auch sein satyrischer Geist entwickelte sich sehr früh bei ihm, und er ließ ihn seine Lehrer und seine Mitschüler bei mancher Gelegenheit fühlen. Einen auffallenden Beweis davon gab er schon in seinem zwölften Jahre, als er in einer poetischen Aufgabe, den Gegenstand derselben verlassend, seinen beißenden Witz über den päpstlichen Stuhl und den geistlichen Hof von Chur-Trier, dessen Residenz seine Vaterstadt war, ergoß, so daß der Lehrer seiner Klasse zwar seine Arbeit laut vorlas, dann aber auf der Stelle zerriß, damit sie nicht weiter bekannt werde. Dieß veränderte indeß seinen Gleichmuth nicht."

Ich erinnere mich zwar nicht, daß mein Vater irgend einmal von dieser Satyre gesprochen, bezweifle aber die Wahrheit nicht im mindesten; es konnte ja kaum anders seyn. Nicht er, sondern der herrschende Geist seiner Zeit sprachen aus der Satyre des Knaben; sein Geist mußte sich erst in langen Kämpfen seiner selbst bewußt werden, nachdem er sich die Binde von den Augen gerissen, die ihm die Zeit davor gebunden.

Als der zwölfjährige Knabe dieß Spottgedicht verfaßte, standen die österreichischen Niederlande, von Kaiser Joseph selbst angezündet, bereits in hellen Flammen; in Frankreich waren die ersten Unruhen, die Vorboten der Revolution, schon ausgebrochen, und in Deutschland haderten die vier ersten geistlichen Fürsten auf die ungerechteste und rücksichtsloseste Weise mit dem heiligen Stuhl, mehrere von ihnen begünstigten dessen Verhöhnung unter ihren eigenen Augen; ja der Kurfürst von Trier, Erzkanzler des Reiches, konnte so sehr seiner Pflicht und Würde vergessen, daß er den Nuntiaturstreit, eine innere, rein katholische Frage, zur Entscheidung an den Reichstag von Regensburg verwies, und so das Geschick seiner Kirche von dem Ausspruche der protestantischen Reichsstände und von England, Holland und Dänemark abhängig machte.

Und nun erbat er sich auch Dalberg, einen Schützer

und Schützling der Illuminanten, zu seinem Coadjutor und Nachfolger von Rom; Preußen empfahl ihn doch dort Lucchesini, indem es im Falle der Gewährung sich für eine günstige Lösung des unheilvollen Zwistes mit den Erzbischöfen verbürgte; Rom war schwach und gutmüthig genug, die Bürgschaft anzunehmen. Das Berliner Kabinet, nachdem es seinen Zweck erreicht, vergaß Rom sein verpfändetes Wort einzulösen.

Die Illuminaten, die Encyclopädisten, die Jansenisten, die Feinde der Kirche, jubelten über den neuen geglückten Streich!

Das Alles geschah, während die Revolution mit eiserner Faust an die morschen Thore klopfte; allein die aufgeklärten Freigeister, die fernsichtigen Männer der Zukunft, die alle Vorurtheile der Vergangenheit abgeworfen, ahnten nichts von der Gefahr: 1778 erwiderte der Kanzler de la Roche dem trierischen Landtag als Antwort auf dessen Bedenklichkeiten über die Schleifung der Festung Ehrenbreitstein: „Kriege sind fortan unmöglich, dergleichen werden wir nur mehr mit unsern Federn führen." — Ein Krieg, der alle Länder Europas zwei und zwanzig Jahre hindurch verwüstete, war der Bescheid, welchen die Geschichte diesem weisen Kanzler, einem würdigen Mitgliede des ewigen Friedens-Congresses, auf seine Prophezeiung ertheilte.

So wiegte man sich in eitler Sicherheit; die Wächter schliefen und schnarchten gemüthlich fort, bis das Feuer ihnen und ihren Herren kaum mehr Zeit ließ, ihr nacktes Leben zu retten. Das Glöcklein auf Bergeshöhe aber verstummte, da die Sturmglocken in der Tiefe zu heulen begannen!

VIII.

Die deutsche Volkshalle, die Kölnische Zeitung und die neue preußische Zeitung.

Im letzten Hefte unserer Blätter vom verflossenen Jahre ist dieser Gegenstand in den Glossen zur Tagesgeschichte bereits berührt worden. Vollkommen einverstanden mit den treffenden Bemerkungen des Glossators hätte auch ich nicht gedacht, jemals und namentlich nicht so bald, umständlich darauf zurückzukommen. Die Neue Preußische Zeitung hat aber seither denselben auf eine Art wiederum zur Sprache gebracht, welche mich veranlaßt, das dadurch vervollständigte, zur Beurtheilung des Ganzen dienende Material ebenfalls noch zu benutzen und die Sache so zum Abschluß zu bringen. Ich nehme um so weniger Anstand, noch einmal auf bereits schon Erwähntes zurückzukommen, weil wirklich ein tiefer Ernst darin liegt, der von denjenigen, die sich die Verfechtung der katholischen Interessen und einer damit verbundenen konservativen Politik zur Aufgabe gemacht haben, wohl einer doppelten Würdigung werth ist.

Die deutsche Volkshalle zu Köln am Rhein ist ein Tagesblatt, welches von hervorragenden Männern katholischen Glaubens in den beiden großen katholischen Provinzen Preußens, den Rheinlanden und Westphalen gegründet, und anfänglich mit großen finanziellen Opfern zu dem Zwecke aufrecht

und Schützling der Illuminanten, zu seinem Coadjutor und Nachfolger von Rom; Preußen empfahl ihn doch dort Lucchesini, indem es im Falle der Gewährung sich für eine günstige Lösung des unheilvollen Zwistes mit den Erzbischöfen verbürgte; Rom war schwach und gutmüthig genug, die Bürgschaft anzunehmen. Das Berliner Kabinet, nachdem es seinen Zweck erreicht, vergaß Rom sein verpfändetes Wort einzulösen.

Die Illuminaten, die Encyclopädisten, die Jansenisten, die Feinde der Kirche, jubelten über den neuen geglückten Streich!

Das Alles geschah, während die Revolution mit eiserner Faust an die morschen Thore klopfte; allein die aufgeklärten Freigeister, die fernsichtigen Männer der Zukunft, die alle Vorurtheile der Vergangenheit abgeworfen, ahnten nichts von der Gefahr: 1778 erwiderte der Kanzler de la Roche dem trierischen Landtag als Antwort auf dessen Bedenklichkeiten über die Schleifung der Festung Ehrenbreitstein: „Kriege sind fortan unmöglich, dergleichen werden wir nurmehr mit unsern Federn führen.“ — Ein Krieg, der alle Länder Europas zwei und zwanzig Jahre hindurch verwüstete, war der Bescheid, welchen die Geschichte diesem weisen Kanzler, einem würdigen Mitgliede des ewigen Friedens-Congresses, auf seine Prophezeiung ertheilte.

So wiegte man sich in eitler Sicherheit; die Wächter schliefen und schnarchten gemüthlich fort, bis das Feuer ihnen und ihren Herren kaum mehr Zeit ließ, ihr nacktes Leben zu retten. Das Glöcklein auf Bergeshöhe aber verstummte, da die Sturmglocken in der Tiefe zu heulen begannen!

VIII.

Die deutsche Volkshalle, die Kölnische Zeitung und die neue preußische Zeitung

Im letzten Hefte unserer Blätter vom verflossenen Jahre ist dieser Gegenstand in den Glossen zur Tagesgeschichte bereits berührt worden. Vollkommen einverstanden mit den treffenden Bemerkungen des Glossators hätte auch ich nicht gedacht, jemals und namentlich nicht so bald, umständlich darauf zurückzukommen. Die Neue Preußische Zeitung hat aber seither denselben auf eine Art wiederum zur Sprache gebracht, welche mich veranlaßt, das dadurch vervollständigte, zur Beurtheilung des Ganzen dienende Material ebenfalls noch zu benutzen und die Sache so zum Abschluß zu bringen. Ich nehme um so weniger Anstand, noch einmal auf bereits schon Erwähntes zurückzukommen, weil wirklich ein tiefer Ernst darin liegt, der von denjenigen, die sich die Verfechtung der katholischen Interessen und einer damit verbundenen konservativen Politik zur Aufgabe gemacht haben, wohl einer doppelten Würdigung werth ist.

Die deutsche Volkshalle zu Köln am Rhein ist ein Tagesblatt, welches von hervorragenden Männern katholischen Glaubens in den beiden großen katholischen Provinzen Preußens, den Rheinlanden und Westphalen gestiftet, und anfänglich mit großen finanziellen [illegible]

erhalten wurde, den in dem preußischen Staate lange unterdrückten Interessen und Rechten der katholischen Kirche in einem öffentlichen Organe Sprache zu verleihen. Ein wahrhaft katholisches Blatt kann in der äußeren, insbesonders der heutigen Politik, gegenüber einer unbändigen, alles mit Umsturz bedrohenden Revolution, nur eine entschiedene, nie wankende konservative Gesinnung an den Tag legen. Katholische und revolutionäre Gesinnung sind zwei Pole, die ewig sich verneinen, ewig sich abstoßen und nie in einem Mittelpunkte zusammentreffen und sich einigen können. Dieser unbedingte Gegensatz liegt im Wesen des wahren Christenthums und in dem der Revolution; einem revolutionären Blatte, auch wenn es katholische Interessen verficht, sprechen wir unbedingt katholische Gesinnung ab.

Unsere Leser wissen aus bereits früher Mitgetheiltem, daß die Ausweisung des Redacteurs der deutschen Volkshalle, eines gebornen preußischen Unterthans, nach einem vorausgegangenen in No. 274 der Neuen Preußischen Zeitung enthaltenen Aufrufe hiezu von dem Ministerium in Berlin erfolgte. In diesem Hetzartikel wird das Benehmen der Volkshalle geschildert als ein „unwürdiges, schandbares Treiben, welches in landesverrätherischer Weise mit den Gegnern Preußens conspirirt, und in der jetzigen Kriegsgefahr keinen Anstand nimmt, durch Lügen und Verdächtigungen die Volksstimmung gegen die militärischen Anordnungen der Regierung aufzureitzen.“ Den Schluß des Artikels bildet ein offener Aufruf, den an der Spitze des Blattes stehenden Mann auszutreiben.

Wäre diese Beschuldigung nur in einem Punkte gegründet, so würden wir, ohne gerade das Handwerk der Denunciation zu beloben, doch ganz unbedingt die von der Regierung getroffene Maßregel billigen; wir würden sogar in einer öffentlichen Anerkennung des Schrittes der Regierung die Erfüllung einer Pflicht, gegenüber der Sache, ausüben, zu deren Vertheidigung wir die Feder führen. Allein die Anschuldigung ist nicht wahr. Diese Rolle eines Hetzers hat die Deutsche Volkshalle nie ge-

spielt, sie ist nie ein Haarbreit von dem Pfade abgewichen, den der pflichtgetreue, wenn auch mit den Maßregeln seiner Regierung nicht einverstandene Unterthan gegenüber derselben einzuschlagen hat. Sie hat vor den Maßregeln der Regierung als für das große Gesammtvaterland und für den heimischen Staat selbst unheilvollen in offener, loyaler Weise gewarnt, und eine so selbstmörderische Politik beklagt, immer aber und mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, wie sie nur ein wahrhaft christliches Bewußtseyn zu geben vermag, inner den Schranken des zum Gehorsam gegen seine Obrigkeit verpflichteten Unterthans sich gehalten. Sie vertrat in dieser Richtung eine schöne, große Schaar von Ehrenmännern, die an wahrem Patriotismus Keinem in Preußen nachstehen, sie vertrat einen großen Theil des preußischen Volkes, ja man darf vielleicht sagen, wenigstens wird es das heutige Ministerium nicht widersprechen, wird es wahrscheinlich selbst behaupten, die große Mehrheit des preußischen Volkes. Wir wollen zur Unterstützung des Gesagten nicht nach weitläufigen Beweisen greifen, sondern aus dem Blatte selbst, das jenen schmählichen Hetzangriff sich erlaubt hat, unseren Beweis schöpfen. In No. 301 äußerte sich der Rundschauer jenes Blattes über die Haltung der Volkshalle folgendermaßen: „Und mag die deutsche Volkshalle mit gründlich-konservativer Politik das lebhafteste Interesse für die römisch-katholische Kirche verbinden und mit besonnenem Eifer verfechten. Sie hat beides in dieser kritischen Zeit mit einer ächtpreußischen loyalen Haltung, namentlich den preußischen Rüstungen gegenüber, in Einklang gebracht."

Was soll man zu einem solchen Benehmen eines als Leuchte des Conservatismus im protestantischen Norden dastehenden Blattes sagen? Wenn es wahr ist, was der Rundschauer sagt, warum schwieg man fünf Wochen stille zu dem vom eigenen Blatte ausgegangenen, unwürdigen Angriffe, sah ruhig dem nur zu schnellen und guten Erfolge der eigenen bösen That zu, ließ die Maßregeln der Regierung gegen das

Blatt ruhig gewähren, beschränkte sich auf eine Mittheilung derselben, gleichsam als Zeuge der Macht, die man durch eine einfache, gehässige Denunciation zu entwickeln vermag? Kann man sich hier mit dem Aufrufe des Rundschauers am Ende seines Artikels in No. 301, „welche Zeitung ist aller ihrer Artikel mächtig", zufrieden stellen? Handelt es sich etwa um eine, im übergroßen Eifer begangene Unbesonnenheit, um eine kleine Nachlässigkeit, wie sie jedem Blatte begegnen kann, und auch begegnet, oder handelt es sich nicht um eine schwere Anklage gegen ein heilige Interessen eines bedeutenden Theils des preußischen Volkes vertretendes Blatt, eine große Zahl von Ehrenmännern, die als die Träger der Gesinnung des Blattes bekannt sind und ungescheut als solche sich kund geben, um eine Anklage, die man fünf Wochen lang aufrecht erhielt, und erst zurücknahm, als sie ihren Erfolg gehabt und keinen weiteren versprach? Kann man sich da mit einem Lobe auf den vom wohlberechneten Schlage Getroffenen, das deßwegen auch wie Ironie klingt, und mit dem leichten Ausrufe, „welche Zeitung ist aller ihrer Artikel mächtig", vor seinem eigenen Gewissen und dem Richteramte der Mitwelt rechtfertigen?

Wäre es freventlich, ungerecht geurtheilt, wenn man behaupten wollte, daß hinter solchem Benehmen ein alter, früher zur Schau getragener, jetzt aus Gründen der Weltklugheit im Hintergrunde aufbewahrter Groll gegen ein ganzes Land sich kund gebe, welcher unter den politischen Wirren eine Gelegenheit vom Zaune riß, um sich gegen das Blatt, welches die politische und religiöse Richtung jenes Landes vertritt, Luft zu machen?

Wir wollen aber nicht so urtheilen, sondern stehen nur zu der in unseren Augen unzweifelhaften Thatsache, daß die Neue Preußische Zeitung und die durch sie redende Partei durch das jedenfalls verspätete Lob der Deutschen Volkshalle, den Schmutz von ihrem Blatte nicht abgewischt hat, den sie durch den gemeinen Angriff auf dasselbe warf.

Wir erwähnen noch einer Thatsache, um über das Ganze recht klares Licht zu verbreiten. Eines der gefährlichsten Blätter der ganzen preußischen Monarchie ist die „Kölnische Zeitung“, gefährlich, weil sie nach dem Musterbilde einer gewissen Partei in dem Fahrwasser eines vielfarbigen, beständig mit trügerischen Farben spielenden, nur im Hasse gegen wahres Christenthum sich consequent bleibenden Liberalismus die Sturmeswellen der tiefgehenden Revolution zu bergen, eine eigene Geschicklichkeit errungen hat. In kritischen Momenten fällt aber immer diesem falschen Liberalismus die Larve vom Gesicht, und der alte Kirchenfeind steht in seiner Naturgestalt mit der rothen Mütze und im Ohnehosenhabit vor uns. So ging es der „Kölnerin“ in den jüngsten Wirren, wo die ganze Revolutionspartei in dem Ausbruche eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen die herannahende Auferstehung der darniedergekämpften Revolution zu erblicken wähnte. Hören wir, was die Neue Preußische Zeitung über dieses Blatt in No. 263 sagt.

„Die Kölnische Zeitung enthält in No. 268 und 269 zwei Leitartikel, die an Bosheit — und Plattheit dabei — Alles übertreffen, was von dieser Säerin des Unfriedens noch ausgegangen ist. In dieser Stunde der äußersten Gefahr fordert sie auf zum Mißtrauen gegen das Ministerium nicht allein, sie fordert auf zum Mißtrauen gegen den König, sie sucht den König lächerlich zu machen und das Alles unter dem heuchlerischen Vorgeben des preußischen Patriotismus. In diesem Grade höhnisch und unpatriotisch ist selbst die Demokratie nicht, und wir wissen nun vollkommen, was die rheinischen Liberalen wollen.“

Gegen ein Blatt, welches in einem so ernsten Momente, wie der damalige war, wo die Kölnische und die Neue Preußische Zeitung ihre Ergüsse niederschrieben, zum Mißtrauen gegen den König auffordert, und um seiner Aufforderung Nachdruck zu geben, die Person des Königs selbst lächerlich zu machen sucht, würden die strengsten Maßregeln der Staatsre-

gierung in dem einzigen Factum einer solchen treulosen, allen Pflichten eines Unterthans widersprechenden, darum verrätherischen Handlung, wie der von der Neuen Preußischen Zeitung an der Kölnischen gerügten, eine vollständige Rechtfertigung finden. Welche Sprache, so sollte man meinen, wird nicht die Neue Preußische Zeitung, die in solchem blinden Anlaufe auf die Volkshalle losstürmte, dem treulosen Treiben der Kölnischen gegenüber geführt haben, einem Treiben, das sie mit nackten Worten als auf Trennung und Abfall von Preußen ausgehend bezeichnet? Sehen wir nach, was sie sagt; sie ruft aus: „Schenkt der Herr uns den Sieg: wohl, wir werden das verrätherische Volk wieder unterwerfen, und dann werden wir die, die Heloten-Gesinnungen gezeigt haben, als Heloten zu behandeln wissen."

Da hat also die Neue Preußische Zeitung keine Maßregel für die Gegenwart anzurathen, sie hat nur eine Drohung für die Zukunft, die ungewisse Zukunft eines möglichen Sieges; und welche Drohung? — Die Drohung gegen ein des Verraths bezüchtigtes Volk und der Helotenbehandlung derer, welche Helotengesinnung gezeigt haben, wobei man nicht weiß, ob man diese Helotengesinnung dem ganzen Volke am Rheine und in Westphalen, oder bloß der Kölnerin und Consorten anrichtet. Sieht man auf den Grimm, welcher in der Neuen Preußischen Zeitung sich wegen der wahrheitsgetreuen Berichte kund gab, die von der deutschen Volkshalle aus allen Theilen der Rheinlande und Westphalens über die Stimmung des dortigen Volkes bei dem drohenden Ausbruch eines mörderischen Bruderkrieges, eine gedrückte, aber den Befehlen der rechtmäßigen Obrigkeit treu gehorchende Stimmung, gebracht wurden, muß man anstehen, ob die freche Drohung der Helotenbehandlung eines „verrätherischen Volkes" nicht dem katholischen Volke der Rheinlande und Westphalens gegolten hat, welches keine Lust bezeugte, in das Kriegsgeschrei der Berliner Blätter, und namentlich der Neuen Preußischen Zeitung einzustimmen, und sogar in offenen Verdacht der Neuen Preußi-

schen Zeitung gefallen war, als könnte es sich zum Abfall verleiten lassen.

Und wenn dem so wäre, wenn jener zweideutige Ausdruck, „verrätherisches Volk“, nicht der liberalen Klique der Kölnischen Zeitung, die auf jeden Fall auf den Namen eines Volkes nicht Anspruch machen kann, sondern wirklich den katholischen Unterthanen Preußens in jenen Gegenden gegolten hätte, läge dann nicht am Tage, daß das Kreuz an der Stirne des Preußenblattes nur die Decke jenes unlautern Grolles sei, von welchem wir sprachen? Welchen Namen verdiente ein solches Benehmen, das wegen der keineswegs unerwarteten Treulosigkeit einer liberalisirenden Revolutionsclique, die man selbst, und zwar wider Willen der dortigen Landesbevölkerung, in den Lehranstalten und durch Unterdrückung der katholischen Presse groß gezogen hat, ein ganzes Volk mit den Sklavenfesseln des Helotenthums bedroht? Welchen Eindruck muß eine solche Sprache auf diese Bevölkerung, namentlich im Angesicht der kirchlichen Freiheiten, machen, die man freiwillig, ohne Zwang der Umstände, in Oesterreich und anderwärts den katholischen Unterthanen gewährt hat?

Wir wollen übrigens erwarten, daß das gegenwärtige Ministerium die Ungerechtigkeit, welche von dem früheren gegen die Volkshalle und ihre Redaction, unter Aufhetzung der Neuen Preußischen Zeitung, begangen wurde, wieder gut zu machen trachten werde. Es will uns bedünken, daß das Ministerium Manteuffel Anstand nehmen sollte, die von dem Ministerium Ladenberg ausgegangene Maßregel aufrecht zu erhalten, und die Verantwortlichkeit derselben, entgegen seiner Friedenspolitik, welche es auf eine nicht erfundene, sondern wahre, leibhaftig vorhandene, von der Volkshalle treu berichtete Stimmung des preußischen Volkes fußt, durch deren Aufrechthaltung auf sich zu nehmen.

IX.

Curiosa aus der Tagesgeschichte.

Es sind nun acht Jahre, da (1842) begrüßte uns ein „politischer Nachtwächter“ mit dem Liedlein:

O wunderreiche Stadt der Neuhellenen,
Apollo-Antlitz mit Silenos-Finnen,
Komödienhaus, voll neuen Trödels innen,
Außen bemalt mit hochantiken Scenen!

Ein Pfaffe deklamirt statt Demosthenes,
Das Kuchelmensch ersetzt die Charitinnen
Und schenkt den ewig durst'gen Bierinnen
Bock und Salvator, ihre Hippokrenen.

Stellt doch an's Thor als städtisches Gewappen
Ein griechisch' Götterbild mit kahlem Scheitel,
Worauf der Insul bunte Hängelappen;

Gebt in die Linke ihm ein leeres Seidel,
Ihm in die Rechte drei Stück Kruzifixe:
So habt ihr München im modernen Wixe!

Wie sich doch die Zeiten ändern? sagt Falstaff. Jetzt machen sie diesen Nachtwächter zum Oberkellner der durstigen Bierinnen in der geschmähten Bier- und Pfaffenstadt und er ist vielleicht so gnädig, die fette Stelle anzunehmen! Eine sinnreiche Art, den vaterländischen Sinn zu ehren und zu pflegen und eine seltsame Antwort auf den jüngst gehörten schönen Spruch:

Alter Sitten treue Erben,
Bayrisch leben, bayrisch sterben!

Freilich hat seitdem der Nachtwächter seine Melodie geändert, er würde wohl nicht mehr so unfein singen, das dünkt uns aber noch keinen Grund, daß wir ihm darum gleich ein warmes Nest bereiten und nach des Fremdlings Pfeife tanzen sollen. In der Zopfzeit sagte man: „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer;“ das gilt aber auch nicht mehr; denn wir könnten auch ein Nachtwächterliedlein von solchen herbeigetrommelten Genie's singen, die für Bayern wie eine Mistgabel auf ein Auge paßten, ein Liedlein groß genug, um damit sechs Jahrgänge des historischen Taschenbuches von Hormaier anzufüllen! Da haben wir noch so einen steckbrieflichen Staatspensionär, der dem bayerischen Volke die Ehre erweist, sich von ihm füttern zu lassen; in Frankfurt hätte er sein Licht zeigen können, da schwieg er aber wie ein Fisch, und nun nennt er, uns zum Danke, unsere Universität mit lausbubokratischer Feinheit „eine Pflanzschule des Cretinismus“ in dem bayerischen Böotien. Schade, daß der Gesetzvorschlag von Lassaulx in unserer Kammer nicht durchging, dahin lautend: bei gewissen Atrocitäten der Presse gegen die öffentliche Ehre und Moral den Delinquent auf öffentlichem Markte durch den Scharfrichter zu maulschelliren, da jede anderweitige Berührung ehrenrührig: vielleicht hätte der Schwurgerichtshof von Oberbayern hier Gelegenheit gehabt, ein Schuldig in Sachen verletzter Landesehre auszusprechen!



X.

Austria Polyglotta.

Ein Beitrag zur Völker- und Sprachenkunde Oesterreichs.

I. Einleitung.

Die deutschen Angelegenheiten haben endlich, Dank der würdevollen und einträchtigen Haltung Oesterreichs und seiner Verbündeten dem Particularismus preußischer Usurpationsgelüste gegenüber, diejenigen Bahnen der Entwicklung eingeschlagen, die dem zu schaffenden Werke einzig und allein, auf der Basis staats- und völkerrechtlicher Verträge, zugleich Festigkeit und Dauer zu verbürgen im Stande sind. Wir begrüßen es als eine günstige Vorbedeutung, daß der erste unter den fünf in Dresden zur Revision der Bundesverfassung gebildeten Ausschüssen, welcher die Organisation der obersten Bundesbehörde und den Umfang des Bundesgebietes zu berathen hat, unter dem Präsidium Oesterreichs, eine Mehrzahl solcher Staaten umfaßt, die der „großdeutschen" Politik huldigen, denn wir glauben in dieser Zusammensetzung eine vorläufige Garantie für die Aufnahme der österreichischen Gesammtmonarchie in den deutschen Bund erblicken zu dürfen, wovon wir uns weiterhin die wirksamste Sicherstellung unserer nationalen Zukunft versprechen würden. Damit gestehen wir, daß wir die Auffassung der bekannten österreichischen Denkschrift

vollkommen theilen, der freilich ein anderes Bild dieser nationalen Zukunft „vorschwebte", als jener Einheitsstaat mit seiner „scharfumrissenen" Verfassung, wie ihn Dahlmann projectirt und Radowitz zu den Gränzen der äußersten Möglichkeit hinbegleitet hat. Ohne die klaren und bestimmten Andeutungen jener Denkschrift der geringsten Berücksichtigung zu würdigen, klammerte sich damals der seichte Rationalismus unserer Verfassungsmänner an ein Wort, das er nach Art des wackern Polonius mit faden Witzeleien zu Tode hetzte, zu offenbarer Inzicht, daß ihm eben das Wesen der Staatskunst als Kunst, denn dafür galt sie den größten Geistern alter und neuer Zeit, verschlossen geblieben ist. Dem berufenen Künstler schwebt immerdar die Idee seines Werkes im Ganzen und Großen vor, so daß er es nach Mozarts treffendem Ausdrucke „mit einem Blick gleichsam wie ein schönes Bild, oder einen hübschen Menschen im Geiste übersieht, und auch nicht nach einander, wie es hernach kommen muß, sondern wie gleich Alles zusammen", darum hält er doch zugleich die Bedingungen der Ausführung „nach Contra-Punkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente et caetera et caetera" fest im Auge, und es entstehen so unsterbliche Schöpfungen, die weder der bloße Techniker bei aller praktischen Gewandtheit improvisiren, noch der geschickteste Mathematiker zum voraus berechnen könnte.

Ich weiß nicht, ob Kästner sein Versprechen, ein musikalisches Meisterstück bloß nach den Gesetzen des Generalbasses zu construiren, jemals gelöst hat; so viel ist gewiß, daß ein solches in keinem Konzertsaale und auf keiner Bühne zur Aufführung gelangt ist. Analog verhält es sich mit den Schöpfungen der Staatskunst; man kann ein gefeierter Lehrer der Staatswissenschaften seyn und die Theorie der besten Verfassung gleichsam an den Fingern herzählen; man kann eine Constitution für einen gegebenen oder nicht gegebenen Staat, etwa das deutsche Reich, bis in die einzelnsten Paragraphen und Unterparagraphen ausarbeiten, und das Machwerk bleibt darum

doch ein bloßes Fachwerk dürrer Abstractionen und Schulbegriffe, so sehr es sich auch zu einem Machtwerk, zwingend für die Nationen und ihre Fürsten, aufzublasen versuchen möchte. Hier haben wir Generalbaß und Contrapunkt, das heißt das bloße Verstandesmoment, in scharfer Abgränzung, aber ohne Klang der verschiedenen Instrumente et caetera et caetera, mit andern Worten, ohne Rücksicht auf die Bedingungen sinnlicher Wirklichkeit, und andererseits ohne die schöpferische Idee, die über dem Werke und vor dem Künstler schwebt, und beiden erst die höhere Weihe gibt. Der Verstand ist ein Gemeingut, das der schlichte Bauer als gesunden Menschenverstand, der Akademiker als nicht selten kranke Reflexion in gleicher Weise, wenn auch nach verschiedenen Graden der Kultur, besitzen; die Inspiration aber, in welcher jede Kunst wurzelt, ist ein Geschenk, des Zufalls sagt der moderne Atheismus, der göttlichen Wahl glaubt der religiöse Sinn aller Zeiten, und eben so ist der Reichthum sinnlicher Lebenselemente ein Vorzug, den wir uns nicht geben können, sondern der uns nach dem Rathschluße der Vorsehung gegeben oder versagt wird. Jene umfassende Macht der Idee und dieser Reichthum sinnlicher Bedingungen sind aber im normalen Verlauf irdischer Angelegenheiten, so zu sagen Correlate; denn eben in der Bewältigung der letzteren bewährt jene ihre siegreiche Kraft, und wo eine gewisse Mannigfaltigkeit solcher Elemente nicht vorhanden ist, da wird man auch nach der Idee vergeblich suchen. Vergleiche man z. B. selbst auf dem Gebiete des Heiligen, den Charakter des Katholicismus mit demjenigen des Protestantismus; nüchtern wie die Erscheinung des letztern ist sein Wesen, und nur in der mittlern Region unfruchtbarer Verstandesbegriffe fühlt er sich heimisch; jener dagegen ertödtet nicht die sinnliche Formenfülle, wie man in unkundigem Mißverständnisse ihm vorgeworfen, noch erstickt er in ihr den Geist, wie ein finsterer Puritanismus möchte glauben machen, sondern er durchdringt sie mit

demselben läuternd und verklärend, in ächter christlicher Kunst und Lebensanschauung.

Und um auf das Profane zurückzukommen, wer möchte glauben, daß auf dem Märkischen Sande jemals andere Musen und Grazien gedeihen könnten, als die von Göthe parodirten? Welche andere Philosophie könnte in der Capitale nordischer Intelligenz das Bürgerrecht gewinnen, als jene der objectiven Logik mit ihrem monotonen Einerlei des dialektischen Dreischlags? So hat denn auch die höhere, wahrhaft organisirende Staatskunst eine große Vielseitigkeit des Volkslebens und seiner Interessen, wir wollen nicht sagen zur Ursache, aber doch zur nothwendigen Voraussetzung, um aus ihr mannigfaltige Anregungen zu schöpfen und in ihr ein ausgedehntes Feld ihrer Wirksamkeit zu finden. Dem preußischen Staate fehlt es keineswegs an solchen Elementen, und namentlich hätte der Gewinn der Rheinlande, von dieser Seite aufgefaßt, eine unberechenbare Bedeutsamkeit für ihn haben können; aber die Art seines Entstehens war von Anfang an eine so wenig organische, daß nur die strengste Uniformität des militärischen und bureaukratischen Systems die „Erwerbungen" festzuhalten vermochte, womit eben die Regierung sich die Bedingungen für jene Staatskunst im großen Style selber abschnitt, und so sehen wir die preußische Politik sich ohne höhere Zwecke, als die des Eigennutzes, mitunter freilich in seltsamen Capriolen sich gefallend, auf einer Leiter auf und ab mühen, deren unterste Staffel der Umtrieb, deren oberste die Intrigue, deren Zwischenglieder Tergiversationen aller Art bilden, und welche auf militärischem Unterbaue ruhend an den hierarchischen Aufbau des Bureaukratenthums sich anlehnt.

Für den Geschichtsforscher und Staatsmann verband sich mit dieser Politik das Interesse eines Wetterglases; denn sah man sie hoch oben und guter Dinge, so traf dieß gewöhnlich mit einer gründlichen Verwirrung der europäischen, und insbesondere der deutschen Angelegenheiten zusammen, und blickte umgekehrt der Himmel heiter zu den Weltgeschicken, dann brütete sie wie in

dumpfem Mißmuthe tief am Boden, das Auge unverwandt auf das rollende Rad geheftet, um den Moment des Umschwunges nicht ungenützt zu verpassen. Möge sie endlich, dieß ist unser aufrichtiger, aber mit wenig Zuversicht gehegter Wunsch, für die Zukunft den ernsten Willen haben, so weit es noch in ihrer Kraft liegt, einen würdigeren Charakter anzunehmen!

Wenden wir hingegen unsern Blick auf Oesterreich. Hier begegnet ihm jene Mannigfaltigkeit der Elemente wohl darf man sagen in überschwänglicher Fülle, zunächst in einer Mehrheit scharfausgeprägter Nationalitäten, die auf ein durch die Natur verschwenderisch ausgestattetes Territorium von der glücklichsten geographischen Lage vertheilt, und in reiche, gesellschaftliche Gliederungen, von theilweise altständischem Charakter organisch abgestuft, sich, eine jede in eigenthümlicher Auffassung der dem menschlichen Geschlechte gemeinschaftlichen intellectuellen und materiellen Interessen, geltend zu machen streben. Ungern versagen wir es uns, die angedeuteten Züge einzeln auszuführen; wir würden ein Bild von großartigem Volksthum zu entrollen haben, dessen Schilderung allein schon zwar eine dankbare Aufgabe gewähren, zugleich aber alle Kräfte, auch einer geübteren Feder, in Anspruch nehmen würde. Und bedenkt man, daß ein großer Theil dieser Schätze der moralischen und physischen Natur noch ungehoben in den Schachten der Gemüther und der Erde ruht, die nur der Lösung harren, um erfrischend und befruchtend in das Leben der Gegenwart überzuströmen, dann schlägt unser Herz dankbar dem jungen, zukunftreichen Kaiser der Felix Austria entgegen, der in einer Zeit, da das irregeleitete Deutschland, uneingedenk der Vergangenheit, sich neuen Götzen zuwandte, mit dem Wahlspruch viribus unitis den unauflöslichen Bund des verjüngten Oesterreichs mit dem verjüngten Deutschland besiegelte.

Freilich liegt in dieser Verschiedenheit der Volksstämme, die nicht selten den Charakter des Gegensatzes annehmen wird, eine

Gefahr für die Integrität sowohl des materialen, als des formalen Bestandes der Monarchie, und gerade diese Seite des Verhältnisses wird sich der oberflächlichen Betrachtung, zumal wenn eigennützige Hintergedanken dabei im Spiele sind, am ehesten aufdrängen. Deutschland vor dem sonst unvermeidlichen Schicksal zu bewahren, in den Strudel des Kampfes hineingezogen, und von den Folgen seiner Entscheidung, wie sie auch fallen mag, alterirt zu werden, oder dadurch doch in seinem eigenen, so schön eingeleiteten Krystallisationsprozeß eine Störung zu erfahren, das erscheint allerdings wie eine Pflicht des Patriotismus, so lange man das deutsche Vaterland in dem Rayon einer beliebigen Demarkationslinie, etwa jener des Basler Friedens, aufgehen läßt. Was ist des Deutschen Vaterland? Diese zum Nationalhymnus, zu unserm rule Britania gewordene „deutsche Frage", kann ihre Antwort nur aus der Geschichte schöpfen, und wenn uns die Geschichte lehrt, daß ohne Oesterreich und seine verschiedenen Nationalitäten unzweifelhaft der türkische Halbmond sein mildes Licht über den geographischen Begriff Deutschland ergießen würde, in sofern nicht etwa vorher oder seitdem der gallische Hahn den Sonnenaufgang einer neuen Weltmonarchie im Sinne Heinrichs IV. angekräht hätte, wahrlich dann wäre es wenigstens eben so patriotisch, als klug, die Consolidation des Vaterlandes damit zu beginnen, daß man sein altes, vielerprobtes Bollwerk aufgibt, um es selbst nach der Lieblingsauffassung preußischer Staatsmänner zu einem Bollwerke Preußens zu machen, womit man zugleich die sieben Millionen Compatrioten des österreichischen Kaiserstaates expatriirt, in patriotischer Verzichtleistung auf den Ruhm, auch von diesen sieben Millionen Zungen pater patriae genannt zu werden. Doch geben wir nicht dem deutschen Hamlet das Recht, uns nun vorzuwerfen, daß wir unsererseits das arme Wort Vaterland zu Tode hetzen, und kehren vielmehr zu dem Ernste auch des Ausdruckes zurück, denn jener der Gesinnung hat uns keinen Augenblick verlassen, welchen die Bedeutung des Gegenstandes fordert.

Die Sachlage ist einfach diese. Die drei Bestandtheile des mitteleuropäisch-deutschen Reiches einzeln genommen sind: Gesammtösterreich, Gesammtpreußen und der Staatenkomplex der übrigen Bundesglieder, mag man dieselben wegen ihrer Lage zu Oesterreich und dem Hauptkörper Preußens unter dem Namen Westdeutschland, oder im Gegensatz zu der gemischten Bevölkerung beider Großstaaten unter der Bezeichnung reines Deutschland, oder endlich, und dieß wäre die passendste Benennung, insofern sie sich auf die gemeinschaftliche Constituirung dieser Staaten zu einem Bundesstaate als Glied eines deutschen Dreistaatenbundes gründen ließe, unter dem Namen der vereinigten Staaten von Deutschland zusammenfassen. War das Verhältniß dieser drei Körper zu einander bisher zwar nicht das einer vollkommenen Gleichgültigkeit, so hatte es doch offenbar einen blos arithmetischen Charakter, vermöge dessen sich die Kräfte im Ganzen wohl summirten, theilweise aber auch, da die Interessen der Großmächte Oesterreich und Preußen mit denen der gleichnamigen Bundesglieder und ihrer Mitstände nicht selten im Zwiespalt waren oder geglaubt wurden, einander aufhoben, und so für die Gesammtheit verloren gingen. Es fragt sich nun, ob nicht gerade das wesentlichste Interesse dieser drei moralischen Persönlichkeiten, das der Selbsterhaltung, die Forderung an sie stellt, ihre Kräfte auf eine wirksamere Weise, zu einer wahrhaft faktorischen Verknüpfung, in der sie sich nicht blos addiren, sondern vervielfachen, zu vereinigen *).

Denken wir uns zunächst Oesterreich, bei seinem entschiedenen Bedürfniß einer größern Centralisirung, lediglich auf sich selbst angewiesen und von dem lebendigen Wechselverkehr mit dem übrigen Deutschland ausgeschloßen. Ein Blick auf die

---

*) Die Verknüpfung von der Form $2 + 3 + 4 = 9$ nennt man bekanntlich eine arithmetische, von der Form $2 \times 3 \times 4 = 24$ eine faktorische.

Bevölkerungscharte der Monarchie zeigt uns im Norden und im Süden Slavenstämme, die in langgestreckter Ausdehnung von Westen nach Osten, den größten Theil der zusammenhängenden deutschen Bevölkerung, das gesammte magyarische Sprachgebiet und die Wallachen des Kaiserstaates zwischen sich fassen. Die nördliche Kette, aus Czechen, Polen und Ruthenen bestehend, treibt einen derben Keil in die deutsche Bevölkerung hinein, indem sie ihre letzten Ausläufer bis nahe an die südwestliche Gränze Böhmens sendet und die Deutschen jenseits dieser schmalen Verbindungsbrücke im Nordwesten des Landes und in Oestreichisch Schlesien von ihren Stammesgenossen trennt; die südliche wendisch serbische Abtheilung der Slaven scheidet die Romanen des Ostens von denen des Westens, die Wallachen von den Italienern des lombardisch venetianischen Königreichs. Beide Zweige aber reichen sich die Hand in Ungarn, wo zahlreiche Inseln von slavischer Bevölkerung aus dem Norden und Süden sich begegnen. Unläugbar gewährt diese territoriale Vertheilung den Slaven große Vortheile über die andern Volksstämme, indem sie die unter sich verwandten: Deutsche hier, Romanen dort, theilweise trennen, die Mehrzahl der ungleichartigen aber: Deutsche, Magyaren, Wallachen von zwei Seiten mit starkem Arme umfassen. Numerisch verhält sich das slavische Element zu dem nichtslavischen ungefähr wie 15 zu 22, so zwar daß es dem deutschen und romanischen je doppelt, dem magyarischen dreifach überlegen ist, während die übrigen $\frac{2}{37}$ der Bevölkerung sich auf Armenier, Zigeuner und Juden ungefähr in dem Verhältniß vertheilen, daß auf einen Armenier sieben Zigeuner und auf einen Zigeuner sieben Juden, mithin 49 Juden auf einen Armenier zu zählen kommen. Das Bewußtsein ihrer günstigen Lage und ihrer großen relativen Majorität ist bereits in den Slaven, darüber dürfen wir uns keineswegs täuschen, mehr oder weniger erwacht. Bei vorausgesetzter Isolirung Oesterreichs würden sie diese ihre natürliche Präponderanz zu einer rechtlichen Geltung zu bringen suchen; es würde ein Nationalitätenkampf entstehen, in welchem

sie vielleicht anfänglich und zeitweise einen der übrigen nichtdeutschen Stämme zu Bundesgenossen gegen die Deutschen gewinnen könnten, so lange diese eine gewisse historisch-faktische und geistige Suprematie zu behaupten wüßten: bald aber würde ein Zeitpunkt eintreten, wo sie sich den verbundenen Nichtslaven gegenüber in absoluter Minorität sähen, und damit das Bedürfniß fühlten, in der materiellsten und handgreiflichsten Auffassung des Panslavismus ihr Heil zu suchen, sich auf das gewaltige slavische Hinterland zu stützen und so mit russischem Vasallenthum die Herrschaft über die andern Stämme zu erkaufen. Wahrscheinlich würde es dann im Interesse des Czaren liegen, einen Theil dieses slavischen Vorreichs abzuscheiden und mit seinen polnischen Provinzen zu einem relativ selbstständigen Polen zu verbinden, damit die gegenseitige Eifersucht beider Reiche ihre gemeinschaftliche Abhängigkeit von Rußland sicher stelle und ihre Thätigkeit nur in der Richtung nach Westen sich vereinige, während gleichzeitig die Pläne auf den Osten ihrer ungestörten Verwirklichung entgegen reiften. In welcher Verfassung würde nun der unmittelbar benachbarte deutsche Westen dem vordringenden Slaventhum gegenüberstehen?

Der erste Angriff würde Preußen treffen, von welchem das wiederhergestellte Polen seine fehlenden Bestandtheile, das slavisirte Oesterreich die Provinz Schlesien zurückfordern würden. Daß Rußland nur im Einverständniß mit Frankreich aggressiv verfahren könnte und würde, bedarf wohl kaum der Erwähnung; General von Radowitz hat die hohe Wahrscheinlichkeit dieser Combination zu verschiedenen Malen öffentlich ausgesprochen, und eben so einsichtsvolle Männer vor und nach ihm. Welche Situation für Preußen! nach Osten offene Gränzen und eine Bevölkerung, die unter ungünstigeren Voraussetzungen als wir sie hypothetisch annehmen, die Empörung und den Versuch der Lostrennung wiederholt haben, im Westen die bekannten „Heloten“ deren französische Sympathien unter dem preußischen Regiment nie gänzlich erloschen sind, was wir bedauern, aber

leider auch begreifen können. Von ausländischer Bundesgenossenschaft wäre wohl nur auf Englands Erkenntlichkeit für die Freihandelspolitik des deutschen Bundesstaates unter preußischer Hegemonie zu rechnen. Dieser Bundesstaat selbst aber hätte sich als Consequenz der Zerrissenheit des preußischen Staatsgebiets, dessen Hauptthеile nur vermittelst der vielbesprochenen Etappenstraßen in direkter Verbindung stehen, mit derselben Nothwendigkeit ergeben, mit welcher er die jedenfalls problematische Garantie seines Bestandes eben nur von England durch Huldigungen an dessen Handelsinteressen hätte erkaufen können. Er wäre zustandegekommen, dieser Bundesstaat, aber in welcher Ausdehnung? In dem günstigsten Falle, das heißt, wenn die Noth Oesterreichs noch größer und andauernder gewesen wäre, als sie es war, und wenn die Revolution den übrigen süddeutschen Regierungen ebensoviel Terrain abgewonnen hätte, wie der badischen, dann hätte er möglicherweise das ganze außerösterreichische Deutschland umfassen können; möglicherweise, denn es hätte sich dann immer noch gefragt, ob und wie weit Preußen selbst, nachdem es durch die Revolution zu diesem Ziel gekommen, nach „seinem Bruch mit ihr" sie überwältigt hätte. In diesem Falle wäre die Lostrennung Oesterreichs von dem übrigen Deutschland vollständig und damit seine Slavisirung unvermeidlich gewesen, es wäre ihm ein Interesse der Eroberung so zu sagen aufgedrängt worden, so gut wie Frankreich, so gut wie Rußland, und zwar voraussichtlich mit letzterem im Bunde. Was dann das endliche Loos dieses deutschen Bundesstaates mit so vielen Keimen innerer Zerrissenheit sein müßte, das male sich aus, wer dazu den Muth hat. Wahrscheinlich würde er gerade nur so lange der Dreitheilung widerstehen können, bis etwa das großmüthige Albion um Hannover zu arrondiren, sich zu einer Viertheilung herbeiließe.

Das Resultat würde im Wesentlichen dasselbe bleiben, sollte es auch unter anderer Modalität zu Tage treten, wenn die Mainlinie die Gränze des Bundesstaates bilden würde. Daß ein solcher Bundesstaat unter der erblichen Vorstandschaft

Preußens die entschiedenste Tendenz zum Einheitsstaate haben, und in diesem Streben den Widerstand Hannovers und Sachsens bald besiegen würde, liegt in der Natur der Sache. Eben so klar ist es aber, daß zwischen den süddeutschen Staaten und Oesterreich nur das Verhältniß eines Staatenbundes möglich ist, und daraus folgt weiter, daß die völkerrechtliche Verbindung dieses Staatenbundes mit jenem Bundesstaat sich lediglich auf ein Schutz- und Trutzbündniß beschränken kann. Der Ruhe von Europa könnte dieß unmöglich zu Gute kommen, denn wenn ein Offensivkrieg auch freilich nicht von einem dieser locker verbundenen Körper zu besorgen wäre, so würde doch jeder für sich den Angriff der Nachbarmächte, die in diesem Falle nicht einmal nothwendig einer Allianz bedürften, desto unzweifelhafter herausfordern. Der Neutralität Norddeutschlands bei einem Angriffe Frankreichs auf den Südwesten würde durch die Paragraphen eines Schutz- und Trutzbündnisses viel weniger vorgebeugt sein, als durch die frühere Reichsverfassung, und bei einem Angriffe Rußlands auf den Nordosten könnte bereits der slavische Einfluß von Oesterreich aus in dem Süden so festen Fuß gefaßt haben, daß eine Betheiligung desselben an der Abwehr gleichfalls unterbliebe.

„Aber heißt das nicht mit Windmühlen kämpfen," wird man einwenden, „von dem Allen ist ja keine Rede mehr." Desto besser! Allein zwei Jahre lang war die Rede davon, als ob der Ausschluß Oesterreichs aus dem deutschen Bunde und die Umgestaltung desselben zu einem pseudonymen Bundesstaat, der in Wahrheit ein Einheitsstaat gewesen wäre, als ob dieß Alles das dringendste Bedürfniß der Gegenwart sei, dem man „Rechnung tragen" müsse, wenn nicht eine zweite Revolution die Throne stürzen sollte: „Einheit! Einheit! Einheit! auf ihr beruht die Sicherheit des Vaterlandes nach Innen gegen die Revolution, nach Aussen gegen seine lauernden Feinde von Ost und West." So sprachen die Edelsten der Nation und bauten frischweg ihr Staatsgebäude der Zukunft auf die Revolution nach Innen und schufen mit kühnem Griff dem Va-

terland einen neuen Feind nach Außen, uneingedenk des alten Erfahrungssatzes, daß ein Feind, der früher Freund gewesen, der gefährlichste von allen sei. Und als nun ihr Haus, das sie so „stattlich gebauet,“ zusammenstürzte, weil es auf Sand, auf so treulosen sandigen Sand, wie er nur immer in der Mark zu finden ist, gegründet war, da gingen sie keineswegs in sich, da verdichtete sich nur der Schleier, mit dem der Rausch der Leidenschaften ihr Auge umflort hatte, und sie harren in verschlossenem Grimm der Zeit, die ihnen das große Wort wiedergibt, einstweilen das Mißtrauen gegen die Regierungen schürend, zu dem nicht der kleinste Theil des Volkes ohnehin nur allzusehr geneigt ist.

Der panische Schrecken der Märztage hatte den *meisten*, um nicht zu sagen allen, Regierungen Versprechen abgenöthigt, die das Maaß des Wünschenswerthen und Heilsamen weit überschritten. Demungeachtet glaubten sie ihr Wort in seinem vollen Umfange einlösen zu müssen, und sahen lange, vielleicht zu lange einem Treiben zu, welches das Grundprinzip des bisherigen deutschen Staatsrechtes, daß die Souveränetät ungetheilt in den Fürsten ruhe, von vornherein auf den Kopf gestellt hatte; sie ließen es indessen an Warnungen und positiven Andeutungen ihrer Wünsche keineswegs fehlen; allein, als die Nation, die doch auf den bekannten Bundesbeschluß hin zur Vereinbarung gewählt hatte, in den grellen Widerspruch mit sich selber trat, daß sie dem mandatwidrigen Beginnen ihrer Repräsentanten, die den an der Regeneration des Bundes ihnen eingeräumten Antheil in einen Ausschluß der Fürsten von dem Werke zu verkehren trachteten, ihre moralische und theilweise sogar ihre physische Unterstützung lieh, anstatt dieses usurpatorische Unterfangen der Constituante auf das Kräftigste zu desavouiren und sich dadurch den Anspruch auf eine neue Wahl offen zu erhalten, da hatte sie unzweifelhaft auch von dem Standpunkte des Rechtes und nicht blos von dem der Macht aus, welche die Regierungen inzwischen wieder gefunden hatten, ihren Antheil an dem Verfassungswerke muthwillig ver-

scherzt und es blieb nur zu wünschen übrig, daß sich diese in ihrer Gesammtheit nicht blos über das einzig zulässige Prinzip, sondern auch über die einzig zulässige Form, wie sie durch das Bundesrecht vorgezeichnet war, sofort geeinigt hätten. Nachdem dieses Ziel endlich auf dem langen und kostspieligen Wege über die kurhessischen Etappenstraßen annäherungsweise erreicht ist, hoffen wir mit Recht von der Weisheit der Oesterreichischen Staatslenker und von dem erprobten Patriotismus der großdeutschen Regierungen, von dem reuigen Preußens und seiner Verbündeten, daß ihnen die Lösung ihrer großen Aufgabe zur Genüge aller Besonnenen gelingen werde.

Diese Aufgabe selbst aber wird im Wesentlichen mit dem Zweck der alten Bundesverfassung zusammenfallen, die Selbstständigkeit, sowie die innere und äußere Sicherheit der einzelnen Bundesstaaten zu wahren und nur in den Mitteln zu diesem Zwecke wird den veränderten Zeitverhältnissen gemäß eine mehr oder weniger durchgreifende Modifikation eintreten müssen. Namentlich ist es die Revolution, welche unmittelbar die Selbstständigkeit und innere Sicherheit, mittelbar auch die äussere sowohl der einzelnen Bundesstaaten als ihrer Gesammtheit mehr als je gefährdet, und in den verschiedenen staatlichen Zuständen der Bundesglieder verschiedene Handhaben und Angriffspunkte für ihre durch und durch destruktive Thätigkeit gefunden hat, aber auch in Zukunft so lange noch finden wird, als man nicht nach allen Seiten mit vollem Vertrauen, weil mit ganzer für sich selbst zeugender Redlichkeit sich geeinigt hat. Und weiterhin ist es wiederum das Nationalitätsprincip, welches unter den mannigfaltigen Hebeln der Revolution die furchtbarsten Wirkungen hervorzubringen im Stande ist, mag es nun berechtigten Ansprüchen zum Ausdruck, oder verbrecherischen zum Vorwande dienen, mag man es unvorsichtig überhören, oder doppelt unvorsichtig ihm allzuviele Conzessionen machen. Oesterreich würde ihm am sichersten unterliegen, indem, wie wir uns oben ausdrückten, seine Integrität nach zwei Seiten, der formalen und materialen, von demselben bedroht ist: wäre

nämlich das Reich unserer Frankfurter und Berliner Verfassungs-Demiurgen über die Fiktion hinausgediehen, dann wäre das sich selbst überlassene Oesterreich der Naturnothwendigkeit verfallen, die dem Staate über kurz oder lang den Charakter der großen relativen Majorität seiner Bevölkerung aufgedrückt, und einen erheblichen Theil deutscher Geschichte und deutscher Cultur zu einem Abschnitte panslavischer Vorgeschichte und Vorkultur degradirt hätte. Und bliebe ferner die Verbindung mit dem übrigen Deutschland eine so partiale und eben darum äusserliche, wie sie bisher gewesen, dann würde freilich die Regierung alle Zügel der Centralisation über das Maß anziehen müssen, eben damit aber den Keim nationaler Unzufriedenheit nähren, der voraussichtlich von Aussen, z. B. dem Palmerstonschen Kabinete her so lange mit Liebe gepflegt würde, bis nach wiederholten furchtbar blutigen Kämpfen, die ihre Rückwirkung auf Deutschland nicht verfehlen könnten, die Monarchie in ihre Bestandtheile zerfiele oder zerrissen würde.

Preußen mit seinen Ansprüchen einer Großmacht, denen nicht eine so große reelle Macht zur Seite steht, daß nicht eine übernatürliche Spannung der vorhandenen Kräfte die fehlenden ersetzen müßte, fühlt eben darum einen fieberhaften und wahrhaft tantalischen Durst nach Machtvergrößerung, tantalisch, d. h. unstillbar, in so fern der Gewinn von jedem Fußbreit Landes zu seiner Sicherung die Eroberung zehn neuer Fußbreiten erfordern würde, ein Wetten und Wagen, in welchem sich leicht der sämmtliche Lebensfond des Staates in demselben Augenblick erschöpft haben könnte, wo man sich der Täuschung, am Ziele zu stehen, überließe. Denn die Waffen, mit denen man den Eroberungskrieg führen müßte, würden nicht blos den Gegner, der doch eigentlich Freund sein sollte, sondern zugleich ihre Träger, die sich selbst in diesem Falle die schlimmsten Feinde wären, tödtlich verwunden, der französisch verstandene Constitutionalismus nämlich und abermals das Nationalitätsprinzip. Beide unterstützen sich gegenseitig, das ist gewiß; aber freilich nicht zu den Zwecken des Lehrlings, der zu dem gefährlichen Höllenzwang in kna-

denhaften Uebermuthe greift, sondern im rastlosen Dienste ihrer Altmeisterin Revolution, die inzwischen, wie man sagt, an einem antiken Standbilde der Gracchenmutter den kunstgerechten Faltenwurf ihres neuesten rothen Purpurgewandes der Sozialdemokratie studirt.

Ein Rechtszustand durchgreifendster Solidarität ist unser wesentlichstes und dringendstes Bedürfniß, einer gegenseitigen Haftbarkeit, die kein Glied, auch das kleinste und entfernteste nicht, von welcher Seite es nur immer sei, antasten läßt, ohne daß die Gesammtheit zum Schutze einsteht. In diesem strengen Gegenseitigkeitsverhältniß und in ihm allein wird Oesterreich die Kraft finden, seinen Grundsatz von der Gleichberechtigung der Nationalitäten zu Gunsten der nichtslavischen Minderzahlen aufrecht zu erhalten; in demselben und in ihm allein wird Preußen, ohne fortwährend auf ungerechte Beeinträchtigung seiner Mitstände sinnen zu müssen, eine Kraftergänzung zur Behauptung seiner Würde nach außen, und damit die Möglichkeit gewinnen, diese Kraft mehr als bisher nach Innen zur Befreiung seines Volkslebens aus dem Zwange des bureaukratischen Zopfthums verwerthen zu können; von ihm endlich und einzig nur von ihm können die übrigen deutschen Regierungen einen moralischen, und nöthigenfalls auch einen handgreiflichen Rechtsschutz gegen die von einer radikalen Minderheit beherrschten Kammermajoritäten erwarten, mit Vermeidung der Szylla-Charybdis, sich entweder einem mächtigern Nachbarn in die allzeit offen stehenden Arme, oder der Revolution in den gähnenden Schlund zu stürzen, bis endlich einmal das deutsche Denkervolk den unpraktischen, und schon darum für unsere Zeit und für unsere Zustände auch sittlich verwerflichen Gedanken der Volkssouverainetät, so wie den Ungedanken einer Souverainetätstheilung „überwunden" haben wird. Damit diese Solidarität aber nicht bloß dem Namen nach bestehe, muß sie ihre Bürgschaft nicht auf dem Papier suchen, sondern im Leben, das heißt ausser einer kräftigen Militärverfassung vorzüglich in einer Verschmelzung und Durchdring-

ung zunächst der materiellen Interessen als der Basis, auf welcher dann eine gemeinsame politische und intellectuelle Entwicklung sich mit Nothwendigkeit ergeben wird.

Es müssen ferner Institutionen zur Regelung dieser Interessen geschaffen werden als Musterbilder eines ächten Constitutionalismus, der die Rechte des Volkes auf Mit- und Einsprache durch eine Vertretung der verschiedenen Interessentenkreise ehrt, ohne die Macht der Regierung in ihrer Thätigkeit für des Volkes Wohl, welches erheischt, daß die Entscheidung von einem Standpunkte aus erfolge, der, unbefangen von den Sonderinteressen, das ganze System derselben überschaut, zu lähmen. Das Verdienst, die Initiative zu diesem großen Werke ergriffen zu haben, gebürt vor allem der österreichischen Staatskunst; denn einer solchen begegnen wir, jeder Kenner der Geschichte wird uns darin beistimmen, auf deutschem Boden vorzugsweise nur in Oesterreich, entsprechend eben, wie wir im Eingang schon angedeutet, dem Reichthum und der Vielgestaltigkeit seiner Staatselemente.

Mag diese Staatskunst zeitweise eine falsche Richtung eingeschlagen, mag sie mitunter geschlummert haben (ist doch auch dem guten Homer dieses Menschliche begegnet), vorhanden war und ist sie, und wir dürfen ihr vor Allem unsere Zukunft um so freudiger anvertrauen, als in dem Verfluß der europäischen Zeitläufte der Moment gekommen ist, von wo an sie mit dem Systeme einer wesentlich erhaltenden Politik das eines besonnenen Vorschreitens mit neuen Schöpfungen ohne Gefahr, gegen unsichern Gewinn einen sichern Bestand auf das Spiel zu setzen, verbinden darf und wird.

XI.

Zur Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges.

(Schluß.)

5. Dem Hauß von Oesterreich seindt dieselben Fürsten Fürnemblich auß nachfolgenden Uhrsachen abholdt, und gramb: Erstlich wegen verwaigerter, und nuhn oftmahlß abgeschlagener Freystellung der religion; zum anderen, wegen deß die Fürsten und Ständt in justiti Sachen unter demselben Hauß zu Prag und Speyer nit so wohl alß die Catholischen befürdert werdten; Zum Dritten, daß bey wehrender Hochheit dieses Hauß der Teutschen Fürsten und reformirten Ständt vota auf den Reichs Craiß und Deputations Tagen, in postulatis Caesaris nit so viel geldten, alß der Catholischen *), dahero Jeder seinen nutz suche, deß gmainen wesen vergeßen, deß Reichsbeschwehrungen sich vermehren, und die Versamblung oftmahlß unverrichter Sachen zerstoßen werdten; Zum Viertten

---

*) Wovon der Reichstag von 1608 den Beweis des Gegentheils gab, da derselbe bloß der Hartnäckigkeit der Protestanten wegen nach viermonatlichem Beisammensitzen ohne den mindesten Erfolg auseinanderging.

weiln das Hauß Oesterreich viel Grafen, Freyherrn, und Edlleuthe von den reformirten Ständen durch bestallung und Gaaben abtrennet, zu Räthen von Hauß auß machet *), so zumahl der reformirten Ständt räht seindt und bleiben, welches ain böses Vertrauen abgibt; Dannenhero Adam Ganß, Edler Herr von Wadlitz **), Brandenburgischer raht, von dem ietzigen Cuhrfürsten seiner dignität und Ambtz endtsetzt, wegen Verdachtß, gleich ob Er so wohl dem Hauß Oesterreich alß Brandenburg zu gleich dienet hette, wie dan denen von Berlin, dem Cantzler Christian Distlmayer ***) und seinem Schwager, dem Graf Johan Casimir von Linar †), gleichfahlß geschehen, so alle Ihrer Ambter endtsetzt, dieser Graf auch von Berlin gewichen, und ietzt dem Marggrafen von Chullnbach ††) für ain Statthalter dienet, wie dan auch im Fürstenthumb Sachßen dem Abraham Prügg sehlig, Kriegsobristen Witzleben, dem verstorbenen Cantzler und David Pfeffern †††) (so beede dem Administratori der Chur Sachßen Hertzog Wilhelm seel. und der Cron Böheimb, und so consequenter dem Hauß Oesterreich zu gleich, dienten) beschehen ist. Zum Fünften hat auch der Fürst von Anhalt dem Kayßer ain großen Haß beym römischen Reich erweckt, in deme sich Ihr Maytt. deß Churfürsten von Sachßen, weiln Er Jeder Zeit so guet österreichierisch

*) Zu Räthen seines Hauses machet.

**) Soll wohl heißen Puttlitz, Erbmarschall von Brandenburg?

***) Des berühmten Lamberto Sohn und Nachfolger im Kanzleramt.

†) Diese Entsetzung scheint unrichtig. Casimir von Lynar (seine Gemahlin Elisabeth, war Distlmeyers Schwester) war brandenburgischer Oberkammerpräsident. Da er im Jahre 1611 zu den Verhandlungen mit Sachsen wegen der jülich'schen Erben berufen war, scheint die Amtsentsetzung unrichtig.

††) Culmbach.

†††) Dieser wohl mehr, weil er als entschiedener Gegner des Calvinismus, welchen der Churfürst begünstigte, offen aufgetreten war.

wegen deß auf der Jägte auf Ihr Cuhrfürstl. Gd. gethaenen Schuß wieder den von Anhalt so starkh angenomben *). Zum Sechsten seyen Sie dem Hauß Oesterreich auch darumben abholt, daß die Lutherischen in der obern Pfaltz unter der Curatela deß letzigen Cuhrfürsten von Haydlberg sich zu Prag beschwehret, daß man in den Kirchen so wohl Lutherisch alß Calvinisch predigen thue, welches dem Fürsten Christian von Anhaldt, alß Statthalter, so guett Calvinisch, mit der verordneten regierung zu Amberg nit gefallen, sondern wollen abschaffen **), aber Bürgermaister und raht aldha solches am Kays. Hof durch öffentliche Mandata an den Cuhrfürsten und Statthalter erhalten, und dem Cuhrfürsten bey Verlust des Cuhrfürstenthumbs, daß ers soll lassen frey paßieren, mandiert, darüber groser stritt zwischen den obern Pfältzern und dem Cuhrfürsten entstandten; daher auch der Cuhrfürst und der von Anhalt ain großen Unwillen und neidt auf den Kayßer gelegt und mit großen Wiederwillen parirt und beede Exercitia invito animo zuelaßen; aber beforgt, eß fallen Ihme etwan die Böhmen oder der Bayerfürst darüber (wan Er nit parire) in das Landt. Zum Siebenten, so ist in specie der Cuhrfürst von Haydlberg dem Hauß Oesterreich auch darumben gahr abholdt, daß Er vom Kayßer so starkh zur restitution der Clöster Wahlsachßen ***), Aurach und anderer in der obern Pfaltz auf den Gränitzen der Böhemischen Pfandschillinge, Statt Eger ahn der Rall gelegen, getrungen worden; Zum Achten, weiln das Hauß Oesterreich in gerichtlichen Sachen und processen von dem Reichs Cammergericht wolle exempt sein und nicht erscheinen, wie andere Ständt des Reichs, wan Sie citirt werden, thuen müeßen, dagegen aber ain Jeder Standt deß Reichs,

*) Diesen Vorgang erzählt Menzel Neuere Geschichte der Deutschen V, 336.

**) Nämlich, wie in andern Theilen des Churfürstenthums, die den Lutheranismus ganz vertilgen.

***) Waldsaßen.

so sich wieder Oesterreich auflainet, dahin gehalten werde, daß Er pariren und satisfaction thuen müeße; Zum Neundten, daß die Reichs Ständte mit den privilegys, so Kayßer Carl der Fünfte dem Hauß Oesterreich gegeben und confirmirt, ins gmain nit zufrieden; Zum Zehenten, daß das Hauß Oesterreich das Kayßerthumb alß ein Erbfürstenthmb Ihme gleichsamb will zue und haimb aignen, auch niemahndt außerhalb zuerwehlen gestatten; Zum Ailften, daß Sie deß Königs von Hispania neben deß Hauß Oesterreich gwaldt fürchten, also daß wan ain oder der andern Standt nit wollte pariren, durch denselben bezwungen, und genöttigt werden, inmaßen mit der Cuhr Sachßen (dha die ain Liny über die andere zum Cuhrfürstenthumb erhoben) beschehen. Zum Zwölften, daß die Cuhr Pfaltz nach Töodtlichem Abgang deß ietzigen Cuhrfürsten *) sich befürchtet, daß die Curatela des Cuhrfürstenthumbs durch den Kayßer oder das Hauß Oesterreich, der Pfaltz Neuburg möchte übergeben, und die Calvinische religion wied geEndert werdten, gleich wie solches in 30. Jahren fünfmahl beschehen; Zum dreitzehnden, daß der Cuhrfürst von Brandenburg sich mit seinen Erben befürchtet, Sie werdten ainmahl auß dem Stift Magdeburg, Stift Brandenburg und andern reformirten Stiften undter Ihnen, Item auß dem Commendaturen, so Sie hin und wieder im Landt eingezogen **), auß dem Fürstenthumb Großen ***) in der Schleßien, auß dem Fürstenthumb Jagerndorf durch die Catholischen Ständt und durch das Hauß Oesterreich wiederumb mit der Zeitt endtsetzt, und solche den Catholischen wiederumb eingeraumbt werdten; dan sich die

---

*) Zu dieser Zeit schon besorgt, am 9. September 1610, keine volle vier Monate nach Heinrichs Ermordung, erfolgt.

**) Die Sorge um das rapta tueri trieb zu der schmachvollen Verbrüderung mit dem Ausländer.

***) Crossen.

tzigen Marggrafen zu Brandenburg und Jägerdorf *) sehr wieder das Hauß Oesterreich setzen; wie sich dasselbe bei den Schleßisch Zusambenkunften sehr darüber ctra. Brandenburg beklagt, daß Sie andere Ständt neben Ihnen in den postulatis dem Hauß Oesterreich abtrinnig machen; Zum Viertzehnten, daß Oesterreich nach der Vermahnung deß Herrn Lazari von Schwendy, so er Ao. x. 1554 **) ahn Kayßer Maximilian den andern allerhöchst sehligster gedechtnus gethaen, nit gevolgt: daß sein Mayst. nit allein die Catholische, sondern auch die andern religions Verwandten zu Reichß Hofräth befürdern sollte, welcher aber, weiln es nit beschehen, die Spanier und Italiener fürgezogen, derselben rathschlägen allein gevolgt, und gespürt wordten, daß auch bey seiner Maytt. Jungen Herrn Söhnen, alß dem ietzigen Kayßer Rudolph und seinen Brüdern, die Frembden nationen mehr alß die Teutschen gehalten, so ist der Kayßer und das Hauß Oesterreich bey dem Reich in Haß und Verdacht komben, wirdt auch solcher Fürwurf noch bey heuttigen Taghen sehr repetirt; Zum Fünfzehndten, daß die Spanier, Italiäner und Franzoßen, so katholisch, in den Hungarischen Kriegsbestallungen, befelchen und diensten, den unkatholischen vorgezogen, also daß kainer von den Fürsten deß Reichs zu Veldtmarschall oder General Veldtherrn, sondern allein nuhr Obristen über 1000. oder 1500. Pferdt sein befürdert wordten, gleich dem Hertzog Augusto von Lüneburg, Ernesto und Bernardo, beeden Fürsten von Anhalt, dem Graf von Hohenlohe und dem von Schönberg auß Sachßen begegnet ***); Zum Sechzehndten, daß die Fürsten im Reich seit wehrender Hungarischen Kriegen

*) Johann Georg, des Churfürsten Joachim Friedrich Sohn, der im Jahre 1592 in das Hochstift Straßburg sich eingedrungen.

**) Soll wohl heißen 1574.

***) Aber der Fürst von Mannsfeld und der Markgraf von Burgau! Dieser freilich blutverwandt.

viel Geldt darzu contribuiret, aber die Kriegs Obristen und Soldaten darauß liederlich bezahlt wordten, deßwegen die Kayserl. Mayst. und das Hauß Oesterreich (wo solches Geldt hin verwendet) in großen Verdacht komben, und Ihre aigene Cammergüetter, in Oesterreich, Mähren und Schleßien den Kriegß Obristen umb Ihren außständtig soldt, und der Kays. Mayst. fürgeliehener Geldter, gegen Herrn Christoph von Tiefenbach, Melchioren von Röder und David Ungnaden zum Unterpfandt verschrieben und eingesetzt, andern Befelchhaber aber für Ihre bezahlung Tuch und Silbergeschmeidt hochangeschlagen, eingetrungen, welches auch die Cuhrfürsten von Haydlberg und Brandenburg verursachet, daß Sie der Kays. Mayst. fernere Contribution abgeschlagen; allein die Cuhr Sachßen ist beständig verblieben zu contribuiren. In summa die Teutschen Fürsten gangen darmit umb, daß Sie ainmahl auß Ihrer Verwandtschaft oder ainen andern reformirtten hohen Potentaten, der Lutherisch oder Calvinisch seye, und die religion frey ließe, erwehlen möchten; deßentwegen Sie sich auch Erstlichen, in den Niederländischen Stillstandt mit dem König in Frankhreich, folgendts zu Pariß (darbey Author diß selbst Persöhnlich geweßt), und dan novissime zu Hall *) mit ain ander starkh verbundten, und solches schon hievenor vor zehen Jahren zwischen demselben König in Dennemarkt und dem Verstorbenen alten Cuhrfürsten von Brandenburg, auch seinem Großvatter, Hertzog Ulrich von Mechelburg, zu Bißtrau **) und zu Berlin haimblicher weiß in der Feder geweßt und practicirt wordten; und obwohlen bey jüngster zu Pariß Zusambenkunft dem gemachten Schluß deßelben Königs ***)

*) Hienach wäre die Abfassungszeit dieser Schrift annähernd zu bestimmen. Die Zusammenkunft zu Hall fand in den ersten Tagen des Jahres 1610 statt. Herr von Boissise wohnte ihr im Namen des Königs von Frankreich bei.

**) Güstrow.

***) Nämlich Heinrichs IV.

Alter, seines Sohns Jugendt, und die mehrere Anzahl der Herrn von Oesterreich vorgeworfen worden, so hat doch solches wenig gehaftet, weil die Versambleten noch in starkher Hoffnung gewest, der König möchte wohl noch alters halber ain Jahr oder zehen leben, dagegen wehren die von Hauß Oesterreich auch alt, außer deß Alberti, dessen der Jung König auß Hispanien im Niederlandt nicht wohl entrathen könnte; Item so sein die von Hauß Oesterreich Erbloß *), und haben keinen Erben zugewarten, durch die Hungarische Krieg an Geldt so erschöpft, daß Sie wenig vermögen, noch Ihnen das reich nicht hilft; Item Sie sein mit Ihren aigenen Unterthanen in Oesterreich ob- und unter der Enß, im Steyermarkt, Kärndten und Crain, mit den Hungarischen, Märischen und Schleßischen Ständten, wie auch Albertus mit den Niderländern, stets selbst strittig. Und obwohlen des Königs von Frankhreich Sohn noch Jung, so seye doch das parlament ainig, khlueg und verstandtig, müeßen sich auch befürchten, wo solche ainigkheit nit gehalten würdte, in dem Reich baldt allerhandt Unheill, auch anfechtungen von Spanien und Engellandt erfolgen würdte; seithemahlen der von Engellandt ansprachen an etzliche provintien, alß Normandia, Francia und ain Thaill an Brittania habe, dha auch die usurpirte Reichs Statt Metz, leichtlich wiederumben vndter das reich komben möchte, darbey Hispanien mit schlaffen, baldt ainen, baldt dem andern Thaill beystehen, und leichtlich das gröste stukh darvon bringen würdte, wie man sich nach des Königs Todt nit wenig besorgt; so würdte auch solche unainigkheit dem Pabsten leichtlich wiederumb zu der geistlichen Jurisdiction verhelfen, so Ihme der König vendicirt, und so langh Er lebe die Freystellung zulaßen versprochen;

*) Es scheint, daß hiebei die steyermärkische Linie ganz außer Acht sei gelassen worden.

6. Dieweiln nuhn auß abgehörtten Ursachen alle Consilia allein zu Untertrukhung des Hauß von Oesterreich und der Pabstlichen Ständte gerichtet seindt, so haben die Verbundenen im Sinn: Erstlich in das Elsaß und in die österreicherische Vorlandt zufallen; und dho die auß Lotheringen oder die Burgunder dem König den Paß nit wollen geben, so ist ainmahl beschloßen, daß man Ihnen in Ihr Landt fallen, dieselbe verhörgen und verderben solle. So ist auch mit dem König auß Dennemarkt, der gleichfahlß in dieser liga begriffen, in belegerung der Statt Braunschweig dieser accordo beschloßen, daß nach eroberung der selben Lübegg, alß ain principall Sestatt in Wendtlandt, beneben Preme *) in Sachßen, wißmär und rostockh in Mechelburg, Stravsandt **) in Pömern, Ihme auch huldigen, und wiedter Spanien und Oesterreich zu Waßer und Landt beystandt laisten sollen, Sovern Sie der alten privilegien genießen wolten, in die Ostsee, dergleichen in Norwegen zu bergen mit dem Stockfisch, zu Walster Poden und Morstrantz ***) mit den gesaltzenen Häring zu handeln, sonsten solle Er sich überziehen, darüber die Hanßa- oder Hanße Gesellschaft ungefehr vor fünf Jahren Ihre Pottschaffter beym König in Hispanien gehabt, und sich über Dennemarkt beschwehrt, welches aber biß auf die Gilgische Unruhe anstehen verblieben, und nachdem dieselben erweckt worden, der ietzige König in Dennemarkt dem von Brandenburg zugesagt, wieder Spanien und das Hauß Oesterreich beyzustehen, auch die Seestätt, wo Sie dem obliegen nicht werdten folgen Thuen, anzugreiffen; allermaßen zu solchen ende sein deß Königs in Dennemarkt Bruder, Hertzog Ulrich, Bischoff zu Schwerin in Mechelburg mit etzlichen Fürnemben Persohnen darüber an den Pragischen Hoff und in Oesterreich auch in Hungarn geraist,

*) Bremen.

**) Stralsund.

***) Namen, die nicht konnten entziffert werden.

zuerkhundigen, wohin das Hauß Oesterreich mit Ihren Anschlägen gienge; deßgleichen der König in Dennemarkt selbst auch deßweg mit seinem Cantzler Christian Frieß nachher Engellandt zu seinem Schwagern geschifft, und umb Hülf sollicitirt, welches Ihme nicht allerdings ab- und zugesagt, sondern darbey erindert worden, Er solte sehen, was Er wieder den Mächtigen Potentaten in Hispanien ansahe, der wieder Frankhreich und Niederlandt so lange Zeit zugleich gekrieget habe. Sonsten ist darbey auch beschloßen, daß man Dennemarkt die Seestätt angreifen werdt, sich Spania deren annemben wolte, daß alß dan sich die Ständischen *) ungeachtet der Vergleichung aufmachen und diß orthß beystandt laisten; welches dan ietzundt, dha eben die Gilgische Sachen füergefallen, umb so viel mehrer erfolgen wirdt, weil die Staadischen und Holländischen darzu sonderlich verpflichtet. Deßgleichen so haben etzliche Fürsten und Weyvoda auß Pohlen, fürnemblich die Calvinischen und antetrinitary, welche die Freystellung starkh wieder Ihren König verfechten, und Ihres Köhnings (umb daß Er so guett Kayßerisch, mit Ihrer religion ist, und das gulden Fluß anträgt) sehr mühet sein **), und gehrn ainen andern König hetten ***), auch Ihre Pottschafften in Frankhreich gehabt: Sovern die Böhmen nit bey zugesagter Freystellung ****) sollten gelaßen, sondern darvon abgetrieben oder angefochten werdten, so sollen und wollen dieselben Polaggen Ihnen Hülf erweisen, und ist unter solcher conspiration auch Sigismundus Bathori, gewester Fürst in Siebenbürgen begriffen.

---

*) D. h. die Generalstaaten.

**) Milde.

***) Warum spricht Niemand je von dem, weniger formulirten, desto häufiger aber prakticirten Satz: orthodoxis nulla servanda est fides?

****) Durch den so eben ihnen zugestellten Majestätsbrief.

7. Vor allen Dingen ist nuhn deß Königs in Frankhreich undt der Teutschen Fürsten anschlag auf das Bisthumb Straßburg *) und die österreichische Vorlandt, seindt auch Endtlich Willens, dieselben einzunemben, Ihr religion einzupflantzen, die Catholischen und Pabstischen außzujagen, und trachten zu dem Ende sehr nach Preysach, weiln es das Vestiste orth in selben Landte ist, durch dessen eroberung auch der Paß, darmit kein Hülf auß Hispanien durch Basell herab komben möge, versperret, mäniglich desto leichter bezwungen, und nach den Däntz, welche Sie Pfeiffen, zu Tantzen getrungen werden könnte. Dahero Sie dan einmahl für gewiß beschloßen, daß die Franzoßen Breysach belegeren, oder mit Petarten oder sonst allerley Strigzeugh einnemben **) sollen, darbey der Herrzog von Wierttemberg auf Elsaßischen gestadt, und der Marggraf von Baaden auf der andern seitten der Statt Preyßackh die Zufuhr durch Ihre Unterthanen und sonsten versperren und sehen sollen, daß Sie den Paß biß auf die innere lange Pruckhen verlegen und einnemben. Item, Sie beede Fürsten sollen auch, lauth gemachten Beschluß, alle Ihre Edl und Lehenleuthe, in gueter beraitschafft zustehen, vermahnen, und wan Sie Preysackh einbekommen, so solle man die Statt mit Ihren Volkh besetzen, auch demselben Raht ainen besondern Obristen an die seiten stellen, ohne welchen Sie ferner nichts handlen, keinen Brief ferttigen, weder Schlüßel noch ander Gewaldt mehr haben sollen. Das Kriegß Volkh, so der König schickhe, soll werdten Thaillß Franzoßen, Gastonier, und deß aller besten geübten Volkhs sein, so hievor unter Graf Moritz ***) gekhrieget, und des Landts Gelegenheit wohl waiß; so solle auch Graf Moritz selbst zuziehen, zu diesem

*) Dessen Bischof damals Erzherzog Leopold von der steyermärkischen Linie war.

**) Escaladiren.

***) Von Nassau.

Werkh auch die Statt Baasell, Straßburg und etzliche Schweitzer haimblich helfen, und; wie Sie die Oesterreichischen übereyllen mögen, fleißig nachtrachten. Der König auß Frankhreich solle zwar solches Kriegß Volkh besolden, aber doch der Unkosten dem Cuhrfürsten Pfaltzgrafen an den zehen Tonnen goltß, welche der König dem Casimiro, wegen seiner der Cron Frankhreich lange Jahr gelaisten Kriegsdienst schuldig, abgezogen werden. So ist auch auf die Stift Baßell, Freyburg, Ja die Statt Freyburg selbsten, ain anschlag gemacht, und beschloßen, weil man alldha viell Geldt zu finden verhofft, soll der Marggraf, alß nechster angränzender Herr und nachbar, auf der Preußkhevischen *) seitten in solchem Fall alle Verhinderung thuen, darmit Ihnen kein Hülf zukomben möge. Zu dem Ende hat des Königs geheimber Secretari Jacob Boncars unlängsten zu Straßburg unterschiedliche abriß aller Deroselben lande machen, und sonderlich die Statt Preysach und Freyburg in Grundt legen laßen **). Und wan das Bisthumb Straßburg, und dieselben landt werdten eingenomben sein, so sollen Sie auch in das Bisthumb Speyer und Wormbß, und waß hinzwischen darunter ist. Und darmit Ihnen auf den Rhein von unten herauf kain Hülf zukomme von den andern geistlichen Cuhrfürsten oder Ertzherzogen Alberto, so sollen die Staaden und Niederländt dasselb mit Volkh und Schiff verhindern, und die Cuhrfürsten Cöln und Trier bey Coblentz (dha die Möß und der Rhein zusamben kombt) aufhalten; so dann die Landgrafen von Heßen, alß von Caßel und Armbstatt, deßgleichen die Grafen von Naßau, die Rheingrafen, die Grafen von Erbach und andere Pfälzische, auch der übrigen Fürsten lehenleuthe, den Churfürsten von Maintz gleichfahlß abhalten, darmit Sie kein Hülf erweißen kühnen. So wirdt

---

*) Breisgauischen.

**) Die bei dem zu Breisach Verhafteten gefundene Schrift gibt einen Maler aus Basel an, durch den solches sei bewerkstelligt worden.

zwar der König, und die confoederirten Teutschen Fürsten sich anfangs stellen, ob Sie es mit Oesterreich wohl mainesten, biß Sie sich mächtig genueg befinden *); alß dann werden Sie die Landt anfallen, und sonderlich dha sich Spania oder Oesterreich des geringsten annemben solte, darzu Uhrsag nemben, weilln Sie demselben Hauß ohne das Spinnen feindt feindt. Item so wollen die von Straßburg, weill Sie Jeder zeitt Caviert, sich in der Handlung ain Zeit lang auch neütralisch stellen, darmit Sie Ihr Zufuhr auf dem Rhein herader behalten, undt Ihnen, wan Sie sich der sachen so offendtlich und hauptsachlich annemben solten, der Paß nit auf dem Rhein niedergelegt werdte; Interim wollen Sie **) die religion nit verlaßen, sondern mit munition, geschütz und andern dennoch alle haimbliche vorgeschlagene Hülff thuen. Deßgleich so hat Ulmb sich ain ergäbige beyhülf darzugeben erbotten, wie zugleich Nührnberg und andere Stätt mehr, so in der Confoederation begriffen, doch alles haimblich, weill auch Nührenberg mit dem Ertzherzog Maximilian wegen des Teutschen Maisterthumbs so nähendt gränitze. So ist nit wenig mit dem König in Schweden, der auch in der liga, beschloßen, daß Er sich wieder Pohlen legen solle, Er gewinne etwas oder nit; wan Er allein die Führe der Früchten auf dem Waßer, auf daß dem König in Hispania kein Kriegß Munition noch Pulver und anderes zukomme, verhindere, so thue Er genueg. Undt obwohlen die Bischove zu Wormbß, Speyer, Mentz und andere mit der Gilgischen Sach Principaliter nichts zu thuen, Jedoch weill der Churfürst Pfaltzgraff viel Zanckhß

*) Am 8. Mai, sechs Tage vor seinem Tode, ließ der König dem Landgrafen von Hessen schreiben: am 20. Mai werde er an der deutschen Gränze stehen. (Der Brief steht in der Corresp. ined.) Auch Perefixe spricht von nahe bevorstehender Ausführung des großen Plans Heinrichs IV.

**) D. h. die verschworenen calvinischen Fürsten.

mit diesen drey Bisthumben auf der Bergstraß und auf dem Rheinstromb hatt, die Teutschen Fürsten auch in dieselben und alle übrige Stiffter Ihr religion sehr gehrn einführten *), auch die armen von Adell, Grafen und Herrn, dahin befürdern wollen, so ist der Anschlag darauf gemacht; sonderlich weiln Sie auch mainen, Ihre bißher eingenohmenen Clöster, Abbteyen, Pröbsteyen und Stiffter dardurch mehrer zu stabyliren.

8. Dha aber der König auß Frankhreich den außgang alles deßen nicht erleben sollt, so werden die Teutschen Fürsten für gewiß den Herrn Christian, König in Dennemarkt, zum römischen König aufwerfen; dann Er sich insonderheit auch viel umb die Gilgische und Braunschweigische Sach angenomben; Zu dem so seye Er guett Lutherisch, und läßt die Calvinische religion auch züe, ist beynebens mit Engellandt, Sachßen, Braunschweig, Wirttemberg, Brandenburg, Mechelburg, Lünenburg, Pomeren, Hollstein und vielen andern Fürsten gahr nahe verschwägert, daß Ihme alles guete practic abgeben werdte. Eß sorgen sich auch die Teutschen Fürsten nit, wann Sie also mit Frankreich, Dennemarkt, Engellandt und Schweden, mit den Niederländern und allen andern reformirten Ständten deß Reichß verainiget, daß Ihnen Oesterreich zu ainichen wiederstandt mächtig genueg seyn solle, weill der König in Hispania und das ganze Hauß in gmain nuhmehr durch vielfältige Krieg **) zimblich außgemattet, nicht viel übriges habe. Zu deme so seye der jetzige König in Spanien kain Kriegsmann, wie sein Vatter gewesen, und hat

---

*) In diesen beiden Punkten liegen offenbar die Hauptmotive der ehrenwerthen Unterhandlung.

**) Die es wohl zur Erhaltung der eigenen Länder, aber dadurch auch zu Deutschlands Schutz seit bald einem Jahrhundert gegen die Türken geführt. Diesen Dank wußten ihm die deutschen Fürsten darum.

Ihme Francisco Mendoza leuchtlich bewegt, mit den Niederländern ain stillstandt und Frieden zu schließen, sinthemahl Er nit mit demselben allein, sondern zugleich mit Frankhreich, Engellandt und Dennemarkt kriegen müeßen. Dannenhero zu schliessen, wan Er diesen nit mächtig genueg gewesen ist, was Er dan, dha Er zugleich auch mit den Teutschen Fürsten, in deme Er sich deß Hauß Oesterreich annemben wolte (so durch Krieg gegen den Türckchen, auch zimblich erschöpft, geschwecht ist, und vom römischen Reich in solchen Fahl hülfloß gelaßen würdte) kriegen müßte, alß dann zu Thuen vermügen werdte.

9. Alle diese obgesagten Handlungen seindt jüngstlich zu Pariß in der Herberg zum Eyßnen Creutz (ala Croix de fer) neben und mit den Königlichen und fürstlichen Gesandten beschloßen worden; und hatt der König den Herrn Boncars neben ainem secretario, und Fürst Christian von Anhalt sein secretarium, den von Danau *) und der Cuhrfürst von Heidlberg Hypolitum à Collibus, welcher in der Gaßen S. Honory zum Behren zur Herberg gelegen, und die Cuhr Brandenburg und Pfaltznenburg, den D. Stainichen, und Kapitain Balant, auch Zween grauen von Solms bey dieser Tractation und Handlung gehabt, aber D. Helfrich, Sächßischer Gesandter, ist damahlen in S. German Vorstatt in der Königin Margarethagaßen, nahendt bey dem Adler, gelegen, und haben Sie Ihme, alß ainen Verdächtigen, nit bey Ihnen in der Consultation geduldеn wollen, weill er wegen deß Herzogthumb Gilich wider die andere Beede anwesende der Cuhr Brandenburg und Pfaltz Neuburg abgesandte in namben der Cuhr Sachßen hoch protestirt. Sonsten ist bey obbesagter Versamblung gleichwohl anfäncklich allein die gilgische Sachen in deliberationem komben **), dabey aber folgends auch tractirt wordten, wan

*) Fabian von Dohna, churpfälzischer Rath.

**) Den 11. Februar 1610 wurde von Brandenburg und Pfalzneuburg mit Frankreich ein Vertrag über dessen Hülfeleistung zu Eroberung

sich Hispania oder Oesterreich umb Gillich werdte annemben, daß Sie Oesterreich in diesen Vorlanden sollen angreiffen, auch in das Bisthumb Straßburg fallen sollen. Insonderheit aber haben die Pfaltzgrävischen und Brandenburgischen Abgesandten in namben der andern confoederirten Fürsten von Preysach starkhe meldung und diesen Fürschlag gethaen, daß man solches zu Waßer und Landt, darzu die von Basell von oben herab und die von Straßburg von unten hinauf mit Pletten und Schiffen Hülf thuen sollen, angreiffen und den Paß und Zufuher, wie obgemeldt, verlegen soll, so darf mans nit viel beschießen, sondern Sie getraueten es ohne Verlust viel Volkhß in ainem Vierthl Jahr zu gewinnen; weill wohl bewußt, daß die Statt geringe scheuren und Frücht-Casten habe. Dha aber Je wieder verhofen, Sie sich lang erhalten sollte, sein Sie bedacht mit gewaldt darfür zu ziehen, und solche mit gewaldt und Belägerung zuerobern; dann Sie persuadiren und bilden Ihnen selbst ein, wan Sie diese Statt hetten, so wehren Sie Herrn auf dem gantzen Rhein, und hetten schon sedem Belli, daß Sie köndten Kriegß Volkh darein legen, von dannen außfahl thuen, und das Landt beederseits nach Ihrem lust und Wohlgefallen bezwingen, Ir religion und Standt in diesen Landen von Hispania und Oesterreich ferner unturbirt erhalten. Insonderheit aber solle der Pfaltzgraf Cuhrfürst und Brandenburg, wan Sie solch Orth einbekomben, solches mit Ihrem Volkh besetzen, biß zu erwählung aines römischen Königs das Commandament darüber haben, und der König aus Frankhreich Ihnen mit Geldt und Volkh darzue Hülf laisten.

10. Bey obgemelten Berathschlagungen zu Pariß seindt zwarn die Stätt Straßburg, Nürenberg und Ulmb noch andere Abgesandte nit gewest, Sie seindt aber meistentheilß gleichwohl

---

der jülichschen Verlassenschaft geschlossen. Daß das ansprechende Sachsen von den Possedirenden (wie sie sich nannten) bei Seite geschoben wurde, ist begreiflich.

und sonderlich die Jenigen, so reformirte Stifft in Ihren einkomben haben, alß Magdeburg, Haimburg *), Lübekh und dergleichen, auch in dieser Verbintnus begriffen, alß von denen die Fürsten alle Hülf von Geldt und Volkh verhoffen. So ist auch in specie der Stadt Straßburg viel daran gelegen, dann sie sich sehr besorgt, das Sie etwan durch so zwayerley Capitulares unter Ihrem Stift selbst ainmahl möchte verrahten werden, Sinthemahl Sie darfür halten, Sie haben die rechte schlangen im Buesen, und vermainen alles, was von den Catholischen geschehe, seye allein zu Ihrer und mit der reformirten religions genoßen Unterdruckhung angesehen.

11. Dha auch der König in Frankhreich unversehens mit Todt abgehen solle, so würdte nichts desto weniger, was das Volkh und Geldt (dessen ohne Zweifel ain mächtiger Vorrath vorhanden, weilln sich der König und sein Schatzmeister, Monseur d'Rui, sonderlich wohl auf allerlay Vinantz verstandten) anlangt, auf den Fahl es an die Königin, und das parlament begehrt würdte, es Ihnen erfolgt, darmit Sie hernachen auf den nothfahl, wan eß ain merkhliche unruhe, oder bey ausländischen potentaten Krieg abgeben würdte, auch ain Gegenhülf, und Zuspruch haben möchten, von den vnirten Teutschen Fürsten, sonderlich bei den Cuhrfürsten Pfaltz- und Brandenburg. So große Hülfen aber, alß der König versprochen, und laisten würdte, wird nach seinem Todt, von dem parlament, und der Königin schwehrlich folgen, sondern zuvor wohl in acht genomben werdten, wie sich alle Sachen in dem Königreich ansehen ließen; Oesterreich aber würdte in solchem Fahll viel eher und leichter zu der römischen Cron gelangen. In obgemelter Berathschlagung zu Pariß ist dem oftgesagten Boncars unter andern erzehlet wordten, daß die Sachen wegen Verlegung der Päß und Verhinderung der zue Fuhr nach Preysach und ins gantze Landt, mit dem Hertzogen von Wierttemberg, auch

*) Hamburg.

denen Schweitzern schon richtig, undt beschloßen, Er Boncars auch habe von des Königs Canzler, dem Baron Silary*), auch von dem Hertzogen Rhoni**), beraith befelch empfangen: weile Er Boncars oft in den österreichischen Landen und bey den Schweitzern gewest, auch deß Landtß gelegenheit am besten wißte, solle Er mit deß Königs Kriegß Obristen und Fürnembsten Capitanen und Kriegßräthen von solchen modo, wie die österreichische Lande und das Elsaß darauf anzugreifen und einzunemben, berathschlagen, und Ihre guetbedunkhen zusamben tragen; welches dan fürderlich beschehen und darnach Er Boncars wieder an die Schweitzer, Holländer und Fürsten geschickt werdten, folgendtß zu Frankfurth residiren sollen, deß Königs hinc inde ergehende befelch in diesem Wesen bey den Fürsten zu exeguiren, und dargegen, was sich im Teutschen Reich Jeder Zeitt züträgt, zu referiren. Dann der König in Frankhreich vertraue dem König in Hispania, dem Hauß Oesterreich und Ihrer Verbindtnus nit, sag, eß seye nuhr ain aufschub, und verplümblede Freundschaft, weiln Hispania Ihme und seinen Erben allezeit nachgestrebt habe.

So ist auch unter den Uhrsachen, warumben die Teutschen Fürsten das Bisthumb Straßburg, Speyer, Wurmbß, und Mäntz wollen bestreitten, auch diese aine, daß durch das Bisthumb Straßburg Ihnen aller Orten viel Unruhe gemacht werdte, darumben Sie dem König oberthalb, undt die Niderlendt wegen der andern Stift underhalb zu Hülf nemben, dan Sie auch dardurch ain unverhinderlicher Paß auf dem Rhein haben, die Hülfen mit Gühlich desto leichter thuen, und also Ihr intent wider die Catholischen beßer zu Endt bringen

*) Der vielbekannte Peter Brulart, Vicomte de Puisieux und de Sillery, Heinrichs IV. Staatssecretär und Großschatzmeister der königlichen Orden.

**) Eigentlich Baron de Rosni, Herzog von Sully. Am bekanntesten unter letzterem Namen.

köndten; welche alle Uhrsachen aldha durch Hyppolitum à Collibus fürgebracht, auch weitter durch Graff Moritz gesandten gewiße Vertröstung gethaen wordten: Man möge sich keckhlich darauf verlaßen, Er habe eß auch vom Graffen Drugeth von Hommona, so von Französischem geblüeth, und Georgen Hoffman, ainen Hungarischen Cammer rath zu Caßschau, und vielen andern gehört, so fern Sie würdten von den Teutschen Fürsten ersucht werdten, wolten Sie neben undt mit Frankhreich Ihnen alle Hülf erweißen.

XII.

Zeitläufte.

Den 18. Januar 1851.

Kaum ist in Deutschland, wirklich oder scheinbar, ein politischer Orkan beschworen, so zeigen sich in Frankreich neue Symptome, wie gefährlich krank die europäische Gesellschaft sei. Was seit einem Jahre vorauszusehen war, ist eingetreten. Die abgeschmackte Fiction des modernen Constitutionalismus: daß die abstracte Trennung der gesetzgebenden von der executiven Gewalt durchzuführen sei, will auch hier zu Schanden werden, die der Theorie nach von einander unabhängig gestellten Träger der einen, wie der andern mußten, wenn auch vorläufig noch in französisch-höflichen Formen, dennoch im zornigen Kampfe an einander gerathen. Die Natur behauptet ihr Recht; da eine getheilte Gewalt eben keine Gewalt ist, so liegt in den getrennten Gliedern, bewußt oder unbewußt, eine innere Nöthigung, dadurch zur Einheit zurückzukehren, daß die eine Kraft der andern Herr wird. Der Kampf der legislativen

Macht mit der executiven war auch hier über kurz oder lang unvermeidlich, und dieß zwar, weil es im Staate wie im Privatleben ein monströser Ungedanke ist, eine Theilung zu veranstalten, kraft welcher von zwei unauflöslich mit einander verbundenen Wesen, das eine den Willen, das andere den Verstand zu Handen nehmen soll. Was also heute in Frankreich geschieht ist ein nothwendiges Naturereigniß, mag es der Unverstand der menschlichen Doctrin als solches begreifen oder nicht. Es ist nämlich zwischen dem „Prinzen Präsidenten" und der, das „souveraine Volk" repräsentirenden Nationalversammlung zum Bruche gekommen; der General Changarnier, in dem vor wenigen Wochen noch die überwiegende Mehrheit aller gescheuten Leute in und ausserhalb Frankreich den Erhalter und Bürgen eines erträglichen Zustandes der Ordnung und Sicherheit erblickte, er ist, für den Augenblick wenigstens, ohne Schwertstreich, wie es scheint, an die Seite geschoben. Ob er noch einmal wieder Macht und Einfluß gewinnen, ob er der oberste Führer einer der großen Partheien werden wird, welche das heutige Frankreich zerreißen, und welcher? ob er noch bestimmt ist einer der Factoren der künftigen Entscheidung zu werden? oder ob seine Zeit, vielleicht durch überlanges Zögern, unwiederbringlich vorüber, ob auch seine Rolle ausgespielt ist, wie die des Marschalls Bugeaud, der den Beruf und die Hoffnung in sich vereinigte, Frankreichs Wiederhersteller zu werden und dennoch, noch ehe der Heilungsprozeß begonnen, aus diesem Leben abgerufen ward? Welcher Sterbliche vermöchte es, auf alle diese Fragen auch nur mit Wahrscheinlichkeitsberechnungen zu antworten!

Fast noch weniger als für Changarnier läßt sich irgend ein Augurium in Betreff der Zukunft Ludwig Napoleons stellen. Daß diese Persönlichkeit heute an der Spitze des französischen Staatswesens steht, dieß ist, wie schon früher in diesen Blättern bemerkt wurde, ein beredtes Zeugniß dafür, daß Frankreich in seinem innersten Kerne und Wesen monarchisch ist, und sich, trotz des doctrinären und republikanischen Schau-

mes, nach einem unumschränkten Erbmonarchen sehnt. Die Massen haben ihre Stimmen gegeben, und somit für die erbliche fürstliche Gewalt, ohne es zu wissen und zu wollen, Zeugniß abgelegt, aus keinem andern Grunde, als weil er den Namen seines Oheims trägt, und Frankreich sich nach dem „eisernen Arme des Kaisers," nach einem unumschränkten gewaltigen Dictator sehnt, der dem tollen Spuck eines abgeschmackten Freithums gründlich ein Ende machen soll. Das wäre, wenn anders dieß Wort einen Sinn hätte, der Wille des wahren und wirklichen Volkes. Aber dieses Volk hat keinen Willen; es hat Bedürfnisse und Instincte, und diese werden durch die Partheiredner in den Kammern gerade nicht repräsentirt. Ob nun Ludwig Napoleon der Mann ist, den der Nothschrei Frankreichs fordert, ob seine Schultern stark genug sein werden, die Bürde einer Dictatur und unumschränkten Gewalt zu tragen, der Gründer einer neuen Ordnung der Dinge zu werden, dieß ist, wenn man seine Antecedentien erwägt, mehr als zweifelhaft, und dieß zwar obgleich man zugeben muß, daß er sich seit seiner Erhebung zur Präsidentenwürde in den meisten Fällen mit Verstand und Mäßigung benommen, oder wenigstens bis jetzt noch nicht durch Unklugheit und Maßlosigkeit zu Grunde gerichtet hat. — Aber er bedarf, um zur unabhängigen Gewalt zu gelangen und sich in deren Besitz zu behaupten, einer Basis, d. h. einer Parthei von treuergebenen Dienern und Freunden. Dieß kann die Armee schwerlich sein, mit deren Hülfe einst bekanntlich sein Oheim das Direktorium stürzte: denn eine Armee fesselt nur der Sieg an den Triumphwagen des Imperators; mit kalter Küche und schlechtem Champagner, wodurch das Lebehoch für den künftigen Kaiser erkauft wurde, können höchstens die Bande der Disciplin gelockert, künftige Prätorianerhorden geschaffen werden. Kann es also nicht die Armee sein, die ihn trägt, so ist es kaum vermeidlich, daß Ludwig Napoleon sich früher oder später, im Gegensatze zu der, aus Orleanisten und Legitimisten bestehenden Majorität der Nationalversammlung in die Arme der Linken werfen, und als Nepote des Sohnes und Erben

der Revolution, die Hülfe der Rothen anrufen wird, eine Hülfe, an welcher bekanntlich nach seiner Rückkehr von Elba sein Oheim, auch abgesehen von dem Schlage bei Waterloo, rettungslos zu Grunde ging.

Nehmen die Ereignisse in Frankreich diesen Gang, so ist die einzige, praktisch interessante Frage die: ob die Elemente der Ordnung und der Erhaltung im Süden und Westen (noch oder schon) stark genug zu einem Bürgerkriege sein werden? — Denn gewiß ist es, daß die Gewalt von Oben kömmt, und daß der Mensch mit seiner isolirten Kraft weder einen Despoten, noch eine Republik schaffen kann; eben so wenig, wie der unumschränkteste Herrscher die Macht hätte, um Mitternacht zu gebieten, daß es Tag sei. Selbst der Kaiser Napoleon, dessen Verdienste um die (einstweilige) Besiegung einer Form der Revolution zu verkennen baare Ungerechtigkeit wäre, war ein Geschenk der göttlichen Erbarmung. Keine Versammlung konnte ihr decretiren, und noch weniger kann ein unberufenes Individuum sich selbst in eigenwilligem Dünkel zum Bonaparte Napoleon erklären. Auch der „Kaiser" hatte seine Sendung von Gott und als sie erfüllt war, ward die Ruthe zerbrochen und ins Feuer geworfen. Darüber stellt ein Artikel des „Norddeutschen Correspondenten", in dem wir die Feder eines der ausgezeichnetsten, deutschen politischen Schriftstellers zu erkennen glauben, einige Betrachtungen an, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu müßen glauben. Die dermaligen Verhältnisse in Frankreich, heißt es dort, haben viel Aehnlichkeit mit Preußen. „Die dortigen Kämpfe in den Kammern und in der Presse haben für das übrige Europa nur, wenn ich so sagen soll, ein negatives Interesse, das Interesse der Furcht. Jedermann sieht ein, daß alle Vielgeschäftigkeit den eigentlichen Sitz der Krankheit, durch welche Frankreich aufgezehrt wird, gar nicht berührt. Eben so wenig fesselt unsern Blick irgend eine bedeutende Persönlichkeit. Dieser lebendige Ameisenhaufen von disputirenden, intriguirenden, wohlredenden und leidlich gescheuten

Menschen läßt uns sehr gleichgültig; wenn man nur Sicherheit hätte, daß diese desorganisirte Masse von vierzig Millionen Menschen aus irgend einem willkürlichen Motive nicht plötzlich sich auf die Nachbarlande stürzen würde, so möchte wohl nicht leicht ein verständiger Mensch sich die Mühe gegeben, das dortige absolut unfruchtbare Treiben zu beobachten und mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Daß die jetzige Staatsgewalt in Frankreich nicht haltbar ist, weiß Jedermann; es handelt sich bloß darum, ob sie einige Wochen früher oder später, und ob sie auf mehr oder weniger gewaltsame Weise beseitigt werden wird. Wir können uns jeden Augenblick darauf gefaßt machen, daß eines schönen Morgens Louis Napoleon aus Paris verschwunden ist, oder daß man sich dort und in ganz Frankreich die Hälse bricht. Die Rückkehr zur Monarchie, und zwar zur legitimen Monarchie, ist das letzte Brett, an dem sich die Hoffnung Frankreichs anklammern kann. Nur auf dieser geschichtlichen Basis läßt sich noch ein dauerhaftes Rechtsgebäude wieder errichten, wenn es überhaupt noch möglich ist. Eine nicht legitime Monarchie, eine Monarchie durch Wahl, ist bei den jetzigen europäischen, und namentlich französischen Zuständen ein purer Wahnsinn. Weder das Genie Napoleons, noch die Klugheit und Wohlmeinenheit Ludwig Philipps haben diese unmögliche Aufgabe lösen können. Nachdem zwei solche Männer an diesem Versuche gescheitert sind, gehört die Beschränktheit und phantastische Tollkühnheit eines Louis Napoleon und seiner albernen Zechgenossen dazu, um als Dritter nochmals diesen Versuch zu wagen. Von den Söhnen Louis Philipps läßt sich eine solche Unklugheit ebenfalls nicht erwarten; das warnende Beispiel ihres Vaters, der bei übrigens vortrefflichen Eigenschaften einzig und allein durch die Unrechtmäßigkeit seiner Stellung gestürzt ist, wird an ihnen nicht verloren gegangen seyn. Was die Herzogin von Orleans anbetrifft, so braucht sie sich nur von den natürlichen Gefühlen der Mutter leiten zu lassen, um das Ihrige dazu beizutragen, daß der Fluch der Usurpation und des Treubru-

ches, der auf die Häupter ihrer unschuldigen Söhne vererbt ist, durch Anerkennung des legitimen Oberhauptes ihrer Familie wieder gesühnt werde. Welche Mutter würde zweifelhaft seyn, wenn sie die Wahl hätte, ihren Söhnen die Stellung als erste Unterthanen des Königs und als erste Prinzen von Geblüt zu verschaffen, mit dem lauteren Rechtsanspruche auf dereinstige Nachfolge einer legitimen Königskrone, oder wenn sie statt dessen im günstigsten Falle den Grafen von Paris auf dieselbe Weise von einem leichtfertigen und übermüthigen Volke zum Könige wählen lassen sollte, wie es mit dem Großvater geschehen ist? — um nach wenigen Jahren von demselben Volke ebenso wieder verjagt zu werden. Es scheint gewiß zu seyn, daß Ludwig Philipp nicht den Wunsch hatte, einen Tropfen französisches Blut für Aufrechthaltung seiner Königskrone fließen zu lassen. Diese Muthlosigkeit, die ihm zum Vorwurfe gemacht ist, wissen wir unsererseits zu ehren. Es war die Stimme des Gewissens; und daß sie bei dem Greise so laut sich geltend machte, versöhnt uns mit seinem früheren Verbrechen. Nur für das Recht kann man mit gutem Gewissen Blut fließen lassen; eben weil zu dem Rechte die Pflicht hinzutritt. Für das Recht darf man kein Opfer, darf man selbst Ströme von Blut nicht scheuen, und in diesem kategorischen Imperativ liegt eben die Stärke einer rechtlichen Stellung. Jede auf keinem historischen Rechte ruhende Krone muß nothwendigerweise über kurz oder lang in Schwäche und Ohnmacht verfallen, schon deßhalb, weil ihr Träger aus Mangel an Rechtsbewußtseyn keine sittliche Energie entfalten kann. Wenn die Herzogin von Orleans ihren Sohn zum Könige von Frankreich, kraft der Volkssouverainetät, bestimmt, so bestimmt sie ihn auch zugleich zum Mörder oder zum feigherzigen Flüchtling. Vor dieser unaussprechlichen Alternative wird aber jedes Mutterherz zurückschrecken."

Wir haben dazu nur die Bemerkung hinzuzufügen: daß es allerdings thatsächlich richtig ist, daß die Stimme des Gewissens die Vertheidigung Ludwig Philipp's gegen die Revolu-

tion hinderte, und daß die Erinnerung an die eigene Schuld im entscheidenden Momente vor ihn getreten seyn mag, wie der böse Genius vor den Mörder seines väterlichen Freundes in der Schlacht bei Philippi. An sich aber wäre auch Ludwig Philipp, ganz abgesehen von seiner Berechtigung gegenüber dem ältern Stamme der Bourbonen, zum Kampfe gegen die rothe Revolution eben so wohl befugt gewesen, als Napoleon am 13. Vendemaire die Laufbahn seines Ruhmes damit begann, daß er auf das souveraine Volk der Sectionen von Paris mit Kartätschen schießen ließ.

Den 21. Januar 1851.

Der Schleier, der mehrere Wochen lang auf den Conferenzen von Olmütz ruhte, ist nunmehr so vollständig gelüftet, als das wißbegierige deutsche Zeitungspublikum, dem allmählig die Zeit lang zu werden begann, und welches sich, gewiß mit vollem Rechte! darüber beschweren zu können glaubte, daß es nicht von vornherein in das Geheimniß gezogen war, es irgend verlangen konnte. Jetzt kann es sich an der, ihm so lange vorenthaltenen Speise laben, und, wenn ihm anders die Combinationsgabe zugetraut werden dürfte, sich ein Urtheil über jene offiziellen und offiziösen Ausstreuungen preußischer Organe bilden, die einige Wochen lang von der österreichischen „Nachgiebigkeit", die durch die bloße Aufstellung der preußischen Landwehr bewirkt worden sei, Wunderdinge zu erzählen wußten. Die Wahrheit ist aber, daß im entscheidenden Augenblicke, als die europäische Welt das Ohr anstrengte, um das erste Rollen des Kriegsdonners nicht zu überhören, das preußische Kabinet, dem unerschütterlichen Ernste Oesterreichs und den freundlich-drohenden Einsprechungen gewisser russischer Noten gegenüber, nicht gerade zum ersten Male! plötzlich an-

dern Sinnes ward. Das Ministerium Radowitz-Ladenberg fiel, und der Minister von Manteuffel machte jetzt, freilich in der eilften Stunde, eine Entdeckung, auf die er merkwürdiger Weise seit dem November 1848 und dessen rettenden Thaten, trotz aller ihm gebotenen Gelegenheit zur genauen Kenntniß der Thatsachen nicht gekommen war: daß nämlich Preußen sich durch seine bisherigen Bemühungen eine momentane Hegemonie mit Hülfe der Revolution zu erringen, nur sich selbst eine Grube gegraben habe. Trotz der berühmten „preußischen Ehre" erfolgte also ohne Krieg, was wir nach einer Reihe von Siegen Oesterreichs und seiner Verbündeten sehr natürlich und begreiflich gefunden haben würden. Preußen entsagte dem Versuche, der Sache der Revolution in Kurhessen und in Holstein seine moralische und politische Unterstützung zu leihen. Es ließ im erstern Lande der Wirksamkeit des bayerisch-österreichischen Executionsheeres freien Lauf, und zog sich schweigsam und fast bescheiden in seine Gränzen zurück. In Beziehung auf Holstein aber machte es sich, uneingedenk, daß es gerade durch seine politischen Speculationen, durch seine Ermunterungen, sein militärisches Einschreiten die Kriegsfackel an der Eider entzündet hatte, anheischig: seine eigene Heeresmacht den sieggewohnten Schaaren Oesterreichs beizugesellen, die dorthin ziehen sollten, um einem widersinnigen Kriege, auf den die deutsche Revolution ihre letzte Hoffnung gegründet, „endgültig" ein Ziel zu setzen.

Was in Beziehung auf deutsche Zoll- und Handelsverhältnisse abgemacht und beschlossen, oder doch in gewisse Aussicht gestellt ist, wissen wir nicht, doch scheint uns die Wuth der neuen preußischen Zeitung, die ihre Farbe wieder gewechselt hat, und jetzt den Minister von Manteuffel befehdet, den sie eine Zeit lang als Patron verehrte, darauf hinzudeuten, daß ein, ganz Deutschland umfassender Zollverein fortan nicht nur nicht zu den unmöglichen, sondern zu den wahrscheinlichen, und von dem ordentlichen Laufe der Ereignisse mit Vertrauen zu erwartenden Dingen gehört. — Alle diese Einräumungen von

Seiten Preußens sind Proben einer politischen Ascese, einer heroischen Selbstverläugnung, einer Verdemüthigung, die in der Geschichte der Diplomatie vielleicht noch nicht vorgekommen ist. Aber auch das Unerhörteste in diesem Fache wird durch die öffentliche Beichte überboten, welche der preußische Ministerpräsident vor den Volksvertretern Preußens am 8ten Januar d. Js. ablegte.

„Das ist, sagte der Ministerpräsident in jener durch Form und Inhalt so überaus merkwürdigen Rede, das Unglück aller Ideologen, daß sie an ihren Ideen festhalten und dabei mit dem Kopfe an die Wand rennen. Der deutsche Bundestag war eine Schöpfung des Jahres 1815, eine Schöpfung der Eile. Er war nicht genügend für die Ansprüche, welche Deutschland an ihn zu machen hatte. Nichts desto weniger hat er 30 Jahre lang bestanden und das deutsche Volk hat unter ihm eben so lange ruhig gewohnt. Da kamen die Stürme des Jahres 1848, die Säulen des Gebäudes fielen und das Gebäude natürlich mit. Es kam die Frankfurter Versammlung. Ich verkenne es nicht daß sie zu jener Zeit manche Verdienste um Deutschland hatte. Aber wenn man nun ruhig zurückblickt, dann muß man bekennen, daß man zu träumen glaubt. Denken Sie an die deutschen Grundrechte, die so viel Unheil über Deutschland gebracht; denken Sie an die deutsche Kaiserwahl, denken Sie an den Reichsregenten Raveaux!" (und denken Sie, könnte man hinzusetzen, vollends an den welthistorischen Einheitsritt mit tricolorem Fähnlein durch die Straßen Berlins, der bekanntlich das nachmalige Gebahren des Frankfurter Parlaments erst recht autorisiren und herausfordern mußte!) „Da trat Preußen an die Spitze und stiftete die Union. Gegründet wurde sie mit zwei Königshäusern, die gleich darauf wieder zurücktraten. Damals wurde die Union von allen Demokraten angefeindet, jetzt sind sie alle dafür. — Es kamen die Tage von Erfurt, es waren treffliche Elemente dort. Aber der unbefangene Zuhörer mußte zu der Erkenntniß kommen, daß man auch dort nicht frei war von Souverainetätsgelüsten! (Bewe-

gung links — Bravo rechts.) Es trat dann der Fürstencongreß zusammen; man konnte sich nicht einigen. Mehrere deutsche Staaten traten zurück und es blieben namentlich nur die, welche der preußischen Stütze bedürftig sind, man mußte also einsehen, daß die Union unausführbar war. Denken Sie, Preußen hat ein Parlament und mit seinen kleinen Verbündeten noch ein anderes. Welch' einen Zustand von Verwirrung muß dieß geben! Die Unmöglichkeit der Union wurde vom Fürstencollegium vollständig eingesehen. Inzwischen dachte man wieder an den Bundestag. Ein großer Theil der deutschen Regierungen betheiligte sich an diesem Bündniß. Preußen sollte ausgeschlossen werden, in Deutschland mit Recht zu sprechen." (Diese Thatsache ist uns neu. Wir haben im Gegentheil bisher geglaubt: Preußen sollte angehalten werden, seine Bundespflichten zu erfüllen, seine nicht zu rechtfertigende Sonderstellung aufzugeben, und seine vertragsmäßige Stellung im Bunde einzunehmen.) — „Der vorige Redner hat einer Depesche erwähnt, nach der die Bayern in Kurhessen zurückgeworfen werden sollten. Ich bin begierig, wie der verehrte Redner sie beschaffen will; ich kenne sie wenigstens nicht. Zunächst kam es also darauf an, das Objekt kennen zu lernen, warum man Krieg führen wollte. Es waren nur zwei Gründe dazu. Entweder wir führten Krieg für die Unions-Verfassung oder zogen aus zum Schutz der hessischen Beamten gegen deren eigene Regierung." (Dieß Letztere wurde namentlich aus gewissen Händedrücken und aus der energischen Belobung der hessischen Offiziere gefolgert, welche ihren Herrn in der höchsten Noth im Stiche gelassen, und gegen die Revolution zu dienen sich geweigert hatten.) „Ich weiß, daß man über Hessen verschiedener Meinung ist; die Einen nennen die Regierung willkürlich, die Andern sprechen von einer dortigen gefährlichen Beamtenrevolution (Heiterkeit). Ja, meine Herren, ich halte eine solche Beamtenrevolution für höchst gefährlich, denn man kann sie machen in Pantoffeln und Schlafrock,

während der Barrikadenkämpfer wenigstens den Muth haben muß, sich auf die Barrikade zu stellen."

„Man mußte sich also nach seinen Freunden und nach seinen Feinden umsehen. Die Feinde waren leicht zu erkennen. Oesterreich und Rußland waren mit voller Gewißheit als unsere Feinde zu erkennen. Mit uns wollte keine andere Großmacht gehen. So gefährlich nun auch diese Lage war, so würde ich dennoch nicht Se. Majestät von einem Kriege abgerathen haben. Aber wir hatten nur einige kleine deutsche Staaten für uns, außerdem machte man uns Hoffnung, daß die ausgeschiedenen hessischen Offiziere zu uns übertreten würden. In Genf war Herr Mazzini (?) mit Summen Geldes erschienen, um uns zu helfen. In Holstein waren Klapka, und Arnold Ruge angekommen. (Bewegung.) Das wären unsere Freunde gewesen. In diesem Moment mußte man sich entscheiden; Preußen mußte in Deutschland mitsprechen können. War das erreicht, so war auch keine Ursache zum Kriege mehr. Ja, meine Herren, es trat hier der Wendepunkt ein. Preußen wollte, Preußen will mit der Revolution brechen! Deshalb hatte der geehrte Redner sehr Recht, wenn er unsere Politik eine durchsichtige nennt. Ja in diesem Punkte soll sie es auch sein! Das preußische Heer ist aus Hessen zurückgekehrt; es hat es mit schwerem Herzen gethan," (warum denn mit schwerem Herzen? hat es etwa nicht mit der „Revolution brechen" wollen?) „aber es hat es gethan, weil sein König und Kriegsherr es ihm befohlen. Das preußische Heer hat schon einen schweren Rückzug angetreten: es war, als es vor der besiegten Revolution sich hier in Berlin zurückziehen mußte. Es wird hierbei von Niederlagen Preußens gesprochen. Ich glaube aber, Preußen wird nie stärker sein, als wenn es jeden Contract mit der Revolution vermeidet. Der vorige Redner glaubt, daß das jetzige Ministerium kein Ansehen in Europa haben wird, weil es das Schwert nicht lose in der Scheide hat. Wir werden aber, dessen seien Sie ge-

wiß, Achtung und Vertrauen in Europa haben, wenn wir nur die wahre Ehre Preußens zu wahren wissen."

Das sind, um mit dem Kerkermeister von Schillers Maria Stuart zu reden, „Gedanken, die sich ziemen", und wir sagen freudig zu deren Verlautbarung Ja und Amen. Nur einen bescheidenen Wunsch möchten wir uns, wenn es erlaubt wäre, noch hinzuzufügen erdreisten. Es ist der: daß der Rückschlag gegen diese tapfere Kriegserklärung an die Revolution, mit welcher, wenn uns nicht unser Gedächtniß täuscht, schon mehr als einmal „gebrochen" wurde, nicht gar zu rasch eintreten, der künftige Basler Separatfriede mit der Revolution aber recht lange ausbleiben möge. Da wir an der Verwirklichung dieser billigen Hoffnungen nicht von ferne zweifeln, so trübt auch nicht das leiseste Wölklein den Himmel unserer entente cordiale. Leider aber sind nicht alle unsere Zeitgenossen von einem so hingebenden Vertrauen an die Versicherungen des preußischen Premierministers erfüllt, und der norddeutsche Correspondent führt in einem aus Berlin datirten Artikel vom 11. Januar Reden, die wir unsern geehrten Lesern lediglich zu dem Ende und Zweck mittheilen wollen, daß sie lernen und erfahren mögen, wie es schlechterdings unmöglich ist, es in diesen „geschwinden und kritischen Läuften" Allen recht zu machen. „Die Rede", heißt es dort, „welche der Ministerpräsident von Manteuffel am 8ten Januar in der ersten Kammer gehalten hat, ist wieder ein interessanter Beitrag zur Charakteristik dieses Staatsmannes. Sie beweist von Neuem, daß demselben jede tiefere principielle Auffassung der politischen Verhältnisse durch und durch fremd ist. Herr von Manteuffel hat bei einer früheren Gelegenheit einmal ein wegwerfendes Urtheil über die deutschen Doctrinäre gefällt, und in der That ist er auch der allerentschiedenste Gegensatz zu den Dahlmanns, Camphausens u. s. w., die er mit dieser Bezeichnung treffen wollte. Herr v. Manteuffel ist der eigentliche Typus des preußischen Beamtenthums, so wie Dahlmann und Camphausen die Repräsentanten des preußischen Professorenthums sind. Beide Richtungen hassen und verachten

sich in tiefster Seele, und beide haben vollkommen Recht, wenn sie sich gegenseitig die vernichtendsten Vorwürfe machen. Es ist in der That schwer zu entscheiden, was schlimmer ist, eine falsche, vom Leben und den geschichtlichen Zuständen gelöste Theorie, die an die Stelle von Gottes sittlicher Weltordnung hochmüthig die eigenen Ausgeburten eines mittelmäßigen Verstandes setzen will, oder jene rohe Empirie, welche den systematischen Zusammenhang der Dinge nicht zu fassen vermag, und bloß an momentanen einzelnen Aeußerlichkeiten herumpfuscht. Die falsche Doctrin taugt allerdings nichts; eben so wenig aber eine ziel- und grundsatzlose Praxis, welche die Tragweite ihrer eigenen Handlungsweise auch nicht vierundzwanzig Stunden vorher zu berechnen versteht, und welche nicht im Stande ist, die Ursache der Erscheinungen auch nur im Mindesten zu verstehen. Daß Herr von Manteuffel ein sehr charakteristischer Repräsentant dieser letzteren Klasse ist, habe ich freilich schon längst gewußt, aber noch niemals hat er auf eine so naive Weise den Beweis davon geliefert, wie in dieser letzten Rede. Nach seiner Ansicht wäre die Frankfurter Nationalversammlung ganz gut gewesen, wenn sie nur keine Grundrechte, keine Kaiserwahl und keinen Reichsregenten Raveaux zu Tage gefördert hätte. Er hat keine Ahnung davon, daß diese und ähnliche schlimme Symptome mit Nothwendigkeit sich aus der Logik entwickeln mußten, auf welche die Frankfurter Versammlung gebaut war. Eben so, meint er, daß in Frankfurt Alles gut gegangen seyn würde, wenn nur nicht „„Souverainetätsgelüste““ zu Tage getreten wären. Daß diese Souverainetätsgelüste nicht ausbleiben konnten, und warum sie nicht ausbleiben konnten, davon weiß er nichts.“

„Es war eben nur ein unglücklicher Zufall. Ich fürchte aber, daß Herr v. Manteuffel fortwährend von solchen unglücklichen Zufällen verfolgt seyn wird. Wir erfahren aus seiner Rede jetzt die Gründe, weßhalb Preußen seine bis dahin verfolgte Politik so plötzlich geändert hat. Es hat die Union aufgegeben, weil ein unvorhergesehener Zufall es abermals

wollte, daß Sachsen und Hannover sich von derselben lossagten, und daß auch im Fürstencollegium keine Einigkeit zu erzielen war. Dafür konnte natürlich die Union nichts, daß sie an solchen rein äußerlichen Hindernissen gescheitert ist. In Kurhessen und in Schleswig-Holstein hat man den bis dahin verfolgten Weg aufgegeben, weil man die Entdeckung gemacht hatte, daß Arnold Ruge, Mazzini und Klapka mit Preußen gemeinschaftliche Sache machen wollten. Da dieses bekannte Revolutionäre sind, so würde Preußen ja mit der Revolution ein Bündniß eingegangen seyn, wenn man sich nicht rasch eines Besseren besonnen hätte. Aber hat sich Herr von Manteuffel nie die Frage aufgeworfen, warum eben Arnold Ruge und seine Freunde gemeinschaftliches Interesse mit der preußischen Politik hatten? Doch wohl aus keinem andern Grunde, als weil diese Politik selbst revolutionär war. Deutschland kann sich bei den Herren Klapka und Mazzini bedanken; ohne sie und ohne ihre Theilnahme für die preußische Politik würde Preußen nicht gewichen seyn, und es zum Kriege haben kommen lassen. „Ja!" ruft der Ministerpräsident emphatisch aus, „„es ist ein Wendepunkt in der preußischen Politik eingetreten, es soll entschieden mit der Revolution gebrochen werden."" Darin liegt zuvörderst das Eingeständniß, daß Preußen bis dahin mit der Revolution noch nicht gebrochen hatte; ein Eingeständniß, welches sämmtliche Erklärungen unseres November-Ministeriums und sämmtliche Deductionen desselben seit zwei Jahren mit einem Male dementirt und über den Haufen wirft; es liegt darin eine wahre Ehrenerklärung gegen Oesterreich und seine Verbündeten, und ein Zeugniß, daß alle Vorwürfe, die man dem Ministerium des Herrn v. Manteuffel bis dahin gemacht hat, begründet waren. Dennoch könnte man sich, das Geschehene vergessend, dieser Versicherung aufrichtig erfreuen, wenn man nur gewiß wüßte, was er hier versprochen hat. Er will von nun an mit der Revolution brechen; aber das Wörtchen „„Revolution"" ist ein viel zu tiefgreifender principieller Begriff, als daß Herr v. Manteuffel, dieser

Empiriker vom reinsten Wasser, der Consequenz desselben sich hätte bewußt seyn können. Ich fürchte, daß er unter diesem Bruche abermals weiter nichts versteht, als den Bruch mit einzelnen revolutionären Persönlichkeiten, mit Herrn Ruge und Klapka, vielleicht auch mit Herrn von Vinke und Camphausen. Wenn Herr von Manteuffel mit der Revolution brechen will, warum erkennt er zuvörderst den Bundestag nicht an? und glaubt er, daß die dualistischen Bestrebungen Preußens auf den Dresdener Conferenzen etwa weniger revolutionär wären, wie die Union und die deutsche Republik? Aber vor Allem — wenn dieser Bruch ernstlich gemeint seyn soll, fort mit der Verfassung vom 3. November, die Herr von Manteuffel selbst gegeben hat; fort mit dem Gemeindegesetze und fort so ziemlich mit Allem, was bis jetzt aus der gesetzgeberischen Thätigkeit des Herrn von Manteuffel geflossen ist. Vielleicht hat Herr v. Manteuffel aber nur gemeint, Preußen solle nur in Bezug auf seine auswärtige Politik, und namentlich auf Deutschland der Revolution Valet sagen; die revolutionären Errungenschaften im Inneren, die es vorzugsweise Herrn von Manteuffel verdankt, sollen wahrscheinlich nicht mit darunter begriffen seyn. Hier wird mich nun Herr von Manteuffel schwerlich verstehen, wenn ich ihn versichere, daß zwischen der Revolution im Innern und zwischen der Revolution nach außen der allerengste Zusammenhang stattfindet, so daß man beides aufgeben muß oder gar keins. Preußen mit seiner jetzigen revolutionären Gesetzgebung und mit seiner jetzigen Verfassung ist auf die Revolutionirung Deutschlands angewiesen; es wird sich nie dem historischen Rechtsorganismus einfügen können, der den geschichtlichen Zuständen Deutschlands zu Grunde liegt. Allerlei unvorhergesehene Zufälle werden Herrn v. Manteuffel gar bald überzeugen, daß man die Revolution draußen nicht aufopfern kann, wenn man ihr zu Hause Altäre errichtet; und daß das heutige Preußen mit seiner heutigen Verfassung keinen Frieden schließen kann mit den deutschen Mächten, die Gegner der Revolution sind. Die Ausführung dieses Satzes

würde zu weitläufig seyn. Und was die Hauptsache ist, sie würde uns vielleicht zwingen, noch weiter in die Geschichte zurückzugreifen, um die Frage aufzuwerfen: Ist die Großmacht Preußen denn überhaupt etwas anderes, als eine revolutionäre Schöpfung? Und bricht sie nicht mit sich selbst, mit ihrer Existenz, wenn sie mit der Revolution bricht? Aufrichtig gesagt, diese Resignation traue ich am wenigsten Herrn von Manteuffel zu, und ich muß es in seinem Munde daher für eine hohle, von dem Sprecher selbst nicht verstandene Phrase halten, wenn er ausruft: es soll mit der Revolution entschieden gebrochen werden." *)

---

*) Die Neue Preußische Zeitung vom 24. Januar enthält in ihrem „unverantwortlichen" Theile (d. h. unter den Inseraten, für welche die Verantwortlichkeit vor dem Publikum zu übernehmen die Redaction zur Zeit doch noch Bedenken trägt) folgenden charakteristischen Artikel:

„Ist der Schreiber der Artikel über Oesterreich und Preußen im „„Norddeutschen Correspondenten"" wohl ein fest in seinem Glauben stehender lutherischer Christ? oder sieht es damit schwankend aus? Uns will es scheinen, wer für einen katholischen Kaiser für Deutschland also schwärmet, dem kann es nicht recht klar seyn, was der Glaubenskampf eines gut protestantischen Christen sei, — was Martin Luther's durch des Herrn Gnade gefördert Werk überhaupt sei. — Wir meinen, es müsse dem protestantischen Deutschlande klar seyn, wie der König von von Preußen vor Allen dazu berufen ist, der rechte Vorkämpfer des protestantischen Glaubens; und Preußen, der rechte Heerd ächt protestantischen Lebens zu seyn. — Daß dem jetzt noch nicht so ist, daß das lutherische Bekenntniß dort bis heute noch nicht wieder gefestigt ist, ja sogar Verfolgung zu erdulden hat, das darf unsere Ansicht nicht ändern, darum klagen wir mit der ganzen lutherischen Christenheit; und daß solchem Elende bald ein Ende gemacht werde, und ächtes lutherisches Leben an allen Enden sich regend, dort den Sieg erringe über Unglauben und todten Glauben, darum gilt es beten."

„Wenn aber unser Gott solch Gebet erhöret, so glauben wir

Den 22. Januar 1851.

Werden die Dresdener Conferenzen die Uebel der Zeit, unter welchen Deutschland leidet, an der Wurzel angreifen? werden die versammelten Staatsmänner den eigentlichen Charakter und den tiefern Grund unserer politischen Krankheit erkennen? werden sie die rechten Heilmittel auffinden? werden sie, auch mit dem besten Willen, sie anwenden können? Wir haben auf alle diese Fragen keine Antwort. Einstweilen aber, und bis uns eine solche möglich wird, glauben wir unsere Leser auf eine kleine Schrift aufmerksam machen zu sollen, welche in „hundert Schlagwörtern zur Verfassungspolitik der Zukunft" Leuten, die Lust und Fähigkeit zum Nachdenken besitzen, einigen Stoff zu politischen Betrachtungen über Gegenwart und Zukunft liefert. Vielleicht weil der Kreis dieses Publikums zu allen Zeiten sehr eng war, und heute noch enger ist als ehemals, wurde dieß Büchlein bloß als Manuscript gedruckt; die noch übrigen Exemplare sind jedoch, nachdem auch in weitern Kreisen darnach gefragt wurde, in der Officin des Münchener Universitäts-Buchdruckers Herrn Weiß für Jedermann käuflich zu haben.

Der Inhalt der „Schlagworte" dreht sich einfach um die Frage: wohinaus? eine Frage, die in Beziehung auf die künftige innere Verfassung der deutschen Staaten begreiflicher Weise weit leichter aufgeworfen als beantwortet ist.

„Eine große Zahl denkender Menschen hat heutzutage bereits den Täuschungen des Repräsentativsystems auf den Grund

---

es auch fest, daß Preußen für das protestantische Deutschland der alleinige sichere Halt ist."

Was wird, wenn diese, nur durch die Furcht vor der Revolution aus ihrer einflußreichen Stellung gedrängte Partei je wieder zur Gewalt gelangt, das Resultat für die Lage der katholischen Kirche in Preußen seyn?

gesehen, und will unter keiner Bedingung in den Abgrund hinein, welchem diese Straße nothwendig zuführt, wenn man „„vorwärts““ schreitet. Auf der andern Seite hat aber auch die überwiegende Mehrzahl aller gescheuten Leute in Deutschland die Schwäche, Verdorbenheit und innere Faulheit der reinen Beamtenregierung durchschaut, und will unter keiner Bedingung in den Zustand zurück, wie er etwa vor Anfang der Revolution in Oesterreich oder Preußen bestand. Dieß sind zwei Negationen. Aber das neue Positive, welches uns gegen das Verderben vor und gegen die Verwesung hinter uns schützen könnte, dieß ist noch nie, selbst nicht einmal annäherungsweise formulirt worden. Wir wissen was wir nicht wollen, aber, wenigstens nicht genau und praktisch ausgedrückt, was wir wollen. Und dieß eben ist die schwache Seite der Wohlgesinnten, und die Stärke der bornirten und unheilbaren Anhänger Delolme's, die, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Communismus die Wege bereiten."

So steht vor uns, am Ausgange der Laufbahn, in welche das, aus Hobbes' nnd Rousseau's Theorie entsprossene, despotische Freithum uns gedrängt hat: der Tod, zunächst hinter uns aber freilich die Verwesung. Die zwischen beiden in der Mitte liegende Phase der Revolution ist eben nichts, als eine constitutionelle Rauferei, eine Zeitfrage, ein Uebergang, dessen Ende man, die Uhr in der Hand, wenn auch nicht auf Tag und Stunde, so doch ziemlich genau auf Jahre und Monate berechnen kann. Entweder wird und muß in einer mäßigen Frist die Revolution sich vollenden, oder die unabhängige Gewalt des Schwertes siegen. Für den ersten Fall guten Rath geben zu wollen, wäre lächerlich. Geht dieses Weltalter mit all' unsern Traditionen von Sitte, Cultur und Bildung in einem politisch-socialen Erdbeben, wie es die Welt noch nicht erlebt hat, zu Grunde, so weiß Gott allein, welches neue Leben dann dereinst noch vor dem Ende der Tage aus dem Schutte der Ruinen erblühen wird; aber dieser Entwicklungsproceß ist aller

und jeder Berechnung entrückt und rein dem Wirken der Naturgewalten anheim gefallen, die taub für unsre Wünsche und Pläne, unsrer menschlichen Aphorismen und Schlagwörter nicht bedürfen. Die letztern sind vielmehr nur für den Fall geschrieben, daß die Ordnung siegt, d. h. die Gewalt, von der allein das, was wir Ordnung im Staate nennen, ausgehen kann und zu allen Zeiten ausgegangen ist. — Sie sind ein „unvorgreiflicher“ guter Rath, wie die siegreiche Gewalt, nicht etwa in der beliebten Weise Feuer und Wasser, Gott und Teufel, Sünde und Tugend, Wahnsinn und Verstand zu einem ekelhaften Justemilieu zusammenrühren, wohl aber, wie sie die wahren und unläugbaren Bedürfnisse der Gesellschaft erkennen, und die Vernunft der alten mit den wohlberechtigten Ansprüchen der neuen Zeit versöhnen soll, um nicht im ewigen Einerlei den Wiederbelebungsprozeß der Revolution, den man Restaurationsperiode nennt, nach jeder Niederlage derselben wieder und wieder und immer wieder durchmachen zu müssen. Aber es ist sehr wenig Aussicht dazu, daß menschliche Rede, und wenn es auch die klügste und bestgemeinte wäre, dort, wo es nöthig und heilsam ist, auch nur gehört, oder gar verstanden werden wird. Das ist so der Weltlauf, und darüber muß jeder Sterbliche sich trösten, wenn und nachdem er seiner Pflicht genug gethan, „es gesagt, und seine Seele gerrettet hat.“

Das Gefühl der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen politischen Zustände ist mit Ausnahme einer ganz kleinen Cotterie, welche hauptsächlich in der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung zum Verderben Deutschlands ihr Wesen treibt, ein allgemein verbreitetes. Man kann die Theorie des Repräsentativsystems als aufgegeben von dem denkenden und ehrlichen Theile der Nation betrachten. Aber Viele wiegen sich in falschen Hoffnungen, und diese nach Kräften abzuschneiden, war einer der Hauptzwecke des Verfassers der „Schlagworte.“ — Ein tüchtiger, kräftiger, unumschränkter Monarch thäte uns Noth, sagen Viele. Freilich wohl, denn ein „monarchisches Princip“

ohne Monarchen ist weniger noch als das „tönende Erz und die klingende Schelle“, von welcher der Apostel der Heiden spricht. „Aber wenn Harun al Raschid, oder wen wir uns sonst als Repräsentanten eines kräftigen, einsichtsvollen Absolutismus denken, heute wieder auf die Welt käme, und einen unserer occidentalischen Throne besteigen müßte, so stünde auch er zwischen zwei Abgründen: er müßte entweder mit der reinen Bureaukratie, oder mit dem Repräsentativsystem und dessen verschiedenen Abstufungen und Nüancen regieren. Wenn er weder das Eine noch das Andere wollte, müßte er eine dritte, neue Methode erdenken.“ — Andere setzen ihre Hoffnung auf den Krieg. „Der Krieg ist das Grab der Revolution; sehr richtig! Aber eine traurige Erfahrung beweist, daß sie nach dem Frieden wieder auferstehen kann. Sie muß innerlich überwunden und in ihrer Nichtigkeit erkannt seyn, ehe diese Phase der modernen Geschichte als geschlossen betrachtet werden darf.“

Oder wollen wir auf die alten Stände zurück greifen?

„Niemand hat weder das Recht noch die Macht willkürlich rückwärts greifend ältere politische Formen aus ihrem Grabe wieder in's Leben zu rufen. Dieß gilt auch von den alten ständischen Verfassungen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß deren versuchte Repristination die Welt nicht retten konnte. Wären sie untergegangen, wenn der Geist, der sie einst belebte, nicht schon längst aus ihnen entwichen gewesen wäre? Wenn aber die uralten Principien der christlich-germanischen Gesellschaft noch lebendig sind, so werden sie sich auch vor dem Ende der Tage noch einmal in neuen Formen offenbaren. Aber in der Geschichte gibt es keine mechanische Restauration.“

So soll uns vielleicht die Wissenschaft und die wiedergenesene öffentliche Meinung helfen? Aber wir treiben uns hier augenscheinlich in einem vitiösen Cirkel herum.

„Nur von einer bessern politischen Lehre und einer wiedergenesenen öffentlichen Meinung haben wir bessere politische

Zustände zu erwarten; und erst aus gesündern öffentlichen Zuständen kann sich, weil die Theorie überall erst der Praxis folgt, eine bessere Lehre und öffentliche Meinung entwickeln. Aus dieser hoffnungslosen Lage können nur unvorhergesehene Menschen, nicht vorher zu berechnende Begebenheiten, und Regierungsmaßregeln, die noch nicht da gewesen sind, uns erlösen."

Grundbedingung aller politischen Genesung ist freilich die Rückkehr der modernen Bildung zum Christenthume und die Heilung des Bruches, der die abendländische Christenheit zerreißt. „Aber die despotische, Alles regierende Bureaukratie und die" (pseudoliberale oder radikale) „Kopfzahlmajorität sind darin vollkommen einig, dem Christenthume jeden Einfluß auf die Wiederherstellung der Gesellschaft abzuschneiden. Wenn jedoch Kirche und Religion günstig auf den Staat zurückwirken sollen, so bedürfen auch sie solcher politischen Formen und Institutionen, welche ihnen Luft und Licht zur Entfaltung ihrer Lebensthätigkeit gewähren."

Fragen wir nach diesem Allen also, woher uns Hülfe und Trost kommen soll? so muß die Antwort freilich wieder lauten: Gott allein kann helfen. Aber die Vorsehung wirkt durch die Freiheit der Menschen. Wir dürfen nicht aus gerechter Abneigung gegen das atheistische Machenwollen, das Nichtsthun zum Princip erheben und uns, die Hände in den Schooß legend, auf die Vorsehung Gottes, oder wie es der Unglaube nennt, auf den Zufall verlassen wollen.

„Wer heute in Europa die Gesellschaft retten will, muß die Monarchie retten. Die Republik ist keine Verfassungsform für unsere Zeit, und dieß zwar, weil es keine Republikaner gibt. Es gibt aber keine Republikaner, weil der individuelle Egoismus durchgängig den Corporationsgeist erstickt hat."

So gelangen wir auf einem weiten Umwege immer wieder zu dem alten Satze: ohne Monarchen gibt es keine Monarchie.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Zustände zu erwarten; und erst aus gesündern öffentlichen Zuständen kann sich, weil die Theorie überall erst der Praxis folgt, eine bessere Lehre und öffentliche Meinung entwickeln. Aus dieser hoffnungslosen Lage können nur unvorhergesehene Menschen, nicht vorher zu berechnende Begebenheiten, und Regierungsmaßregeln, die noch nicht da gewesen sind, uns erlösen."

Grundbedingung aller politischen Genesung ist freilich die Rückkehr der modernen Bildung zum Christenthume und die Heilung des Bruches, der die abendländische Christenheit zerreißt. „Aber die despotische, Alles regierende Bureaukratie und die" (pseudoliberale oder radikale) „Kopfzahlmajorität sind darin vollkommen einig, dem Christenthume jeden Einfluß auf die Wiederherstellung der Gesellschaft abzuschneiden. Wenn jedoch Kirche und Religion günstig auf den Staat zurückwirken sollen, so bedürfen auch sie solcher politischen Formen und Institutionen, welche ihnen Luft und Licht zur Entfaltung ihrer Lebensthätigkeit gewähren."

Fragen wir nach diesem Allen also, woher uns Hülfe und Trost kommen soll? so muß die Antwort freilich wieder lauten: Gott allein kann helfen. Aber die Vorsehung wirkt durch die Freiheit der Menschen. Wir dürfen nicht aus gerechter Abneigung gegen das atheistische Machenwollen, das Nichtsthun zum Princip erheben und uns, die Hände in den Schooß legend, auf die Vorsehung Gottes, oder wie es der Unglaube nennt, auf den Zufall verlassen wollen.

„Wer heute in Europa die Gesellschaft retten will, muß die Monarchie retten. Die Republik ist keine Verfassungsform für unsere Zeit, und dieß zwar, weil es keine Republikaner gibt. Es gibt aber keine Republikaner, weil der individuelle Egoismus durchgängig den Corporationsgeist erstickt hat."

So gelangen wir auf einem weiten Umwege immer wieder zu dem alten Satze: ohne Monarchen gibt es keine Monarchie.

„Das unentbehrlichste Erforderniß zu einer Monarchie ist ein Monarch, und das wesentliche Erforderniß zu einem Monarchen die Eigenschaft: für jene Functionen, die er selbst zu verrichten nicht vermag, andere, geeignete Personen auszuwählen, welche dieselben in seinem Namen versehen. Je größer das Geschick: diese Wahl zu treffen und die Gewählten zu überwachen, desto besser ist der Monarch. Daher die Erscheinung: daß Frauen so oft ausgezeichnete Regentinnen waren."

Wie soll also der „Monarch" das ihm von der Vorsehung als Loos zugewiesene Stück Welt regieren? Die „Schlagworte" antworten darauf mit einem Grundsatze, den sie selbst für eine „Petitio Principii" erklären.

„Als nothwendige Voraussetzung und letzte Summe aller Regierungsklugheit müßte ein moderner Aristoteles seinem Schüler zwei Regeln einprägen: erstens habe die Gewalt! und zweitens habe den Verstand die Gewalt recht zu brauchen! Alles Uebrige sind bloße Corrolarien."

Aus diesen Folgerungen, in Betreff deren wir den geneigten Leser auf das Büchlein selbst verweisen, wenn es ihm zu Gesichte kommen sollte, wollen wir hier nur eine hervorheben, welche die Ueberschrift: Versöhnung führt.

„Wie die Uhr des Perpendikels, so bedarf das politische Leben der heutigen Staaten der unabhängigen monarchischen Gewalt. Auch eines bezahlten Beamtenstandes, also eines gewissen bureaukratischen Elements, können wir nicht entbehren. Die Sonderthümlichkeit der alten ständischen Verfassungen muß über kurz oder lang, insoweit sie nicht vorhanden ist, mit den durch die Zeit nothwendig gewordenen Modifikationen und Erweiterungen dem heutigen Leben eingefügt werden, und richtig verstanden ist selbst die Anforderung einer Vertretung des ganzen Volkes keineswegs von aller Wahrheit entblößt. Keines dieser Elemente darf ignorirt werden, und jedes derselben hat eine historische Berechtigung. Nur darauf kommt es an, daß sich diese disjecta membra zu einem organischen Leibe

zusammenfügen. Darum ist wirklich Versöhnung der in der Zeit liegenden Gegensätze, insoweit sie möglich ist, eine Hauptaufgabe der Zukunft. Aber das Repräsentativsystem, wie Montesquieu und Delolme es formulirt haben, führt immer weiter von diesem Ziele ab, statt ihm entgegen. Kann jene Ausgleichung auf friedlichem oder nur auf blutigem Wege erfolgen?"

Das hier Gesagte betraf die Nothwendigkeit der Reconstruction der Verfassungs-Verhältnisse im Innern der deutschen Bundesstaaten. Ohne eine solche ist die Ordnung der deutschen Verhältnisse im Großen nicht möglich, so wie umgekehrt ohne eine, wenigstens vorläufige Schlichtung der Wirren im deutschen Gesammtvaterlande es schwer werden wird, die Entwickelung der Verfassungsverhältnisse in den einzelnen deutschen Ländern auf einen Weg zu leiten, der zum Heile führen könnte. Einen originellen, markigen Gedanken in Beziehung auf die künftige Verfassung Deutschlands entwickelte neulich der norddeutsche Correspondent.

„Wenn es wahr ist, daß nur die Rücksichten auf Deutschlands Einheit und Größe Preußen zu seiner bisherigen und jetzt gescheiterten Politik bestimmt haben; wenn es wahr ist, daß Preußen wirklich in Deutschland aufgehen und nicht umgekehrt, Deutschland in Preußen aufgehen lassen wollte, so kann die preußische Regierung jetzt bei den Verhandlungen der Dresdener Conferenzen einen glänzenden Beweis für dieses ihr uneigennütziges und reindeutsches Streben liefern. Wie es schon der Name sagt, so ist der sogenannte Dualismus jedenfalls das Gegentheil der Einheit, und je mehr dieser Dualismus Oesterreichs und Preußens in der Verfassung ausgebildet wird, desto sicherer wird eine einstige Trennung und Zerrissenheit Deutschlands angebahnt. Man muß es zugestehen, daß den meisten Bestrebungen sowohl Preußens als der Gothaner eine gewisse allgemeine Wahrheit und ein gewisses Bedürfniß zum Grunde lag. Beide hatten darin Recht, daß die ausführende Gewalt im deutschen Reiche eine einheitliche Spitze haben müsse, wenn überhaupt von einer kräftigen und geordneten Verwaltung Deutschlands die Rede seyn soll. Ihr Unrecht bestand

nur bei diesem Punkte wie in allen übrigen darin, daß sie diese Spitze nicht auf den geschichtlich vorhandenen Grundlagen errichten wollten. Der Versuch ist fehlgeschlagen; das preußisch-deutsche Kaiserthum, welches die kleinern und Mittelstaaten aufgelöst und Oesterreich aus Deutschland ausgeschlossen haben würde, ist gänzlich gescheitert, und seine Unmöglichkeit ist vor den Augen aller Welt klar geworden. Aber die Idee des deutschen Kaiserthums an sich, die Idee einer incarnirten obersten Verwaltung und Executive für Deutschland ist damit nicht beseitigt; das Bedürfniß ist in diesem Augenblicke eben so dringend wie im Jahre 1848 und 1849. Unterordnung aller deutschen Staaten unter eine einheitliche höchste Executive, auf daß die Bundesgesetze kräftig gehandhabt werden können, bleibt nach wie vor das Losungswort der Zeit und das eigentliche Ziel, auf welches die reformirenden Bestrebungen auf dem Gebiete der Bundesverfassung zu richten sind. Da der preußische Kaiser sich für Deutschland als unmöglich erwiesen hat, so muß der Blick sich nothwendigerweise auf einen österreichisch-deutschen Kaiser richten. Von Preußen wird es vorzugsweise abhängen. Gibt Preußen die Politik Friedrichs des Großen auf, die darauf hinauslief, sich der kaiserlichen Gewalt zu entziehen, und deren endliches Resultat die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone von Seiten Oesterreichs war, faßt es den großen Entschluß, sich um Deutschlands willen (und wie wir hinzufügen, auch um seiner selbst willen) allen Prätensionen auf Parität zu entsagen, den Namen einer Großmacht aus seinem Gedächtnisse zu streichen, wieder gut machen, was es an dem deutschen Reiche gesündigt, und sich als freier erster deutscher Stand wieder unter die Lehensherrlichkeit eines deutschen Kaisers aus dem Hause Habsburg zu stellen, und bleibt es diesem Entschlusse auch in seinem fernern Verhalten in treuer Loyalität zugethan, so kann das Bedürfniß einer auf geschichtlichen Grundlagen ruhenden deutschen Einheit allerdings befriedigt werden. Einen andern Weg gibt es nicht."

„Alles, was man von Dualismus, von einer Trias, von einem fünfgliederigen Directorium u. s. w. spricht, führt nicht zum Ziele. Die Ohnmacht und Zerrissenheit der deutschen Executivgewalt, und in Folge deren auch der deutschen Gesetzgebung würde dadurch nur in starreren, unüberwindlicheren Formen aus-

und jeder Berechnung entrückt und rein dem Wirken der Naturgewalten anheim gefallen, die taub für unsre Wünsche und Pläne, unsrer menschlichen Aphorismen und Schlagwörter nicht bedürfen. Die letztern sind vielmehr nur für den Fall geschrieben, daß die Ordnung siegt, d. h. die Gewalt, von der allein das, was wir Ordnung im Staate nennen, ausgehen kann und zu allen Zeiten ausgegangen ist. — Sie sind ein „unvorgreiflicher“ guter Rath, wie die siegreiche Gewalt, nicht etwa in der beliebten Weise Feuer und Wasser, Gott und Teufel, Sünde und Tugend, Wahnsinn und Verstand zu einem ekelhaften Justemilieu zusammenrühren, wohl aber, wie sie die wahren und unläugbaren Bedürfnisse der Gesellschaft erkennen, und die Vernunft der alten mit den wohlberechtigten Ansprüchen der neuen Zeit versöhnen soll, um nicht im ewigen Einerlei den Wiederbelebungsprozeß der Revolution, den man Restaurationsperiode nennt, nach jeder Niederlage derselben wieder und wieder und immer wieder durchmachen zu müssen. Aber es ist sehr wenig Aussicht dazu, daß menschliche Rede, und wenn es auch die klügste und bestgemeinte wäre, dort, wo es nöthig und heilsam ist, auch nur gehört, oder gar verstanden werden wird. Das ist so der Weltlauf, und darüber muß jeder Sterbliche sich trösten, wenn und nachdem er seiner Pflicht genug gethan, „es gesagt, und seine Seele gerrettet hat.“

Das Gefühl der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen politischen Zustände ist mit Ausnahme einer ganz kleinen Cotterie, welche hauptsächlich in der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung zum Verderben Deutschlands ihr Wesen treibt, ein allgemein verbreitetes. Man kann die Theorie des Repräsentativsystems als aufgegeben von dem denkenden und ehrlichen Theile der Nation betrachten. Aber Viele wiegen sich in falschen Hoffnungen, und diese nach Kräften abzuschneiden, war einer der Hauptzwecke des Verfassers der „Schlagworte.“ — Ein tüchtiger, kräftiger, unumschränkter Monarch thäte uns Noth, sagen Viele. Freilich wohl, denn ein „monarchisches Princip“

ohne Monarchen ist weniger noch als das „tönende Erz und die klingende Schelle“, von welcher der Apostel der Heiden spricht. „Aber wenn Harun al Raschid, oder wen wir uns sonst als Repräsentanten eines kräftigen, einsichtsvollen Absolutismus denken, heute wieder auf die Welt käme, und einen unserer occidentalischen Throne besteigen müßte, so stünde auch er zwischen zwei Abgründen: er müßte entweder mit der reinen Bureaukratie, oder mit dem Repräsentativsystem und dessen verschiedenen Abstufungen und Nüancen regieren. Wenn er weder das Eine noch das Andere wollte, müßte er eine dritte, neue Methode erdenken.“ — Andere setzen ihre Hoffnung auf den Krieg. „Der Krieg ist das Grab der Revolution; sehr richtig! Aber eine traurige Erfahrung beweist, daß sie nach dem Frieden wieder auferstehen kann. Sie muß innerlich überwunden und in ihrer Nichtigkeit erkannt seyn, ehe diese Phase der modernen Geschichte als geschlossen betrachtet werden darf.“

Oder wollen wir auf die alten Stände zurück greifen?

„Niemand hat weder das Recht noch die Macht willkürlich rückwärts greifend ältere politische Formen aus ihrem Grabe wieder in's Leben zu rufen. Dieß gilt auch von den alten ständischen Verfassungen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß deren versuchte Repristination die Welt nicht retten konnte. Wären sie untergegangen, wenn der Geist, der sie einst belebte, nicht schon längst aus ihnen entwichen gewesen wäre? Wenn aber die uralten Principien der christlich-germanischen Gesellschaft noch lebendig sind, so werden sie sich auch vor dem Ende der Tage noch einmal in neuen Formen offenbaren. Aber in der Geschichte gibt es keine mechanische Restauration.“

So soll uns vielleicht die Wissenschaft und die wiedergenesene öffentliche Meinung helfen? Aber wir treiben uns hier augenscheinlich in einem vitiösen Cirkel herum.

„Nur von einer bessern politischen Lehre und einer wiedergenesenen öffentlichen Meinung haben wir bessere politische

Zustände zu erwarten; und erst aus gesündern öffentlichen Zuständen kann sich, weil die Theorie überall erst der Praxis folgt, eine bessere Lehre und öffentliche Meinung entwickeln. Aus dieser hoffnungslosen Lage können nur unvorhergesehene Menschen, nicht vorher zu berechnende Begebenheiten, und Regierungsmaßregeln, die noch nicht da gewesen sind, uns erlösen."

Grundbedingung aller politischen Genesung ist freilich die Rückkehr der modernen Bildung zum Christenthume und die Heilung des Bruches, der die abendländische Christenheit zerreißt. „Aber die despotische, Alles regierende Bureaukratie und die" (pseudoliberale oder radikale) „Kopfzahlmajorität sind darin vollkommen einig, dem Christenthume jeden Einfluß auf die Wiederherstellung der Gesellschaft abzuschneiden. Wenn jedoch Kirche und Religion günstig auf den Staat zurückwirken sollen, so bedürfen auch sie solcher politischen Formen und Institutionen, welche ihnen Luft und Licht zur Entfaltung ihrer Lebensthätigkeit gewähren."

Fragen wir nach diesem Allen also, woher uns Hülfe und Trost kommen soll? so muß die Antwort freilich wieder lauten: Gott allein kann helfen. Aber die Vorsehung wirkt durch die Freiheit der Menschen. Wir dürfen nicht aus gerechter Abneigung gegen das atheistische Machenwollen, das Nichtsthun zum Princip erheben und uns, die Hände in den Schooß legend, auf die Vorsehung Gottes, oder wie es der Unglaube nennt, auf den Zufall verlassen wollen.

„Wer heute in Europa die Gesellschaft retten will, muß die Monarchie retten. Die Republik ist keine Verfassungsform für unsere Zeit, und dieß zwar, weil es keine Republikaner gibt. Es gibt aber keine Republikaner, weil der individuelle Egoismus durchgängig den Corporationsgeist erstickt hat."

So gelangen wir auf einem weiten Umwege immer wieder zu dem alten Satze: ohne Monarchen gibt es keine Monarchie.

„Das unentbehrlichste Erforderniß zu einer Monarchie ist ein Monarch, und das wesentliche Erforderniß zu einem Monarchen die Eigenschaft: für jene Functionen, die er selbst zu verrichten nicht vermag, andere, geeignete Personen auszuwählen, welche dieselben in seinem Namen versehen. Je größer das Geschick: diese Wahl zu treffen und die Gewählten zu überwachen, desto besser ist der Monarch. Daher die Erscheinung: daß Frauen so oft ausgezeichnete Regentinnen waren."

Wie soll also der „Monarch" das ihm von der Vorsehung als Loos zugewiesene Stück Welt regieren? Die „Schlagworte" antworten darauf mit einem Grundsatze, den sie selbst für eine „Petitio Principii" erklären.

„Als nothwendige Voraussetzung und letzte Summe aller Regierungsklugheit müßte ein moderner Aristoteles seinem Schüler zwei Regeln einprägen: erstens habe die Gewalt! und zweitens habe den Verstand die Gewalt recht zu brauchen! Alles Uebrige sind bloße Corrolarien."

Aus diesen Folgerungen, in Betreff deren wir den geneigten Leser auf das Büchlein selbst verweisen, wenn es ihm zu Gesichte kommen sollte, wollen wir hier nur eine hervorheben, welche die Ueberschrift: Versöhnung führt.

„Wie die Uhr des Perpendikels, so bedarf das politische Leben der heutigen Staaten der unabhängigen monarchischen Gewalt. Auch eines bezahlten Beamtenstandes, also eines gewissen bureaukratischen Elements, können wir nicht entbehren. Die Sonderthümlichkeit der alten ständischen Verfassungen muß über kurz oder lang, insoweit sie nicht vorhanden ist, mit den durch die Zeit nothwendig gewordenen Modifikationen und Erweiterungen dem heutigen Leben eingefügt werden, und richtig verstanden ist selbst die Anforderung einer Vertretung des ganzen Volkes keineswegs von aller Wahrheit entblößt. Keines dieser Elemente darf ignorirt werden, und jedes derselben hat eine historische Berechtigung. Nur darauf kommt es an, daß sich diese disjecta membra zu einem organischen Leibe

zusammenfügen. Darum ist wirklich Versöhnung der in der Zeit liegenden Gegensätze, insoweit sie möglich ist, eine Hauptaufgabe der Zukunft. Aber das Repräsentativsystem, wie Montesquieu und Delolme es formulirt haben, führt immer weiter von diesem Ziele ab, statt ihm entgegen. Kann jene Ausgleichung auf friedlichem oder nur auf blutigem Wege erfolgen?"

Das hier Gesagte betraf die Nothwendigkeit der Reconstruction der Verfassungs-Verhältnisse im Innern der deutschen Bundesstaaten. Ohne eine solche ist die Ordnung der deutschen Verhältnisse im Großen nicht möglich, so wie umgekehrt ohne eine, wenigstens vorläufige Schlichtung der Wirren im deutschen Gesammtvaterlande es schwer werden wird, die Entwickelung der Verfassungsverhältnisse in den einzelnen deutschen Ländern auf einen Weg zu leiten, der zum Heile führen könnte. Einen originellen, markigen Gedanken in Beziehung auf die künftige Verfassung Deutschlands entwickelte neulich der norddeutsche Correspondent.

„Wenn es wahr ist, daß nur die Rücksichten auf Deutschlands Einheit und Größe Preußen zu seiner bisherigen und jetzt gescheiterten Politik bestimmt haben; wenn es wahr ist, daß Preußen wirklich in Deutschland aufgehen und nicht umgekehrt, Deutschland in Preußen aufgehen lassen wollte, so kann die preußische Regierung jetzt bei den Verhandlungen der Dresdener Conferenzen einen glänzenden Beweis für dieses ihr uneigennütziges und reindeutsches Streben liefern. Wie es schon der Name sagt, so ist der sogenannte Dualismus jedenfalls das Gegentheil der Einheit, und je mehr dieser Dualismus Oesterreichs und Preußens in der Verfassung ausgebildet wird, desto sicherer wird eine einstige Trennung und Zerrissenheit Deutschlands angebahnt. Man muß es zugestehen, daß den meisten Bestrebungen sowohl Preußens als der Gothaner eine gewisse allgemeine Wahrheit und ein gewisses Bedürfniß zum Grunde lag. Beide hatten darin Recht, daß die ausführende Gewalt im deutschen Reiche eine einheitliche Spitze haben müsse, wenn überhaupt von einer kräftigen und geordneten Verwaltung Deutschlands die Rede seyn soll. Ihr Unrecht bestand

nur bei diesem Punkte wie in allen übrigen darin, daß sie diese Spitze nicht auf den geschichtlich vorhandenen Grundlagen errichten wollten. Der Versuch ist fehlgeschlagen; das preußisch-deutsche Kaiserthum, welches die kleinern und Mittelstaaten aufgelöst und Oesterreich aus Deutschland ausgeschlossen haben würde, ist gänzlich gescheitert, und seine Unmöglichkeit ist vor den Augen aller Welt klar geworden. Aber die Idee des deutschen Kaiserthums an sich, die Idee einer incarnirten obersten Verwaltung und Exekutive für Deutschland ist damit nicht beseitigt; das Bedürfniß ist in diesem Augenblicke eben so dringend wie im Jahre 1848 und 1849. Unterordnung aller deutschen Staaten unter eine einheitliche höchste Executive, auf daß die Bundesgesetze kräftig gehandhabt werden können, bleibt nach wie vor das Losungswort der Zeit und das eigentliche Ziel, auf welches die reformirenden Bestrebungen auf dem Gebiete der Bundesverfassung zu richten sind. Da der preußische Kaiser sich für Deutschland als unmöglich erwiesen hat, so muß der Blick sich nothwendigerweise auf einen österreichisch-deutschen Kaiser richten. Von Preußen wird es vorzugsweise abhängen. Gibt Preußen die Politik Friedrichs des Großen auf, die darauf hinauslief, sich der kaiserlichen Gewalt zu entziehen, und deren endliches Resultat die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone von Seiten Oesterreichs war, faßt es den großen Entschluß, sich um Deutschlands willen (und wie wir hinzufügen, auch um seiner selbst willen) allen Prätensionen auf Parität zu entsagen, den Namen einer Großmacht aus seinem Gedächtnisse zu streichen, wieder gut machen, was es an dem deutschen Reiche gesündigt, und sich als freier erster deutscher Stand wieder unter die Lehensherrlichkeit eines deutschen Kaisers aus dem Hause Habsburg zu stellen, und bleibt es diesem Entschlusse auch in seinem fernern Verhalten in treuer Loyalität zugethan, so kann das Bedürfniß einer auf geschichtlichen Grundlagen ruhenden deutschen Einheit allerdings befriedigt werden. Einen andern Weg gibt es nicht."

„Alles, was man von Dualismus, von einer Trias, von einem fünfgliederigen Directorium u. s. w. spricht, führt nicht zum Ziele. Die Ohnmacht und Zerrissenheit der deutschen Executivgewalt, und in Folge deren auch der deutschen Gesetzgebung würde dadurch nur in starreren, unüberwindlicheren Formen aus-

geprägt werden. So ungenügend und unhaltbar die bisherige Bundesverfassung aber in Bezug auf eine regel- und planmäßige, thätig eingreifende Bundesverwaltung war, so würden wir sie doch noch immer dieser schroffen Spaltung in zwei, drei oder fünf coordinirte Gewalten von verschiedenen Interessen vorziehen. Die siebenzehnköpfige bisherige Bundesverwaltung würde immer noch einiger handeln, als die zwei-, drei- und fünfköpfige. Die Uneinigkeit würde in demselben Maße wachsen, als die Verwaltung sich in wenigere und kräftigere Persönlichkeiten theilte. Die Zwei- oder Dreiheit bringt uns der Einheit organisch nicht im Mindesten näher. Es beruht auf einer völligen Verwechselung des arithmetischen Verhältnisses mit dem organischen Verhältnisse, wenn man sich solche Illusionen macht. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung unseres heutigen Geschlechtes, daß man mit der größten Leichtigkeit die allerverwegensten Speculationen und die allerrechtlosesten, verbrecherischesten Plane ausspricht und sich zu denselben bekennt, als wenn es sich dabei um einen ganz gleichgültigen, unschuldigen Versuch handelte, während man umgekehrt eine wahre Furcht hat, sich zu den geschichtlichen und berechtigten Anforderungen offen zu bekennen. So geht es auch mit der Idee des österreichischen Kaiserthums. Für Republik, für Kopfzahlsystem, für den preußischen Kaiser und für die Union haben sich unsere Politiker mit einer Unbefangenheit ausgesprochen, als wenn es sich um die alleralltäglichste, sich von selbst verstehende Kleinigkeit handelte. Für unsern historischen Kaiser aus dem Hause Habsburg aber wagt kein Mensch den Mund zu öffnen, obgleich diese Restauration durch die geschichtlichen Umstände so klar indicirt ist. Bei der bloßen Erwähnung schaudert Alles schon zusammen, als wenn es sich dabei um die Sünde gegen den heiligen Geist handelte. Selbst Oesterreich will aus übergroßer Bescheidenheit von diesem seinen Berufe nichts wissen. So ist es heut zu Tage. Alles ist populär, nur nicht das Geschichtliche; zu Allem hat man den Muth, nur nicht zu dem Vernünftigen und Nothwendigen. Mit dem Wesenlosen, Gespenstischen kokettirt man, aber vor wirklichem Fleisch und Blut läuft man davon. Darum kann es aber nicht schaden, wenn einzelne Stimmen dreist diesen Zauberkreis der unbegründeten Furcht durchbrechen und die Menschen nöthi-

gen, das Ding von Fleisch und Blut zu befühlen und zu betrachten."

„Man hört freilich nur sehr vereinzelte und unvollkommene Nachrichten über die Vorschläge, welche Preußen und Oesterreich zur Reform der deutschen Bundesverfassung auf den Dresdener Conferenzen machen wollen oder bereits gemacht haben. Was jedoch davon transpirirt, deutet allerdings darauf hin, daß man die Executive in eine einzige Hand legen wolle. (?) Wir verwundern uns darüber nicht. Die Logik, die in der Sache selbst liegt, muß, so bald man sich damit beschäftigt, auch die allerkurzsichtigsten Menschen auf diese Nothwendigkeit hinführen. Volle tausend Jahre hat das Bedürfniß nach einer einheitlichen Spitze unserer Föderativverfassung sich geltend gemacht und sich in der Gestalt eines Kaisers plastisch manifestirt. Der Grundfehler, der durch unsere ganze deutsche Geschichte sich durchzieht, lag eben darin, daß diese einheitliche Spitze nicht kräftig genug war, um die einzelnen Glieder in Bezug auf die Gesammtangelegenheiten des deutschen Reiches zur Einheit zusammenzufassen und zusammenzubinden. Es war gewiß nicht nur ein politischer, sondern auch ein logischer Irrthum, wenn man auf dem Wiener Congreß diesen Fehler dadurch zu beseitigen suchte, daß man die Glieder noch kräftiger und ungebundener machte, und dagegen das Haupt, die Spitze ganz wegließ. Es hat sich bestraft, und vielleicht gehörte eine fünfunddreißigjährige Erfahrung dazu mit ihrer Lethargie im Anfange, mit ihren zügellosen Experimenten am Schlusse, um die Menschen zur Erkenntniß dieses Irrthums zu bringen. Jetzt aber ist die Zeit, wo mit Entschiedenheit darauf hingewiesen werden muß."

„Wenn man einmal in dieser Richtung verfahren und construiren, wenn man die nothwendige Einheit der Executive für Deutschland herstellen will, so soll man es nicht halb thun, und soll nicht Maßregeln damit verbinden, welche diese Einheit entweder erschweren oder unmöglich machen. Die verschiedenen deutschen Staaten mögen gleich den früheren Reichsständen ihr entscheidendes Votum bei der Gesetzgebung wahren und sich auf keine Weise verkümmern lassen. Wollen sie aber einmal eine einheitige Executivgewalt herstellen, so sollen sie dieselbe auch mit aller Macht und mit allen Bedingungen ausrüsten, die zur Ausübung derselben

erforderlich sind. So sehe ich zum Beispiel nicht ein, warum man Oesterreich den Namen verweigert, wenn man ihm die Sache doch überweisen will. In dem Namen „„Deutscher Kaiser"" liegt gar viel. Dieser Name hat einen großen sittlichen Inhalt. Er deutet auf Majestät, er deutet auf Lehnstreue hin, während z. B. der bloße Name Vorstand, Präsidium, oder wie man es sonst nennen will, nichts ist, als ein abstracter Begriff ohne allen geschichtlichen Inhalt. Ohne Liebe und Pietät wird der Gehorsam immer ein unvollkommener und widerwilliger seyn. Der bloßen rechtlichen Abstraction allein gehorchen die meisten Menschen nur unvollkommen. Die ausführende Gewalt muß geschichtlich in majestätischer Gestalt inkarnirt seyn, wenn ein lebendig sittliches Verhältniß, wenn eine schöne freie Wechselwirkung zwischen Befehl und Gehorsam Platz greifen soll. Den Namen, dem ein großer Theil Deutschlands zujauchzte, als der König von Preußen damit bekleidet werden sollte, den sollte man sich scheuen, einer Macht zu übertragen, die ihn lange Jahrhunderte besessen hat, und der in der That das geschichtliche Bewußtseyn desselben noch nicht verloren gegangen ist? Doch dieses Thema ist so reich und unerschöpflich, daß es in einem Zeitungsartikel nicht erschöpft werden kann. Nur auf Eins möchten wir die Beherrscher von Preußen und Bayern, von Hannover; Sachsen, Würtemberg u. s. w. noch aufmerksam machen. Die souverainen Kronen werden so lange wackelich auf ihren Häuptern sitzen und von dem ersten besten Präsidenten der deutschen Republik mit Leichtigkeit herabgerissen werden, so lange eine deutsche Kaiserkrone nicht über denselben erglänzt, und nicht wieder den festen Schlußstein unserer freien germanischen Reichsverfassung bildet. Wer König bleiben will, thue das Seinige, daß er wieder einen Lehensherrn und einen mächtigen Kaiser erhalte."

Neben so vielem halt- und geistlosen Geschwätz der Tagespresse hat uns die Freimüthigkeit und Ursprünglichkeit des Verfassers dieses Artikels, in dem wir einen der gediegensten politischen Schriftsteller der Gegenwart, und was mehr ist, einen der wenigen politischen Charactere zu erkennen glauben, die Deutschland besitzt, jetzt, wie so oft schon mit

wahrer Freude erfüllt. Aber wir halten uns auch berechtigt, zwei Worte zur Rechtfertigung Oesterreichs hinzuzufügen, welches notorischermaßen auf den so eben entwickelten Plan nicht eingegangen ist, und, wenn nicht alle Zeichen trügen, nicht die geringste Neigung hegt, dem in jenem Artikel bezeichneten Ziele nachzustreben. Wir gestehen dem Verfasser desselben frei und offen: er hat Recht, insofern er behauptet, daß Deutschland geholfen wäre, sobald der von ihm entwickelte Gedanke praktisch verwirklicht und fertig vor uns stünde. Er hat abermals Recht, wenn er behauptet, daß jedes andere Abkommen nur zu einem unsichern gebrechlichen Mittelzustande von zweifelhafter Dauer führen kann, aus welchem wir früher oder später uns in die alten Kämpfe und Krämpfe zurückgeworfen sehen werden. Dieß leidet leider! keinen Zweifel. Aber das Wünschenswerthe, Heilsame, Beste ist nicht immer das Mögliche, nicht das, unter den gegebenen Umständen mit menschlichen Kräften Erreichbare. Eine österreichisch-deutsche Kaiserkrone wäre in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, Preußen und dem Protestantismus gegenüber, eine Chimäre; zwar auf sittlich reinerer Grundlage ruhend wie der Gedanke einer preußisch-protestantischen Hegemonie, aber inmitten der Weltlage, wie sie sich thatsächlich seit drei Jahrhunderten gestaltet hat, ein schönes, unpraktisches Ideal. Mag immerhin der freistehende, historisch-politische Beobachter seinen Standpunkt auf den Höhen der Weltgeschichte nehmen, und das vertheidigen, wofür sein Herz in heiliger Begeisterung erglühte. Der praktische Staatsmann darf neben dem Wirklichen nur das Mögliche und Wahrscheinliche im Auge haben, nur mit benannten und bekannten Größen rechnen. Dadurch hat sich Oesterreichs Staatsklugheit von jeher von der preußischen, wie später von der napoleonischen unterschieden, und gerade diese Zuverläßigkeit, dieser entschiedene Gegensatz gegen alle und jede Phantasterei und trunkene Ueberschwänglichkeit hat seiner auswärtigen Politik jene traditionelle Hochachtung zu Wege gebracht, die ihm seit einer Reihe von Menschenaltern alle Nationen des Erdkreises zollen. Diesen ihnen von

den Vorfahren überlieferten Standpunkt haben die dermaligen Lenker der Geschicke des Kaiserstaates festgehalten; sie haben sich nicht von dem Boden des Rechts und der Thatsachen entfernen, nicht in das Reich der Ideale, und wenn es die edelsten und schönsten wären, emporschwingen, nicht Vorsehung spielen, nicht einen neuen, furchtbareren, ganz Europa in seinen Abgrund ziehenden dreißigjährigen Krieg beginnen wollen, dessen Verlauf zweifelhaft, dessen letztes Ende aber, so weit menschliche Einsicht reicht, sicher kein anderes als: finis Germaniae gewesen wäre. Es war, so scheint es uns, nicht bloß rechtlicher und klüger, sondern auch religiöser, wenn sie thaten wie sie gethan, und anerkennend daß dem Tage seine Bosheit genüge, jetzt ruhig die weitere Fügung des Allerhöchsten erwarten wollen. Liegt es in Gottes Weltordnung, daß Deutschland noch einmal dauernd bessere Tage beschieden sind, so **kann** Oesterreich der ihm gebührende Platz nicht entgehen.

Es liegt eine akademische Rede vor uns, welche dem Herkommen gemäß Herr Hofrath v. Bayer, der Zeit Rector der Universität zu München am 11. Januar an die Studierenden dieser Hochschule gerichtet hat. Sie hat uns mit Freude und zugleich mit tiefer Wehmuth erfüllt. Mit Wehmuth: denn wohin ist es gekommen, wenn es in Deutschland nothwendig ist, die studierende Jugend vor der Irrlehre warnen zu müssen, welche „Emancipation der Wissenschaften von der Religion,“ und, was nahe damit zusammen hängt: Lossagung jedes gebildeten Menschen von aller **Pietät** begehrt, d. h. von Allem und Jedem, was Sitte, Recht, Zucht und Gottesfurcht heißt! Leider aber ist diese Warnung, von der wir wünschen, daß sie oben, unten und in der Mitte der Gesellschaft in recht viele Herzen dringe, nur allzu nothwendig, und die Thatsache: daß jener Wahnsinn in unsrer Mitte herrschend geworden, nur allzu gewiß. Noch trauriger ist es, daß wir dem Terrorismus der Schandlitteratur gegenüber ein Wort der Warnung und Belehrung, wie das vorliegende, als eine That hohen Muthes an-

erkennen und preisen müssen. — Aber dieselbe Rede hat uns auch wieder mit Freude erfüllt. Es ist heute doch schon wieder ein Grad von Freiheit eingetreten, der dieselbe bei einer öffentlichen Gelegenheit möglich machte; vor zwei Jahren, als feile Sykophanten der Revolution die Fieberhitze der verführten Jugend geflissentlich zu steigern und in ihren Vortheil zu verwenden suchten, hätte ähnliche Worte vielleicht das Geheul des Aufruhrs und die Todesdrohung der Meuchelmörder übertönt. Vornämlich aber hat es uns gefreut, daß es auf deutschen Universitäten noch Männer giebt, — und es giebt deren! — die sich von dem Ekel an der Gegenwart, welcher jede fühlende Brust überschleicht, nicht abhalten lassen einfach und schlicht die Wahrheit zu sagen und ihre Stimme für die, von einer Horde neuer Barbaren bedroheten Heiligthümer der Menschheit zu erheben. Daß dieser Redner außerdem in den, mit dem Leben eng verbundenen, praktischen Fächern seiner Wissenschaft der berühmteste unter den jetzt lebenden Rechtslehrern Deutschlands ist, kann sein Verdienst und unsre Achtung vor seiner Einsicht und seinem Character nur erhöhen. Auch als Rom zu seinem Untergange neigte, erhielt sich Rechtlichkeit und ehrenhafte Gesinnung noch verhältnißmäßig am längsten unter den praktisch-wissenschaftlichen Juristen jener Zeit.

Wahrlich die akademische Jugend Deutschlands ist nicht Schuld an der beweinenswerthen Verkommenheit der deutschen Bildung; sie ist selbst nicht Schuld an der Rolle, die sie in der deutschen Revolution (z. B. in Wien) gespielt hat. Sie würde heute noch, wie ehedem, der Wahrheit auf jeglichem Gebiete ein offenes Ohr und edlen, sittlichen Gefühlen ein offenes Herz entgegen tragen. Aber wehe und dreimal wehe Denen, welche, sei es aus Feigheit oder aus Leichtsinn oder mit Absicht und Vorbedacht, und um kindische Rache an der Kirche zu nehmen, derselben Jugend Lehrer aufdrangen, welche es nicht einmal der Mühe werth erachtet hatten zu verhehlen: daß es ihr Wille und ihre Absicht sei, in der Person der ihnen an-

vertrauten Jünglinge die Zukunft Deutschlands und Europa's zu vergiften.

„Die einzige," sagt Herr v. Bayer, „wenigstens formell haltbare Unterlage der neuen Lehre läßt sich vielleicht am Besten nach folgender Gedankenreihe formuliren:

„„Die Wissenschaft soll ihrem Begriffe gemäß ein reines Produkt des menschlichen Geistes seyn. Was daher dem Menschen anderswoher, als auf dem Wege eigner, selbstbewußter Forschung zugekommen ist, darf bei wissenschaftlichen Untersuchungen nicht vorausgesetzt, oder als an sich geltend in Anschlag gebracht, sondern muß vielmehr als ein fremdartiger Stoff ausgeschieden und abgesondert werden. Religiöse und sittliche Vorstellungen und Gefühle empfängt aber der Mensch immer früher, ehe er noch selbstständig zu denken beginnt. Also darf auch diesen im wissenschaftlichen Gebiete kein Einfluß gestattet werden.""

„Gegen diese Argumentation dringt sich aber zunächst folgendes Bedenken auf:

„Wenn eine Voraussetzungslosigkeit, wie sie hier gefordert wird, überhaupt möglich wäre; wenn es möglich wäre, die Praeoccupation des denkenden Menschen durch früher empfangene Eindrücke, Vorstellungen und Begriffe schlechthin fern zu halten; so müßten die Anhänger der bestrittenen Lehre jedenfalls weiter gehen, als sie wirklich thun. Sie müßten dann nicht bloß die Emancipation der Wissenschaft von den Einflüssen der Pietät und Sittlichkeit, sondern auch von den Einflüssen des Gegentheils, nämlich der Impietät und der Unsittlichkeit verlangen. Denn, wer von vornherein feindlich gegen Alles gestimmt ist, was an Gott und Gewissen erinnert, ist doch wahrlich der Gefahr einer Trübung seiner wissenschaftlichen Operationen durch diese Gesinnung nicht weniger bloßgestellt, als Der, welcher gewohnt ist, nur mit Ehrfurcht an Gott zu denken, und die Stimme seines Gewissens zu achten. — Ferner:

Warum spricht man denn nur von einer Emancipation der Wissenschaft von vorgefaßten religiösen und sittlichen Grundsätzen, — warum nicht auch von der Emancipation von Vorstellungen und Gefühlen anderer Art, welche sich unvermerkt durch Erziehung, Unterricht, Angewöhnung und gesellschaftliche Tradition des Menschen bemächtiget hatten, längst ehe er noch speculativ zu denken anfing? — Endlich, — warum — wenn man consequent seyn, und sich eines vollkommen crystallreinen wissenschaftlichen Productes versichern will, — warum statuirt man nicht auch noch ein normales Lebensalter und einen normalen Gesundheitszustand, in welchen allein die speculative Production auf Anerkennung Anspruch haben soll? — Ich sehe nicht ein, auf welche Art man diese und ähnliche Fragen zurückzuweisen vermöchte. Denn es ist doch wohl keine Frage, daß ein junger Mann von zwanzig Jahren in der Regel über denselben Gegenstand andere Gedanken hat, als ein Mann von sechzig Jahren, so wie daß der Gesunde die Dinge anders beurtheilt, als der Kranke u. s. w.; und der Grund der Verschiedenheit ist auch hier nicht etwa ein durch freie Geistesthätigkeit gewonnener Moment, sondern etwas Aeußeres, Zufälliges, was gar nicht von uns abhängt, also gewiß etwas Fremdartiges, von Dem nun einmal schlechthin abstrahirt werden soll."

„Auf jeden Fall ist also soviel gewiß, daß das Princip der neuen Lehre ungleich weiter tragen würde, als es von ihren Anhängern wirklich benützt wird."

„Allein das Princip ist an sich schon verwerflich, weil es in Bezug auf den Menschen, wie er nun einmal ist, geradezu eine Unmöglichkeit involvirt. Wenn es irgend eine gründliche Selbsttäuschung gibt, so ist es die, zu glauben, daß ein Mensch zu finden sei, der absolut indifferent, — weder fromm, noch gottlos, weder sittlich, noch unsittlich, weder gesellschaftlich gebildet, noch ungebildet wäre; — oder der Eines oder

das Andere in dem Augenblicke, da er sich auf den Isolirschemel der Speculation stellt, nach Belieben ablegen könnte, ohngefähr wie man ein Kleidungsstück ablegt; — der im Stande wäre, alle seine bisherigen Vorstellungen, Begriffe, Sympathieen und Antipathieen, Alles, was er bisher geglaubt, geliebt oder gehaßt, plötzlich und so vollständig abzustreifen, daß hinterher in dem Producte seiner wissenschaftlichen Speculation von seiner früheren individuellen Gesinnung keine Spur mehr wahrzunehmen wäre."

Dieß sind goldene Worte, welche eine der tiefsten Fragen der Gegenwart berühren! Wer den Menschen, wie der heutige, atheistische Pseudophilosophismus von aller und jeder Tradition losschälen will, muß ihn vorab von der Sprache isoliren. Denn die Sprache ist Tradition, mit der Sprache und durch sie empfangen wir unser Wissen von Gott, von der Welt, von der Menschheit und ihren Schicksalen, ja von uns selbst. In ihrer letzten Consequenz würde also die auf Selbstvergötterung des Menschen hinzielende Irrlehre unserer Tage ihn in den Zustand des Thieres oder des hülflosen, ununterrichteten Taubstummen zurückwerfen. Wahrlich die Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts wird mehr als hinreichend Gelegenheit haben, dereinst, wenn der dämonische Irrthum gewichen seyn wird, „zu merken, wie der Teufel spaße."

XIII.

Allerlei Gedanken eines preußischen Protestanten.

Erster Artikel.

Krieg oder Frieden, das ist die Frage, die jetzt jedes deutsche Gemüth beschäftigt. Was mich anbetrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß ich den Krieg für unvermeidlich halte.

Ich will damit nicht sagen, daß er nun schon heute oder morgen ausbrechen müsse. Nein, ich glaube, daß die Furcht vor den unabsehbaren Folgen eines solchen Kampfes auf allen Seiten so stark ist, daß es für den Augenblick nochmals gelingen wird, die Explosion zu verhüten, und wenn Sie diese Zeilen erhalten, wird allem Anscheine nach die nächste Gefahr schon beseitigt seyn.

Aber es wird nimmer ein Frieden auf wahrer dauernder Grundlage werden; es bleibt immer nur ein Waffenstillstand.

Der Krieg ist zuletzt doch immer nur das Symptom einer unheilbaren inneren Disharmonie zwischen den kriegführenden Mächten. So lange die tieferliegenden Ursachen dieser Disharmonie nicht hinweggeräumt und geheilt werden, ist an einen gesunden, dauernden Frieden nicht zu denken. Man kann eine eiternde Wunde wohl äußerlich zuheilen, ehe aber die

krankhafte Materie selbst nicht weggeschafft wird, wird sie immer von Neuem wieder aufbrechen, sei es nun in kürzerer oder längerer Zeit.

Worin besteht nun die Ursache der Zwistigkeiten, welche die Deutschen bis zum äußersten Rande des Krieges untereinander geführt hatten? Man muß diese Frage auf ihren innersten Kern zurückführen, wenn man sie durchschlagend beantworten will.

Ich schicke einige einleitende Sätze voraus. Die Handlungen eines einzelnen Menschen und sein fortwährendes Verhalten zu seinen Nebenmenschen sind nicht zufällig; sie stammen aus seiner Gesinnung, aus seinem Charakter, aus seiner Lebensauffassung, aus seinen Begriffen von Gut und Böse, von Recht und Unrecht u. s. w. Wenn man den Charakter eines Menschen genau kennt, so kann man auch im Allgemeinen seine Handlungsweise genau vorhersehen, denn diese ist nur die Wirkung der tiefer liegenden treibenden Ursache, die Anwendung seiner Wünsche und Grundsätze auf die konkreten Fälle des Lebens, woraus auch die leitende Richtschnur des gesammten bürgerlichen und socialen Verkehrs der Menschen untereinander hervorgeht. Niemand wird einen liederlichen Trunkenbold in seine Dienste nehmen und erwarten, daß er sich solide und ordentlich betrage; wer einen schwierigen Proceß hat, sucht sich gewiß keinen dummen und unwissenden Advokaten aus, wenn er denselben gewinnen will; zum Kassenbeamten wählt man keinen Betrüger oder Dieb; wer eine glückliche Ehe führen will, nimmt kein hartherziges, zänkisches Weib. Mit einem Wort, die guten und schlechten Verhältnisse der Menschen untereinander richten sich nach ihren Charaktereigenschaften, und es gibt Niemand, der seine Berechnungen nicht auf diese Grundursachen stützte.

Was aber von den einzelnen Menschen gilt, gilt auch von den Völkern und Staaten. Richtet sich die Handlungsweise des einzelnen Menschen nach seinem Charakter, so richtet sich auch die Politik des Volkes nach dessen Charakter. Ein

Volk kann eben so wenig aus seiner Individualität heraustreten, wie ein einzelner Mensch, und dabei findet zwischen der äußeren Politik und der inneren Politik kein Unterschied statt. Ein Volk, welches seine inneren Verhältnisse nach Gerechtigkeit ordnet, von Rechtsbewußtseyn durchdrungen ist, wird auch in seiner äußeren Politik im Ganzen und Großen Gerechtigkeit üben. Ein Volk dagegen, welches nicht fähig ist, das Recht in sich selbst auszubilden, wird eben so wenig fähig seyn, mit seinen Nachbarn in festen Rechtsverhältnissen zu stehen. Wenn die Einzelnen im Volke ihre Ehre und ihren Ruhm im Rechtthun, in Förderung ihrer Mitmenschen und die Erfüllung der Gebote Gottes setzen, so wird auch die Gesammtheit dieses Volkes in ihren Verhältnissen zu den anderen Völkern von derselben Gesinnung durchdrungen seyn. Wo aber Alle bloß nach weltlichem Schimmer, nach eitler Weltgröße jagen, da wird auch der Staat als solcher stets ein ähnliches Ziel verfolgen.

Ich weiß sehr wohl, daß man die sittliche Natur des einzelnen Menschen häufig nach einem ganz anderen Maßstabe beurtheilt, wie die sittliche Natur eines Volkes. Es gibt leider sogar Staatsmänner genug, welche beide für etwas specifisch Verschiedenes halten. Man geht sogar so weit, daß man die Vorschriften der christlichen Moral, die aus der tiefsten Nothwendigkeit des menschlichen Wesens geschöpft sind, wohl für den einzelnen Menschen als bindend anerkennt, für ein Volk aber und für einen Staat sie als unanwendbar und als unwahr ausgibt. Ich habe keine Lust, diese über alle Maßen beschränkte Auffassung, dieses elende unsittliche Vorurtheil hier weiter zu widerlegen. Die Eigenschaft der Dinge verändert sich nicht mit ihrer Quantität; ein Span Holz ist so gut brennbar, wie ein ganzer Wald, und wenn in der chemischen und physikalischen Welt alle Dinge nach ihren besonderen Eigenschaften besonderen Gesetzen unterworfen sind, gleichviel ob in größeren oder kleineren Massen, so findet in der moralischen Welt ganz dieselbe Regel statt.

Wenn ich nach dieser Vorbemerkung nun darauf den weiteren Schluß gründe, daß der Charakter des preußischen Volkes mit einem dauernden Rechtsfrieden in Deutschland unverträglich ist, so mag diese Behauptung vielen Lesern gewagt und voreilig erscheinen. Namentlich könnte man mir den Vorwurf machen, daß ich die Gesinnung einzelner Preußen mit dem Charakter des ganzen Volkes verwechselte. Es sei mir daher vergönnt, auf einige Thatsachen hinzuweisen, die in den letzten Jahren sich unzweifelhaft vor Aller Augen dargelegt haben, und die ich als Beweis für meine Behauptung requirire.

Man erinnere sich der großen Rolle, welche das Wörtchen „die Ehre Preußens" in der letzten Zeit gespielt hat. Die öffentlichen Organe des Landes waren darüber einig, daß „die Ehre Preußens" durch die Anforderungen Oesterreichs bedroht sei, und daß eine Nachgiebigkeit in allen wesentlichen Punkten von Seiten Preußens nur mit Beeinträchtigung preußischer Ehre geschehen könne. Diese Ansicht sprach sich durchweg in den preußischen Zeitungsorganen aus, gleichviel, ob sie der sogenannten äußersten Rechten oder der äußersten Linken angehörten. Selbst die Neue Preuß. Zeitung machte davon keine Ausnahme; ebenso haben sämmtliche Adressen, die in dieser Angelegenheit an die Regierung erlassen worden, sämmtliche öffentliche Reden von Beamten und Nichtbeamten, ganz in demselben Sinne sich geäußert. Auch die Minister, ja sogar der Prinz von Preußen haben stets auf diese bedrohte Ehre Preußens hingewiesen und die Kriegsbegeisterung des Volkes dadurch wach zu halten gesucht. Wer außerdem in Preußen selbst während dieser Zeit gelebt hat, weiß aus Erfahrung, daß diese Stimmung eine ganz allgemeine war und daß es keinen einzigen wirklichen ächten Preußen gab, der dieselbe nicht theilte. Nur eine einzige Stimme im entgegengesetzten Falle wurde zuletzt laut, die Stimme des Verfassers von „Unsere Politik." Aber diese Stimme stand ganz allein und einsam. Es gab genug Leute, welche zugaben, daß große Fehler gemacht waren von Seiten der preußischen Regierung;

aber trotz dem war Alles darüber einverstanden, daß eine Nachgiebigkeit sich mit der preußischen Ehre nicht vertrüge.

Gott soll mich bewahren, einem Volke einen Vorwurf daraus zu machen, wenn es seine Ehre bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt und dafür kein Opfer scheut. Aber wenn eine so sehr entschiedene Kampflust für die Nationalehre hervortritt und Deutschland in einen Bürgerkrieg zu stürzen droht, so mag die Untersuchung wohl erlaubt seyn, worin denn eigentlich dieses Volk seine Ehre setzt, und was es unter derselben versteht? Die Frage wirft sich unvermeidlich auf: handelt es sich hier von einer wahren, mit den christlichen Begriffen übereinstimmenden Ehre! oder handelt es sich um einen falschen unsittlichen Ehrbegriff? Wenn ein Volk sein Recht bedroht sieht, so fordert es seine Ehre, dasselbe zu vertheidigen. Wiewohl aber in manchen preußischen Denkschriften auch hie und da von dem bedrohten Rechte Preußens die Rede war, so muß jeder ehrliche und aufmerksame Beobachter doch zugestehen, daß der eigentliche Gegenstand des Streites ein ganz anderer war. Es handelt sich nicht einzig und allein um Preußens Macht und Größe, die es bereits hatte, und die ihm durch vertragsmäßiges Recht zukamen, sondern um eine Vermehrung von Macht und Größe auf Kosten Anderer, wofür durchaus kein Rechtstitel sich angeben ließ. Niemand hat auch nur den leisesten Versuch gemacht, Preußen ein Dorf zu nehmen, oder ihm irgend ein Recht zu verkümmern, was es vom Jahre 1815 an besessen hatte. Das preußische Volk setzte vielmehr seine Ehre darin, sich durch Drohung und Gewalt mehr größere weltliche Macht zu verschaffen, als die Verträge und das gegebene Wort erlaubten. Und was das Schlimmste ist, es nannte eben diese unrechtmäßigen Ansprüche auf Vermehrung weltlicher Größe geradezu sein „Recht." Der Kern dieses ganzen Raisonnements besteht einfach in dem Satze: Preußen hat zu Allem Recht, was ihm zweckmäßig und nützlich erscheint; und es darf sich zur Förderung seiner weltlichen Macht und Größe und zur Vermehrung seines Einflusses in Deutschland jedes beliebigen

Mittels bedienen, was Ersatz verspricht. Diese egoistische Anschauungsweise und absolut revolutionäre Moral war, wie gesagt, in Preußen eine ganz allgemeine und einstimmige.

Allerdings könnte man hier mehr auf eine augenblickliche Verirrung als auf den vorhandenen Grundcharakter des Volkes schließen, wenn dieses zu Tage getretene sittliche Phänomen mit dem sonstigen geschichtlichen Wesen des preußischen Volkes in weiter keinem Zusammenhange stünde. Aber leider ist nicht zu verkennen, daß dieses leidenschaftliche Streben nach Vergrößerung, daß dieses Jagen nach einer falschen Ehre, daß dieses egoistische Vordrängen auf Kosten des übrigen Deutschlands und daß dieser gänzliche Mangel an dem Bewußtsein der Rechtspflichten, die man anderen deutschen Staaten und dem Reiche an sich schuldig ist, sich schon seit länger als einem Jahrhundert als das eigentlich treibende Motiv in der preußischen Geschichte zeigt, und daß die Entstehung und Vergrößerung des preußischen Staates eben mit dieser Charakterrichtung im wesentlichen Zusammenhange steht. Um nur bis auf Friedrich den Großen zurückzugreifen, so hat es wohl selten einen so unsittlichen Treubruch als auch gewaltsamen Rechtsbruch gegeben, als seinen ersten schlesischen Krieg, durch welchen er den Grundstein zu der äußern Größe Preußens legte. Um das mit Unrecht erworbene Gut, die schlesischen Provinzen, auch ferner zu behaupten, wurde er zu weitern Kriegen und zu weitern Vergrößerungen auf Kosten des Rechts und auf Kosten des Rechtsorganismus im deutschen Reiche gezwungen. Er selbst hat es in seinen Schriften auch gar kein Hehl, daß er jeden Staat für berechtigt halte, so viel von seinen Nachbarn zu erobern, wie ihm zu seiner Selbstständigkeit an Arrondirung nöthig erschiene. Dieser von Friedrich dem Großen durch Wort und That gepredigte Satz ist seit der Zeit bleibende Richtschnur der preußischen Politik geblieben und hat sich in der Gesinnungsweise des preußischen Volkes in Fleisch und Blut verkörpert. Wollten die preußischen Staatsmänner

und sonst die preußischen Politiker ehrlich sein, und die Hand auf's Herz legen, so würden sie sagen: „Ja, das ist auch noch jetzt unsere feste Ueberzeugung und wir können uns die Sache gar nicht anders denken." Schon damals hat sich das ganze preußische Volk eine That zur höchsten Ehre und zum höchsten Ruhme gerechnet, die vor einer sittlichen Kritik nicht bestehen kann. Durch diese einzige Sünde allein schon ist das preußische Volk in die unglückselige Richtung hineingebannt: Waffenruhm und äußere Vergrößerung als das Wesentlichste und Höchste zu achten und Unterwürfigkeit unter das Recht zu verachten. Um sich seines ungerecht erworbenen Gutes zu freuen, mußte es die Rechtsstimme in seiner Brust, wenn sie überhaupt je lebendig gewesen ist, gänzlich unterdrücken. Zu gleicher Zeit tritt bei Anlaß dieses ersten schlesischen Krieges auch jene wo möglich noch schlimmere und verderblichere Tendenz hervor, eine unrechtmäßige Gewaltthat mit den allerunzureichendsten Rechtssophismen, an die man selber unmöglich glauben kann, zu beschönigen; eine Richtung, die in den letzten Jahren in den preußischen Staatsschriften und sonstigen öffentlichen Raisonnements auf eine so erschreckende Weise sich entwickelt hat, daß ein logisch denkender, wahrheitsliebender Mann kaum seinen Augen und Ohren trauen kann, und über eine in dieser Art noch nie dagewesene Destruktion des menschlichen Geistes in schmerzlichem Erstaunen die Hände über den Kopf zusammenschlagen muß. Und wie denn Inneres und Aeußeres im engsten Zusammenhange mit einander steht, so hat dieselbe Verachtung des Rechts und einer gesunden Rechtslogik, auf welcher die Vergrößerung des preußischen Staats gebaut war, sich in der innern Gesetzgebung und Handhabung der Gesetze ebenfalls geltend gemacht und das preußische Landrecht in seinen tausendfach willkührlichen Bestimmungen ist zuletzt nur das Korrelat der Eroberung Schlesiens, der Besetzung Hannovers, der Union vom Jahre 1849 u. s. w. und das Raisonnement Bodelschwingh's, der das deutsche Bundesrecht noch anerkennt, aber nicht die deutsche Bundesverfassung, ist nur ein Pendant

zu tausend und abermals tausend Entscheidungsgründen der preußischen Regierungen und der preußischen Gerichte.

Wenn sich nun angedeuteter Maßen in dem preußischen Volke eine gänzliche Unfähigkeit, sich als untergeordnetes Glied einer organischen Rechtsgesammtheit Deutschlands zu fühlen entwickelt hat; wenn statt dessen der Hang, Alles auf sich selbst zu beziehen und nur in die eigene Vergrößerung seine Ehre zu setzen, zu einer so leidenschaftlichen Höhe erwachsen ist, so frage ich Sie: Ist hier auf dauernden Frieden zu rechnen? und werden nicht bei nächster Gelegenheit ähnliche Collisionen hervortreten? wird nicht zuletzt doch ein Kampf auf Tod und Leben gekämpft werden müssen? Wer sich gewöhnt hat, auf die psychologischen und sittlichen Ursachen der Weltereignisse zurückzugehen, der wird hier ein unglückliches prophetisches Ja! aussprechen müssen.

Daß das jetzige preußische Ministerium dennoch zuletzt nachgegeben hat, gewährt nicht die mindeste Bürgschaft für die Zukunft. Von einem höheren, edleren Rechtsmotive ist dabei keine Rede. Nur die Ueberzeugung von der Unausführbarkeit des Vergrößerungsplans im gegenwärtigen Augenblicke, nur die Furcht, daß man den Kürzern ziehen würde, hat diesen Umschlag hervorgebracht. So lange aber keine Umwandlung in der Gesinnung erfolgt, so lange ist kein wahrer Frieden möglich.

XIV.

Die Rheinischen Zustände

vor dem Ausbruche der ersten französischen Revolution.

Von den letzten Tagen des alten Reiches am Rhein in den geistlichen Fürstenthümern, da das altrheinische Wesen, in's Grab sinkend, einer neuen Zeit wich, haben wir leider immer noch keine vollkommen genügende Darstellung.

Wie Vieles damals auch verknöchert und abgestorben, oder in Moder und Fäulniß übergegangen war, so besaß jene Zeit immer noch ein unermeßlich reiches, von den Vätern aus besseren Tagen überkommenes Erbgut an moralischen Kräften und solidem materiellen Wohlstand; allein der Dünkel der Aufklärung mit seinem flachen Kosmopolitismus mißachtete es, die blinde Neuerungssucht haßte es: und so wurde das gewichtige alte Gold- und Silberzeug unter den Trödel geworfen, oder gegen neuen Flitter umgetauscht, verpraßt, vergeudet und muthwillig zerstört.

Als wohlverdiente Strafe lastete nun das Joch der Fremdherrschaft zwanzig Jahre auf den leicht eroberten Landen, und fegte mit eisernem Besen diesen rheinischen Boden, diese Wiege deutscher Kultur, so reich an Denkmälern und Erinnerungen alter Größe; eine neue Erdschichte wurde darüber hingeworfen und ein neues Geschlecht, das keine Erinnerung der begrabenen Vorzeit hatte, wuchs auf.

Ueber diesem Schutt der Fremdherrschaft bauten sich dann die neuen Regierungen an, die, sämmtlich protestantisch in den geistlichen katholischen Fürstenthümern, kein Interesse hatten, an die Vergangenheit anzuknüpfen, oder ihre Erinnerungen aufzuwecken. An den preußischen Gymnasien, in Städten, wo die deutschen Kaiser schon vor tausend Jahren ihre Hof- und Reichstage, ihre Maifelder gehalten und über die Schicksale Europas entschieden, und wo Künste und Wissenschaften herrlich geblüht und Dome gebaut, wurde die Geschichte einer Krone, die erst jüngst ihr hundertfünfzigjähriges Jubiläum gefeiert, als vaterländische Geschichte der Jugend docirt. Ich selber habe in dieser Weise in meiner Kindheit am Rhein die Brandenburger Geschicke und die Anekdoten von dem alten „Fritze" und seiner Tabakgesellschaft vom Katheder herab vortragen hören.

So wuchs eine Generation heran, die von dem, was zu ihrer Väter Zeit gewesen, kaum mehr eine Ahnung hat. Die letzten Zeugen jener Zeit aber, die noch mit Augen den Kaiser und seine Kurfürsten, das Reich und seine Stände, seine weltliche und geistliche Verfassung gesehen, steigen einer um den andern in das Grab und verstummen für immer. Dieß der Grund unserer historischen Armuth.

Wäre der Mainzer Geschichtschreiber, Niklas Vogt, mit seiner Jugend in eine zerfahrene, aufgelöste, stürmisch bewegte Zeit fallend, nicht selbst auch in mancher Beziehung ein zerstreuter, flüchtiger, vager Aufzeichner geworden, er wäre wohl der Mann gewesen, uns das alte rheinische Wesen in seinem Emporwachsen, in seiner Größe und Herrlichkeit; in seiner blühenden Kraft und Schönheit und in seinem Verfall und Untergange zu schildern. Er war seinem ursprünglichen Gepräge nach ein wahrhaft rheinischer Geist, der aber mit seiner leicht erregbaren Empfänglichkeit die zerstörende Gewalt einer jeden festen Grundsatz wankend machenden, alles Eigenthümliche vernichtenden, in sich selbst zerrissenen und formlosen Zeit erfahren mußte. Noch oft in seinen letzten Tagen ge-

dachte er mit wehmuthvoller Sehnsucht der alten entschwundenen rheinischen Zeit seiner Jugend, ehe das fremde und neue Wesen, das er mit krächzenden Raben verglich, sich dort angesiedelt; seinen Leib ließ er in der Kapelle des Johannisberges begraben, sein romantisch begeistertes Herz aber in den Rheinfelsen versenken!

Der zweite Band seiner „Rheinischen Geschichten und Sagen", der auch den Titel führt: **„Geschichte des Verfalls und Unterganges der Rheinischen Staaten des alten deutschen Reiches.** 1833", enthält, verbunden mit seinem „Grund- und Aufriß des christlich-germanischen Kirchen- und Staatsgebäudes im Mittelalter. Bonn 1836", im Ganzen immerhin noch die lebendigste und anschaulichste Schilderung; allein für das Einzelne und die genauere Kenntniß der Personen, der Zustände und Parteiungen aus den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts ist er nicht genügend.

Das Werk des Mainzischen Domdecans Franz Werner: **„Der Dom von Mainz und seine Denkmäler**, nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Geschichte der Erzbischöfe. Drei Theile. Mit Abbildungen. Mainz 1836. Kirchheim, Schott und Thielmann", gewährt uns über die letzten Zeiten in dem dritten Theile gleichfalls sehr dankenswerthe Beiträge, ohne daß er jedoch schärfer und erschöpfender in das innere Parteigetriebe, in den Charakter und Geist der handelnden Personen und der Zeit eindränge.

Die Schrift eines dritten Mainzers: **„Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz und ihre Zeit**, charakteristische Gemäldegallerie von Ueberlieferungs- und Erinnerungsstücken zwischen 1679 und 1794 von **K. Müller**. Mainz 1846. Seifert'sche Buchdruckerei." ist sowohl dem Inhalt als der Form nach ein elendes Machwerk; zusammengestoppelter alter Mainzer Stadtklatsch, ohne Kritik und Verstand; schlechte Paraphrasen von dem, was Andere besser vor ihm gesagt; geschmierte Theater-Decorations-Malerei ohne

Geist und Geschmack, für die blödsinnigen Augen des aufgeklärten Pöbels berechnet. Indessen gewährt auch dieß Buch immerhin den Vortheil, daß man darin die Verkommenheit der rheinischen Gesinnung nach dieser Seite hin kennen lernt, und daraus den Fall des Alten und die Jämmerlichkeit der gegenwärtigen Zustände mit ihrem leeren „Krischerthum“ leichter begreift.

„Die Denkwürdigkeiten des Generals Eickemeyer, ehemaligen kurmainzischen Ingenieur-Oberstlieutenants, sodann im Dienste der französischen Republik. Herausgegeben von Heinrich König. Frankfurt am Main. Literarische Anstalt (J. Rütten) 1845“, sind der Gesinnung nach mit dem vorhergehenden verwandt, indessen ihrem Inhalt und der Form nach ungleich besser geschrieben. Von den französischen kosmopolitischen Freiheitsschwindeleien begeistert, und also gleich nach der Uebergabe von Mainz 1792, die er als Parlamentär mit Custine verhandelte, in französische Dienste tretend und gegen Deutschland fechtend, hatte Eickemeyer für die alte katholische deutsche Zeit und das kurfürstliche Mainz keine Liebe und keinen Sinn; er stellt diese seine Jugendzeit nur höchst flüchtig und mit einseitiger Bitterkeit dar; dagegen ist er für das verrückte Treiben der deutschen und französischen Jacobiner in den republikanischen Heeren und Städten, für das Elend und die Tyrannei, unter denen die Länder der Republik seufzten, und die Corruption, die übermüthige Ausgelassenheit, Raubgier und Bestechlichkeit seiner französischen Waffengenossen, der Offiziere und Lieferanten, als französischer Brigade-General ein beachtenswerther Augenzeuge. Im Ganzen leichte Waare.

Noch haben wir aus diesen Jahren den Briefwechsel von Georg Forster und Johann v. Müller die in Diensten des letzten Kurfürsten Karl Friedrich von Erthal vor und während der französischen Katastrophe waren, und von denen man die besten Aufschlüsse erwarten sollte. **„Joh. Georg Forsters Briefwechsel.** Nebst einigen Nachrichten von seinem Leben. Herausgegeben von Therese Huber geb. Heyne. Zwei Theile.

Leipzig 1829." und „**Joh. Georg Forsters sämmtliche Schriften.** Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik von G. H. Gervinus. Leipzig 1842. 9 Bände." Der Briefwechsel steht in den drei letzten Bänden. Joh. Müllers Briefe aus Mainz finden sich im sechszehnten Theil der Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke." Tübingen 1814. 8. und im dreißigsten Theil der Tübinger Duodezausgabe von 1834.

Doch sind beide Briefwechsel von minderem Belange zum richtigeren Verständnisse der rheinischen Verhältnisse. Forster und Müller waren Protestanten und Fremdlinge in der geistlichen Stadt, eine geistige Scheidewand stand daher zwischen ihnen.

J. G. Forster, der Weltumsegler, der norddeutsche Gelehrte, der in den Nebelgebieten seiner kosmopolitischen Freiheitsträume und Weltverbesserungsplane lebte, sah mit mißmuthiger Geringschätzung auf die Mainzer Philister und ihr beschränktes Treiben herab. Hoffnungsvoll blickte er der französischen Morgenröthe entgegen. Seine Rücksichtslosigkeit auf religiösem Gebiet gieng dabei so weit, daß er in Diensten eines geistlichen Fürsten, der ihn an die Bibliothek berufen, zum Aergerniß aller gläubigen Katholiken in der Einleitung zu einer Schrift, die er damals in Berlin erscheinen ließ und aus Mainz, 15. Sept. 1791, datirte, den Stammvater des Menschengeschlechtes, Adam, „das Geschöpf irgend einer morgenländischen Phantasie" nannte und sich verächtlich von „dergleichen Träumen" wegwandte. Müller bekam diesen „unangenehmen" Handel für ihn mit dem Fiscal und dem Minister Albini auszugleichen und man kann die Acten (Müllers Werke. Tübingen 1815. 27. Theil. S. 265.) nachlesen. Als Forster indessen die Glückseligkeit der französischen Freiheit mit ihren blutigen Gräueln und ihrer Barbarei in Frankreich selbst verkostet, da sehnte er sich wieder in der Bitterkeit seines Herzens nach den verachteten Mainzern zurück, die ihm Angesichts der Guillotinen des Convents und der Blut-

männer jetzt mit ihrer gutmüthigen Beschränktheit und Unentschiedenheit in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Jene verschrobene Stimmung aber darf man bei Lesung seiner Mainzer Briefe nicht vergessen.

Johannes von Müller, mehr eine süddeutsche Natur, fand sich dagegen ungleich wohler in der geistlichen Residenz und Universitätsstadt des Kurerzkanzlers. Der Kurfürst hatte ihn mit zuvorkommender Gunst und mit dem innigsten Vertrauen aufgenommen. Daher rühmt er hinwiederum den Kurfürsten und den Mainzer Ton, der ihm so behaglich war, da derselbe, wie er sich ausdrückt, zwischen „Aberglauben und Freigeisterei" die rechte Mitte hielt. Der Kurfürst drückte ihm sogar den Wunsch aus, daß er ihm den zweiten in Mainz fertig gewordenen Band seiner Schweizergeschichte dedicire, eine Ehre, die den republikanischen Geschichtschreiber nicht wenig in Verlegenheit setzte. Auch die übrige Gesellschaft in Mainz begegnete ihm mit zuvorkommender Artigkeit, selbst mit den Exjesuiten verkehrte er freundlich. Und dennoch fühlte er sich in seiner Unruhe hier nicht heimisch, verfolgt von dem Wunsche, in die Dienste Preußens und Friedrichs II. überzutreten, mit dessen Diplomaten er, wie auch Forster, im vertrauten Briefwechsel stand. Und so sehr beherrschte ihn diese Begierde, daß er kein Bedenken trug, unter dem 10. Okt. 1786 an den preußischen Bevollmächtigten Dohm unter anderm also zu schreiben: „Der bisherige Geschichtschreiber der Eidgenossen würde, darf ich mir doch schmeicheln, weder die (Berliner) Academie noch ihren Curator, noch den großen Protector der teutschen Musen und Freiheit (Friedrich II.!) entehren; und es wäre leicht zu machen, entweder daß der Churfürst hiezu mich mit Vergnügen hergäbe, oder daß ich jetzt auf die Zeit seines Todes hin Zusage bekäme, so könnte ich indessen das vielleicht nicht immer so offene hiesige Reichs- und Landes-Archiv zu demselben Behuf nutzen, und überhaupt, als schon Preusse, freier in dem Systeme handeln und dienen." — Auch dafür trug er Sorge, eigens zu

bemerken, daß in den Antwortsschreiben von Dohm und Hertzburg der Kurfürst etwas für sich finden möchte, da er ihm daraus vorzulesen pflege, hinzufügend „sapienti sat.“ Eitelkeit war eben die schwache Seite des Kurfürsten, was die Berliner Diplomatie wohl zu nutzen verstand, wie wir aus Steins Leben von Pertz sehen. Schon in einem früheren Brief, Bern 8. Januar 1786, unmittelbar vor seinem Ruf nach Mainz, berichtete Müller eben so dem „preußischen Tyrtäus“ Gleim, wie er in Bern „vielen Edlen zu gefallen, sein französisches Werk über die allgemeine Historie teutsch und mit schweizerisch-preußischen Reflexionen beseelt, schreibe und vorlese.“ Dieser schweizerisch-preußische Reflexions-Standpunkt ist daher auch in seinen Urtheilen und Eindrücken dieser Periode der vorherrschende, in so weit man dieß von einem so chamäleonartigen Geiste wie der Müllers sagen kann, der alle Elemente, auch die besten und edelsten, in sich besaß, dem es aber durchaus an einem festen Grund und Halt gebrach: ein unstäter, schwankender, flatterhafter, verschwommener Charakter in schwankenden Zeiten!

Frau von Coudenhove, die, dem Kurfürsten verwandt, an seinem Hofe einen unziemlichen, Aergerniß gebenden Einfluß, auch in Staatssachen, ausübte und in den damaligen politischen Intriguen, wie die Aktenstücke der Zeit nachweisen, gleichfalls gänzlich von „preußischen Reflexionen“ beseelt war, sie hatte ursprünglich Müllers Stelle Heinse zugedacht. Als Müller in diplomatischen Geschäften verwendet wurde, erhielt Heinse auch in der That eine Stelle als kurfürstlicher Vorleser und als solcher schrieb er in Mainz und Aschaffenburg seine beiden Hauptromane. Und über diese Berufung eines Mannes, dem der Meister der Schlüpfrigkeiten, Wieland, Vorwürfe über die allzufreie Nacktheit seiner Schilderungen machte, schrieb Müller (26. Sept. 1786) triumphirend an Jacobi: „Die Frau von Coudenhove und ich haben dieses gethan.“ Mit dem Beifügen: „Das haben wir dem Churfürsten versichert, Heinse“ (gleich Forster ein Protestant) „würde

nichts sagen oder schreiben gegen die Landesreligion; das versteht sich auch!" Heinses eigener Briefwechsel aus seinen kurfürstlichen Dienstjahren, den Laube in die Gesammtausgabe aufgenommen, ist übrigens sehr unbedeutend.

Ein Mann, der durch Geist und Charakter mehr wie mancher andere befähigt gewesen wäre, uns den Untergang des Reiches und die Zustände der letzten Zeiten am Rheine zu schildern, war wohl der Reichsfreiherr Heinrich Friedrich Karl vom Stein, der nachmalige preußische Minister, am 26. Okt. 1757 zu Nassau geboren. In der ersten Blüthe seiner männlichen Jahre, zur Zeit des Fürstenbundes, 1785, war er preußischer Gesandter Friedrichs II. am Mainzer Hof, und ihm gelang es auch, freilich nicht ohne Hülfe jener verhängnißvollen Frau von Coudenhove*), den lange zögernden und mißtrauenden Kurfürsten Friedrich Karl zum Beitritt dieses Bundes zu bewegen. In jüngster Zeit ist ein Theil seiner amtlichen Correspondenz aus dieser Periode an's Licht der Oeffentlichkeit gelangt. Einiges davon theilt uns **„Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein** von G. H. Pertz. Erster

---

*) Pertz theilt Stein's Schreiben mit, worin er dem Minister Hertzberg anzeigt, daß es endlich ihm und Herrn von Böhmer geglückt, den Kurfürsten zu gewinnen, und fügt dann wörtlich bei: „Nachdem er (Stein) in einer Nachschrift das hohe Verdienst der Coudenhofen bei dem Gelingen des Geschäftes und ihre Uneigennützigkeit hervorgehoben, ersuchte er den Minister, ihnen den verdienten Schutz und die Gnade des Königs etwa durch einen Platz in einem preußischen Domcapitel oder Begünstigung einer ihrer Söhne im Malteserorden zu bethätigen: solche Mittel anzuwenden, sei um so nöthiger, als der Wiener Hof keine Triebfeder vernachlässige, welche geeignet sei, auf die Personen zu wirken, die in irgend einer Beziehung zu den Geschäften stehen." Kein Wunder, daß dem geraden Sinne Steins diese Intriguen und die „uneigennützige" Beihülfe der weiblichen Diplomatie zuwider wurden; hatte er nur widerstrebend sich zu diesem diplomatischen Geschäft herbeigelassen, so verlangte er auch alsbald in seinen früheren Wirkungskreis.

Band. 1757 bis 1807. Berlin Reimer 1847" mit; während zur Ergänzung desselben des Berliner Professors W. Adolf Schmidts jüngste Schrift „**Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen** seit der Zeit Friedrichs des Großen. Nach authentischen Quellen im diplomatischen Zusammenhang dargestellt. Berlin 1851. Veit.," indem sie die Correspondenz der Berliner Minister mit Friedrich II. veröffentlicht, die preußischen Endabsichten bei diesem früheren Sonderbunde, dem der Schmalkaldische als Vorbild gedient, in das hellste urkundliche Licht setzt: Ohnmacht Oesterreichs im Reich und Verlegung des Uebergewichts von Wien nach Berlin.

Stein besaß sicherlich die beste Gelegenheit, mit Personen und Verhältnissen sich bekannt zu machen. Seit Jahrhunderten wurzelt sein Geschlecht in den rheinischen Gauen. Sein Vater schon war kurmainzischer Geheimrath und mittelrheinischer Ritterrath, der uns von Pertz als ein deutscher Edelmann des kräftigsten alten Schlages geschildert wird: „ein durchaus biederer, redlicher Mann, von einfachem aber sehr hitzigem Wesen, bis das Alter sein Feuer mäßigte; ein leidenschaftlicher Freund der Jagd, Besitzer der besten Gewehre, Netze, Pferde, Hunde weit umher, und eifriger Pfleger der Forsten. Der treue, ehrliche, zuverläßige Ausdruck seines Gesichtes, der große, feste, den Beschwerden trotzende Körper zeigten den ächten deutschen Mann, der nicht einen Schritt aus dem Wege der strengsten Rechtlichkeit zu verleiten wäre. Ueber vierzig Jahre lebte er an dem geistlichen Hofe zu Mainz, und nie hatte er einen Feind, nie mischte er sich in Ränke, nie forderte er Gnaden, nie suchte er etwas anderes, als strenge Gerechtigkeit. Sein Sohn (der Minister) durfte ihm die Grabschrift setzen:

Sein Nein war Nein gewichtig,
Sein Ja war Ja vollmächtig,
Seines Ja war er gedächtig;
Sein Grund, sein Mund, einträchtig,
Sein Wort das war sein Siegel.

Manche dieser Züge des hitzigen, strengen, unbeugsamen Alten lassen sich auch in dem Sohne wieder erkennen. Allein drei Grundrichtungen seines Geistes müssen wir im Auge behalten, wenn wir ihn in seinen Briefen urtheilen, in Geschäften handeln sehen. Einmal war es jener alte die Unabhängigkeit in seinem freieigenen Waldgehege liebende reichsfreiherrliche Geist, der ihm Thränen erpreßte, da er als Staatsdiener den ersten Gehalt von seinem Herrn und König empfing, und der ihn auch später das stolze Wort sprechen machte, als sein kleiner Landesfürst auch die Stein'schen Dörfer, seinen uralten Familienbesitz, mediatisirte: „Einen Räuber werde ich nie als meinen Herrn anerkennen." Den Adel hoch haltend, sah er die kleinen Fürsten als entartet mit geringschätzigen Augen an. Dann gehörte Stein nicht der alten rheinischen Landeskirche an; auch er war Protestant, und da er als solcher zwischen den beiden deutschen Hauptmächten wählte, entschied er sich für Preußen, dem er die Kraft seines Lebens widmete, und dessen Interessen er mit dem ganzen Feuer seiner Seele leidenschaftlich umfaßte. So blieb ihm denn in jener Zeit des untergehenden deutschen Reiches nichts übrig, als auch ein Rad in der militärisch-bureaukratischen Staatsmaschine absoluter Fürstengewalt zu werden, wie Friedrich II. sie in Preußen zur höchsten Vollendung gebracht, und die dann 1806 und 1848 einen so kläglichen Bankerott machte. Freilich mußte da der preußische Minister oft mit den Grundsätzen und Empfindungen des deutschen Reichsfreiherrn in harten Conflict gerathen, wenn er als solcher zu Gunsten seines Monarchen die Mediatisirung von Gebieten vollstreckte, die Napoleon mit keinem besseren Rechtstitel Preußen zugeworfen, als der war, womit jener kleine Landesfürst die Stein'schen Dörfer sich zugetheilt. Beamter und Minister eines Staates, der laut seinem eigenen, an Friedrich Wilhelm III. gerichteten Klageruf, „keine Staatsverfassung besaß", und worin eine geheime Kabinetsregierung, die selbst den Ministern unzugäng-

lich sei, über Alles entscheide, mußte der Reichsfreiherr selbst mit eigener Hand und bewegtem Herzen die letzten Trümmer der alten Reichsfreiheiten begraben helfen. Als er für das säcularisirte Münsterland um Beibehaltung seiner heilsam wirkenden Landstände bat, wurde ihm das Gesuch von der Berliner unumschränkten Centralisations-Politik abgeschlagen. Seine uneigennützige Vorliebe für Preußen indessen, von dem er das Heil für Deutschland erwartete, und dem er die erste Rolle wünschte, gab, bei der Vernichtung der Münster'schen Stände, wie in vielen andern Fällen, dem preußischen Minister den Sieg über die Freiheitsliebe und die Rechtsbedenken des deutschen Reichsfreiherrn. So mußte auch er das Preußen von 1806 uniformiren helfen, von dem er 1799 an Frau von Berg schrieb: „Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei, und unser Staat hört auf, ein militärischer zu seyn, und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden. Wenn meine Einbildungskraft mir die Gestalten der einflußreichen und ausführenden Personen vorstellt, so gestehe ich, erwarte ich nur wenig." Daß er bei dieser seiner protestantisch-preußischen Gesinnung, mit dem Bewußtseyn persönlicher Uneigennützigkeit, kein unpartheiischer Schiedsrichter war, wenn ein preußisches Interesse auf dem Spiele stand, leuchtet ein, und diesen Standpunkt dürfen wir bei der Würdigung seines Wirkens am Rhein und den später von ihm durchgeführten Reformen nicht vergessen.

Ein anderer Zeuge, der den Sturz des alten Reiches am Rhein mit eigenen Augen gesehen, war der spätere Kardinal Pacca. Der Anblick der Dekatholisirung des Landes, und mit welcher kurzsichtigen Verblendung die deutschen Fürsten, die geistlichen wie die weltlichen, sich ihr eigenes Verderben bereiteten, erfüllte ihn mit Kummer und Staunen. Ich selbst habe ihn im Jahre 1841 in Albano noch als achtzigjährigen Greis von seinem rheinischen Aufenthalt erzählen hören; er war eine schlanke, ernste, hohe, ehrfurchtgebietende, schlichte Gestalt; von

einem klaren und ruhigen Geiste und einem gläubigen Herzen. Und diesen Charakter trägt auch sein Buch, von dem eine deutsche Uebersetzung erschienen: **Memorie storiche di monsignor Bartolomeo Pacca** sul di lui soggiorno in Germania dall anno 1786 al 1794 in qualità di nuncio apostolico al tratto del Reno dimorante in Colonia. Con un Appendice su i nuncj. Roma MDCCCXXXII., in dem er seine Beobachtungen aufgezeichnet. Die Emigrantenzüge hat er noch gesehen; mit dem Einrücken der republicanischen Heere, als in Erfüllung gieng, was nicht ausbleiben konnte und was er warnend geweissagt, kehrte er bekümmert um die Geschicke Deutschlands und der katholischen Kirche über die Alpen zurück.

Den Untergang des Kurfürstenthums Trier unter Clemens Wenceslaus schildern in ihrem dritten Bande die: **Gesta Trevirorum** integra, lectionis varietate et animadversionibus illustrata ac indice duplici instructa, nunc primum ediderunt Joannes Hugo Wyttenbach et Michael Franciscus Josephus Müller. Treviri. III. voll. Augustae Trevirorum MDCCCXXXIX. Dieses Buch ist dankenswerth wegen mancher darin enthaltenen Actenstücke und aufgezeichneten Thatsachen; nur ist die Darstellung äußerst nüchtern und trocken und, was ungleich schlimmer ist, so überaus dürftig und mager, daß der Leser eben kein sonderlich lebendiges Bild der ihrem Ende zueilenden Geschicke des alten Kurstuhles sich daraus wird bilden können.

Eine überaus reiche Fülle von Material, sowohl für die Kenntniß des rheinischen Mittelalters als auch der letzten Jahrhunderte bis zum Untergang und in die französische Zeit hinein enthält dagegen das Sammelwerk: „**Denkwürdiger und nützlicher Rheinischer Antiquarius**, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen **Merkwürdigkeiten** des ganzen **Rheinstroms**, von seinem Ausflusse in das Meer bis zu seinem Ursprunge dar-

stellt. Von einem Nachforscher in historischen Dingen." Bis jetzt ist indessen leider davon nur erst erschienen: „Mittelrhein. Der 2. Abtheilung 1. Band." Unter dem besondern Titel: „**Ehrenbreitstein, Feste und Thal.** Historisch und topographisch dargestellt durch Chr. v. Stramberg. Coblenz. Druck und Verlag von R. H. Hergt." Eine Masse historischer Data, denkwürdige Charakterzüge, Aktenstücke, Notizen jeder Art, Sagen und mündliche Ueberlieferungen der alten rheinischen Welt wären uns sicherlich für immer verloren gegangen, hätte der fleißige Sammler sie nicht für die Nachwelt hier eingeheimst. Indessen ist das Buch mit Vorsicht zu gebrauchen, da der Verfasser, sehr verschieden von den trockenen Aufzeichnern in den Gesta Trivirorum, seine Schilderungen und Bilder nicht selten cum licentia poetica ausgeschmückt und übermalt hat. Manches davon ist auch der Nachklang von dem nichts weniger als zuverlässigen Stadtgerede, wie es in kleinen Residenzen von je im Schwunge war und noch ist. Der Verfasser würde darum auch den historischen Werth seiner Sammlung bedeutend vermehren, wenn er in der Fortsetzung jedesmal seine schriftlichen wie seine gedruckten Quellen genau angeben und dem Leser bemerken wollte, wo er blos aus mündlichen Ueberlieferungen oder seinem eigenen reichen Gedächtniß geschöpft.

Nicht mit Unrecht sagt das alte Sprüchwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen." Hievon gibt auch diese Sammlung reichliches Zeugniß. Unsere geistlichen Fürsten waren meist für Zwecke des öffentlichen Besten und für Werke der Frömmigkeit und Milde von einer großartigen Freigebigkeit. Auch die schlechteren hatten den Grundsatz: „Leben und leben lassen." Ihre treuherzige Gutmüthigkeit und liebreiche Barmherzigkeit wurde nur zu oft mißbraucht. Und doch hatte sie etwas Rührendes, diese „Väterlichkeit", der „Zopfzeit", wie sehr auch die herzlose Kälte der Gegenwart sich darüber erhaben dünkt. Hier nur ein sehr prosaisches Beispiel,

das uns der „Antiquarius“ gerade aus der Zeit aufbewahrt hat, da die alte rheinische Welt vor den französischen Waffen in's Grab sank. Ein Conditorei-Gehülfe Namens Niklas Müller hatte Hoffnung gehabt, in Hofdiensten der Krönung Franz II. in Frankfurt beizuwohnen. Da dieselbe aber auf den 14. Juli 1792 fiel, wo die Hofküche seiner daheim zum Früchteeinmachen bedurfte, so kam der Unglückliche um die Feier, und die übliche „neue Montirung“ und all die andern Sporteln und Herrlichkeiten. Bittschriftlich wandte sich darum der betrübte Mann an „meinen gnädigsten Herren“, der damals in Dillingen weilte, um Entschädigung seiner zahlreichen Familie, und erhielt darauf folgenden „abschlägigen“ Bescheid:

„Der Landstatthalter hat den Supplicanten vorzuberufen, und demselben das unschickliche und grundlose seines Entschädigungs-Gesuchs begreiflich zu machen, und zu gleicher Zeit ihm eine Anweisung ad Hundert Reichsthaler an die Kabinets-Kasse zuzustellen, und ihm aufzutragen, daß er dagegen mit seinen kleinen Kindern um den Segen gegen die Feinde der Religion beten, und um Herstellung der allgemeinen Ruhe und des lieben Friedens Gott eifrigst anflehen solle.

Signatum Dilligen, am 20. April 1793.

(gez.) Clemens Wenzeslaus.“

So damals — und wie würde jetzt ein ähnliches Gesuch des Conditorei-Gehülfen Niklas Müller von „meinem gnädigsten Herren“ beschieden werden? —

XV.

Die Lehrstühle der Politik auf unsern Universitäten.

Wenn man bei Erforschung der Ursachen, aus welchen die gewaltige Verbreitung der politischen Irrlehren in Deutschland hervorgegangen ist, bis zu ihren tieferen Quellen zurücksteigen will, so würde man allerdings um mehrere Jahrhunderte in die Geschichte zurückgreifen müssen. Ganz gewiß würde eine gründliche Untersuchung dieser Art eine dankenswerthe und segensreiche Arbeit seyn. Niemand kann eine sittliche Krankheit heilen, ohne sie zu erkennen, und Erkenntniß ist ohne Auffassung des geschichtlichen Zusammenhanges auf den sittlichen und politischen Gebieten des Lebens nicht möglich. Dem praktischen Staatsmanne kann aber diese tiefere, wenn ich so sagen soll theoretische Auffassung der Grundursachen allein nicht genügen; will er die schreiendsten Mißverhältnisse und die gefährlichsten Symptome der Gegenwart einigermaßen mildern und beseitigen, so ist er gezwungen, unbeschadet dieser tiefern Forschung vorläufig die nächsten Ursachen der krankhaften Erscheinung in's Auge zu fassen und diese nach besten Kräften abzustellen; er muß den Weg, den die Geschichte des Uebels schrittweise zurückgelegt hat, rückwärtsschreitend wieder durchmachen, und darf die obersten Sprossen der Leiter nicht überspringen, wenn er zuletzt am Fuße derselben wohlbehalten wieder anlangen will. Auch der tiefblickendste Staats-

mann wird immer genöthigt seyn, sich mit Beseitigung der oberflächlichsten Symptome vorzugsweise zu beschäftigen, wenn er auch recht gut einsieht, daß er damit noch nicht die tieferen Quellen des Uebels abgegraben hat. Er kommt aber von selber schon weiter, und wird sich mehr und mehr in die Tiefe hineinarbeiten, wenn er nur rüstig mit Hinwegräumung des auf der Oberfläche liegenden Schuttes beginnt. Ich will jener flachen Empirie, welche den organischen Zusammenhang der Dinge nicht zu verstehen im Stande ist, und in welcher ja eben die geistige Krankheit der Zeit vorzugsweise besteht, sicher nicht das Wort reden. Das bloße Herumpfuschen und Experimentiren auf der Oberfläche ohne klaren Blick auf das endliche Ziel, und ohne zusammenhängende geschichtliche und religiöse Weltanschauung ist durch und durch unstaatsmännisch; und diese Quacksalberei bringt nur immer neues Verderben. Aber eben so gewiß ist es, daß man neben der Erkenntniß der Grundursache sich rüstig mit den zunächstliegenden beschäftigen muß, wenn diese Erkenntniß nicht eine unfruchtbare und in Bezug auf die reale Entwicklung der Dinge unnütze und wirkungslose bleiben soll.

Dieser Gedanke wurde von Neuem immer rege, als ich neulich in irgend einer Zeitung las, daß Professor Dahlmann in Bonn bei seinen Vorlesungen über Politik keinen Saal habe finden können, der groß genug gewesen wäre, um die Zahl seiner Zuhörer zu fassen. Dahlmann ist vielleicht der geschickteste Lehrer desjenigen ungeschichtlichen, willkürlichen Rationalismus in der Politik, den die neueste Revolution in Deutschland praktisch zu verwirklichen suchte, und der das deutsche Rechts- und Staatsleben gewiß völlig zerstören wird, wenn es nicht gelingt, ihn durch eine wahrere, tiefere Anschauung und Lehre zu überwinden. Eine tiefere Speculation sagt uns nun allerdings, daß Dahlmann und seine Politik auch zuletzt weiter nichts sei, als ein Produkt von weiter zurückliegenden, krankhaft geschichtlichen Zuständen, und daß diese ganz flache und gottlose Auffassungsweise der Geschichte und des Rechts noch keineswegs beseitigt

sei, wenn man einige Leute, wie Dahlmann und Genossen, von den Lehrämtern der Universität entferne. So vollkommen man damit einverstanden seyn kann, daß mit diesem ersten Schritte noch immer herzlich wenig gewonnen sei, so muß man es doch für einen eben so thörichten, als gewissenlosen Schluß erklären, wenn dieser erste Schritt aus dem Grunde unterbleiben sollte, weil er nicht vollständig zum Ziele führt.

Natürlich kann es sich dabei nur um diejenigen deutschen Regierungen handeln, welche bereits den ernsten Entschluß gefaßt haben, mit der Revolution zu brechen; und welche zu der Einsicht gekommen sind, daß die Lehren Dahlmanns und seiner Geistesverwandten vermöge der Grundanschauung, auf welcher sie ruhen, in ihrer Fortentwicklung zu denselben äußersten revolutionären Extremen führen müssen, wie sie von den Herren Ruge oder Ledru Rollin gepredigt werden. Regierungen, welche selbst noch den Lehren des ungeschichtlichen revolutionären Systems zugethan, oder welche wenigstens noch nicht zu der Erkenntniß gekommen sind, daß unsere sogenannten gothaischen Professoren, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, ebenfalls zum Lager der Revolution gehören, handeln von ihrem Standpunkte aus freilich weder thöricht noch gewissenlos, wenn sie es ferner dulden und begünstigen, daß die Jugend auf der Universität fort und fort zu den Ansichten dieser Herren angeleitet und für's weitere Leben abgerichtet wird. Ich will hier auch nicht die Frage aufwerfen, ob wir denn bereits viele Regierungen in Deutschland haben, die wirklich mit der Revolution dem Principe nach gebrochen haben möchten, und ob nicht die Meisten, die sich als Gegner der Revolution bekennen, zuletzt doch nur gewisse äußerste Ausschreitungen der revolutionären Consequenzen dabei im Auge haben. Diese Untersuchung würde schon deßhalb zu nichts führen, weil sie eben von denjenigen, für die sie bestimmt wäre, doch nicht verstanden würde. Diese Herren verstehen unter Revolution gewisse, äußerste Excesse: gewaltsamen Aufstand, Mord, Plünderung, und vor Allem Renitenz gegen ihre eigenen Befehle; und sie

halten es für eine böswillige Verläumdung, wenn man behauptet, daß ihre eigene Handlungsweise zuletzt immer zu diesen Excessen führen muß; eben weil die ewigen Gesetze von Recht und Moral, auf welchen das gesellschaftliche Leben der Menschen ruht, durch dieselbe zerstört wird. Sie verstehen es nicht, wenn man ihnen sagt, daß ihr Recht (was sie so nennen) weiter nichts ist, wie ihre eigene Willkühr; höchstens eine vielleicht etwas gemäßigtere und gezähmtere Willkühr; daß aber doch zuletzt die eine Willkühr so viel Recht hat, wie die andere, und daß die eine so wenig, wie die andere mit jener objectiven Nothwendigkeit, aus der das wahre Recht fließt, etwas gemein hat. Alle diese Auffassungen, von Dahlmann bis zu Ruge und Mazzini herunter, mit den dazwischen liegenden Nüancen, haben nämlich das Eigenthümliche, daß sie das Recht und die Auffindung des Rechtes von einer bloßen Form abhängig machen, und diese Form reducirt sich bei Allen, ohne Ausnahme, zuletzt auf ein einfaches Additionsexempel. Wenn die Mehrzahl irgend Etwas für Recht in einem Momente erklärt, so wird es dadurch auf der Stelle zu Recht, und es hört im nächsten Augenblicke wieder auf, Recht zu seyn, so bald die Mehrzahl es nicht mehr für Recht anerkennen will. Von dem Rechte, was in der Sache selbst liegt, und welches aus sittlicher Nothwendigkeit und aus den Geboten Gottes hervorgeht, wissen sie alle mit einander gleich wenig, das heißt, gar nichts. Alle diese politischen Systeme ruhen auf der allerelendesten, flachsten und trostlosesten Subjectivitätsphilosophie, und würden zuletzt alle zu einem Kriege omnium contra omnes führen, würden die Menschheit zur äußersten Barbarei zurückbringen und tief unter das unterste Thier herabwürdigen, wenn nicht ein höherer Arm wieder Zaum und Zügel anlegte, und wenn die göttliche Offenbarung aus allen Herzen und Köpfen verschwinden könnte. Deßhalb sind aber auch jene extremsten Lehren eigentlich die weniger schlimmen, weil sie sich durch ihre eigene Consequenz überschlagen und stürzen, und weil sie eine gewisse ehrliche Verstandeslogik in sich tragen,

welche eine Vorbedingung zur wirklichen Erkenntniß ist, während jene in der Mitte stehenden Lehren gar kein Gesetz und gar keine Ehrlichkeit in sich tragen, sondern keinen andern Kern enthalten, als die eitelste Selbstvergötterung einer schwachen mittelmäßigen Individualität, die sich fort und fort selber etwas vorlügt. Wie gesagt, diese Regierungen der polizeilichen Willkühr mögen immerhin jene Afterpropheten der Geschichte und der Politik noch auf ihren Lehrstühlen dulden, und es würde auch nicht helfen, wenn sie aus irgend einer willkührlichen Regung diese oder jene mißliebige Persönlichkeit entfernten, indem sie doch keine bessere an die Stelle setzen könnten. Eine Regierung aber, die wirklich jene tiefere Anschauung von der göttlichen Nothwendigkeit des Rechts hat, sie handelt geradezu thöricht und gewissenlos, wenn sie den Lehrern der Willkühr noch ferner die Lehrstühle überläßt und nicht die sorgsamsten Bestrebungen anwendet, sie mit Männern von tieferer geschichtlicher Auffassung zu besetzen.

Thöricht handelt sie deßhalb, weil alle Maßregeln zur Bekämpfung der Revolution völlig nutzlos bleiben müssen, wenn fort und fort die Jugend aus den vermögenden und gebildeten Ständen, von der zuletzt alle Richter- und Beamtenstellen und alle ständischen Sitze eingenommen werden müssen, in den Lehren der Revolution erzogen werden. Es ist dieses ganz dieselbe Thorheit, als wenn man einen Fluß auspumpen wollte, ohne vorher die Quellen und Zuflüsse desselben zu verstopfen. Wer etwa bloß durch politische Gesetzgebung die sittliche und rechtliche Wiedergeburt eines Volkes zu bewirken glaubt, und nicht zu gleicher Zeit auf allen übrigen Gebieten des Lebens entsprechende Maßregeln ergreift, namentlich auf dem Gebiete der Erziehung, dessen Rechnung hat ein Loch, durch welches seine besten Intentionen und Maßnahmen auf der Stelle wieder verschwinden.

Aber er handelt auch gewissenlos. Wir erleben es schon seit 30 Jahren, wie eben die besten uud edelsten Jünglinge Deutschlands, die mit dem lebhaftesten Drange nach

Wahrheit die Universität beziehen, in eine falsche politische Lehre hineingebannt werden, aus deren Zauberkreise sich später nur sehr wenige, hochbegabte aus eigener Kraft wieder herausreißen können, die aber die Meisten zu einer immer wachsenden Verderbniß ihres Charakters und Viele zu Verbrechen und Untergang führt. Leider ist es mit uns Deutschen dahin gekommen, daß jenes feste historische Rechtsbewußtseyn, daß jenes Bewußtseyn von der sittlichen Nothwendigkeit geschichtlicher Zustände fast ganz verschwunden ist, und daß daher auch unsere jungen Leute gar keine moralische Gewißheit mehr auf die Universität mitbringen. Ohne jede positive Satzung und objektive Gewißheit gleichen sie einem unbeschriebenen Blatte Papier, auf welches der Lehrer Alles schreiben und einprägen kann, was ihm beliebt. Eben das fehlende historische unmittelbare Bewußtseyn soll ihnen durch Reflektion erst wiedergegeben werden. Der Professor ist ihnen ein höheres Wesen, der ihrem Leben und ihrer Anschauungsweise erst Inhalt geben soll. Und daher kommt es, daß sie voll Pietät und kritikloser Hingebung Allem lauschen, was jener Mund verkündet, dieses durstig in sich hinein schlürfen und jeden Stein, den man ihnen beut, gutmüthig und freudig für nahrhaftes Brod nehmen. Ich glaube nicht, daß z. B. die Jünglinge in England so ganz schutz- und wehrlos gegen jede beliebige Afterweisheit in Cambridge und Oxford seyn würden, wenn man sie ihnen dort vortrüge. Dieses geschieht bekanntlich dort nicht, indem ein Volk, welches lebendige, blühende, historische Rechtszustände hat, die politische Erziehung der Jünglinge dem Leben und nicht dem Katheder anvertraut. Dort sind die Chatham's und die Wellington's, die großen Muster und Beispiele, an denen der politische Charakter des Jünglings erstarkt und keine eitele Schulfuchserei übernimmt es, die ganze lebendige Fülle des politischen Lebens in ein sogenanntes System und doktrinäres Compendium hineinzuzwängen. Aber eben weil die Verhältnisse sich nun einmal bei uns so gestaltet haben, daß die unbewußte Schule des Lebens fehlt und durch den Katheder und durch gewissenhafte Reflection

einigermaßen ersetzt werden muß, so ist es um so mehr heilige Pflicht derjenigen Staatsmänner, welche diese Stellen zu besetzen haben, daß sie Niemanden damit betrauen, der statt Arznei Gift reicht. Die norddeutschen Universitäten sind, um in dem Bilde zu bleiben, seit langen Jahren fast ausschließlich mit diesen Giftmischern der Politik besetzt worden; aber man kann es den betreffenden Staatsmännern, die ja bereits selbst mit diesem Gifte überfüttert waren, nicht zurechnen; sie wußten es nicht besser. Eine weit schwerere Verantwortlichkeit würde aber jetzt den Staatsmann treffen, der die ganze Verderblichkeit dieser Lehren kennt und der dennoch unbekümmert die Jugend seines Landes denselben überliefert.

Es kann nun die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht besser sei, die Lehrstühle der Politik, des Staatsrechts, der neuern politischen Geschichte u. s. w. ganz aufzuheben, indem es doch nicht möglich sei, durch bloße Vorlesungen jungen Leuten ein reifes, selbstständiges, politisches Urtheil zu geben; und weil es demnach sich nicht verhindern lasse, daß selbst bei dem ausgezeichnetsten Professor die Jünglinge auf politische Phantastereien und Irrwege geleitet würden. Ich bin entgegengesetzter Meinung. Die Politik gehört einmal zum Wesen unserer Zeit, und sie steht mit den meisten übrigen Wissenschaften in so engem Verhältnisse, daß die jugendlichen Gemüther mit Nothwendigkeit auf dieselbe hingeführt werden und sich wohl oder übel damit beschäftigen müssen. Wenn man auch die Vorlesungen des Professors ihnen entzöge, so würden sie doch statt dessen der elendesten Zeitungslektüre und dem politischen Clubbwesen verfallen. Politisiren werden und müssen sie einmal, und es hängt daher Alles davon ab, daß sie von tüchtigen und bedeutenden Persönlichkeiten in die Schule genommen werden, welche sie zu einer reellen Auffassung der Dinge hinleiten und ihnen früh schon ihre wahre Richtung mittheilen, die, einmal eingeschlagen, nie so leicht wieder aufgegeben wird. Ich habe mich oben des Wortes „Persönlichkeit“ bedient und zwar ganz absichtlich. Nichts ist nämlich

leichter, als jene rein formale und revolutionäre Doktrin von Staat und Recht zu lehren, dazu gehört weder Charakter noch Persönlichkeit; und wir sehen denn auch, daß mancher gefeierte Professor der Politik, des Staatsrechts ein ziemlich klägliches Individuum ist. Das Lebendige, das Organische dagegen läßt sich zuletzt gar nicht lehren; wenigstens nicht in dem Sinne, daß man es schwarz auf weiß nach Hause tragen kann. Hier ist es die Anschauungsweise des Führers im Großen und Ganzen, die ihn bis in die kleinste Fingerspitze durchdringt. Hier ist es eben der Charakter, die Persönlichkeit, welche das bloße unvollkommene Wort fortwährend unterstützen und die Andeutung der Doktrin ergänzen in succum et sanguinem umwandeln muß. Wer z. B. den alten Görres gehört hat (nicht bloß gehört, sondern auch gesehen, gefühlt, angeschaut hat), oder wer, um mich auch des Beispiels eines Protestanten zu bedienen, Niebuhr oder Schleiermacher gehört hat, wird wissen, was ich meine. Eine von lebendig organischer Anschauung durchdrungene, von ihr erfaßte, ihr ganz hingegebene Persönlichkeit, ein Charakter, wie es z. B. auch die heidnischen Philosophen in Griechenland waren, gehört überall dazu, wenn eine Wissenschaft lebendig gelehrt werden soll. Aber auf keinem Gebiete ist dieses Erforderniß nothwendiger, als auf dem Gebiete der ethischen und politischen Wissenschaften.

Wohl weiß der Schreiber dieser Zeilen, daß er in Bezug auf Preußen und auf Nord- und Mitteldeutschland hier neue fromme und unverstandene Wünsche vorträgt. Die politische Lehre, die ich meine, hat dort in den Zuständen selbst zu wenig Boden mehr, und ist namentlich von der Gelehrtengilde so gänzlich verachtet, daß selbst dann, wenn sich noch einzelne Apostel derselben fänden, diesen wenigstens keine Aussicht zur Zulassung zu den dortigen Lehrstühlen wäre. Nichts ist wohl überhaupt charakteristischer für die laxen Rechtsgrundsätze dieser norddeutschen Regierungen, als der Umstand, daß man die Studirenden dort von Männern belehren läßt, welche im Jahre 1848 in der Paulskirche zu Frank-

furt sich für souverain erklärt und dadurch unzweifelhaft ihren, dem Landesherrn geleisteten Eid gebrochen, und einen offenbaren Hochverrath begangen haben, — daß man ihnen daneben noch die politische Bildung der studirenden Jugend anvertraut und darin weiter nichts Arges findet, ist jedenfalls ein starkes Stück. Die Hoffnung auf eine Wiedergeburt der politischen Wissenschaften kann sich daher, so weit sie von den Universitäten auszugehen im Stande ist, nur nach Süddeutschland wenden. Man sollte diesen unendlich wichtigen Gegenstand dort in die allersorgsamste Betrachtung ziehen. Gelänge es z. B. Oesterreich, auf seinen Universitäten eine recht konservative politische Schule zu bilden, so müßte dieselbe von den unermeßlichsten und segensreichsten Folgen sowohl in Bezug auf Oesterreich, als auch auf das übrige Deutschland seyn. Der auf seinen formalen Rationalismus bis jetzt so stolze deutsche Norden, der mit so mitleidigem Lächeln auf das obskure und verdummte Oesterreich herabblickt, würde gar bald genöthigt seyn, seine besten Jünglinge dorthin zu senden, um sich gesundere politische Lebensnahrung zu holen; und die Entwickelung der materiellen Kräfte Oesterreichs würden Hand in Hand gehen mit der Ausbildung siegender geistiger Kräfte. Die unglückliche Rolle, welche die Wiener und Prager Studentenschaft im Jahre 1848 gespielt, hat nur zu sehr bewiesen, wie auch dort bereits die Jugend einem hohlen enthusiastischen Liberalismus verfallen ist, und wie die Anbahnung einer tieferen und heilsameren politischen Richtung nicht ohne schwere geistige Kämpfe in's Leben zu rufen sei. Aber man muß dabei nicht vergessen, daß die größere naturwüchsige Frische, welche Süddeutschland vor dem blasirten und überstudirten deutschen Norden voraus hat, auch für die bessere Lehre einen geeigneten Boden verspricht; und daß der Irrthum dort noch nicht so tiefe, unzerstörbare Wurzeln geschlagen haben kann, wie in Berlin, Göttingen und Königsberg, wo die Wissenschaft sich ausgelebt zu haben und jedes Reactionsvermögen gestorben zu seyn scheint.

XVI.

Die Tauben legen Eier.

Ein Schwank des Lanzknechtes.

Da sitzt unsere bleiche, abstudirte, frostige Stubenweisheit in ihrem engen Kämmerlein beim Lampenschein und schreibt und sinnt und sinnt und schreibt. Unbekümmert um Gott in ihrem Dünkel und Egoismus ist die Genügsame mit ihrem kleinen Ich zufrieden, und so möchte die Abgelebte dem Leben Gesetze vorschreiben, die von dem wirklichen Leben in ihrem Schneckenhaus nichts weiß. Dafür will aber auch das wirkliche Leben nichts von der alten, eingebildeten Egoistin wissen, und was sie schafft, ist dem Tode verfallen, weil ihm der Geist des Lebens mangelt.

„Wie können Sie nur von ihrem Herzen reden", sagte einmal Clemens Brentano zu so einem petrificirten Philologen, der Tag und Nacht wie ein Gewürzkrämer in seinen Wurzelwörtern herum handtirte, „was wollen Sie mir da von ihrem Herzen vorschwätzen, Sie haben ja kein Herz, Sie haben nur eine Grammatik."

Dasselbe könnte man von gar Manchem, von Gelehrten wie von Ungelehrten, sagen. Hatte der Philolog statt eines Herzens eine Grammatik, so hat dieser dafür einen Courszettel, jener einen Stammbaum, der da eine Gänseleberpastete, der andere ein Ministerportfeuille, der dritte einen alten Folianten, der vierte eine Offiziersborde, der fünfte einen Toilet-

lenspiegel, der sechste endlich, wie z. B. der schöne Abonis-Fallmerayer, einen schön geschminkten Styl.

Mit diesen Götzen und Götzlein ihres Egoismus zappeln und schinden sich „die Selbstler, die armen Häuter", wie der Bauer in Tirol sagt, all ihr Leben lang ab, und geben ihnen ihr Herz zur Speise, und ihr Herzblut zum Trank:

Crescit indulgens sibi dirus hydrops.

Sie haben keinen andern Gedanken: „denn wo dein Schatz, da ist dein Herz", und leben so dahin, als sollte das Ding ewig so fort gehen.

At volgus infidum et meretrix retro
Perjura cedit —

Die letzte Stunde schlägt, und manch Einer mag auch jetzt noch nicht, versteinerten Herzens, von seinem Moloch lassen, und fährt mit ihm in die Grube des Todesschlafes hinab, bis der Hahn ihn weckt und der lebendige Gott erscheint, zu richten die Lebendigen und die Todten!

Wenn so die Hochgebildeten, denen alle Genüsse in Hülle und Fülle zu Gebote stehen, der Selbstsucht in ihren tausend Gestalten fröhnen, wie beschämend ist es da für uns, wenn wir dem, was den Menschen adelt und ihn zum Menschen macht, der uneigennützigen Hingabe an Gott, der Aufopfetung für eine höhere Pflicht, der Liebe und Treue bei den Aermsten und Ungebildetsten begegnen!

„Der Lanzknecht", von dem diese Blätter schon öfter gesprochen, ist viel in der Welt herumgekommen und Vieles hat er durchgemacht, und daß er kein Heiliger ist, dessen hat er kein Hehl; was mir aber an ihm am besten gefällt, das ist, daß er sich ein lebendiges, warm fühlendes Herz für alles Edle, Hohe und Göttliche bewahrt hat, wenn es ihm, dem ritterlichen Aristokraten, in noch so dürftigem, niedrigen Kleide erscheint. Aufgewachsen in den üppigsten Genüßen, gesteht der Offenherzige selbst, daß auch er zuweilen ein Gottesläugner gewesen, der nicht an die menschliche Tugend, an uneigennützige, aufopfernde Liebe und heilige unverbrüchliche Treue geglaubt, und daß er sie zu seiner Beschämung und Freude gefunden,

nicht in den üppigen Prunksälen der Reichen und Gebildeten; sondern gar oft in dem armen Stalle der Hirten.

Ich theile seine frischen, kerngesunden Worte mit als Gegenstück zu den künstlichen, von der alten verwaschenen Kupplerin in Augsburg bewunderten Floskeln Fallmerayers, von dessen „Styl“, wie er nun seine Blüthe in der jüngsten Polemik erreicht hat, man vielleicht sagen könnte, was einst Stein von dem Gesichte eines berühmten preußischen Diplomaten sagte: „Halb Bock, halb Tiger“, in Summa eine blasirte Komödianten-Rhetorik aus den schlechten Zeiten byzantinischer Sophistik.

Hören wir, was der „verabschiedete Lanzknecht“ darüber in sein Wanderbuch schreibt:

„Nein, der Egoismus, die leidige Selbstsucht hat noch nicht die moralische Welt wie eine zweite, geistige Sündfluth überschwemmt, und noch hie und da ragen Höhen, — erfreulich tröstende Inselspitzen aus der großen Weltpfütze hervor, auf welche sich der Glaube an die Menschheit und an den lieben Herrgott — welchen die Zwergtitanen der Neuzeit uns rauben wollen, — flüchten kann.“

„Liebe, Treue, Innigkeit und Selbstaufopferung sind keine leeren Worte, — so wenig wie der Name Jehovah; — wer im Rauschen der Blätter und im Rieseln des Baches ihn nicht ahnt, der erbebt vor ihm im Gewitter! — Wer an Liebe und Treue nicht glaubt, im Wohlleben und in der Genußfülle, der erkennt ihr Daseyn oft im Unglück und Elend. Leider sind es, gerade umgekehrt mit der Sündfluth, die Hochflächen und Mittelgebirge der Gesellschaft, welche der Materialismus und Egoismus bedeckt; und gerade in den Niederungen finden sich die meisten echten Perlen des Herzens! Vielleicht gerade deßwegen, weil dort am meisten Thränen tropfen, und aus Thränen werden erst Perlen. Auch ich war zuweilen ein Gotteslaͤugner in Liebe und Aufopferung für Pflicht und Treue, aber gerade im Felde, gerade unter dem rohen Matrosenvolke, gerade unter Jägersleuten und halbwilden Hirten begegnete ich Menschen, wo ich, wie der ungläu-

dige Thomas, meine Finger in die blutenden heiligen Wunden legen konnte. Beispiele davon sind zur Hand, — wie oft sah ich den selbst verschmachtenden Krieger mit seinem Offizier, mit seinem schwächern Kameraden sein letztes Stück Brod, seinen letzten Trunk Branntwein theilen, — mir selbst bot auf dem Rückzuge von Belida, als ein Tropfen Wasser eine Perle an Werth übertraf, ein Voltigeur eine halbe Orange, — acceptez, Monsieur, acceptez, c'est de bon coeur, — si nous en révénons avec nos culottes, vous me rendrez une bouteille Lafitte; — sah ich nicht bei der Affaire von St. Sebastian, trotz des entsetzlichsten Regenwetters, welches uns bis auf das Knochenmark durchfror, einen selbst blessirten Navarresen sein Hemd sich vom Leibe reißen, um seinen schwer verwundeten blutenden Fähnrich damit zu verbinden, — sah ich, bei dem Schiffbruche der Amphitrite nicht einen Matrosen, der eine Tonne erhascht hatte, damit trotz Wogengebrans und Sturm den Schiffslieutenant aus den Wellen mit Lebensgefahr fischen, und als die Tonne beide nicht tragen konnte, großmüthig sie verlassen, — der kühne Schwimmer rettete sich dennoch glücklich ohne derselben! — Aber das rührendste Exempel erlebte ich dieses Jahr im Bade zu G.... Ich sah nämlich einen, mit dem Armeekreuz und mehreren Narben auf Kopf und Brust gezierten Mann täglich als Taglöhner an der dort angelegten Eisenbahn arbeiten; da er sehr geschickt war, verdiente er sich täglich bedeutenden Lohn. Des Nachts aber diente er als Wächter den Fuhrleuten im Wirthshause. Als nach einigen Wochen ich heimfuhr, begegnete ich diesem Manne, auf einem Karren ein ältliches Weib mit einem Kinde fortziehend. Wir gelangten zu gleicher Zeit in ein Wirthshaus, und ich bemerkte, daß der Mann mit zarter Sorgfalt für die kränkelnde Frau sorgte, ihr Kaffe reichen ließ, sich selbst aber mit einem Schluck Bier und etwas Brod zum Imbiß begnügte. Dieß interessirte mich, und ich erfuhr, daß dieser Ehrenmann, — ja das ist er, — nachdem er beim Pionir-Corps ausgedient, vor dreizehn Jahren diese Frau

gechligt hatte, als geschickter Teichgraber in einem kleinen Häuschen sich wohnhaft gemacht, und als fleißiger Taglöhner sein Brod verdient hatte. Seine Heimath ist Böhmen, also etwa dreißig deutsche Meilen von G.... — Nach ihrer ersten Niederkunft ward das arme Weib gelähmt, und nur der Gebrauch dieses Bades lindert die sie quälenden Schmerzen — und jedes Jahr führt der getreue Gatte sein armes Weib seit zehn Jahren in das Bad, Tag und Nacht arbeitend, um die Kosten der Hin- und Herreise zu bestreiten, mit liebevoller Sorgfalt sie pflegend, nicht murrend, nicht klagend, sondern treu und ausdauernd."

„Allons, Messieurs! Courmacher zu Roß und zu Fuß, in Kaleschen und Prunkwägen, — ihr Herren mit Cigarren und Guitarren, — faites en aulant, für die, die ihr zu lieben vorgebt! zehn Jahre! dulden, entbehren, arbeiten für ein armes, reizloses, krüppelhaftes Weib, — weil — weil man es ihr vor Gott versprochen hat! — Ich gab dem Manne die Hand, — Gott sei Dank, so viel fand ich noch in meinem Tornister übrig, daß er das nächste Jahr sein armes Weib nicht mehr auf einem Schubkarren nach G.... fahren soll!" —

So fühlte, so handelte der „Lanzknecht" damals, und obschon er das Unglück hat, einer hocharistokratischen Familie anzugehören, so dürften sich, wie mir scheint, unsere communistischen Demokraten vom reinsten Wasser, die mit fremdem Gute so freigebig sind, sich dieser fürstlichen Denk- und Handlungsweise nicht schämen. Nun kömmt mir aber eine Zuschrift jüngeren Datums von Mailand zu, worin ein Dritter einen Zug von ihm erzählt, der auch an die Zopfzeit „der ritterlichen Milde" erinnert, und den ich darum seinen demokratischen Freunden nicht vorenthalten mag:

Mailand, 3. Jan. 1851. —r— Der bekannte „Lanzknecht" befand sich hier als Adjutant bei seinem Bruder, dem Feldmarschall-Lieutenant Fürsten Karl von Schwarzenberg.

Als oberster Civil- und Militär-Gouverneur der Lombardei hatte sich Fürst Karl Achtung und Liebe in weiten Kreisen gewonnen; seine hohe Stellung als Statthalter des Kaisers gab ihm einen entscheidenden Einfluß in den wichtigsten Angelegenheiten; der Andrang zu seinen, für Jedermann zugänglichen Audienzen war darum auch, wie sich denken läßt, von Vornehm und Gering ungeheuer. Die einfachen Anfragen und minder wichtigen Bittschriften hatte sein Bruder, als Adjutant, gleich beim Empfange zu erledigen. Ein Geschäft, dem sich der „Lanzknecht" mit vielem Eifer und wohlwollender Theilnahme unterzog, so daß Jeder gern mit ihm zu thun hatte, weil er mit Rath und That half, wo er helfen konnte.

Nun erschien eines Tages bei diesen Audienzen des Fürsten Statthalters ein dürftiges, betagtes Ehepaar, Bauersleute aus der Gegend von Bergamo. Die alten Leutchen hatten einen weiten, mühseligen Weg gemacht, und bei der Menge der an diesem Tage angemeldeten Bittsteller konnten sie heute nicht mehr bei dem Gouverneur vorgelassen werden: so mußten sie sich also damit begnügen, ihre Bittschrift dem Adjutanten „Fratello", so hieß gemeinhin „der Lanzknecht", zu übergeben. Nachdem dieß glücklich geschehen war, nahm die gute alte Bergamaskin unter ihrem Tuche einen Korb hervor, in dem sich Obst und ein niedliches Paar Täubchen befand. Den Korb stellte sie auf den Tisch. Der Lanzknecht fragte die armen Leute, was er damit anfangen sollte: die Frau, die wohl denken mochte, der Adjutant sei noch nicht weit in der Welt herumgekommen, erwiederte mit jener würdevollen Gewandtheit, wie sie in Italien auch den untersten Klassen eigen ist: sie habe diese Täubchen gebracht, weil sie wisse, daß es ein Zeichen der Verehrung hoher Personen sei, wenn einer etwas von ihrer Güte begehre, auch schon im voraus einen kleinen Beweis der Dankbarkeit darzubringen (es scheint dieß eine vor- und nachmärzliche Tradition der Sollicitanten zu seyn); zu arm indessen, um etwas Würdigeres, wie es sich eigentlich geziemt hätte, seiner Eccellenza zu überreichen, bitte

sie um freundliche Aufnahme dieser Kleinigkeit, und hege dabei die Hoffnung, daß die Täubchen Eier legen würden.

Dem „Lanzknecht" gefiel die Alte und ihre würdevolle, kluge Rede; er behielt Bittschrift, Korb und Tauben, und sprach lächelnd zu dem betagten Ehepaar: „Addio", mit dem Bescheid, in acht Tagen wegen „der Eier" wieder einmal nachzufragen. Die Leute kehrten also nach ihrer Heimath zurück, die sich nicht umsonst rühmt, den Arlechino geboren zu haben, da es den Bergamasken an einem findigen, aufgeräumten Geiste nicht gebricht.

Als die acht Tage um waren, erschien das alte Ehepaar abermals zu Mailand in dem Palazzo des Statthalters. Der Lanzknecht händigte ihnen sogleich mit freundlich lächelnder Miene ihr günstig beschiedenes Gesuch sammt dem Korbe ein, indem er dabei sagte: Mi pare d'avere sbrigato bene il vostro affare, d. h. ich glaube, euer Gesuch gut angebracht zu haben. Sie verfehlten nicht, seiner Eccellenza, dem principe fratello, ihre mille e mille grazie abzustatten, und ihn der Madonna santissima zu empfehlen, ehe sie sich verabschiedeten.

Indessen, kaum waren sie auf der Treppe, als die Frau eiligst zu dem Adjutanten Fratello zurückkehrte, in der Hand ein Stück Papier mit einigen Goldstücken haltend, das sie in dem Korb gefunden hatte und ihm zustellen wollte. „Nun, was gibt's?" fragte der Lanzknecht, — „nur geschwind, ich habe noch viele Leute zu hören." Die Bergamaskin sah ihn erstaunt an und fragte ihrer Seits: Ma che cosa significa ciò? — ho trovato questo nel canestrino ..., d. h.: „Aber was hat denn das zu bedeuten? ... Ich habe dieses da in dem Körbchen gefunden ..." „Nun, was wird's seyn?" entgegnete mit gutmüthig lächelnder Schlauheit der Lanzknecht der armen Alten von Bergamo, „eure Tauben haben vermuthlich Eier gelegt; — macht euch darum eine Eierspeise daraus; bei eurer schmalen Küche, von der ihr mir erzählt, wird's euch an Appetit nicht fehlen, wünscht mir einen dergleichen, dann sind wir quitt. Gott befohlen!" —

XVII.

Austria Polyglotta.

II. Allgemeine Uebersicht und Charakteristik der Sprachstämme Oesterreichs.

In dem einleitenden Artikel haben wir unsere Ueberzeugung von der herzustellenden engen Verbindung Deutschlands und Oesterreichs entwickelt, die darum naturgemäß ist, weil sie durch die Nothwendigkeit und die Pflicht der Selbsterhaltung geboten wird, eben als eine naturgemäße aber nun auch die segensreichsten Folgen für beide Theile nach sich ziehen muß. Unsere Betrachtung würde daher eigentlich durch eine Darstellung der letzteren zu ergänzen seyn, wenn sich nicht gerade damit ein unübersehbares Feld eröffnete, welches vollständig auszumessen ohnehin die Kräfte menschlicher Berechnung übersteigt und insbesondere uns, wenn wir den Versuch wagen wollten, allzuweit von der gewählten Aufgabe entfernen würde. Einzelne Andeutungen liegen schon in dem Vorhergehenden; im Uebrigen verweisen wir auf die denkwürdigen Memoranda des österreichischen Handelsministeriums und deren gehaltvolle Beleuchtung durch Höffen, worin die materielle Seite des Gegenstandes eine möglichst erschöpfende Erledigung gefunden hat. Nur darauf machen wir an dieser Stelle noch aufmerksam, welche unberechenbare Wirkung allein die in Oesterreich vollzogene glorreiche Wiedereinsetzung der Kirche in ihre heiligen,

unveräußerlichen Rechte auf die Hebung des religiösen und sittlichen Lebens auch in Deutschland üben muß, ohne welche freilich alle andern Heilungsversuche unserer politisch-socialen Gebrechen erfolglos bleiben würden.

In diesem Sinne einer auf natürlichem und historischem Zusammengehören beruhenden, möglichst innigen Verbindung scheint es uns wünschenswerth, daß jeder Einzelne, der diese Ueberzeugung theilt, so weit sein Lebensberuf ihm Gelegenheit dazu bietet, das Seinige zu einer gegenseitigen geistigen Annäherung beizutragen suchen möchte. Zu solchem Zwecke haben wir einen Stoff gewählt, der für unsere deutschen und österreichischen Leser ein gleiches Interesse haben muß, wenigstens in sofern dasselbe nicht etwa durch die Art und Weise der Behandlung geschmälert werden sollte. Dem österreichischen Leser wollen wir eine gedrängte und populär gehaltene Darstellung der vorzugsweise deutschen Wissenschaft der Linguistik, mit besonderer Beziehung auf die verschiedenen Sprachstämme Oesterreichs geben, dem deutschen dagegen in einer Uebersicht und Charakteristik der österreichischen Volksstämme zeigen, wie sich im Leben das Allgemeine zum Besondern gestaltet hat, und letzteres immer wieder neues Material für die Forschung und das generalisirende Denken zu Tage fördert. Als Skizze und Zusammenstellung gegebener Daten, wie sie in Zeitschriften und für das größere Publikum mehr oder weniger unzugänglichen Büchern sich vorfinden, macht diese unsere Arbeit weder auf Vollständigkeit und durchgehende Gleichmäßigkeit, noch auf Neuheit des Inhalts Anspruch, und glauben wir uns daher auch der namentlichen Aufzählung aller benutzten Werke entheben zu dürfen. Die, ohne besondere Bemerkung, mit Redezeichen eingeführten Stellen sind größtentheils aus den sprachvergleichenden Untersuchungen von A. Schleicher, Bonn 1848 bis 1850, entlehnt, deren zweiter Abtheilung: die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht, wir auch unter den, durch die Beschränkung des Themas gebotenen Modifikationen in der Anordnung gefolgt sind.

Die Sprache, als unmittelbarste Versinnlichung des geistigen Lebens gedacht, enthält eben darum zwei zu sondernde Momente, ein sinnliches und ein geistiges auch in Beziehung auf die bloße Form in sich. Von dem ersteren werden wir die Merkmale für die Classificirung der Sprachen zu entnehmen haben, wie sie, als fertige Organismen, in der Zeit entwickelt und im Raum verbreitet, sich uns darstellen; die andere geistige Seite bedingt den inneren Werth derselben, der sich nicht messen noch wägen läßt, sondern nur der freien ästhetischen Beurtheilung anheimfällt. Jene möchten wir als Lautform, diese als Satzform unterscheiden, ohne damit zu verkennen, daß beide in dem innigsten Wechselverhältniß zu einander stehen, und daß von der einen nicht gesprochen werden kann, ohne die andere zu berücksichtigen. Nur das wollen wir hervorheben, daß erst beide Arten der Beurtheilung über das Maß der Vollkommenheit einer Sprache im Vergleich mit andern entscheiden können, um damit im voraus uns gegen eine Anschauung zu verwahren, die in neuester Zeit, wenn auch mit Geist und Geschick geltend gemacht wurde, als ob die Vervollkommnung der Sprache einer vorgeschichtlichen Periode angehöre, seit dem Beginn der historischen Zeit aber die Sprache als solche in fortdauerndem Verfall begriffen sei. Gerade da vielmehr, wo die Sprache von einem Volk gesprochen wird, das thätig in die Geschichte eingreift, muß sie selbst Geschichte, das heißt Entwickelung und Fortschritt haben, so daß von ihr alles dasjenige gilt, was Jakob Grimm in Beziehung auf die deutsche Sprache so unübertrefflich ausführt: „der geistige Fortschritt der Sprache scheint Abnahme ihres sinnlichen Elements nach sich gezogen, wo nicht gefordert zu haben. Mitten in aller Formenfülle des Alterthums herrscht Unbeholfenheit oder Verschwendung, sparsames Haushalten mit geringeren, aber desto gewisseren Mitteln gab auf die Länge größere Befriedigung. Dort gebricht es dem Anmuthigen nicht selten an Würde, dem Kühnen an Geschick, zumal dem Ganzen an Einstimmung, so daß oft

die rechte Wirkung, wo sie nahe zu erreichen war, dennoch ausbleibt — weil sich Licht und Schatten gegenseitig nicht ermäßigen, spielen lebhafte Farben allzugrell nebeneinander; Wort- und Satzverhältnisse sind noch ohne Perspektive und kein Hintergrund wird geöffnet. Die neue Sprache versteht es gelinder aufzutragen, Eindrücke zu berechnen, und von dem Zufälligen das Nothwendige zu scheiden. Des schwebenden Flugs verlustig, ihre Schritte nicht selten zu doppeln und zu kreuzen gezwungen, behält sie das vorgesteckte Ziel fester im Auge. Allenthalben bleiben ihr Ausgleichungen und kleine Nachhülfen zur Hand: denn selbst in grammatischen Auxiliarverbindungen, so lästig sie schleppen können, beruhen zugleich günstige Feinheiten und leise Wendungen des Ausdrucks, von denen die Sprache vorher keine Ahnung hatte. Sie ist jetzt in ihr männliches Alter eingerückt, welches weiß, was es will und vermag. Die Vollkommenheiten des ehemaligen Zustandes sind beneidenswerth aber unwiederbringlich; den Gewinn, den die heutige Sprache, indem sie jenen allmählig entsagte, errungen hat, dürfen wir nicht für zu theuer gekauft halten. Damals war weder Armuth noch Rohheit, aber nun gelten anderer Reichthum und andere Bildung."

Das rein sinnliche Werkzeug der Sprache also ist der Laut, der dem Gedanken zum Ausdruck dienen soll. Alles Denken aber faßt Vorstellungen oder Begriffe in gewissen Beziehungen, und so wird denn auch der Laut in der Sprache sich in die Bezeichnung beider Elemente zu theilen haben, so zwar, daß der Vorstellung oder dem Begriff, als dem materiellen Theil der Rede, die lautliche Vertretung niemals fehlen kann, während es allerdings denkbar ist, daß die Beziehung einer besondern Bezeichnung durch den Laut entkleidet, in andern sinnenfälligen Mitteln Ersatz sucht und findet. Jene Vorstellungen und Begriffe, welche den Inhalt des Gesprochnen bilden, nennen wir Bedeutung und ihre Darstellung in der Sprache Bedeutungslaut oder Wurzel. Wo sich Be-

deutungslaute mit Beziehungslauten irgendwie verknüpfen, entsteht das Wort. Jede Sprache demnach, welche auf den lautlichen Ausdruck der Beziehung Verzicht leistet, muß nothwendig in ihrer Beschränkung auf den Bedeutungslaut, zugleich eine Wurzelsprache seyn; bezeichnet dagegen eine Sprache beides, Bedeutung und Beziehung zusammen, so wird ihr die Benennung Wortsprache, in engerem Sinne freilich, als man gewöhnlich sich dieses Ausdruckes bedient, als Classencharakter zukommen, und insofern die Wurzeln aller genauer bekannten Sprachen (von den Semitischen wird noch im Besondern die Rede seyn) sich als einsylbig offenbaren, wird Einsylbigkeit das äußere Kennzeichen der ersteren Sprachenklasse bilden, der alle übrigen als mehrsylbige im System gegenüberstehen, ähnlich wie sich als der allgemeinste natürliche Classenunterschied im höheren Pflanzenreich der von Monokotyledonen und Dikotyledonen zu erkennen giebt. Die Natur aber duldet keinen Sprung und so offenbart sich schon in der einsylbigen Wurzelsprache ein Trieb in das Gebiet jener reicher organisirten Sprachen hinüberzugreifen und ihr Prinzip mit dem der andern zu vermitteln, ein Bestreben freilich, welches sein Ziel nie völlig erreichen kann, eben weil die innerste Anlage der Sprache dem widerstreitet. Wohl aber ist die Wortsprache in der eben festgesetzten Bedeutung geeignet, ein solches Uebergangsglied aus sich herauszusetzen, denn sie enthält Bedeutungslaut und Beziehungslaut zwar verbunden, aber gerade als zu verbindende mit der Möglichkeit einer mehr oder minder festen Verknüpfung unterschieden. Und wie die größere oder geringere Zahl der Aetherschwingungen in der gleichen Zeit, ihr quantitativer Unterschied, die qualitative Verschiedenheit der Farben begründet, so erzeugt auch hier das verschiedene Maaß, in welchem ein und dasselbe Prinzip, das der Wortbildung nämlich, zur Anwendung gelangt, eine Verschiedenheit des Sprachcharakters, die den ganzen Bau vom Giebel bis zu den Fundamenten durchdringt und dem Organismus bis in die innersten Fasern hinein sein eigenthümliches Gepräge gibt. Ursprünglich sind nämlich die Beziehungslaute

selbst Bedeutungslaute allgemeinerer Art, wie z. B. schon im Chinesischen, einer einsylbigen Sprache, die Benennungen von Mann und Frau zur Bezeichnung des Geschlechtes, der lautliche Ausdruck für Menge zur Bildung des Plurals, die Sylbe y, welche gebrauchen, sich bedienen heißt, zur Andeutung des Instrumentalis verwendet werden. Allein theils die eigenthümliche Beschaffenheit der Chinesischen Schrift, die hier freilich mehr als in irgend einer andern Sprache in wesentlicher Abhängigkeit von dem Sprachbau selbst erscheint, theils der Accent, in welchem sich ebenfalls der Geist dieser Sprache auf das treueste abspiegelt, genügen vollkommen, diese im Gedanken zusammengehörigen Laute dem Auge und Ohr als gesonderte Individuen darzustellen und somit den Classencharakter auch inmitten der unverkennbarsten Annäherung an das entgegengesetzte Prinzip aufrecht zu erhalten. Anders bei denjenigen Sprachen, welche Bedeutungs- und Beziehungslaut zur Worteinheit zusammenfassen. Hier gelangt die Sprache erst allmälig dazu, aus der Fülle konkreter Beziehungen die abstraktesten und allgemeinsten auszuscheiden und sich bei der Bildung des Wortes auf den Ausdruck der letzteren zu beschränken. Je konkreter aber die Beziehung ist, um so selbstständiger ihre Bedeutung, um so lockerer also die Verbindung, in welche der sie bezeichnende Laut mit dem Bedeutungslaute eingehen wird. So gelangen wir zu dem Gegensatze von agglutinirenden und flektirenden Sprachen. Das Wesen der Agglutination kennzeichnet sich äußerlich durch ein loseres Anfügen der Beziehungslaute an den Bedeutungslaut, es beruht aber seinem tieferen Grunde nach darin, daß die Sprache auf dieser Stufe ihrer Entwickelung vieles in den Begriff der Beziehung hineinzieht, was später seine Ansprüche auf eigenthümliche Bedeutsamkeit wieder geltend macht, wobei dann ihre wortbildende Kraft nothwendig an Intensivität einbüßt, was sie in extensiver Hinsicht gewinnt, oder auch sich auf Kosten der harmonischen Gliederung des Satzes vorzugsweise an einem der beiden Hauptredetheile,

dem Verbum oder dem Nomen, zu Ungunsten des andern äußert. Am Entschiedensten tritt dieß bei denjenigen Gliedern dieser Klasse hervor, welche Humboldt die einverleibenden nennt, den bisher bekannten amerikanischen Sprachen nämlich und dem Baskischen in Europa. Hier konzentrirt sich das Streben nach Worteinheit wesentlich auf das Verbum, welchem das Nomen nur als „erklärender Begriff" dient; da an den Zeitwörtern, außer den uns geläufigen, noch eine Menge anderer Beziehungen lautlich bezeichnet werden, so entsteht natürlich eine oft in's Maßlose wuchernde Menge von Verbalformen. In einigen dieser Sprachen ist das Princip der Einverleibung so mächtig, daß es Bedeutungslaute jeder Art dem Zeitworte unterordnet, wie z. B. das Mexikanische den Satz, ich[1] esse[2] Fleisch[3], mit dem einen Worte, ni[1]-naca[3]-qua[2], ausdrückt; in andern macht es sich nur in geringerem Grade geltend, wenn sie zwar dem Verbum nicht zumuthen, ganze Nomina in den Schooß seiner Beugungen aufzunehmen; allein doch an ihm nicht bloß das regierende Pronomen, sondern auch das regierte, und zudem beide in verschiedenen Complicationen darstellen. So vermag z. B. die Thiroki-Sprache an dem Verbum nicht bloß das Subject als eine der drei Personen beider Numeri und Geschlechter, und zugleich das Object in entsprechender Weise, sondern auch die paarweise Verbindung einer Person mit jeder andern im Singular und Plural mit einfachem oder ebenfalls kopulativem Object, oder letzteres mit einfachem Subject, etwa den Satz, ich und er binden sie und ihn durch eine einzige Form auszudrücken, wobei zu bedenken ist, daß es von jedem Verbum Genera und von jedem derselben zahlreiche Modi und Tempora gibt. Ein Beispiel von *Agglutination* im engern Sinne des Wortes bietet uns, außer den wenig bekannten Sprachen des kaukasischen Stammes, das ausgedehnte Altaische oder Finnischtatarische Sprachengeschlecht, dem, innerhalb Oesterreichs, das Magyarische angehört, daher eine nähere Betrachtung seiner Eigenthümlichkeiten dem

Zwecke unseres Aufsatzes entspricht. Im Allgemeinen charakterisiren sich diese Sprachen durch die Mannigfaltigkeit der an den Bedeutungslaut herangezogenen Beziehungen mit Beeinträchtigung der Worteinheit. In der Suomisprache z. B. heißt

1 2 1 2 1 2 3 2 3 1

sano-n, ich sage, e-n sano dagegen: ich sage nicht. Hier ist in dem zweiten Ausdrucke der Beziehungslaut für die erste Person, das n, von dem Bedeutungslaut sano auf das e, die Bezeichnung der Negation übergegangen, wodurch letztere zwar dem Bedeutungslaut, zu dessen Modification sie dienen soll, innerlich näher gebracht, dessen wortgemäßere Verbindung mit dem ersten Beziehungslaute aber zerrissen wird.

Im Ungarischen bedeutet az abbani víz das in jenem (sc. Gefäß) befindliche Wasser; abbani ist zusammengesetzt aus dem Deutewort az, jener, der Ortsartikel ban in (der sich das z von az anbequemt hat) und dem Suffixpronomen der dritten Person, welches hier die Eigenschaft des in einem angedeuteten Gegenstande sich Befindens auf das Wasser (víz) bezieht. Indem vor das Ganze der bestimmte Artikel (az) tritt, entsteht ein Compositum, welches in wörtlicher Uebersetzung etwa lauten würde: das jenes – in – seine Wasser und dessen einzelne Bestandtheile, wenn auch durch die Schrift getrennt, doch einen unläugbaren, nicht bloß begrifflichen, sondern Wortzusammenhang haben, was sich am deutlichsten darin zeigt, daß nur das letzte Glied, der eigentliche Bedeutungslaut, declinirt werden kann, nicht aber der Artikel und der adjective Beisatz, wie dieß z. B. in dem Deutschen: des in jenem befindlichen Wassers der Fall wäre. Wie wir bei den einverleibenden Sprachen die wortbildende Kraft überwiegend auf das Verbum konzentrirt fanden, so offenbart sie sich bei diesem Zweige der agglutinirenden Sprachen mehr an dem Nomen und zu Gunsten desselben, in sofern nicht nur die Beugungen, deren es fähig ist, oft sehr ausgebildet erscheinen (z. B. im Finnischen), sondern auch die Verbalformen selbst nicht selten den Charakter des Nomens an sich tragen. So lautet die dritte Person

Präsens des türkischen Zeitwortes sew, lieben, im Singular identisch mit dem Participium sew-er, liebend, im Plural sew-er-ler, liebende (er bildet das part. praes. und ler ist die gewöhnliche Pluralbezeichnung der Nomina).

Zwei Hauptgesetze beherrschen diesen Sprachstamm in seiner ganzen Ausdehnung: das der Vokalharmonie im Wortbaue und das der Priorität des Regierten vor dem Regierenden in der Wortstellung. Dem letzteren gemäß geht z. B. der Genitiv dem Regens, das Object dem Verbum voraus, und aus dieser Eigenthümlichkeit folgt, daß diese Sprachen keine Präpositionen, sondern nur Postpositionen haben können, woraus sich uns ein neues, secundäres Gesetz ergibt, daß die Wurzel niemals Zusätze von vornen duldet. Das Gesetz der Vokalharmonie lautet: die Vokale der Beziehungssylben müssen mit denen der Bedeutungslaute im Einklang stehen. Die Vokale der Wurzeln sind nämlich entweder harte a, o, u, mittlere i (e), oder weiche ä (e), ö, ü, und es gestaltet sich nun das Gesetz in seinen Grundzügen folgendermaßen: harte Vokale in der Wurzel, oder harte und mittlere zusammen, fordern harte Vokale, weiche allein oder mit mittleren verbunden, dagegen weiche Vokale in den Endungen und mittlere Vokale ziehen bisweilen harte, doch vorherrschend weiche nach sich. Beispielsweise sei einstweilen nur erwähnt, daß frühere Grammatiker dem Türkischen zwei Conjugationen vindicirten, je nachdem die Endung des Infinitivs mak oder mek laute, ein Unterschied in der Vokalisirung, der lediglich durch den Vokal der Wurzelsylbe bedingt ist, und welchem aus gleicher Ursache weitere Modificationen durch die ganze Abwandlung des Verbums zur Seite gehen.

Das Magyarische nun gehört zu dem westlichen oder uralisch-europäischen Zweige dieses Stammes, dessen östliche oder altaisch-asiatische Abtheilung das Tungusische, das Mongolische und das Türkische umfaßt. Die uralischen Sprachen, wie sie mit Uebertragung des Namens von den am Ural woh-

nenden Gliedern auf den ganzen Körper genannt werden mögen, zerfallen in zwei Hauptmassen, von denen die eine räumlich dem Ural und seinen Umgebungen angehörige Gruppe in dem Syriänischen ihren bekanntesten Vertreter hat, die ferner in dem Wogulischen oder Ugrischen muthmaßlich die nächste, im alten Heimathlande zurückgebliebene Stammverwandte des heutigen Ungarischen bewahrt, und deren südlichsten Ausläufer, die Idiome der Tscheremissen und Mordwinen, den sogenannten bulgarischen Zweig dieser Familie bilden, während die andere mehr nach Westen ausgebreitete aus dem Lappischen, Esthnischen und Finnischen besteht, letzteres eine Sprache von so großer relativer Vollkommenheit, daß ihr Name synonym mit Uralisch ebenfalls zur Bezeichnung dieses ganzen Sprachengebietes dient. Getrennt von beiden Hauptmassen, eingekeilt in slavische und walachische Bevölkerung, überdieß von Deutschen, in geringerem Grade auch von Zigeunern, Armeniern, Juden durchsetzt, reden die Magyaren ein dieser finnischen Familie des Sprachstammes angehörendes Idiom, das sich zwar nicht ganz frei von fremden Einflüssen (slavischen, deutschen, romanischen) erhalten konnte, denen es vorzugsweise seine dialektischen Färbungen entlehnt, das aber in grammatischer Beziehung als eine der höchstentwickelten uralischen Sprachen dasteht. Im Folgenden versuchen wir eine Skizze ihres Baues, freilich nur in den allgemeinsten Umrissen zu geben.

Das Lautsystem besteht aus den Vokalen a, o, u (harte), i (mittlere), ĕ, ö, ü (weiche), die durch einen (á, é, í, ó, ú), oder zwei (ő, ű) darüber gesetzte Striche als gedehnte bezeichnet werden, und aus einfachen und doppelten Consonanten, von welchen namentlich die letzteren, ihrer eigenthümlichen Aussprache wegen, zu bemerken sind: cs lautet wie tsch in Kutsche, cz wie z in Ziel, gy wie das italienische gi in giorno, ly wie das französische ll in famille, ny wie gn in campagne, sz wie dieselben Elemente im Deutschen, ty wie das

französische u in métier, zs wie das französische g in loger; s entspricht dem deutschen sch und z dem gleichen Buchstaben der Franzosen und Slaven. Da der Sylbe, welche den Hauptton trägt, gewöhnlich der Wurzelsylbe, auch andere durch die gedehnte Aussprache ihres Vokals lange Sylben zur Seite stehen können, so erhält das Magyarische eine vom Accent ganz unabhängige Prosodie, und ist unter den lebenden Kultursprachen für antike, überhaupt für quantitirende Metra die geschickteste.

Den bestimmten Artikel az vor Consonanten a' haben wir bereits als solchen, so wie in seiner ursprünglichen Bedeutung eines Demonstrativpronomens kennen gelernt; als unbestimmter Artikel fungirt das Zahlwort egy, einer, jedoch hauptsächlich nur in Erzählungen alter Geschichten, z. B. dem Anfang aller Mährchen: es war einmal ein König (egyszer volt egy Király). Beide dienen für alle Genera, die im Magyarischen wie in den verwandten Sprachen lautlich nicht getrennt sind, und nehmen überhaupt keinerlei Suffixe an.

Die Beugung des Nomens geschieht durch Postpositionen, deren das Ungarische dreierlei Arten unterscheidet: unzertrennliche, trennbare, die alle zweisylbig sind, und gemischte oder solche, deren erster Theil mit dem Nomen verschmilzt, während der zweite von ihm getrennt bleibt. Als der Declination dienend, werden zwar nur zwei von den ersteren betrachtet, -nak, -nek und -t mit oder ohne Bindevokal, die den Dativ und Accusativ bilden: a' hal, der Fisch, a' halnak, dem Fische, a' halat, den Fisch. Allein in der Form unterscheiden sich diese Bildungen durchaus nicht von solchen, wie a' halban, in dem Fische, a' halból, aus dem Fische, a' halon, an dem Fische u. s. w. Und so offenbart sich hier recht eigentlich das Wesen der Agglutination, die in dem Ausdrucke a' tavasz-kor, im Frühling, den selbstständigen Bedeutungslaut kor, Alter, Zeitalter, zur Andeutung einer Beziehung eben so

untrennbar mit einem andern Wort verbindet, wie die Dativendung nak in a' tavasznak, dem Frühling. Das Pluralzeichen der Nomina ist -k mit oder ohne Bindevokal, wovor nun wieder alle jene Casusbezeichnungen treten: also a' halak, die Fische, a' halaknak, den Fischen, a' halakból aus den Fischen. Das vor seinem Substantiv stehende Adjectiv erhält, wie im Türkischen, Mongolischen und Mandschu, keine Casuspartikeln: a' nagy város-ok-nak, den großen Städten. In andern Fällen nimmt es dieselben an. Der Comparativ wird durch die Endung -bb (-abb, -ebb) gebildet, dem der Superlativ die Sylbe leg vorsetzt: jó gut, jóbb besser, leg jóbb am besten.

Die Bildung des Genitivs haben wir bisher unberücksichtigt gelassen, weil dieselbe den Uebergang zu einer Reihe von Eigenthümlichkeiten bildet, die tief in die Declination des persönlichen Fürwortes und die Conjugation des Verbums eingreifen. Das[1] Auge[2] des[3] Menschen[4] würde im Ungarischen heißen: az[3] embernek[4] a'[1] szem-e[2]; in ember-nek erkennen wir den Dativ wieder, dessen Suffix hier einen weichen Vokal in Harmonie mit den weichen Wurzelvokalen hat; das dem Worte szem, Auge, angehängte e ist ein besitzanzeigendes Suffix der dritten Person, so daß der ganze Ausdruck in wörtlicher Uebersetzung lautet: dem Menschen sein Auge. Wie dieses -e, nach harten Vokalen -a und in gewissen Fällen -ja und -je mit einem j als Vorschlag, das zuweilen allein in der Gestalt eines i übrig bleibt, dem selbstständigen Pronomen ő er entspricht, so werden auch von den Fürwörtern erster und zweiter Person solche Pronominalsuffixe gebildet: von én ich das Suffix -m und von te du das Suffix -d, ersteres die ursprüngliche Form, letzteres eine Erweichung des respektiven Wurzelconsonanten, beide nach Erforderniß durch einen Bindevokal anzufügen. Der Plural der selbstständigen Formen lautet mi, wir, ti ihr, mit einem alten Pluralsuffix i, welches im Magyarischen nur ausnahmsweise, im Finnischen aber als Regel er-

scheint, oder mi-k, ti-k, indem an die vorigen Formen noch das gewöhnliche Pluralzeichen k tritt, welches ausschließlich den Plural der dritten Person ők, sie und, mit oder ohne Bindevokal, den sämmtlicher suffigirten Pronomina, bildet, also: -nk (für mk) unser, -tok, -tek, -tök, euer, -ok, -jok; ek, jek; -ök, -jök; ik ihr. Die Suffixe erster und zweiter Person erfordern wegen ihres konsonantischen Anlautes nicht selten ebenfalls einen Stützvokal, der bei jenem u oder ü ist, bei diesem nach dem Gesetze der Vokalharmonie sich richtet. Diese suffigirten Pronomina haben nun nicht nur possessive Bedeutung, wie in andern Sprachen (hal[1]-am[2], mein[2] Fisch[1], hal-ad, dein Fisch), sondern sie werden auch den Casusendungen angehängt, z. B. nicht etwa én-ről, von mir, wie hal-ról, von dem Fische, sondern ról[1]-am[2], eigentlich mein[1] Von[2], d. h. die Richtung von mir weg, diesen Ausdruck gleichsam in adverbialer Bedeutung genommen, wie denn eine große Kühnheit in adverbialen Bildungen diesen ganzen Sprachstamm auszeichnet (vergl. Schott: über das Altaische oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht, Berlin 1849. S. 35 u. ff.). Will man mit Nachdruck sprechen, so wird dem suffigirten Worte noch das entsprechende selbstständige Pronomen vorausgeschickt: az én házam (das ich Haus — mein, d. i.) mein Haus. Statt ők wird in diesem Falle ő gebraucht.

Sonach sind wir nun im Stande, auch die übrigen Casus der persönlichen Fürwörter in ihre Elemente zu zerlegen. Der Dativ entsteht durch Anfügung der Possessivsuffixe an das Dativzeichen nek mit oder ohne vorausgehende Wiederholung des selbstständigen Pronomens in dem entsprechenden Numerus, daher:

nek-em oder én-nek-em mir;
nek-ünk oder mi-nek-ünk uns;
nek-ed oder te-nek-ed dir;

nek-tek oder ti-nek-tek euch;

nek-i oder ö-nek-i ihm, ihr (fem.);

nek-ik oder ö-nek-ik ihnen.

Der Accusativ zeichnet sich in den meisten Fällen durch doppelte Charakteristik aus. Von den beiden ersten Personen im Singular scheint er ursprünglich dadurch gebildet worden zu seyn, daß die entsprechenden Suffixe an die Partikel ig, zu, bis (Pest-ig, nach Pesth), die sich jedoch in Verbindung mit dem vorausgehenden selbstständigen Pronomen zu bloßem g abschwächte und nachmals durch das gewöhnliche Accusativzeichen am Wortende verstärkt wurde:

en-g-em oder en-g-em-et mich,
te-g-ed oder te-g-ed-et dich.

Im Plural beider Personen hängen sich entweder die Suffixe mit dem Casuszeichen an die Partikel ban, ben, in:

benn-ünk-et uns,
benn-etek-et euch,

oder der Accusativcharakter tritt unmittelbar an den mit den Suffixen versehenen Nominativ des Plurals an:

mi-nk-et uns,
ti-tek-et euch.

Auch die dritte Person fügt das Casuszeichen, einfach oder wiederholt an den Nominativ, daher:

ö-t oder ö-t-et ihn, sie (weibl.)

ö-k-et sie (plur.)

In eigenthümlicher Weise begegnet uns das suffigirte Pronomen der dritten Person in dem selbstständigen Possessivpronomen wieder, indem es zur Bildung desselben an die persönlichen Fürwörter herantritt und bei den ersten Personen noch überdies die entsprechenden Suffixe annimmt:

az eny-é-m (eny für én), der, die, das meinige (wörtlich: des Ich sein mein),
a' mi-é-nk, der, die, das unsrige,

a' ti-é-d (ti für te), der, die, das deinige (wörtlich des Du sein dein),
a' ti-é-tek, der, die, das eurige,
az övé (v Bindemittel), der, die, das seinige, ihrige (fem.),
az öv-e-k, der, die, das ihrige (plur.).

Endlich beruht auf dem Gebrauch dieses Pronomens eine Unterscheidung der Ungarischen Verbalformen in bestimmte und unbestimmte, die uns abermals einen tiefen Blick in das Wesen dieses Sprachbaues thun läßt. Im Magyarischen gibt es nämlich zwei Reihen von Personalendungen für die transitiven Verben; die eine wird gebraucht, wenn das Object der Handlung mit dem bestimmten Artikel versehen oder durch Suffixe u. s. w. näher bestimmt dem Verbum beigesetzt wird, oder wenn es aus einem abhängigen Satze besteht, oder endlich, wenn das Zeitwort sich auf ein schon bekanntes Object bezieht, in welchem Falle wir im Deutschen das Pronomen „es“ anwenden. Dies ist die bestimmte Form; die andere unbestimmte Form findet Anwendung, wenn an das Object der Handlung zunächst nicht gedacht wird oder dasselbe den bestimmten Artikel nicht hat; z. B. ír, er schreibt, schlechthin, írja dagegen, er schreibt es (sc. das Schreiben, von dem die Rede war);
1 2 ,, 3 4 4 3 1 2 1 ,, 2 3 3
az erdot lat-om, ich sehe den Wald: aber erdot lát-ok, ich
2 1
sehe Wald, einen Wald. Die Vermuthung liegt nahe, daß die bestimmte Form der Bedeutung nach das Pronomen der dritten Person enthalte und in der That scheint dem Scharfsinn eines neueren Forschers der Nachweis gelungen zu seyn, daß sie dasselbe auch lautlich zwischen Wurzel und Personalendung ausdrücke. Wir beschränken uns auf die Darstellung seiner Analyse des Präsens, als die leichter verständliche und bemerken nur, daß die zwar schwierigere Erklärung der übrigen Tempora und Modi darum doch keineswegs in Widerspruch mit jener trete.

Wir kennen das suffigirte Pronomen der dritten Person in den Formen ja, a, je, e und i und finden endlich Bildungen,

wo es, mit einem schon vorhandenen Vokal verschmolzen, durch diesen zugleich, d. h. gar nicht ausgedrückt wird; z. B. in dem Plural suffigirter Nomina, wo neben képeim, meine Bilder, kepei-d, deine Bilder, das einfache kepei die Bedeutung seine Bilder hat, indem hier das Pronominalsuffix in der Gestalt i mit dem gleichlautenden veralteten Pluralsuffix ineinanderfließt.

Betrachten wir nun den Indicativ des Präsens, so lautet er:

Unbestimmte Form.	Bestimmte Form.
Singular.	
1. ír-ok, ich schreibe,	ír-o-m, ich schreibe es,
2. ír-sz,	ír-o-d,
3. ír,	írja.
Plural.	
1. ír-unk,	ír-j-uk,
2. ír-tok,	írjá-tok,
3. ír-nak,	ír-já-k.

Die deutlichsten Formen sind hier die zweite Person Plural und dritte Person Singular, die unbestimmt ír-tok, ír, bestimmt dagegen ír-já-tok, ír-ja lauten; -tok ist das Suffix der zweiten Person Plural, ja das der dritten Singular, welches in ír-já-tok mit langem a erscheint, da kurze Vokale der Regel nach vor Suffixen verlängert werden. Die dritte Person bildet die Mehrzahl durch den gewöhnlichen Pluralcharacter der Nomina, daher unbestimmt írn-ak (mit bisher unerklärtem n vor dem Bindevokal des Suffixes), bestimmt ír-já-k. Die erste Person des Plural fügt in der unbestimmten Form ihr Suffix unmittelbar an den Stamm: ír-unk, in der bestimmten aber durch Vermittlung des Charakters der dritten Person in Gestalt eines j, wobei das n des Suffixes unk verloren geht: ír-j-uk. Die entsprechenden Formen des Singulars zeigen in ír-ok ein Suffix, dessen Erklärung an einem andern Orte versucht werden soll, in ir-o-m, wie die bestimmte Form der zweiten Person Singular vor dem respectiven Personalsuffix das der dritten Person als Vokal und

zwar ausnahmsweise kurz (wie in nék-i-k, ihnen), während endlich die zweite Person Singular der unbestimmten Form den ursprünglichen Wurzelconsonanten des Pronomens zweiter Person nicht wie gewöhnlich in d sondern in sz erweicht an den Stamm anfügt. Wörtlich übersetzt würde also az erdőt latom heißen: des Waldes Sehen sein mein, d. i. mein Sehen des Waldes, ich sehe den Wald, wo sich der Ausdruck az erdőt lato des Waldes Sehen sein in nichts anderem von dem Ausdruck az embernek a' szem-e, dem Menschen sein Auge, unterscheidet, als daß hier das voranstehende Nomen von einem benannten Gegenstande, dort von einer benannten Handlung abhängt, die jedoch einer schon erwähnten Eigenthümlichkeit des ganzen Systems gemäß ebenfalls mehr als Nomen gefühlt wird. erdöt lát-ok dagegen: mein Waldes sehen, d. h. ich sehe Wald, entspricht den französischen Fügungen: je mange du pain u. s. w., so daß ich diesen Casus auf t, den die Grammatiker Accusativ nennen, vielmehr mit dem finnischen Partitiv auf ta für sinn- und lautverwandt halten möchte.

Wir übergehen andere Eigenthümlichkeiten der Magyarischen Sprache, wie etwa die Bildung abgeleiteter Verbalstämme, worin sie ohnehin von andern Gliedern ihres Stammes weit überboten wird, namentlich von dem türkischen, welches z. B. in der Form sew[1]-il[2]-isch[3]-e[4]-me[5]-mek den Begriff: gegen[3]seitig nicht[5] geliebt[1] werden[2] können[4] zusammenfaßt und durch alle Tempora und Modi mit ihren characteristischen Kennsylben und Personalendungen hindurchführt (mek ist die obenerwähnte Endung des Infinitivs, sew die Wurzel lieben, il dient zur Bildung des Passivs, und so die übrigen Zwischensylben nach Maßgabe der darüberstehenden Zahlen zur Modification des Verbalbegriffs); wir übergehen, sage ich, die übrigen Eigenthümlichkeiten, die alle mehr oder weniger enge mit dem Wesen der agglutinirenden Sprache zusammenhängen, um nun im Gegensatz dazu den Character der Flexion uns klar zu machen

und in dem weiten Umfang dieser Klasse den übrigen Sprachen des Kaiserstaates ihre Stelle anzuweisen. Aeußerlich unterscheiden sich die flectirenden Sprachen von den agglutinirenden durch eine strengere Worteinheit, d. h. durch eine innigere Verschmelzung von Bedeutungslaut und Beziehungslaut, die in einem tief durchgebildeten System von Lautgesetzen ihren Ausdruck findet. Innerlich hängt diese Erscheinung damit zusammen, theils als Ursache, theils als Folge, daß die Sprache hier die lautliche Bezeichnung der Beziehungen an dem Worte auf ein geringeres Maaß beschränkt, daher denn eine schärfere Sonderung der einzelnen Redetheile, namentlich des Nomens und des Verbums, und derjenigen Kategorien, die beiden gemeinschaftlich, oder nur einem von ihnen eigenthümlich sind, mit allen ihren Folgen für den Satzbau nicht blos möglich, sondern zur Nothwendigkeit wird oder vielmehr die qualitative Seite desselben Verhältnisses darstellt, welches sich in jener engeren Verknüpfung des Beziehungslautes mit dem Bedeutungslaute von seiner quantitativen Seite offenbart. Das einzige Lautgesetz, welches uns bei den agglutinirenden Sprachen begegnete, neben seltenen Beispielen von Assimilation der Consonanten, wie sie z. B. im Ungarischen vorkommen, war das der Vokalharmonie in seiner Beschränkung auf den Vokal der Endungen, unbeschadet der ursprünglichen Geltung des Wurzelvokals. Bei den flectirenden Sprachen sehen wir Consonanten wie Vokale der Wurzel und der Endungen in lebendiger Wechselwirkung begriffen, so daß jene der Endung auf die der Wurzel und umgekehrt diese wieder auf jene Einfluß üben. Die natürliche Folge dieses Umstandes, so wie der bereits erwähnten schärferen Ausprägung der verschiedenen Wortklassen ist der allmählige Uebergang von einer rein mechanischen Wortbildung zu einer mehr symbolischen und dynamischen, indem nämlich die Beziehungslaute zugleich mit dem Bewußtseyn ihrer ursprünglichen selbstständigen Bedeutung sich verwischen oder ganz verloren gehen, ihre Wirkung aber, als Modificationen

der Vokale und Consonanten an der Wurzel haften bleibt, Modificationen, die dann bei neuen Bildungen und Umbildungen, durch die Kraft der Analogie, an die Stelle der ursprünglichen Bezeichnungsweise durch Zusammensetzung sich eindrängen. So tritt die flectirende Sprache früher oder später in ein Stadium ein, wo sie Beziehungen, die sie an dem Bedeutungslaute selbst ausgedrückt hatte, durch die selbstständigen Formen als deren meistens abgekürzte Stellvertreter jene angehängten Beziehungslaute ihrerseits erscheinen, wieder besonders bezeichnen muß, so daß zur Andeutung des Geschlechts der Nomina ein hinweisendes Fürwort als Artikel, zur Bezeichnung von ursächlichen und Abhängigkeitsverhältnissen, so wie von räumlichen und zeitlichen Relationen selbstständige Beziehungswörter, für Nomina als Präpositionen, für Sätze und Satzglieder als Conjunctionen und Pronomen relativum, dienen und daß endlich die persönlichen Beziehungen des Verbums und die Modificationen seines Begriffs durch das selbstständige Personalpronomen und durch Auxiliarverbindungen näher bezeichnet werden.

Zwei Sprachstämme bilden die flectirende Sprachclasse: der semitische und der indogermanische. Ersterer steht in mancher Beziehung den agglutinirenden Sprachen am Nächsten, und doch ist er in anderer Hinsicht wieder am Geeignetsten, den Unterschied beider in das hellste Licht zu setzen. Namentlich scheint hier auf den ersten Blick die Verbindung der Beziehungslaute mit den Bedeutungslauten bei der Conjugation des Verbums eine losere zu seyn, als selbst in den agglutinirenden Sprachen, insofern die Pronominalaffixe je nach der Verschiedenheit der Tempus- und Modusverhältnisse der Wurzel bald vor bald nachtreten: qatal-ta, du hast geschlagen, ti-qtol, du wirst schlagen. Allein demungeachtet ist die Worteinheit hier und in der durch Präpositionen bewirkten Beugung des Nomens eine viel innigere, theils durch die Einheit des Accents, theils durch die Wirkung des Affixes auf die Vocalisation des Stammes. Von den indogermanischen Sprachen gränzen sich die

Glieder dieses Sprachgeschlechtes schroff genug durch eine Eigenthümlichkeit ab, die mit ihren secundären Folgen für die ganze Wortbildung, nach Humboldt's Ausdruck nicht in den natürlichen Forderungen, ja kaum in den Zulassungen der Sprache liegt. Sie verlangen nämlich, wenigstens in ihrer jetzigen Gestaltung, durchaus drei Consonanten in jedem Wortstamme, wodurch sich ihre Wurzeln wesentlich von denen aller übrigen bekannten Sprachen unterscheiden, eben darum aber einen merkwürdigen Blick auf die Geschichte der Stammbildung überhaupt gewähren. Das Chinesische, welches am meisten dem Typus einer vorauszusetzenden Ursprache sich nähert, kennt nur einsylbige Wurzeln mit einfach consonantischem Anlaut und einem Vokal, der höchstens einen helleren oder dumpferen nasalen Nachklang, aber niemals einen eigentlichen Consonanten nach sich duldet. So entsteht aber nur eine geringe Zahl von Lautverbindungen, die mit der Unendlichkeit der zu bezeichnenden Begriffe in keinem Verhältnisse steht, daher sich das Bedürfniß theils einer ausgedehnteren Zusammensetzung und Steigerung der Vokale (jedem einfachen oder doppelten Vokal kann unter gewissen Beschränkungen ein i, ein u oder i und u zugleich vortreten), theils einer größeren Mannigfaltigkeit der Accentuation geltend macht, die in einigen Dialecten so reich ist, daß sie der Sprache fast den Charakter des Gesanges gibt. Aber auch so bleibt immer noch der Nachtheil zu überwinden, daß eine bestimmte Lautgruppe, wie sie je nach der Verschiedenheit des Accentes verschiedene Begriffe darstellt, so auch in ihrer Beschränkung auf einen bestimmten Accent, und damit auf einen bestimmten Begriff, doch immer noch die verschiedenen Modifikationen dieses Begriffes ausdrücken soll, die in andern Sprachen der Wort- und Themabildung angehören. Das wesentlichste Mittel zur Abhülfe dieses Uebels ist eine strenge Gesetzmäßigkeit der Wortfolge in dem Satz, die demnach zu entscheiden hat, ob eine Wurzel als Nomen, Verbum, Adjectiv u. s. w. zu fassen sei.

Auch in dem indogermanischen Sprachstamm begegnet uns Einsylbigkeit der Wurzeln als Gesetz, jedoch in einer weiten Abstufung von solchen, die nur aus einem Vokal bestehen, wie i in dem lat. i-re und dem griech. ἰ-έναι, bis zu solchen, die mehrfache Consonanz nicht bloß am Anfang, sondern auch am Ende zeigen, wie scand in dem lat. scandere. Mancherlei Spuren aber deuten darauf hin, daß dem Wurzelschatz dieser Sprachen, wie er in dem ehrwürdigen Sanskrit sich am reinsten darstellt, ebenfalls Wurzeln jener einfacheren Art, mit einem Anfangsconsonanten und einem Schlußvokal zu Grunde liegen, aus welchen dann die wenigen rein vokalischen Wurzeln durch Verlust des consonantischen Anlautes, die übrigen durch Wiederholung eines Stammes, oder durch Zusammensetzung mit einem andern und mit darauf erfolgter Einbuße des Schlußvokals der zweiten Sylbe entstanden wären. Einen eigenthümlichen Weg schlugen die semitischen Sprachen ein. Als Voraussetzung scheinen sie das Vorhandenseyn einsylbiger Wurzeln mit einfachem consonantischen An- und Auslaut zu fordern, und daraus durch Reduplikation des einen oder andern Consonanten, der zudem in dieser seiner Wiederholung nach bestimmten Lautgesetzen eine Vertretung durch Buchstaben verwandter Organe litt, ihre neuen, demnach aus drei Consonanten bestehenden Wurzeln gebildet zu haben. Wie aber der redupliziirte Consonant als solcher eine Stütze in einem folgenden Vokal bedurfte, so gewöhnte sich (wenn wir einen solchen Ausdruck für Vorgänge so mysteriöser Art anwenden dürfen), das Organ an eine zweisylbige Aussprache dieser Wurzeln und es bot sich nun gleichsam von selbst die Veranlassung dar, die Möglichkeit des harmonischen Vokalwechsels bei solcher Zweisylbigkeit zu einer rein symbolischen Bezeichnungsweise von Modifikationen des Wurzelbegriffes zu benutzen. Streng genommen sind sie daher als Wurzeln unaussprechbar, denn jede aussprechbare, das heißt vokalisirte Form, drückt schon eine bestimmte Beziehung aus. Die Laute q t l z. B.

bedeuten Schlagen, Tödten, qatal aber heißt: er hat getödtet, qotol tödten, qotel tödtend, qatul getödtet, lauter Beziehungen an dem Wurzelbegriffe, welche die agglutinirenden und übrigen flektirenden Sprachen durch Zusammensetzung ihrer einsylbigen Wurzeln mit manigfaltigen Beziehungslauten ausdrücken.

Außer dem allgemeinen Interesse, welches dieser Sprachstamm etwa dadurch gewinnt, daß seine Charakteristik erläuternde Schlaglichter auf den Bau andrer Sprachen wirft, wäre hier noch insbesondere daran zu erinnern, daß er durch das Hebräische, die heilige Muttersprache der überall zerstreuten Juden, eine reiche Fundgrube für alle Arten künstlicher Sprachen geworden und dadurch in die Dienstbarkeit nicht immer der heiligsten Zwecke getreten ist. Denn nicht nur der Sprache der Studenten und Handwerksburschen hat das Judendeutsch aus dem Reichthum seiner hebräischen Bestandtheile unverfängliche Beiträge geliefert, auch das Rothwälsch der Gauner verdankt ihm großentheils seinen Wortvorrath, ohne daß wir um dieser letzteren Wahrnehmung willen einer ähnlichen Ideenverbindung uns überlassen wollen, wie sie die Griechen geleitet haben muß, als sie den Kaufleuten und den Dieben denselben Gott zum Patrone anwiesen.

(Schluß folgt.)

XVIII.

Fürst Waldburg-Zeil.

26. Januar 1851. Fürst Waldburg-Zeil stand im Herbst vorigen Jahres unter der Anklage der Beleidigung der Staatsregierung vor den Assisen in Tübingen. Die Rede, welche er damals zu seiner Vertheidigung gehalten, hat er mit einigen Bemerkungen und Nachträgen als den Ausdruck seiner Grundsätze *) veröffentlicht. Der Fürst bekennt sich aus Ueberzeugung zur äußersten Linken, und dieses offene Bekenntniß überhebt uns der Nothwendigkeit, die einzelnen Sätze dieses bereits bekannten Systems aufzuzählen.

Wir wenden uns zu den Motiven, welche den Fürsten zu dieser Partei getrieben haben; er findet sie in dem Verhalten und Benehmen der Regierung gegen den Adel, die Kirche und das Volk. Die Täuschungen, welche das Volk in seinen Hoffnungen und Erwartungen fand, die Behandlung des Adels und der Kirche von Seiten der Regierung brachten den Fürsten dahin, wo er jetzt steht. Der Präsident des preußischen Ministeriums hat unlängst mit der Revolution, der Präsident des ständischen Ausschusses von 1846 bis 47 mit der Dynastie und Regierung gebrochen; er hat seine Stellung im und beim Volke genommen.

---

*) Meine Grundsätze, von Fürst Waldburg-Zeil. Schaffhausen 1850.

Wer möchte läugnen, daß Adel und Kirche in Württemberg manchen und vielen Stoff zu Klagen hatten und haben? Es hängt dieß mit der Genesis des württembergischen Staates zusammen. In dem kleinen Herzogthume Württemberg hatte sich ein specifisch-partikularistisches (alt württembergisches) Staats- und Gemeinwesen ausgebildet; die lutherische Religion war die herrschende*), der Grundbesitzstand auf dem Lande meist ein parcellirter, die Form der Verwaltung nicht die allereinfachste, und der Begriff des Schreiberthums zu einer Vollendung entwickelt, von der ein Nichtwürttemberger keine Ahnung hat, bis ihm Zufall oder Geschäftsverkehr Einsicht in diese Wurzel des württembergischen Staats verschaffen. In diesen altwürttembergischen Körper wurde nun durch die Säcularisation und Mediatisirung ein mächtiger Zuwachs von Land und Leuten eingepflanzt, und die Eigenliebe des Stammlandes zu seinen Institutionen macht es erklärlich, daß man Alles über einen Kamm zu scheeren vorhatte.

Nun waren es aber zumeist katholische Besitzungen, welche bei diesem Anlaß unter württembergische Landeshoheit gelangten, es war eine bedeutende Zahl groß- und kleinbegüterter Adelicher, welche aus Reichsstandschaft und Reichsunmittelbarkeit in württembergische Unterthanschaft kamen, es war ein wohlhabender, auf gebundenen Gütern seßhafter Bauernstand, dessen Verhältnisse ihren eigenen Rechtsboden hatten, und es stellten sich da wie dort dem altwürttembergischen Nivellirungssysteme Hindernisse entgegen, welche nicht immer dem Machtgebot des absoluten Königs wichen, und auch nach dem Eintritte der Constitution noch ihr Gewicht zeigten. Jene Klasse des Adels, welcher der Fürst angehört — die Standesherren — war es insbesondere, welche in das altwürttembergische System am wenigsten paßte, und unter dem verstorbenen König eine wahrhaft odiose Behandlung zu befahren hatte, von der nächstfolgenden Regierung aber unter veränder-

*) Wir erinnern hier an die sogenannten Donativgelder.

ter Gestalt nicht viel besser bedient wurde. Wir begreifen den Unmuth des Fürsten, wenn er die Urkunde, welche sein Rechtsverhältniß regeln sollte, zur Hand nimmt, und die Schrift mit der That, das Versprechen mit dem Halten vergleicht; nicht minder begreiflich finden wir es, daß er auf die Art und Weise, wie in Württemberg Civiljustiz geübt wird, kein Loblied singt.

Was die Kirche betrifft, so mag es genügen, auf die unwürdige Behandlung des Bischofs von Keller über die bischöfliche Motion am Anfange des vorigen Jahrzehents zu verweisen, und zu bemerken, daß der königl. katholische Kirchenrath noch am Ruder ist; verschweigen dürfen wir aber nicht, daß das kirchliche Leben in neuester Zeit einen regen und erfreulichen Aufschwung genommen hat, und wir gedenken hier mit Rührung der Missionen und des mächtigen Eindruckes, den sie zurückließen. Daß es aber noch viel zu bessern gibt, wird Niemand in Abrede stellen.

Wenn nun aber Adel und Kirche und Volk auch Ursache haben, mit der Regierung unzufrieden zu seyn, ist die „abermalige Erhebung des Volkes" der Weg, auf dem Alles geebnet wird? ist es — wie der Fürst behauptet — vom christlichen, ist es vom aristokratischen Standpunkte aus gerechtfertigt, der Obrigkeit den Gehorsam zu versagen und das Volk walten zu lassen, und welches Volk? Daß in der Antwort auf diese Frage unsere und des Fürsten Wege entgegengesetzt sind, wird Niemand überraschen.

Der schöne Name Volk ist in den jüngst vergangenen Zeiten so oft und viel mißbraucht worden, daß die Frage des Pilatus: „was ist Wahrheit", hier füglich analoge Anwendung finden könnte. In der Negation der Antwort haben wir reiche aber theure Erfahrungen gemacht; sie hier aufzuzählen, können wir füglich unterlassen; die Assisenverhandlungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart frischen sie uns allenthalben wieder auf.

Was wir hier hervorzuheben haben, ist der Gegensatz,

welchen der Fürst zwischen Fürst und Volk zieht, um sein System zu rechtfertigen, und das Revolutionsrecht zu begründen.

Nicht außerhalb des Volkes, sondern im Volke ist die Stellung des Regenten, und die göttliche Ordnung umfaßt Fürst und Volk nicht als Gegensätze, sondern als ein Ganzes, in welchem Jeder an seinem Theil thun soll, was seines Amtes ist. Es ist ein Salto mortale, wenn der Fürst sagt: Gott wirkt nicht direct, sondern indirect durch die Individuen, also durch das Volk; denn in diesem Schluße fehlt das eine Glied, das sich nicht durch Sophistik wegschieben läßt, — die Obrigkeit. Gehorsam gegen die Obrigkeit befiehlt die Schrift, und dieß setzt nicht bloß einen befehlenden, sondern auch einen gehorchenden Factor voraus, welch letzterer in dem System des Fürsten verschwindet. Treue gegen den Herrn war von jeher des Adels Pflicht; diese schließt nirgendwo den Freimuth, aber überall den Aufruhr aus.

Leid thut es uns, auch in dieser Schrift einer Erscheinung zu begegnen, welche auf's Neue bestätigt, daß unter dem Namen Volk nur die Persönlichkeit ihre Zwecke verfolgt, und daß Alles, was der Individualität nicht zusagt, was mit dem eignen Willen des Einzelnen nicht übereinstimmt, nicht die wahre Volksstimme seyn soll. Der Fürst schätzt sich in seiner Rede glücklich, von Männern aus dem Volke gerichtet zu werden, und gibt ihrem Entscheide vertrauensvoll seine Sache anheim. Es erfolgt ein verurtheilendes Erkenntniß — und ein Nachtrag zur Rede führt nun aus, wie ein Theil der Geschwornen wohl kaum seinen Namen schreiben könne u. dgl. Wie dieser Nachtrag zu dem Vortrage in der Rede passe, und ob darin Consequenz zu finden sei, mag der Fürst sich selbst beantworten.

XIX.

Reden

gehalten in der allgemeinen Versammlung des katholischen Vereins zu Innsbruck am 23. December 1850.

Es gibt gar Viele, welche, weil die Gegenwart sie nicht befriediget, gar düsteren Blickes in die Zukunft schauen und meinen, die Welt stehe auf einer abschüssigen Bahn, die rasch zum Untergange, zum allgemeinen Weltende führt. Es bedenken diese nicht, daß die Gegenwart nie das menschliche Geschlecht befriediget hat und auch nie befriedigen wird; sie vergessen die große Lehre der Geschichte des menschlichen Geschlechtes, daß das Gute nur dann seinen Triumph feiern konnte, wenn das Böse im offenen, feindseligen Wettkampfe mit ihm sich maß, daß jene Zeiten, die weder bös noch gut, so recht flau im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen sind, vielleicht die schlimmsten waren.

Dem gläubigen Christen namentlich, der aus den Geheimnissen seiner heiligen Religion weiß, daß es in den wunderbaren Wegen der Vorsehung liegt, das Böse zum Fußschemel zu gebrauchen, auf welchem das Gute sich erhebt, soll es nicht so leicht bange werden, wenn er das Reich der Lüge sich organisiren, zum Kampf gegen das Reich der Wahrheit sich rüsten sieht; der Sieg ist diesem noch immer geblieben.

Unsere Zeit birgt einen solchen weltgeschichtlichen Kampf in ihrem Schooße, oder sie zeigt ihn bereits auf ihrer Oberfläche. Das Reich der Lüge frißt um sich, aber auch die Wahrheit bricht sich mächtige Bahnen; unsere Zeit bietet nicht nur Trostloses, sie bietet auch sehr viel Tröstendes Jedem dar, der im Trübsinn es nicht verlernt hat, einen unparteiischen Blick auf den Weltlauf zu richten.

Eine dieser erfreulichen Erscheinungen sind die religiösen Vereine, welche durch die schlimmen Ereignisse der letzten Jahre an den meisten Orten frisch in's Leben gerufen, an denjenigen, wo sie bereits bestanden, zu neuer Thätigkeit geweckt worden sind.

Der katholische Verein in Innsbruck verdankt seine Entstehung dem Jahre 1848. Die vorliegenden drei Reden gewähren einen Blick in sein inneres Leben. Die erste von Dr. v. Pulckani gibt einen kurzen Ueberblick seines bisherigen Wirkens. Aus seinem Schooße gingen die Wohlthätigkeitsvereine des heil. Vinzenz und der heil. Elisabeth hervor, welche in dem kurzen Zeitablaufe von ein und einem halben Jahre Schönes geleistet haben. Wir erwähnen nur, daß an baarem Gelde von diesen Vereinen 5981 Gulden, an Kleidung und Nahrung wohl eben so viel vertheilt worden sind, daß in einem Jahre für 160, im andern für 180 arme Studirende durch Unterstützung an Kost und Geld gesorgt worden ist, und die freien Beiträge für diesen Zweck allein 2521 Gulden betrugen. Tirol ist von dem verderblichen Wesen des Zeitgeistes in gar manchen Beziehungen nicht verschont geblieben; wer wollte aber Angesichts solcher Thatsachen läugnen, daß das Edle und Gute sich nicht ebenfalls vielfach aufgehoben hat?

Die zweite Rede, vom Appellationsrath v. Moy, behandelt das wichtige Thema der Einheit und Freiheit der Kirche. Der Verfasser hatte es sich zur besondern Aufgabe gemacht, zu zeigen, wie diese beiden Begriffe im Wesen der katholischen Kirche sich bedingen, und sodann die nachtheiligen

Folgen einer Verletzung der kirchlichen Autorität durch die weltliche Regierung nachzuweisen. Er findet diese namentlich in der Einschläferung des Clerus, der Erschlaffung der kirchlichen Disciplin, der Spaltung der Geistlichkeit selbst und dem Zerfall der Klöster, im Verfall der kirchlichen Wissenschaft, Verflachung und Erlöschung des kirchlichen Geistes überhaupt, in der Verachtung und Herabwürdigung des Clerus, im Vermögensverfall und Verarmung der Geistlichkeit und Kirche.

Die dritte Rede, von Huber, Priester, wirft im Sinne unserer Betrachtung im Anfange dieses kurzen Referats einen Blick auf den Wirkungskreis der katholischen Vereine, und entwickelt näher die richtige Behauptung, daß aus der in vielen Staaten eingetretenen Befreiung der Kirche von den Banden, in welche sie bisher gelegt war, dieselben keinen Anlaß nehmen dürfen, die Hände in den Schooß zu legen.

Wir schließen mit der Bemerkung: Mit der christlichen Association, die in der Kirche ihre feste Stütze hat, hat das Christenthum seinen Siegeslauf durch die Welt begonnen, mit ihr setzt es ihn fort, mit ihr trotzt es allen Mächten der Finsterniß, die in der Gegenwart sich zeigen oder die dunkle Zukunft noch gebähren wird.

XX.

Das katholische Sonntagsblatt für Ost- und Westpreußen.

Seit sechs Jahren ist in Danzig ein kleines Sonntagsblatt unter dem Titel: „katholisches Wochenblatt für Ost- und Westpreußen“ — erschienen, das als Organ der Diöcesen Culm und Ermeland gedient und gegolten hat. In diesem Blatte, das die Leiden und Freuden der Katholiken jener Gegend mittheilte und eröffnete, und aus dem wir auch den Aufsatz über das katholische Schulwesen in Ost- und Westpreußen (Band XXV. Seite 596) zusammen getragen haben, sind kurze Aufsätze über einzelne Glaubens- und Sittenlehren mitgetheilt, so wie die Angaben über Beförderungen und Versetzungen enthalten, die in den erwähnten Bisthümern stattfinden. Obwohl dieß Blatt höchst ruhig gehalten ist, und der Klagen sehr wenige bringt, so scheint denn doch der aus den sechs Jahrgängen mit vieler Mühe zusammen getragene oben erwähnte Aufsatz von gewissen Personen sehr übel aufgenommen worden zu seyn, denn der Verleger des Wochenblattes (F. A. Weber) macht in der Nummer 41 des vorigen Jahres folgende Mittheilung: „Nach einer Eröffnung des königl. Polizei-Präsidiums zu Danzig vom 9ten October dieß Jahrs gehört „„das katholische Wochenblatt““ nach §. 7 des Preßgesetzes vom 5. Juni d. Js. zu jenen periodischen Schriften, welche, wenn sie ferner erscheinen sollen, eine Caution von

2500 Thaler stellen müssen. Diese Summe sofort herbeizuschaffen, war nicht möglich — und ist aus diesem Grunde das regelmäßige Erscheinen der folgenden Nummern des Wochenblattes unmöglich gemacht! Ich habe jedoch die nöthigen Einleitungen getroffen, das Blatt auch ferner erscheinen zu lassen, und sollte sich wider Erwarten eine längere Bezögerung herausstellen, sämmtliche Nummern nachliefern. Ich erlaube mir den resp. Abonnenten diese Mittheilung zu machen, und füge die Bitte bei, in Anbetracht der erschwerenden Umstände für die größtmöglichste Verbreitung des **einzigen katholischen** Organs zweier Diöcesen wirken zu wollen." — Die Katholiken wurden bei dieser Eröffnung des Polizeipräsidiums lebhaft an die Tendenz des Verfahrens gegen den Redacteur der deutschen Volkshalle zu Köln erinnert. Sie fürchten, man wolle das einzige Organ der Katholiken in der Provinz Preußen unterdrücken und eingehen machen, wie man früher schon die in polnischer Sprache (siehe Mainzer Journal Num. 161 vom vorigen Jahre) erschienene Kirchenzeitung unterdrückt hat. Ob dieß der Sache des Staates oder des Protestantismus etwas nützen würde, steht dahin.

Die Fortschritte des Katholicismus jetzt noch hemmen zu können, während z. B. in England Betreffs der Kirche so große Ereignisse sich begeben, mag nur solchen Männern noch glaublich scheinen, die die Zeichen der Zeit nicht sehen ob ihres Büreaukratendünkels. Darum schließen wir mit den Worten, die der bekannte Pater Lacordaire in einer seiner Fastenpredigten des Jahres 1847 gesprochen hat: „Macht, was ihr wollt; die Welt wird doch noch katholisch." Uebrigens aber, und darüber wird allerwärts geklagt, hat die Büreaukratie nicht nur ihre alte bevormundende Stellung, die sie im Jahre 1848 so kläglich preisgegeben, wieder eingenommen, sondern sie herrscht mehr denn je, aber nicht zum Heile der Monarchie. Es wird wahrlich noch viel brauchen bei uns, bis die kirchliche Freiheit und Gleichberechtigung eine Wahrheit wird.

XXI.

Joseph von Görres.

III.

Revolutionsschwindel der Zeit und Selbststudium.

An der uralten Völkerstraße, die aus Frankreich und der Schweiz über den Mont Cenis durch das alte Susa nach den sonnigen Gefilden Italiens, nach Turin und Genua und in das lombardische Poland hinabführt, liegt in dem Alpenthal, das die Cinischia durchbraust, zwischen Susa und dem Cenis, das piemontesische Kloster Novalesa.

Unweit dieses Klosters, am Fuße der hohen Alpen, erhebt sich ein Berggipfel. Hier auf dieser Höhe, in der stillen Bergeinsamkeit, wurde schon vor Jahrhunderten ein Grab gezeigt, das ein tapferer, in den Heldenliedern der Vorzeit berühmter Streitheld und frommer Diener Gottes, mit eigener Hand vor seinem Hinscheiden in den Fels gehauen, und wo er dann nach den Kämpfen und Mühen dieses Lebens seine geweihte Ruhestätte gefunden.

Mit Namen hieß er Waltharius; sein Vaterland war Aquitanien, und von ihm weiß die alte Ueberlieferung des Klosters, in Verbindung mit den Sagen des deutschen Heldenliedes, gar Mancherlei zu erzählen. Darunter bedünkt mich vor-

züglich die Weise sinnreich und bedeutsam, wie es kam, daß er, der viele Länder der Menschen durchwandert, sich gerade hier in dem Frieden des abgeschiedenen Gotteshauses niedergelassen.

Edlem Stamme entsproßen, gebot er in seinen jungen Tagen mit Macht als Fürst in Aquitanien. Es war das in den gothisch-hunnischen Zeiten, in jenen Heldentagen sagengrauer Vorzeit, da die kühnen Nibelungen am Rhein, Attila mit seinen hunnischen Recken an der Donau und Dietrich der gewaltige Kampe in Bern Hof hielten.

In diesen sturmerfüllten, wechselvollen Zeiten, da die Wogen der Völkerwanderung brandeten, hat der starke Walther, fern seiner aquitanischen Heimath, in vielen scharfen Schlachten gestritten und viele der besten Helden seiner Zeit im Kampfe überwunden. Und siegreich die Länder vom Aufgange bis zum Niedergange durchreitend, gewann er großen Heldenruhm und wurde sein Name weitum in deutschen und wälschen Liedern gepriesen.

Doch als die Jahre des Jugendmuthes und der männlichen Kraft in Streit und Kampf, in Gefahren und Abenteuern, in Ruhm und Ehre und Glück und Lust dahingeschwunden und sein Haar nun zu bleichen begann und die Sonne seines Lebens sich zum Abend neigte, da wurde er ernst und in sich gekehrt.

Er gedachte der Vergänglichkeit aller irdischen Freuden, und wie der Glanz dieses Lebens schwindet gleich dem Thau der Frühe, und wie seine Schönheit dahin welkt gleich der Blume des Feldes, und sein Ruhm verklingt gleich dem Ton der Glocke des Abends. Da ward ihm das wirre Getümmel der unruhvollen, nimmersatten Welt zuwider, und seine Sünden fielen ihm schwer auf das Herz. Er sehnte sich nach innerer Ruhe und nach Frieden mit Gott. Nur dem Ewigen wollte er fürter dienen; und durch Buße von ihm Verzeihung erlangen; nur im geistlichen Kampfe, in Selbstentsagung und Selbstüberwindung, in Sanftmuth, Demuth und Gehorsam;

in Gebet und Betrachtung, in Wachen und Fasten und den Werken heiliger Barmherzigkeit wollte er fortan nach den ewigen Kränzen ringen, und wenn die irdische Sonne erloschen, den lichten Himmel mit seinen unvergänglichen Freuden gewinnen.

Also legte er Schwert und Schild und Waffenkleid ab, zog Hut und Mantel eines Pilgers an, und machte sich auf den Weg, die Regel und Weise aller Mönche zu erforschen, um ein rechtes Gotteshaus aufzusuchen, worin die Brüder in heiliger Zucht, wahrhaft von der Welt geschieden und nur ihrem Beruf lebend, gesammelten Geistes, Gott allein dienten.

Um jedoch bessere Gewißheit darüber zu gewinnen, wie es in Wahrheit und nicht dem bloßen Scheine nach mit dem geistigen Leben in den einzelnen Klöstern bestellt sei, die er nun der Reihe nach besuchte, ersann er sich eine eigene Probe. Er suchte sich nämlich für seine Pilgerfahrt einen schönen hohen Stab aus. An der Spitze desselben ließ er mehrere Ringe anheften, und in jedem der Ringe ein Glöcklein anheften.

So trat der greise Streitheld, den hohen Stab mit den Glöcklein in der Rechten, seine Wanderschaft, im Vertrauen auf Gott, frohen Muthes an.

Und wenn er nun in eine Kirche trat, pflegte er mit seinem Stabe zwei- oder dreimal hart auf den Boden zu stoßen, daß alle Glöcklein davon erklangen, um also die Strenge geistlicher Zucht und die Sammlung der betenden Brüder zu prüfen. Allein wo er hinkam, wenn der Ton seiner Glöcklein erschallte, pflegten Meister und Jünger neugierig aufzuhorchen und aufzuschauen, und es war Niemand, der sie zurechtgewiesen hätte. Daran erkannte er denn alsogleich, daß hier nicht seines Bleibens sei, weil ihn bedünkte, daß die Brüder noch nicht gänzlich der Welt abgestorben, nur ihrem geistlichen Berufe in Gott lebten, die also dem Klingklang der Glöcklein zuhorchten und den Fremdling anschauten.

So ging er, ein anderer St. Christoph, mit seinem Stabe von Land zu Land, und überall, im sonnigen Thale und auf

der luftigen Höhe der Berge, klopfte er an den Pforten der Klöster und ließ er seine Glöcklein vor den Brüdern erklingen. Und die halbe Welt hatte er schon durchpilgert, aber nirgend gefunden, was er suchte: Männer gesammelten Geistes, taub gegen das Geräusch der Welt.

Da kam er ganz zuletzt auch über die Alpen und schritt längst den Wellen der Cinischia, das Thal entlang, zu den Pforten des Klosters Novalesa. In die Kirche eintretend, sah er die Zöglinge des Gotteshauses mit dem Meister der Klosterschule versammelt, wie sie eben in Gebet und Lesung begriffen waren. Da stieß er wieder seinen Stab mit ganzer Gewalt auf die Erde, daß alle seine Glöcklein hellauf davon erklangen. Die Zöglinge aber beteten fort, als ob kein Ton die Stille des Heiligthumes unterbrochen hätte; nur ein Einziger von ihnen drehte sich neugierig um nach dem Schalle. Alsbald aber sprang der Schulmeister herzu und versetzte ihm eine Ohrfeige.

Da Waltharius dieß sah, athmete der wegmüde Held tief auf und sprach: „Nun bin ich schon lange Tage durch die Welt gewandert, und habe dergleichen nicht gefunden.“ Und sogleich meldete er sich bei dem Abte zur Aufnahme, legte die Tracht dieses Ordens an und wurde mit seinem Willen als Gärtner des Klosters bestellt. Und ein eifriger Bewahrer der Klosterregel, weise und klug, und schön von Leib und Antlitz, verlebte er daselbst in Heiligkeit seine letzten Tage, bis er, alt an Jahren, in dem Herrn entschlief, und von den trauernden Brüdern, denen er ein treuer Diener gewesen, in dem Grabe bestattet ward, das er sich sorgfältig auf dem Berggipfel in den Fels gehauen hatte.

Das waren Zeiten großer Völkerbewegungen, in denen dieser aquitanische Walther mit seinem Glockenstabe seine Pilgerschaft gehalten; Zeiten, in denen eine alte Welt zusammengebrochen und eine neue unter Stürmen und Kämpfen auf den Trümmern sich erhob.

Solche Zeiten allgemeiner Erschütterung, da Gewalt mit

Gewalt ringt, sind ihrer Natur nach dem Dienst der Andacht, wie dem Dienst der Wissenschaften, die beide einen ruhigen, in sich gesammelten Geist erheischen, gleich wenig zuträglich. Das wilde Getümmel, das die Welt erfüllt, dringt auch in die stillen Mauern der Klöster, in das Heiligthum der Kirche, in die Lehrsäle der Schule. Es zieht Meister und Schüler unwiderstehlich hinaus, Theil an dem Kampfe, an seinem Ruhme und an seiner Beute zu nehmen, und selbst die, welche in der Abgeschiedenheit ausharren, pflegen auf das Klirren der Waffen und das Feldgeschrei der Kämpfenden gespannten Geistes zu lauschen, um den Wechsel des Glückes und die letzte Entscheidung zu errathen. So zerstreuen sich die Geister in das Aeußere; die Welt siegt über das Innere; ihre Parteiungen, ihre Kriegsknechte und Wechsler erfüllen lärmend den Tempel, und wenn dann ein ernster Waltharius mit seinem klingenden Glockenstabe in die Pforte tritt, dann findet er überall nur zerstreute Meister und zerstreute Jünger.

Eine ähnliche Zeit haben wir erst jüngst, in dem Jahre des Ueberstурzes und Umsturzes 1848, an uns vorüber gehen sehen. Wie ein wüster Traum liegt sie schon hinter uns jene Blüthezeit der schwarz-roth-goldenen Volkssouverainetät mit ihrem allgemeinen Wahlrecht und der gemüthlichsten Anarchie auf breitester demokratischer Basis, da jeder Schneider einen Barrikadenbart trug, und den Büreaukraten Zopf und Kopf wackelte. Es war aller Thoren Jubelfest: da das Volk der Denker, seine Juden, seine Literaten, seine Schusterbuben voraus, die Freiheit und Einheit des Vaterlandes in Angriff nahm, und die „souverainen Pflastersteine" an die Köpfe der „verthierten Soldateska" flogen. Es waren die goldenen Tage der Volksversammlungen und der Volksredner; der Proclamationen, der Plakate, der Adressen und der Straßenliteratur; der Sturmpetitionen und Wahlkämpfe, der Emeuten, der Barrikaden und der Volksbewaffnung mit ihren Freicorps und Freischaaren; der erstürmten Zeughäuser und der constituirenden Parlamente, da Gagern auf der Tribüne der Pauls-

kirche seine kühnen Griffe that, da der souveraine Pöbel von der Gallerie noch kühner herunter brüllte und die demokratischen Meuchelmörderdolche am kühnsten die Brust ihrer Opfer durchbohrten; da die Professoren, statt zu dociren, ewige Erbkaiser und endgültige Reichsverfassungen und jeden Tag neue Grundrechte machten, und über Krieg und Frieden entschieden und deutsche Flotten decretirten; der Wonnemonat tollster Phantasterei, da die Aula in der Kaiserstadt sich der im Barrikadenkoth schleifenden Zügel der Herrschaft bemächtigte; da der Jude Fischhof die Prozession anführte, und bei dem Blute Latours Eljens für Ungarn, Evvivas für Italien ertönten; da in der Metropole der Intelligenz das siegende Heer der besiegten Revolution die Stadt räumte; da Friedrich Wilhelm IV. sein Haupt entblößte und, die dreifarbige Fahne voran, seinen Umritt hielt, das Aufgehen Preußens in Deutschland verkündend; da der Prinz von Preußen, auf dessen Palais die Revolution ihr: „Eigenthum der Nation" geschrieben, als Deputirter Einlaß in die Constituirende fand, während das „gebildete" Volk der Königsstadt Friedrichs II. sich von entlassenen Zuchthäuslern am Gängelband führen ließ; die Flitterwochen souverainen Wahnsinnes, da die Reichsregentschaft in der schwäbischen Residenz tagte und ihre oberherrlichen Aufgebote in ihr Traumreich hinausschickte!

Hätte der alte aquitanische Pilger in diesen Fastnachtstagen, da die Juden und Zeitungsschreiber alte Throne niederbrüllten, seinen Umgang in Schulen und Kirchen gehalten und bei den Universitäten zugesprochen, er hätte wohl auch lange pilgern mögen, bis er Andacht und Studium, Gehorsam und Zucht, Ernst und Geistessammlung gefunden. Seines Glockenstabes hätte er gar nicht bedurft; Heiligthum und Schule waren leer; der Professor stand als Volksredner auf einem Tisch in der Volksversammlung, der Student mit der Fahne auf der Barrikade, oder regierte, statt zu studiren, das Reich in der Aula. Keiner, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, war bei seinem Leisten; Niemand las etwas Anderes als: Flugblätter und Zei-

tungen; Niemand sprach von etwas Anderem, als von Krawallen, Barrikaden, Volksbewaffnung, Parlamenten.

Und als nun Radetzky, Windisch-Grätz, Jellachich und Haynau mit ihren Kanonen in den Wahnsinn hinein donnerten, und mit ihren Kartätschen die Straßen der empörten Städte fegten, als die Kugeln in die Gemälde der Gallerie von Dresden schlugen, Herwegh unter das Spritzenleder sich verkroch, dem Bürger Hecker die rothe Feder vom Hut sank und er sich nach Amerika salvirte, und Mieroslawski mit seinen Polen sich die Cigarren an den brennenden Trümmern eines ruinirten Landes anzündeten und davon fuhren, und überall die rothe Revolution in Belagerungszustand erklärt wurde: das war auch keine Zeit für geistige Zucht und wissenschaftliches Studium. Vergeblich wäre der Alte von Thüre zu Thüre gegangen; nicht einmal der Klang seiner Glöcklein wäre vor dem betäubenden Lärm gehört worden; überall zerstreute Meister und zerstreute Lehrlinge. Die Erde erbebte, die Geister hatte ein allgemeiner Schwindel erfaßt, und nur Wenige waren in diesem Taumel, die noch so viel Ruhe und Besonnenheit sich bewahrt hatten, um über den Augenblick hinaus auch der Vergangenheit und Zukunft zu gedenken, und neben dem politischen Kladderadatsch sich noch mit ernsteren geistigen Interessen und wissenschaftlichen Forschungen zu beschäftigen.

Nur wenn wir uns in den tollen Rausch jener Tage zurückversetzen, wie wir ihn selbst durchlebt, können wir uns eine lebendige Vorstellung von der geistigen Lage einer feurigen Jugend machen, die gleich Görres und seinen Zeitgenossen mit ihrem Knaben- und Jünglingsalter so recht mitten in den Taumel der ersten französischen Revolution hinein fiel. Ja, der Rausch der Begeisterung für die revolutionären Ideen des Tages war damals noch ungleich begreiflicher und verzeihlicher und darum auch allgemeiner als in dem tollen Jahre 1848; da die Generation von 1789 noch nicht die bitteren Enttäuschungen und die herben Erfahrungen sechszigjähriger revolutionärer Erschütterungen, so reich an Blut und Trüm-

mern, so arm an Segen und Früchten, hinter sich hatte, sondern mit ungetrübter, feuriger Jugendhoffnung einer größeren und besseren Zukunft vertrauensvoll entgegenstürmte.

Selbst Männer, deren Geist sich in den ernsten wie in den schönen Wissenschaften gebildet und veredelt hatte, die mit der Geschichte aller Völker und aller Zeiten vertraut waren, und sich im Leben und in den Geschäften umgethan hatten, erwarteten in der ersten Zeit das höchste Heil für die Menschheit von der neuen Bewegung, da sie die geistige Fäulniß nicht bedachten, in der die neue Saat wurzelte, und wie bald das Gift der Entsittlichung den gährenden Most reiner Begeisterung der unglücklichen Welt zum höchsten Verderben machen würde. Der alte Klopstock, der Sänger der Messiade und des Arminius begrüßte im deutschen Bardenhain die neue französische Freiheit mit Festoden und schwertönenden Liedern. Er sang der Pariser Ballettänzerin, die ihren wurzellosen Freiheitsbaum in leichtfertigen Sprüngen umhüpfte:

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer bringen den Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne.

Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach sechzigen
Fortdauert; denn sie war's, so weithin
Brachte sie mich, daß ich dieß erlebte.

Und Johann von Müller, der Geschichtschreiber, schrieb am 6. August 1789 von Aschaffenburg an Dohm: „Welch eine Scene in Frankreich! Gesegnet sei ihr Eindruck auf Nationen und Regenten! — Wo noch ein Funken Energie ist, hilft's nichts mehr, Bücher etwa zu verbieten; die Zeitung ist das lehrreichste. Ich hoffe, mancher Sultan im Reich werde heilsam erzittern, und manche Oligarchie lernen, daß man's nicht zu weit treiben darf. Ich weiß die Excesse. Hiefür ist aber eine freie Verfassung keineswegs zu theuer erkauft. Kann's eine Frage seyn, ob ein luftreinigendes Donnerwetter,

wenn es auch hie und da Einen erschlägt, nicht besser sei, als die Luftvergiftung, als Pest? Diesen Samen hat vor vierzig Jahren Montesquieu gestreut. Also ist nichts verloren, warten muß man nur."

So schrieb er in der ersten Begeisterung, die Revolution segnend; er wartete; allein zu bald sah er das Verderben das Gute besiegen und die Hoffnung auf eine, wenn auch „theuer erkaufte," freie Verfassung (die sich Frankreich auch heute noch nicht mit all seinen Revolutionen erkauft hat) schwinden. Schon einen Monat später, am 9. Sept. 1789, schrieb er an den Baron Ulysses Salis-Marschlins: „Uebrigens muß man gestehen, was in Frankreich geschieht, ist nicht geeignet, den Wunsch nach einer Nachahmung zu wecken, und um nicht das Bessere zu theuer zu erkaufen, begnügt man sich mit dem Guten, ja selbst mit dem Erträglichen." Und wieder einen Monat später, 9. Okt. 1789, an Jacobi: „Mir, ich gestehe es, gefällt weder die Verschmähung aller Erfahrungen voriger Zeiten und anderer Völker, noch die gewaltthätige Uebertretung der heiligsten Eigenthumsrechte, und die ganze belletristische Phraseologie, die ich oft kaum verstehe." Dann abermal einen Monat später, am 7. Nov. an Caspar Stokar von Neuforn, Säckelmeister zu Schaffhausen: „Niemals ist wohl an einem größern Beispiel als nun bewiesen worden, wie gränzenlos die Folgen unbedachtsamer Auflösung der heiligsten Bande für das Ganze der Gesellschaft sind. Gleichwie die alte Welt Roms verworfen worden, als Despotismus, Irreligiosität und Sittenlosigkeit sie zu einem moralischen caput mortuum machten, so itzt: und weil das Verderben von der hohen Geistlichkeit nicht nur nicht aufgehalten, sondern durch Beispiel gefördert worden, so werden eben auch die Hirten vorzüglich geschlagen, und dessen beraubt, worauf sie ihr Vertrauen setzten. Furcht der kommenden Dinge durchdringt mich, wenn ich erwäge, wie es anderwärts, wie es im Vaterlande (in der Schweiz) selbst nicht besser geht." Und wenige Tage später (12. Nov. 1789)

schreibt er „von dem einsamen stillen Lager," auf dem ihn eine Krankheit dem Tode nahe brachte, an den Minister Salis-Marschlins: „Wahrlich, bester Freund! von Allem ist Gottes Weisheit, seine Liebe der Grund; in Ihm ist das Licht; von Ihm geht Heldensinn und Patriotismus aus; und weil man's nicht mehr glaubt, so irren die Völker in selbsterdachten Grundsätzen beim trügerischen Schimmer verstellter Tugenden herum; dadurch sinken die Throne, und werden bald alle Bande gelöst, welche durch ein Jahrtausend befestiget schienen, ja die ganze Gesellschaft wird in ihren Fundamenten erschüttert." Auch für die Schweiz zitterte er, sprechend: „Meine Nachrichten von dem moralischen Zustande vieler helvetischen Städte machen für's politische wenig hoffen, das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt." Und an den Säckelmeister von Balthasar in Lucern unter dem 9. Dezember 1789: „Es ist allzu offenbar, daß die Entnervung der Sitten und der Untergang aller Grundsätze Frankreichs Thron stürzten; wie viel weniger ist uns Kleinen erlaubt, zu schlafen!" Das Jahr 89 war noch nicht zu Ende, da klopfte schon der neue unheimliche Geist, den er zuerst willkommen geheißen, an die eigene Thüre; unter dem 12. Dez. 1789 schreibt er von Mainz an Stokar von Neuforn: „Die ansteckende Gährung des Freiheitsgeistes breitet sich auf die Reichsgränzen aus; daher sich Alles verwickelt und bald beim Kreis, bald am Reich Vorkehr und Eintretung des Erzcanzlers (des Churfürsten von Mainz) erfordert wird. Kein Mensch ist im Stande vorzusehen, welches endlich das Denouement seyn dürfte; denn weder die ordentlichen Regeln, noch die Erfahrung voriger Zeiten ist fähig, uns zu leiten; jede Woche bringt etwas Unerwartetes, und oft wird das Unwahrscheinlichste wahr; Alles, weil sich nicht berechnen läßt, wie weit hier die Sittenentnervung und der Untergang aller Principien, dort aber die Kraft eines aufgereizten Volkes gehen möchte. Möchte nur die so große Probe, wie wenig auch das größte Reich sich selbst vergessen und seine Sitten verfallen lassen darf, uns auf unsere Schuldigkeit aufs

merksam machen! Es ist für den Staat und für jeden Menschen Erschlappung und Selbstvergessenheit die Wurzel alles Uebels, nichts aber geschickter diese hervorzubringen, als ein planloses Dahinleben." Und in den folgenden Briefen, 26. April 1793: „Die öffentliche Meinung ist ein Feind, den das Eisen nicht erreichen kann; es bedarf einer starken Gesinnung und vieler Wissenschaft, um die Uebel zu heilen, welche der Geist und die Einbildungskraft seit vierzig Jahren erzeugt haben. Die katholische Kirche verstand es früher gar wohl und mit bestem Erfolge," — Schulen und gelehrte Anstalten zu gründen, die durch wahre Wissenschaft zerstörenden Revolutionen und ruinosen Kriegen zuvorkamen. — „Warum ist die Reformation in den katholischen Ländern nicht weiter vorgedrungen, seit es Jesuiten gab. Ueberwachung der öffentlichen Erziehung, Ueberwachung der öffentlichen Meinung und das vorleuchtende Beispiel der Ehrfurcht vor der Religion von oben bedarf es. Denn darauf komme ich immer wieder zurück: macht man die Wiederherstellung der christlichen Religion nicht zur Hauptsache, so ist alles Uebrige rein für nichts; und in dieser Beziehung wäre ich der Meinung, daß eine strenge Ueberwachung Pflicht einer Regierung ist." Und wieder am 22. Juni 1793 von Wien an Heinr. Jacobi: „Ich glaube, in diesem Allem und in andern Umständen, die ich nicht so schreiben kann, jene Hand zu erkennen, die unser Zeitalter nicht sehen will, da sie doch kaum je deutlicher, als zu unserer Zeit, handelte, an die aber Sie, wie ich glauben. Noch ist übrigens nicht erschienen, zu welchem Zweck das so kommen mußte." Und am 28. Nov. 1793: „Ich gestehe Ihnen, daß ich von einer Aehnlichkeit zwischen den alten Römern und den Franzosen nichts bemerken kann; jene waren das religiöseste Volk der Erde; diese dagegen trotzen allen religiösen Gefühlen. Bei den Römern floß während eines Zeitraumes von 376 Jahren, seit Tarquinius bis Tiberius Gracchus, während unzähliger Aufstände kein Bürgerblut; bei den Franzosen ist das Schauspiel der Guillotine ein

Bedürfniß geworden, und was Marius und Sylla nur zur vorübergehenden Lust einiger Tage machten, das setzen diese ohne Aufhören fort. In Rom war das Eigenthum auf's Höchste heilig geachtet, in Frankreich gibt es kein Eigenthum mehr; die Verfassung der Römer hatte Gewicht und Gegengewicht, die der Franzosen setzt den Launen des Pöbels nicht das Geringste entgegen: daher wurden jene auch die Bewunderung und die Herren der Welt, während diese der Schreck und Abscheu des Menschengeschlechts werden." Allein zu dieser Einsicht war die Welt damals noch nicht gekommen. Unter dem 1. Februar klagt er seinem Freund Ulysses von Salis: „Wie Vieles hat sich zugetragen, seit wir uns das letztemal gesehen! Man könnte es ein Jahrhundert nennen; so drängen sich die großen Ereignisse, daß man kaum Zeit hat, darüber nachzudenken. O! wie glücklich könnte das künftige Jahrhundert seyn, wenn man endlich die furchtbaren Lehren nutzen wollte, die das gegenwärtige gibt. Allein sollte man nicht sagen, daß eine gewisse Stupidität, eine gänzliche Unempfindlichkeit sich gewisser Klassen bemeistert hat, und zwar jener, die gerade am meisten dabei interessirt sind. Was wir sehen, ist unbegreiflich, und was wir zu erwarten haben, ist unberechenbar!" Und wieder am 9. Juni 1794 an denselben: „Hiermit will ich indessen wahrhaftig nicht gesagt haben, daß man, wie auch die Dinge in Frankreich sich wenden mögen, sich oder die gute Sache der öffentlichen Ordnung aufgeben soll; nein, im Gegentheil, man muß seine Thätigkeit verdoppeln und auch nicht das Kleinste verabsäumen. Aber predigen Sie diese Lehre den Leuten, die Amt und Gewalt haben, sagen sie ihnen:

Jam proximus ardet Ucalegon

weil die Meisten werden den Bau ihres Hauses noch gar so übermäßig fest finden, um nichts befürchten zu dürfen."

In dieser Weise verwandelten sich die ersten Erwartungen und frohen Hoffnungen Müllers von der französischen Revolution in Abscheu, Furcht und Entsetzen. Indem ging es

nicht anders; Jeder mußte mehr oder minder die gleiche Schule durchmachen.

So beschreibt J. G. Forster in seiner 1793 verfaßten: „Darstellung der Revolution in Mainz“ vom Jahre 1792, mit prunkenden Farben den Sieg des neuen Geistes unter der republikanischen Fahne Frankreichs und ein Freiheitsfest der „deutschen Sanscülotten“ in der alten rheinischen Feste. „Mit Vorwissen und Erlaubniß des fränkischen Generals“, so erzählt er, „zogen die neuen Republikaner, geführt von ihrem Präsidenten, in Begleitung der Feldmusik des Heeres — den Freiheitsbaum mit dreifarbigen Bändern und rother Mütze tragend, und Freiheitshymnen anstimmend, unter dem Zulauf eines unzählbaren Volks auf den Markt; mit einem heiligen Feuereifer zersprengten sie in wenig Augenblicken die Klammern, welche das Denkmal des Uebermuthes ihrer Tyrannen und der Erniedrigung ihrer Mitbürger so lange Zeit emporgehalten hatten, und pflanzten den mit den Insignien der Unabhängigkeit geschmückten Baum an seine Stelle. „„Es lebe die Freiheit! Es lebe das Volk! Es lebe die Republik!““ erscholl ein unaufhörliches Jubelgeschrei, bis der Zug wieder in den Saal der Gesellschaft zurückgekehrt war.“ Dann, wie anfänglich auch Müller, über gar manches Voreilige, Unsinnige, Thörichte und Bedenkliche der „deutschen Revolutionsanfänger“ sich beschwichtigend, sagt er: „Die ersten Versuche des Menschen, der jetzt eben den Fesseln der Sclaverei entrinnt, und für sich allein seinen Weg durch's Leben zu wandeln anfängt, mögen noch so tölpisch und unbeholfen erscheinen, dennoch erwecken sie eine Hoffnung in der Brust des Menschenfreundes, die ihn an der weisen Lenkung der Schicksale seiner Gattung und an ihrer moralischen Causalität nicht verzweifeln läßt. Das absichtlose Zappeln des Säuglings, und die mit öfterm Fallen begleiteten Versuche zum Gehen des jährigen Kindes erfreuen das väterliche Herz, das in ihnen die Kraft des künftigen Jünglings und Mannes schon wahrnimmt. Freiheit, dieses höchste Ziel, dem der Mensch in

sittlicher und bürgerlicher Beziehung entgegenreifen kann, wird ohne wiederholtes Ausgleiten und Irrgehen nicht errungen; aber ist sie es nicht werth, so theuer, ja noch theurer erkauft zu werden? Wenn uns in den Ereignissen unserer Zeit die Schwäche, die Unbesonnenheit, die Kurzsichtigkeit der Menschen, die zum Genuß ihrer angebornen Rechte hinaufstreben, ein betrübendes Schauspiel gewähren, wo wäre die Billigkeit, sie selbst dafür verantwortlich zu machen, da ihre lange Knechtschaft allein die Schuld aller ihrer Mängel und Gebrechen trägt?"

Im Verfolge sich an die zurückgebliebenen Mainzer wendend, die der fliehende Kurfürst und seine Räthe im Schrecken vor den heranziehenden Republikanern verlassen, ruft er pathetisch aus: „O meine Brüder! Ihr, von den Mächtigen und Uebermüthigen verachtete, gemißbrauchte und zuletzt der Wuth des blinden Zufalls hingeworfene Menschen! Ihr, mit der Fähigkeit gut und weise zu werden, wie sie begabt! Ihr, in gleichem Maße berechtigt und berufen, über alle Mittel zur Erreichung dieses Endzwecks zu gebieten! Der Schmerz in dieser Brust, der Euch und Eure Rechte anerkennt, fordert hier dem Wahrheitsuchenden das wehmüthige Zeugniß ab, daß Euer Schicksal ihm unbegreiflich und die Gerechtigkeit des Allwirkenden ihm unergründlich ist. — Ach! welche Bilder steigen vor meinem Geist herauf! Verheerte Gefilde, brennende Dörfer, nackte, wimmernde Einwohner, eine in Schutt und Asche verwandelte Stadt! Das that der Muthwille des Ehrgeizes, des Hasses, der Rachgier und aller feindseligen Leidenschaften, deren Befriedigung die Ruhe und das Blut von Tausenden nicht genügt? Er that es und eine feige Schmeichlerbrut entheiligt den göttlichen Vaternamen und gibt ihn dem Mörder seines Volks!"

Von dem allgemeinen Freiheitsschwindel ergriffen, ließ sich der berauschte Weltumsegler in der Gesellschaft der Mainzer Volksfreunde (Klubbisten) am 15. Nov. 1792 unter andern also vernehmen: „Aber sie sind verschwunden von unserm ge-

reinigten, der Freiheit und Gleichheit geweihten Boden, sie sind auf ewig in das Meer der Vergessenheit geworfen, diese Denkmäler der Bosheit der Wenigen, und der Schwachheit und Verfinsterung der Menge. Frei seyn und gleich seyn, der Sinnspruch vernünftiger und moralischer Menschen, ist nunmehr auch der unsrige geworden."

„Laßt Euch aber nicht irre führen, Mitbürger, durch die Begebenheiten der Vorzeit; erst vier Jahre alt ist die Freiheit der Franken, und seht, schon sind sie ein neues, umgeschaffenes Volk; sie, die Ueberwinder unserer Tyrannen, fallen als Brüder in unsre Arme, sie schützen uns, sie geben uns den rührendsten Beweis von Brüdertreue, indem sie ihre so theuer erkaufte Freiheit mit uns theilen wollen — und dieß ist das erste Jahr der Republik! So kann die Freiheit im Herzen der Menschen wirken, so heiligt sie sich selbst den Tempel, den sie bewohnt!"

„Was waren wir noch vor drei Wochen? Wie hat die wunderbare Verwandlung nur so schnell geschehen können, aus bedrückten, gemißhandelten, stillschweigenden Knechten eines Priesters, in aufgerichtete, lautredende, freie Bürger, in kühne Freunde der Freiheit und Gleichheit, bereit frei zu leben oder zu sterben! Mitbürger! Brüder! die Kraft, die uns so verwandeln konnte, kann auch Franken und Mainzer verschmelzen zu Einem Volk!"

Und dann die Besorgniß seiner republikanischen Freunde vor einer Rückkehr der deutschen Heere beschwichtigend: „Sollen denn endlich die Franken müßig zusehen, derweil die Preußen oder die Kaiserlichen Euch beschießen? Die Franken? Sie haben Euch Schutz bis auf den letzten Blutstropfen zugesagt; das werden sie leisten, denn sie sind nicht Söldner eines treulosen Fürsten; sie sind Republikaner, Brüder und freie Männer, denen ihr Wort heilig ist. Habt Ihrs vergessen, daß jeder Franke die Waffen für's Vaterland trägt? Zu Hunderttausenden, und wenn das nicht zureichte, Millionenweis, werden sie hinzuströmen, wo Gefahr den Brüdern droht; ihre

Haufen werden immerwährend sich folgen, daß die Sclaven wieder sagen, sie wachsen aus der Erde hervor, und die Despoten auf ihren Thronen erzittern!"

So sprach Forster, der für Frankreich und die Revolution begeisterte, 1792 in dem Klub zu Mainz; als er jedoch 1793 diese „Franken" und ihre Revolution zu Paris in der Nähe sah, da erschienen ihm beide freilich als etwas ganz Anderes, als wie es sich der deutsche Gelehrte hinter seinen Büchern geträumt hatte. Mit jedem Tag enthüllte der furchtbare Abgrund deutlicher vor seinen entsetzten Augen das scheußliche Gezücht, das sich darin unter blendenden, schillernden Larven barg; allein wie ein Verzweifelter klammerte er sich an die Ideale seiner träumerischen Freiheitsphantasie, die so grausam von der schrecklichsten und schmutzigsten Wirklichkeit mißhandelt und zu Schanden gemacht wurden. Da schrieb er, Paris 31. März 1793: „Ich bin immer noch mit der Revotion zufrieden, ob sie gleich ganz etwas Anderes ist, als die meisten Menschen sich darunter denken." Am 8. April: „Aus der Ferne sieht Alles anders aus, als man's in der nähern Besichtigung findet. Dieser Gemeinspruch drängt sich mir hier sehr auf. Ich hange noch fest an meinen Grundsätzen, allein ich finde die wenigsten Menschen ihnen getreu. Alles ist blinde, leidenschaftliche Wuth, rasender Parteigeist und schnelles Aufbrausen, das nie zu vernünftigen, ruhigen Resultaten gelangt. — Der ruhigen Köpfe hier sind wenige, oder sie verstecken sich; die Nation ist, wie sie immer war, leichtsinnig und unbeständig, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit — lauter Kopf und Phantasie, kein Herz, keine Empfindung." Am 13. April: „Es fehlte noch nach Allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Ueberzeugung in die Hände käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es sonst Niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der rasendsten Leidenschaften ist. Es ist also wahr, daß heut zu

Tage die Uneigennützigkeit und die Freiheitsliebe bloße Kinderklappern sind, bloße nichtssagende Töne, bloß geheuchelte Empfindungen im Munde derer, die jetzt das Schicksal der Nationen lenken? Es ist also wahr, daß der Egoismus ganz allein sein Spiel treibt, wo man eine Aufopferung zu finden hoffte? wahr, daß zwischen Betrügern und Betrogenen kein Drittes zu finden ist, woran man sich halten, sich anschließen könnte? Gewiß, es gehört Muth dazu, die so fürchterlich sich aufdringende Betrachtung zu ertragen und dann, im eigenen Bewußtseyn verhüllt, an Menschheit und Wahrheit noch zu glauben."

Noch verzweifelter lautet seine Sprache schon am 16ten April; da schreibt er seiner Frau: „Du wünschest, daß ich die Geschichte dieser gräuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht! — Seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt sie mich an. Ich konnte, fern von allen idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziele gehen; aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne. Die schmutzigen unterirdischen Kanäle nachzugraben, in welchen böse Molche wühlen, lohnt keines Geschichtschreibers Mühe. Immer nur Leidenschaft und Eigennutz zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt, immer nur Worte für Gefühl, immer Prahlerei für wirkliches Wirken, wer kann das aushalten!" Doch auch jetzt unter diesen Egoisten, Heuchlern und Teufeln als ächter deutscher „Ideologe" seinen Ideen nicht entsagend, wie die Wirklichkeit sie auch als nichtige, todte Abstractionen ihm vor Augen stellen mochte, setzt er gleich hinzu: „Freiheit und Gleichheit? mein ganzes Leben ist mir selbst der Beweis, das Bewußtseyn meines ganzen Lebens sagt mir, daß diese Grundsätze mit mir, mit meiner Empfindung verbunden sind und es von jeher waren. Ich kann und werde sie nie verläugnen." — Aber wie wird sich die Zukunft dieser herzlos verderbten Menschheit gestalten? Darauf antwortet er: „Die Herrschaft oder besser die

Tyrannei der Vernunft, vielleicht die eisernste von allen, steht der Welt noch bevor. Wenn die Menschen erst die ganze Wirksamkeit dieses Instrumentes kennen werden, welche Hölle um sich her werden sie schaffen! Je edler das Ding und je vortrefflicher, desto teuflischer der Mißbrauch. Brand und Ueberschwemmung sind nichts gegen das Unglück, das die Vernunft stiften wird, — wohl zu merken: die Vernunft ohne Gefühl, wie sie nach den Merkmalen dieser Zeit uns bevorsteht, bis endlich einmal, wenn die Welt nicht wirklich das Werk des Ungefährs oder das Spiel eines Teufels ist, eine allgemeine Einfachheit der Sitten, Beschäftigungen, Wünsche, eine Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauches aus allen diesen Revolutionen hervorkommt, und ein Reich der Liebe beginnt, wie es sich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten."

Am 18. April klagt er seiner Frau abermal von Paris: „Tugend und Rechtschaffenheit sind in dieser verderbten Nation etwas so seltenes geworden, daß man wenigstens nichts Böses mehr für unmöglich halten kann." Am 11. Mai: „Ich erwarte für Frankreich lange keine Ruhe und kein sogenanntes Glück der Einwohner. Es ist, als sollten die Menschen, die zu sehr an den Dingen hingen, nun lernen, indem ihnen der Unbestand der Dinge recht fühlbar gemacht wird, einmal wieder von allem Aeußeren mehr unabhängig, mehr im bloßen Genuß ihrer Kräfte zu leben. Europa wird lange an dieser Gährung sich noch zerarbeiten."

Am 2. Juni schreibt er, die gemachten traurigen Erfahrungen über den Revolutions-Despotismus auf's Neue bestätigend: „Die Gemeine von Paris beherrscht den Nationalconvent unumschränkt und schreibt ihm Gesetze vor. Die dazu erforderliche Grimasse nennt man hier eine Insurrection. Man weiß natürlich nicht, soll man weinen oder lachen bei diesen Auftritten? Die klügsten Köpfe und ich glaube zugleich die tugendhaftesten Herzen unterliegen den Ruhestörern und Intriguanten, die unter der Larve der Volksfreundschaft sich berei-

chern und sich zu Herren von Frankreich machen wollen. Hätte man alles das aus der Ferne wissen können!" Am 4. Juni, Paris: „Was man hier in diesen Tagen einen Aufstand nannte, war keiner, sondern eine Maschine, die der Gemeinderath in Verbindung mit denen vom Berg und den Jacobinern gegen die Girondisten spielen ließ. Die Feigheit des Nationalconvents war schuld, daß es ihnen gelang." Am 23. Juni: „Ueberall guckt hinter den schönsten Rednerkünsten immer Eigennutz hervor, einige Wenige ausgenommen, die redlich das Gute wollen und daher den Herrschsüchtigen gerade die Verhaßtesten sind." Am 26. Juni: „Erinnerst du dich aus den ersten Bänden des Gibbon der Schilderung des römischen Reiches, als es ein Raub der prätorianischen Garden war? so wie damals in Rom, sieht es jetzt hier (in Paris) aus. Nie hatte die Tyrannei so viel Unverschämtheit, so viel Ausgelassenheit, nie wurden alle Grundsätze so mit Füßen getreten, nie herrschte Verläumdung mit so zügelloser Gewalt." „Diese Nation," setzte er, Paris 7. Juli, hinzu, „hatte ein so viel besseres Spiel als je die Amerikaner, und schwerlich wird ihr halb so gut werden, wenn es ihr noch irgend gelingt, denn fast fange ich selbst an zu zweifeln, ob bei der grenzenlosen Verderbniß etwas Gutes durchdringen und bestehen kann." Und dennoch setzt er wieder hinzu, in jenem starren Geist deutscher Schulweisheit, die sich durch keine Erfahrung belehren läßt: „Sei nicht unruhig meinetwegen. Ich habe mit mir abgerechnet. Ich bin gutes Muthes, was immer aus mir wird. Mein Unglück ist das Werk meiner Grundsätze, nicht meiner Leidenschaften. Ich konnte nicht anders handeln, und wäre es noch einmal anzufangen." „Welcher Fluch," ruft er dann wieder am 23. Juli aus, „ruht auf diesem Lande! auf dem ganzen Menschengeschlechte vielleicht überhaupt! Durch welche Gräuel muß sie sich durchwühlen! und kömmt sie endlich an's Tageslicht, was mag es dann mehr seyn, als Federn und Flittern!" Am 14. August: „Ich bin jetzt im Hafen der Resignation; aber der Name selbst

lehrt schon, daß es die letzte öde Zuflucht des umhergetriebenen Herzens ist. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt!" Da er dieß schrieb, war er erst neununddreißig Jahre alt; die Gewalt der schaudervollen Wirklichkeit schien seinen Starrsinn gebrochen zu haben; unter dem 21. August schreibt er seufzend von Arras: „O, meine Freunde! verlaßt Euch auf meinen ruhigen und durch so viele Erfahrung geschärften Blick; das Alles sind süße Träume, die der unsittliche Zustand des Menschengeschlechtes ganz vernichtet. Hätte ich vor zehn Monaten, vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen, und nicht in den Club. Tugend, Redlichkeit, gute Absicht, Aufopferung, sind Nichts, das Schiboleth ist Alles!" Und vier Wochen später: „Das Schicksal, welches ganz Europa bevorsteht, läßt sich jetzt schlechterdings nicht voraussagen, weil es nicht mehr von Vernunft und Eigennutz, sondern von toller, regelloser Willkühr und rasender Leidenschaft abhängt."

Damals, als er in diesen Klagen seinem zerrissenen Herzen über all die gescheiterten Hoffnungen Luft machte, wühlte schon der nahe Tod in seinem fieberhaft bewegten Blute; je unbarmherziger aber das Leben seinen Träumen Hohn sprach, um so verzweifelter umklammerte sie der todkranke Mann. Bis zu seinem letzten Augenblicke galten ihm noch immer die Siege der Revolution als die Siege der Vernunft und der Freiheit; jeden Sieg der französischen Heere feierte er als einen Triumph, jeden Sieg der deutschen Waffen beklagte er als eine Niederlage; träumend von einer spartanischen Republik der Zukunft, einem in der allgemeinen Geisterstimmung gegründeten „Ohnehosenthum." — „Lange," so schreibt er, „wird vielleicht der Wagbalken noch hin und her schwanken. Einzelne Menschen werden in dem gewaltigen Kampfe wie nichts geachtet werden; aber eben dadurch wird die Sache der Vernunft, die Sache der Gleichheit siegen. Schon jetzt ist es hier entschieden, Niemandes Tod und Hinrichtung macht mehr Aufsehen, weil er so hieß oder so titulirt wurde, oder solchen

Rang hatte, und das ist der rechte Punkt! — Die Sache zwischen den beiden Parteien, Frankreich nämlich und Deutschland, ist doch nun klar dahin gediehen, daß man bei uns die Vernunft auf den Thron setzen und bei Euch hinunterwerfen will. Bei Euch tritt man sie mit Füßen, und bei uns wird sie geehrt, sobald sie erkannt wird. Nein, unsere Sache siegt oder wo nicht, ist es schön, mit ihr zu fallen! — Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depositair seyn wird, und alsdann realisirt sich, freilich anders als man gewöhnlich versteht, aber doch bis auf die Modification der Art und Weise, immer noch im eigentlichen Verstande, die lacedämonische Republik und Familienherrschaft in einem Haufen von vierzig Millionen. Dies Alles ist so viel größer, nach einem so viel umfassendern Plane, nach einer so viel richtigern Erforschung des Menschen, als es in Lykurgs Anlagen stattfand und damals stattfinden konnte. Sein Gutes kömmt verändert wieder, und das Mönchsmäßige, Absondernde kann nicht Platz finden." Und dazwischen zucken dann wieder Blitze der finstersten Verzweiflung durch sein brennendes Hirn, die ihn beklommen ausrufen läßt: „Wenn nicht das Schicksal dies Alles, was geschieht, nur zum Verderben des Menschengeschlechtes geschehen läßt." Und wieder: „Es bleibt nur noch übrig, das Gegenstück zu Mallet zu schreiben und alsdann das Menschengeschlecht dem Teufel zu übergeben, bis auf das halbe oder ganze Dutzend Köpfe, die über seine Schicksale erhaben zu seyn scheinen und sie mit einem reinen, unbefangenen, ruhigen und durchdringenden Blick übersehen. — Man bedarf aller Philosophie, aller Standhaftigkeit, um hier nicht seine Hand abzuziehen und der Vorsehung das fernere Geschäft mit Ueberdruß zu überlassen!"

Ja, wer sollte es für möglich halten, gerade in diesem schrecklichen Moment, wo die wirkliche und die geträumte Welt in der Brust des geistig und leiblich kranken Mannes auf Leben und Tod zusammenstießen, schrieb er in erkünsteltem En-

thusiasmus jene „Darstellung der Mainzer Revolution von 1792," aus der ich oben Proben mitgetheilt. Dahin war der Unglückliche mit seinen bis zum Irrsinn gesteigerten Ideen von Freiheit und Gleichheit gekommen, daß er sich die tantalische Qual auferlegte, wie ein Galeerensclave eine Begeisterung für Dinge zu erheucheln, an die er nicht mehr glaubte. Er selbst spricht, unter der Last dieser Arbeit stöhnend, schmerzvoll zu seiner Frau: „Meine Arbeit mißfällt mir täglich mehr, ich habe keine Seele, mit der ich darüber Rath pflegen könnte, und so wird es kahl, platt, weitschweifig — kurz ich kann es nicht leiden. Aber ist es nicht toll in Arras die Geschichte von allen den Lappalien in Mainz des vorigen Jahres zu schreiben. Mein Gemüth hat eine ganz andere Beschäftigung. Mein Geist ist stumpf, meine Einbildungskraft todt, meine ganze Lebenskraft träge und zwecklos. Ein großes Unglück dabei ist, daß mein Enthusiasmus *de sa belle mort* gestorben ist, und dies thut einer solchen Arbeit einen unendlichen Abbruch. **Ich schreibe, was ich nicht mehr glaube.**"

So marterte der Unglückliche sich ab, indem er bis zum letzten Athemzuge seine Verzweiflung und die Ahnung des Todes bald durch seinen besseren Glauben an eine höhere, allwaltende Vorsehung und Tugend und Sittlichkeit; bald durch Scheinhoffnungen auf den endlichen Sieg seiner Freiheit und Gleichheit niederzukämpfen suchte.

„Die Lava der Revolution", so schreibt er in den letzten Briefen, „fließt majestätisch und schont nichts mehr. Wer vermag sie abzugraben? Ich sehne mich herzlich nach Euch; meine Kinder zu umarmen, ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. — Wenn ich's überlege, daß alle diese Quälerei nur zehn Jahre gilt, so spotte ich des menschlichen Lebens, seiner Thorheit und seines Elends! — Schlaf ohne Erquickung, gespannt, ängstlich, beklommen, lauter Träume und kalte Schweiße. Indessen Geduld, Geduld! das ist das große Heilmittel — Ihr kennt das menschliche

Herz und wißt, welche Kraft es bis auf den letzten Augenblick behält, gegen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Also auch bei mir. Ich raffe mich wieder zusammen, wenn mich so ein schwerer Schlag niedergeworfen hat, und suche es noch gegen Sturm und Wogen auszuhalten. Wer weiß am Ende, was noch werden kann? Jetzt sieht es so trüb und freudeleer in uns, um uns und im Ganzen aus. Laß die Zeiten sich ändern, und unser Loos ändert sich vielleicht mit!"

Noch in seinem vorletzten Briefe, unmittelbar vor seinem Tode, da dem Erschöpften die Kraft gebrach und die Feder der müden Hand entsank, schrieb er noch: „Die Revolution ist ein Orkan, wer kann ihn hemmen? Ein Mensch durch sie in Thätigkeit gesetzt, kann Dinge thun, die man in der Nachwelt nicht vor Entsetzlichkeit begreift. Aber der Gesichtspunkt der Gerechtigkeit ist hier für Sterbliche zu hoch. Was geschieht, muß geschehen. Ist der Sturm vorbei, so mögen sich die Ueberbleibenden erholen, und der Stille freuen, die darauf folgt. Meine Lieben, ich kann jetzt nicht weiter vor Erschöpfung." — Allein seinem Vertrauen zur Revolution und ihrer Freiheit erging es, wie seiner Hoffnung zu seiner leiblichen Wiedergenesung: „Wahr, ich bin sehr und schmerzlich krank, aber noch einmal: keine Gefahr!" so tröstete er von Paris am 4. Jan. 1794 noch die Seinen; es war das letzte Wort, das er ihnen zusandte; am 12. Januar hatte das, sein Mark durchbrennende Revolutionsfieber seine Lebensflamme aufgezehrt; die von inneren Kämpfen zerrissene Brust hatte ausgeathmet!

Seitdem sind nahe an sechszig Jahre verflossen, und noch immer harrt Frankreich vergeblich darauf, daß aus Meineid und Unzucht, aus Gewaltthat und Blut und Verbrechen, aus Unglaube und Empörung ihm Freiheit und Frieden erblühen, und die Ueberlebenden jene glückliche Stille genießen werden!

Nach der Gestaltung, welche Erziehung, Literatur und öffentliches Leben angenommen, lag die Revolution in der ganzen Luft; das heranwachsende Geschlecht nahm sie, ohne es zu wissen, schon mit dem ersten Athemzuge in sich auf. Mit Klopstock

hatte auch Friedrich Leopold Stolberg schon 1775 der neuen Freiheit, die jetzt blutig am Horizont der Geschichte heraufstieg, begeistert entgegengesungen: „Großes Jahrhundert, bald tönen um deine Wiege herum Waffengetös und der Sieger Gesang! Es stürzen dahin die Throne, in die goldenen Trümmer Tyrannen dahin. Du zeigtest uns mit blutiger Hand der Freiheit Strom. Er ergießt sich über Deutschland, Segen blüht an seinen Ufern, wie Blumen an der Wiese." Ja der kluge Friedrich II. von Preußen selbst hatte oft genug diesem Jahrhundert verkündet, daß die Könige nur des Volkes vom Volke bestellte Diener seien, nicht bedenkend, welche Auslegung eine entchristlichte Zeit, zu deren Entchristlichung er das Seine durch den Glanz seiner Waffen und seines Geistes beigetragen hatte, dieser Lehre geben würde. Der gekrönte Philosoph von Sanssouci hatte seiner Zeit wiederholt zugerufen: die Philosophen sind die Lehrer und Führer der Könige; als Philosophen aber hatte er, mit Verachtung der steifen deutschen Pedanten, gerade die leichtfertigsten französischen Patriarchen der Revolution gepriesen und durch glänzende Ehren, maßlose Schmeicheleien und einträgliche Stellen ausgezeichnet. Dazu sang nun auch Schiller in einem Allen verständlichen erhabenen Gassenhauer-Tone:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne;
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Der Mond ist unsere Sonne.

Als daher der lange herauf beschworene Sturm, den schon Fenelon unter Ludwig XIV. klar und deutlich vorausgeschaut, endlich mit aller Macht losbrach: mußte da nicht eine von Jesuitenfeinden, von Illuminaten, Freimaurern, Josephinern und voltaire'schen Hofmeistern erzogene Jugend, dieser Alles zerstörenden Windbraut, die sich mit friedlich lächelnder Miene als die segenbringende Befreierin der Völker verkündete, aus voller Brust entgegen jubeln? Was Müller von der Schweiz gesagt: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt", das galt leider allgemein.

[illegible]

Hätte in jenen stürmischen Tagen [illegible]
[illegible] Umfrage halten [illegible]
[illegible] hätte noch minder als 1848 Trotz der [illegible]
[illegible] der Politik des Tages beschäftigt, [illegible]
[illegible] von Stunde zu Stunde die neuesten
[illegible] Gerüchte, eines abenteuerlicher als das
[illegible] die Jungen mit den Alten im
[illegible] mit Kummer und Furcht, die
[illegible] Freude und unermeßlichen Hoffnungen
[illegible] Niemand mit Ruhe, mit Liebe und
[illegible] die Schule, die Hand-
[illegible]

[illegible] wissenschaftliche [illegible]

eigentliche Beruf meines Vaters, und dieß konnte er wohl nicht besser beweisen, als dadurch, daß er, mitten in dem tollsten und wildesten Lärm jener Zeit, gleich einem Einsiedler, — der in seiner stillen Klause auf einem Felsen hoch über den in der Tiefe brausenden Wogen dem Gebete und der Betrachtung lebt, — diesem Zuge seines Innern folgend, sich stets in sein Studium zurückzog und ihm zu keiner Zeit ganz untreu ward.

Wie schon von dem zwölfjährigen Knaben sein Schulkamerade bezeugt, daß er auch außer der Schule, vor seinen Mitschülern voraus, sich in Zurückgezogenheit dem Lesen mit unausgesetztem Eifer hingegeben: so hat er es all sein Leben hindurch gehalten. Nie, auch in den unruhigsten lärmendsten Tagen und unter dem Drange anderer Geschäfte, vergaß er sein stilles Studiren, ließ er ab, sich zu unterrichten, zu forschen und zu sinnen. Gesammelten Geistes, in ernsten Gedanken versenkt, oder mit forschendem, nachsinnenden Auge um sich blickend, so würde ihn meistens der Alte mit seinem Glockenstabe gefunden haben. Und gerade hierin zeigte sich die ganze Tüchtigkeit, die Kraft und der Ernst seiner Natur, die sich durch nichts in ihrem Berufe irren und von dem vorgesteckten Ziele abbringen ließ.

Er sagte zum öftern, daß die Deutschen vor andern Nationen, namentlich vor Franzosen und Engländern, die Wissenschaften mit der größten Uneigennützigkeit um ihrer selbst willen treiben. Er selbst war hievon das lebendige Beispiel. Nie war es bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten ein äußerer Zweck, irgend ein persönlicher Vortheil oder eine Ehre, die den geringsten Einfluß auf ihn ausübte; im Gegentheil Dinge, die der Menge und daher auch der Anerkennung der Welt am entferntesten lagen, das Uebersinnlichste, das Höchste, das Reinste, das Geistigste, was am wenigsten für den bloßen materiellen Nutzen verspricht, zog ihn immer am meisten an.

Andererseits gehörte er aber auch eben so wenig zu jenen, die, wie es auch in Deutschland gerade am meisten geschieht, die Wissenschaft als ein todtes Capital ansehen, das sie wie

unersättliche geizige Wucherer in ihrem Gedächtniß aufspeichern oder auch anderen, wie sie es gelernt haben, wieder lehren, ohne für sich, das heißt für das innere Leben ihres Geistes, den geringsten Gebrauch gemacht zu haben. Der Dünkel und die Starrheit dieses todten Wissens lag ihm fern. Die Wis- senschaft sollte den Geist aufrichten, reinigen, beruhigen, stärken, veredeln, bessern, seinen Blick erweitern, ihn in Demuth von der eigenen Kleinheit hinan zum Lichte, zu Gott kehren; kurz, sie sollte geistiges Leben werden, und der Character durch sie sich bilden, stählen und läutern.

Diese Treue zu seinem Beruf, diese uneigennützige Liebe zur Wahrheit, diese Reinheit seiner Absicht, die nie sich selbst suchte, war es, die ihn auch aus den größten Irrthümern, in die ihn die Revolutionszeit seiner Jugend gestürzt, wieder zur Wahrheit zurückführte; indem an ihm der Spruch der ewi- wigen Weisheit und Liebe sich bewährte: „Wer klopft, dem wird aufgethan; wer sucht, der findet."

Er selbst hat diese selbstsuchtlose Lauterkeit seiner Bestre- bungen und Forschungen in einem poetischen Bilde dargestellt. Es ist in der Widmung seiner „Teutschen Volksbücher" an Clemens Brentano. Hier geht er durch Waldes Nacht dem rauschenden Strome entlang, höher hinauf, bis da, wo die Silberschlange ihre Höhle im dunklen, alten Felsen hatte. Da saß ein Mönch, in sich versenkt, und blickte in die klare Welle nieder. „Was ist's, das deine Seele treibt?" fragte ihn der Mönch. Er erwiederte: „das dunkle Wort, das Leben hat und nimmer bleibende Gestalt, treibt meine Seele um." Der Mönch entgegnete: „Das Wort ist gut, aber wo ist dein Stre- ben hingerichtet? — Die Pforten des Aufgangs", erwiederte er dem ernsten Frager, „such ich immerdar, wo die starken Ge- schlechter wohnen." — Der Mönch stand auf, und winkte ernst, ich folgte ihm von ferne nach. Es öffnete der alte Fels sich, wie er angeklopft; wir standen an dem Thor von Erz; vor der Springwurzel wich es prasselnd auseinander. Ein weiter Dom ward uns geöffnet, dunkel glimmte Lampenschein,

spiegelglatt zog der Crystallboden in die ferne Dämmerung sich hin. „Tritt auf den Spiegel", sprach der Mönch, „sind deine Sünden dir vergeben, und ist dein Streben rein, dann wird der Crystall dich tragen, sonst sinkst du unten in die Grabgewölbe nieder." —

Ich trat zagend auf die Spiegelbahn; es krachte unter meinen Füßen sehr; der Mönch ging neben hin, und sah mich forschend an; ich ermannte mich, mein Streben war ja rein; wir schritten hin, der Crystall war nicht gebrochen! Wir kamen tief in des Domes Grund, in die dämmernde Kapelle, wo Friedrich Barbarossa saß. —

So forschte er, lauteren Sinnes, nach dem Worte, das Leben hat, nach den Pforten des Aufgangs, wo die starken Geschlechter wohnen, nach dem Lichtbringer, der die alte Nacht endet, spähend in allen Gebieten des Geistes, der Natur und der Geschichte, und den irdischen Quellen zu ihrem Schooße folgend in dem altersgrauen Felsen, und hinüber über die Crystallbrücke, die aus dem Sichtbaren in das Unsichtbare, aus dem Vergänglichen in das Ewige führt, bis er des Lichtes und des Lebens Urquell dort fand, wo ihn die sternschauenden Weisen des Morgenlandes auch gefunden, verhüllt in äußerer Unscheinbarkeit, in der Gestalt der Demuth und Erniedrigung, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, und wogegen sich Saulus erhoben und die Revolution, die Pflegemutter seiner Jugend, mit allem Grimme gewüthet.

Wie ich früher schon bemerkt, waren es dem Geiste der Zeit gemäß, die dem Glauben und dem Uebersinnlichen und Uebernatürlichen abhold, nach dem Gewissen, nach dem Greifbaren und Meßbaren verlangte, vorzüglich die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, denen sich zuerst sein jugendlicher Blick zuwandte. Aber auch in diesen Studien waren es, wenn ich so sagen darf, zwei Instinkte, die ihn von früh an und fortwährend bei allen seinen Forschungen leiteten.

Einmal genügte ihm das bloß Aeußere, Oberflächliche, die Schaale nicht; es trieb ihn stets in das Innere, in die

Tiefe, in den letzten Grund, in das Geistige, in die innerste Seele der Sache einzudringen, und die ihr einwohnenden Gesetze zu erforschen und sie auf die einfachsten Formeln zurückzuführen.

Seine Vorliebe für die physischen Wissenschaften, mit denen er seine gelehrte Laufbahn begonnen, behielt er bis in sein Alter; noch in seinen spätesten Lebensjahren besuchte er, zum Behuf seiner Mystik, die Anatomie in München; Gehler's physikalisches Wörterbuch war das letzte größere Werk, welches er sich anschaffte; mit größtem Interesse folgte er bis zu seinem Tode allen Entdeckungen auf diesem Gebiete, und da gereichte es ihm zu nicht geringer Befriedigung, wie er es wiederholt äußerte, daß, je weiter die Erkenntniß in den großen Entdeckungen der jüngsten Zeit voranschreite, um so klarer die Uebermacht des Geistigen über das Materielle an den Tag trete, und auf diese Weise die Wissenschaft selbst, dem Materialismus entrückt, mehr und mehr sich vergeistige.

Das Zweite war, daß er sich gleichfalls von früh an gewöhnte, nichts Einzelnes für sich abgesondert, sondern immer in seinem Zusammenhange mit einem größeren Ganzen und mit dem Allgemeinen als Glied zu betrachten. Erst aus diesem seinem Zusammenhange, so wohl nach unten hin zu den ihm untergeordneten Theilen, als rings umher zu seinen nebengeordneten, so wie nach oben hin, zu dem ihm übergeordneten Haupte, suchte er des Einzelnen volle und wahre Bedeutung zu erkennen. Und wie dieß Einzelne in einem organischen Zusammenhange mit seinem Kreise stand, so war der einzelne Organismus selbst wieder ein organischer Theil des allgemeineren Organismus.

Auf diese Weise spiegelte sich ihm in dem Kleinsten das Größte; die Wissenschaften selbst standen ihm, parallel nach einer Mitte zusammenlaufend, in einem organischen Zusammenhange, und Alles bildete ein Großes, nach göttlichen Gesetzen geordnetes Ganze. Dieses Ganze und seine Gesetze aus den Bruchstücken, die der vielfach irrenden menschlichen Kurzsichtigkeit sich vor Augen stellen, mit combinirendem Geist zu erra-

then und darzustellen, war das Bemühen seines Lebens. Und dieses Bestreben in Allem den inneren, wohlgegliederten, organischen Zusammenhang nachzuweisen und in dem Worte darzustellen, war es auch, was man seine architektonische Sprache genannt hat.

Eine Folge dieser Grundanschauung, deren Anfänge sich schon in seinen frühesten Schriften erkennen lassen, war die, daß Alles, das Kleinste wie das Größte, welchem Gebiete es immer angehören und wie unbedeutend es erscheinen mochte, für ihn von Interesse war; war es ja doch ein Theil des Ganzen, und wenn er es gewahrte, dann fühlte sich sein kombinirender Geist aufgefordert, ihm seine Stelle anzuweisen.

War so von seiner Forschung und von seiner nachsinnenden Betrachtung nichts ausgeschlossen, so wollte er in dem Geiste der gleichen Universalität, daß eben so bei dieser Auffassung selbst nicht eine, sondern alle Kräfte des Menschen, jede innerhalb ihres Kreises, mitwirkten; nicht bloß der kritische Verstand, sondern auch der Geist und das Gemüth; denn: „Alles will sein Recht haben“, das war der Grundsatz seines Lebens in seinem Denken und Handeln, bis zu seinem Todesbett, wo er sich der, von den Aerzten vorgeschriebenen Medizin, den nahen Tod vorausfühlend, dennoch unterwarf, indem er sie mit den Worten geduldig hinnahm: „Auch die Fakultät will ihr Recht haben.“

Mit Fug und Recht kann man dieß die ursprüngliche Katholizität seines Geistes nennen.

Zu dieser universalen Anschauung waren ihm aber auch von der Vorsehung Kräfte sehr verschiedener Art verliehen, wie sie sich nur höchst selten in einem und demselben Geiste vereinigt finden: neben einem kalten, klaren, mit mathematischer Schärfe beobachtenden, und alles mathematische Wissen mit Leichtigkeit auffassenden Verstande, ein prophetisch-intuitiver Geist, eine Tiefe und Wärme des Gemüthes, eine farbenreiche Gluth der Phantasie, ein reicher Quell innerer Poesie; und dazu ein dieß Alles treu bewahrendes Gedächtniß. Endlich

Rang hatte, und das ist der rechte Punkt! — Die Sache zwischen den beiden Partien, Frankreich nämlich und Deutschland, ist doch nun klar dahin gediehen, daß man bei uns die Vernunft auf den Thron setzen und bei Euch hinunterwerfen will. Bei Euch tritt man sie mit Füßen, und bei uns wird sie geehrt, sobald sie erkannt wird. Nein, unsere Sache siegt oder wo nicht, ist es schön, mit ihr zu fallen! — Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depositair seyn wird, und alsdann realisirt sich, freilich anders als man gewöhnlich versteht, aber doch bis auf die Modification der Art und Weise, immer noch im eigentlichen Verstande, die lacedämonische Republik und Familienherrschaft in einem Haufen von vierzig Millionen. Dies Alles ist so viel größer, nach einem so viel umfassendern Plane, nach einer so viel richtigern Erforschung des Menschen, als es in Lykurgs Anlagen stattfand und damals stattfinden konnte. Sein Gutes kömmt verändert wieder, und das Mönchsmäßige, Absondernde kann nicht Platz finden." Und dazwischen zucken dann wieder Blitze der finstersten Verzweiflung durch sein brennendes Hirn, die ihn beklommen ausrufen läßt: „Wenn nicht das Schicksal dies Alles, was geschieht, nur zum Verderben des Menschengeschlechtes geschehen läßt." Und wieder: „Es bleibt nur noch übrig, das Gegenstück zu Mallet zu schreiben und alsdann das Menschengeschlecht dem Teufel zu übergeben, bis auf das halbe oder ganze Dutzend Köpfe, die über seine Schicksale erhaben zu seyn scheinen und sie mit einem reinen, unbefangenen, ruhigen und durchdringenden Blick übersehen. — Man bedarf aller Philosophie, aller Standhaftigkeit, um hier nicht seine Hand abzuziehen und der Vorsehung das fernere Geschäft mit Ueberdruß zu überlassen!"

Ja, wer sollte es für möglich halten, gerade in diesem schrecklichen Moment, wo die wirkliche und die geträumte Welt in der Brust des geistig und leiblich kranken Mannes auf Leben und Tod zusammenstießen, schrieb er in erkünsteltem En-

thusiasmus jene „Darstellung der Mainzer Revolution von 1792," aus der ich oben Proben mitgetheilt. Dahin war der Unglückliche mit seinen bis zum Irrsinn gesteigerten Ideen von Freiheit und Gleichheit gekommen, daß er sich die tantalische Qual auferlegte, wie ein Galeerensclave eine Begeisterung für Dinge zu erheucheln, an die er nicht mehr glaubte. Er selbst spricht, unter der Last dieser Arbeit stöhnend, schmerzvoll zu seiner Frau: „Meine Arbeit mißfällt mir täglich mehr, ich habe keine Seele, mit der ich darüber Rath pflegen könnte, und so wird es kahl, platt, weitschweifig — kurz ich kann es nicht leiden. Aber ist es nicht toll in Arras die Geschichte von allen den Lappalien in Mainz des vorigen Jahres zu schreiben. Mein Gemüth hat eine ganz andere Beschäftigung. Mein Geist ist stumpf, meine Einbildungskraft todt, meine ganze Lebenskraft träge und zwecklos. Ein großes Unglück dabei ist, daß mein Enthusiasmus *de sa belle mort* gestorben ist, und dies thut einer solchen Arbeit einen unendlichen Abbruch. **Ich schreibe, was ich nicht mehr glaube.**"

So marterte der Unglückliche sich ab, indem er bis zum letzten Athemzuge seine Verzweiflung und die Ahnung des Todes bald durch seinen besseren Glauben an eine höhere, allwaltende Vorsehung und Tugend und Sittlichkeit; bald durch Scheinhoffnungen auf den endlichen Sieg seiner Freiheit und Gleichheit niederzukämpfen suchte.

„Die Lava der Revolution", so schreibt er in den letzten Briefen, „fließt majestätisch und schont nichts mehr. Wer vermag sie abzugraben? Ich sehne mich herzlich nach Euch; meine Kinder zu umarmen, ist die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. — Wenn ich's überlege, daß alle diese Quälerei nur zehn Jahre gilt, so spotte ich des menschlichen Lebens, seiner Thorheit und seines Elends! — Schlaf ohne Erquickung, gespannt, ängstlich, beklommen, lauter Träume und kalte Schweiße. Indessen Geduld, Geduld! das ist das große Heilmittel — Ihr kennt das menschliche

Herz und wißt, welche Kraft es bis auf den letzten Augenblick behält, gegen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Also auch bei mir. Ich raffe mich wieder zusammen, wenn mich so ein schwerer Schlag niedergeworfen hat, und suche es noch gegen Sturm und Wogen auszuhalten. Wer weiß am Ende, was noch werden kann? Jetzt sieht es so trüb und freudeleer in uns, um uns und im Ganzen aus. Laß die Zeiten sich ändern, und unser Loos ändert sich vielleicht mit!"

Noch in seinem vorletzten Briefe, unmittelbar vor seinem Tode, da dem Erschöpften die Kraft gebrach und die Feder der müden Hand entsank, schrieb er noch: „Die Revolution ist ein Orkan, wer kann ihn hemmen? Ein Mensch durch sie in Thätigkeit gesetzt, kann Dinge thun, die man in der Nachwelt nicht vor Entsetzlichkeit begreift. Aber der Gesichtspunkt der Gerechtigkeit ist hier für Sterbliche zu hoch. Was geschieht, muß geschehen. Ist der Sturm vorbei, so mögen sich die Ueberbleibenden erholen, und der Stille freuen, die darauf folgt. Meine Lieben, ich kann jetzt nicht weiter vor Erschöpfung." — Allein seinem Vertrauen zur Revolution und ihrer Freiheit erging es, wie seiner Hoffnung zu seiner leiblichen Wiedergenesung: „Wahr, ich bin sehr und schmerzlich krank, aber noch einmal: keine Gefahr!" so tröstete er von Paris am 4. Jan. 1794 noch die Seinen; es war das letzte Wort, das er ihnen zusandte; am 12. Januar hatte das, sein Mark durchbrennende Revolutionsfieber seine Lebensflamme aufgezehrt; die von inneren Kämpfen zerrissene Brust hatte ausgeathmet!

Seitdem sind nahe an sechszig Jahre verflossen, und noch immer harrt Frankreich vergeblich darauf, daß aus Meineid und Unzucht, aus Gewaltthat und Blut und Verbrechen, aus Unglaube und Empörung ihm Freiheit und Frieden erblühen, und die Ueberlebenden jene glückliche Stille genießen werden!

Nach der Gestaltung, welche Erziehung, Literatur und öffentliches Leben angenommen, lag die Revolution in der ganzen Luft; das heranwachsende Geschlecht nahm sie, ohne es zu wissen, schon mit dem ersten Athemzuge in sich auf. Mit Klopstock

hatte auch Friedrich Leopold Stolberg schon 1775 der neuen Freiheit, die jetzt blutig am Horizont der Geschichte heraufstieg, begeistert entgegengesungen: „Großes Jahrhundert, bald tönen um deine Wiege herum Waffengetös und der Sieger Gesang! Es stürzen dahin die Throne, in die goldenen Trümmer Tyrannen dahin. Du zeigtest uns mit blutiger Hand der Freiheit Strom. Er ergießt sich über Deutschland, Segen blüht an seinen Ufern, wie Blumen an der Wiese." Ja der kluge Friedrich II. von Preußen selbst hatte oft genug diesem Jahrhundert verkündet, daß die Könige nur des Volkes vom Volke bestellte Diener seien, nicht bedenkend, welche Auslegung eine entchristlichte Zeit, zu deren Entchristlichung er das Seine durch den Glanz seiner Waffen und seines Geistes beigetragen hatte, dieser Lehre geben würde. Der gekrönte Philosoph von Sanssouci hatte seiner Zeit wiederholt zugerufen: die Philosophen sind die Lehrer und Führer der Könige; als Philosophen aber hatte er, mit Verachtung der steifen deutschen Pedanten, gerade die leichtfertigsten französischen Patriarchen der Revolution gepriesen und durch glänzende Ehren, maßlose Schmeicheleien und einträgliche Stellen ausgezeichnet. Dazu sang nun auch Schiller in einem Allen verständlichen erhabenen Gassenhauer-Tone:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne;
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Der Mond ist unsere Sonne.

Als daher der lange herauf beschworene Sturm, den schon Fenelon unter Ludwig XIV. klar und deutlich vorausgeschaut, endlich mit aller Macht losbrach: mußte da nicht eine von Jesuitenfeinden, von Illuminaten, Freimaurern, Josephinern und voltaire'schen Hofmeistern erzogene Jugend, dieser Alles zerstörenden Windbraut, die sich mit friedlich lächelnder Miene als die segenbringende Befreierin der Völker verkündete, aus voller Brust entgegen jubeln? Was Müller von der Schweiz gesagt: „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt", das galt leider allgemein.

Die, welche dem Feuer hätten wehren sollen, das sie guten Theils selbst geschürt, sahen jetzt erstarrt und versteinert, rathlos und thatlos und uneinig unter sich, keiner Aufopferung und keiner thatkräftigen Begeisterung gewohnt, seine Flammen mit reißender Schnelle wachsen, und weiter und weiter um sich greifen. Die Aelteren, Besonneren fühlten sich gelähmt, die Jüngeren gaben sich rückhaltlos dem Schwindelgeiste hin. Neu sollte Alles werden. Mit dem Glauben fiel auch das Recht, und mit dem Recht verlor die gesammte Erfahrung und das Wissen der Vergangenheit seine Kraft. Da warf die Jugend jauchzend mit dem Zopf das ganze geistige Erbgut der Vorzeit und alles Studium hoch über das Dach; jubelnd sah sie das Alte stürzen, ungeduldig die Umgestaltung der Neuzeit erwartend, und nach den unerhörten Großthaten der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit dürstend. Die Ereignisse des Tages erfüllten alle Geister, namentlich in den rheinischen Gränzlanden des Vulkans.

Hätte in jenen stürmischen Tagen der ernste alte Pilger von Novalesa Umfrage haltend diese rheinischen Lande durchwandert, er hätte noch minder als 1848 Trost dort gefunden. Alles nur mit der Politik des Tages beschäftigt, in höchster Aufregung, ungeduldig von Stunde zu Stunde die neuesten Nachrichten erwartend; Gerüchte, eines abenteuerlicher als das andere, einander verdrängend; die Jungen mit den Alten in Streit und Disput, die Einen mit Kummer und Furcht, die Andern mit ausgelassener Freude und ungemessenen Hoffnungen der Zukunft entgegensehend; Niemand mit Ruhe, mit Liebe und Ernst bei seiner Arbeit; die Kirche, die Schule, die Handwerkstätte leer oder von Zerstreuten fahrlässig besucht.

Das war wohl die ungünstigste Zeit für wissenschaftliche Studien; Alles diente vielmehr, politische Räsonneurs und Marktschreier und unwissende, in den Tag hinein lebende Müßiggänger zu bilden. So sind auch in der That Hunderte zu Grunde gegangen.

Und doch waren die Wissenschaften und ihr Studium der

eigentliche Beruf meines Vaters, und dieß konnte er wohl nicht besser beweisen, als dadurch, daß er, mitten in dem tollsten und wildesten Lärm jener Zeit, gleich einem Einsiedler, — der in seiner stillen Klause auf einem Felsen hoch über den in der Tiefe brausenden Wogen dem Gebete und der Betrachtung lebt, — diesem Zuge seines Innern folgend, sich stets in sein Studium zurückzog und ihm zu keiner Zeit ganz untreu ward.

Wie schon von dem zwölfjährigen Knaben sein Schulkamerade bezeugt, daß er auch außer der Schule, vor seinen Mitschülern voraus, sich in Zurückgezogenheit dem Lesen mit unausgesetztem Eifer hingegeben: so hat er es all sein Leben hindurch gehalten. Nie, auch in den unruhigsten lärmendsten Tagen und unter dem Drange anderer Geschäfte, vergaß er sein stilles Studiren, ließ er ab, sich zu unterrichten, zu forschen und zu sinnen. Gesammelten Geistes, in ernsten Gedanken versenkt, oder mit forschendem, nachsinnenden Auge um sich blickend, so würde ihn meistens der Alte mit seinem Glockenstabe gefunden haben. Und gerade hierin zeigte sich die ganze Tüchtigkeit, die Kraft und der Ernst seiner Natur, die sich durch nichts in ihrem Berufe irren und von dem vorgesteckten Ziele abbringen ließ.

Er sagte zum öftern, daß die Deutschen vor andern Nationen, namentlich vor Franzosen und Engländern, die Wissenschaften mit der größten Uneigennützigkeit um ihrer selbst willen treiben. Er selbst war hievon das lebendige Beispiel. Nie war es bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten ein äußerer Zweck, irgend ein persönlicher Vortheil oder eine Ehre, die den geringsten Einfluß auf ihn ausübte; im Gegentheil Dinge, die der Menge und daher auch der Anerkennung der Welt am entferntesten lagen, das Uebersinnlichste, das Höchste, das Reinste, das Geistigste, was am wenigsten für den bloßen materiellen Nutzen verspricht, zog ihn immer am meisten an.

Andererseits gehörte er aber auch eben so wenig zu jenen, die, wie es auch in Deutschland gerade am meisten geschieht, die Wissenschaft als ein todtes Capital ansehen, das sie wie

unersättliche geizige Wucherer in ihrem Gedächtniß aufspeichern oder auch anderen, wie sie es gelernt haben, wieder lehren, ohne für sich, das heißt für das innere Leben ihres Geistes, den geringsten Gebrauch gemacht zu haben. Der Dünkel und die Starrheit dieses todten Wissens lag ihm fern. Die Wissenschaft sollte den Geist aufrichten, reinigen, beruhigen, stärken, veredeln, bessern, seinen Blick erweitern, ihn in Demuth von der eigenen Kleinheit hinan zum Lichte, zu Gott kehren; kurz, sie sollte geistiges Leben werden, und der Character durch sie sich bilden, stählen und läutern.

Diese Treue zu seinem Beruf, diese uneigennützige Liebe zur Wahrheit, diese Reinheit seiner Absicht, die nie sich selbst suchte, war es, die ihn auch aus den größten Irrthümern, in die ihn die Revolutionszeit seiner Jugend gestürzt, wieder zur Wahrheit zurückführte; indem an ihm der Spruch der ewigen Weisheit und Liebe sich bewährte: „Wer klopft, dem wird aufgethan; wer sucht, der findet.“

Er selbst hat diese selbstsuchtlose Lauterkeit seiner Bestrebungen und Forschungen in einem poetischen Bilde dargestellt. Es ist in der Widmung seiner „Teutschen Volksbücher“ an Clemens Brentano. Hier geht er durch Waldes Nacht dem rauschenden Strome entlang, höher hinauf, bis da, wo die Silberschlange ihre Höhle im dunklen, alten Felsen hatte. Da saß ein Mönch, in sich versenkt, und blickte in die klare Welle nieder. „Was ist's, das deine Seele treibt?“ fragte ihn der Mönch. Er erwiederte: „das dunkle Wort, das Leben hat und nimmer bleibende Gestalt, treibt meine Seele um.“ Der Mönch entgegnete: „Das Wort ist gut, aber wo ist dein Streben hingerichtet? — Die Pforten des Aufgangs“, erwiederte er dem ernsten Frager, „such ich immerdar, wo die starken Geschlechter wohnen.“ — Der Mönch stand auf, und winkte ernst, ich folgte ihm von ferne nach. Es öffnete der alte Fels sich, wie er angeklopft; wir standen an dem Thor von Erz; vor der Springwurzel wich es prasselnd auseinander. Ein weiter Dom ward uns geöffnet, dunkel glimmte Lampenschein,

spiegelglatt zog der Crystallboden in die ferne Dämmerung sich hin. „Tritt auf den Spiegel", sprach der Mönch, „sind deine Sünden dir vergeben, und ist dein Streben rein, dann wird der Crystall dich tragen, sonst sinkst du unten in die Grabgewölbe nieder." —

Ich trat zagend auf die Spiegelbahn; es krachte unter meinen Füßen sehr; der Mönch ging neben hin, und sah mich forschend an; ich ermannte mich, mein Streben war ja rein; wir schritten hin, der Crystall war nicht gebrochen! Wir kamen tief in des Domes Grund, in die dämmernde Kapelle, wo Friedrich Barbarossa saß. —

So forschte er, lauteren Sinnes, nach dem Worte, das Leben hat, nach den Pforten des Aufgangs, wo die starken Geschlechter wohnen, nach dem Lichtbringer, der die alte Nacht endet, spähend in allen Gebieten des Geistes, der Natur und der Geschichte, und den irdischen Quellen zu ihrem Schooße folgend in dem altersgrauen Felsen, und hinüber über die Crystallbrücke, die aus dem Sichtbaren in das Unsichtbare, aus dem Vergänglichen in das Ewige führt, bis er des Lichtes und des Lebens Urquell dort fand, wo ihn die sternschauenden Weisen des Morgenlandes auch gefunden, verhüllt in äußerer Unscheinbarkeit, in der Gestalt der Demuth und Erniedrigung, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, und wogegen sich Saulus erhoben und die Revolution, die Pflegemutter seiner Jugend, mit allem Grimme gewüthet.

Wie ich früher schon bemerkt, waren es dem Geiste der Zeit gemäß, die dem Glauben und dem Uebersinnlichen und Uebernatürlichen abhold, nach dem Gewissen, nach dem Greifbaren und Meßbaren verlangte, vorzüglich die mathematischen und physikalischen Wissenschaften, denen sich zuerst sein jugendlicher Blick zuwandte. Aber auch in diesen Studien waren es, wenn ich so sagen darf, zwei Instinkte, die ihn von früh an und fortwährend bei allen seinen Forschungen leiteten.

Einmal genügte ihm das bloß Aeußere, Oberflächliche, die Schaale nicht; es trieb ihn stets in das Innere, in die

Tiefe, in den letzten Grund, in das Geistige, in die innerste Seele der Sache einzudringen, und die ihr einwohnenden Gesetze zu erforschen und sie auf die einfachsten Formeln zurückzuführen.

Seine Vorliebe für die physischen Wissenschaften, mit denen er seine gelehrte Laufbahn begonnen, behielt er bis in sein Alter; noch in seinen spätesten Lebensjahren besuchte er, zum Behuf seiner Mystik, die Anatomie in München; Gehler's physikalisches Wörterbuch war das letzte größere Werk, welches er sich anschaffte; mit größtem Interesse folgte er bis zu seinem Tode allen Entdeckungen auf diesem Gebiete, und da gereichte es ihm zu nicht geringer Befriedigung, wie er es wiederholt äußerte, daß, je weiter die Erkenntniß in den großen Entdeckungen der jüngsten Zeit voranschreite, um so klarer die Uebermacht des Geistigen über das Materielle an den Tag trete, und auf diese Weise die Wissenschaft selbst, dem Materialismus entrückt, mehr und mehr sich vergeistige.

Das Zweite war, daß er sich gleichfalls von früh an gewöhnte, nichts Einzelnes für sich abgesondert, sondern immer in seinem Zusammenhange mit einem größeren Ganzen und mit dem Allgemeinen als Glied zu betrachten. Erst aus diesem seinem Zusammenhange, so wohl nach unten hin zu den ihm untergeordneten Theilen, als rings umher zu seinen nebengeordneten, so wie nach oben hin, zu dem ihm übergeordneten Haupte, suchte er des Einzelnen volle und wahre Bedeutung zu erkennen. Und wie dieß Einzelne in einem organischen Zusammenhange mit seinem Kreise stand, so war der einzelne Organismus selbst wieder ein organischer Theil des allgemeineren Organismus.

Auf diese Weise spiegelte sich ihm in dem Kleinsten das Größte; die Wissenschaften selbst standen ihm, parallel nach einer Mitte zusammenlaufend, in einem organischen Zusammenhange, und Alles bildete ein Großes, nach göttlichen Gesetzen geordnetes Ganze. Dieses Ganze und seine Gesetze aus den Bruchstücken, die der vielfach irrenden menschlichen Kurzsichtigkeit sich vor Augen stellen, mit combinirendem Geist zu erra-

then und darzustellen, war das Bemühen seines Lebens. Und dieses Bestreben in Allem den inneren, wohlgegliederten, organischen Zusammenhang nachzuweisen und in dem Worte darzustellen, war es auch, was man seine architektonische Sprache genannt hat.

Eine Folge dieser Grundanschauung, deren Anfänge sich schon in seinen frühesten Schriften erkennen lassen, war die, daß Alles, das Kleinste wie das Größte, welchem Gebiete es immer angehören und wie unbedeutend es erscheinen mochte, für ihn von Interesse war; war es ja doch ein Theil des Ganzen, und wenn er es gewahrte, dann fühlte sich sein kombinirender Geist aufgefordert, ihm seine Stelle anzuweisen.

War so von seiner Forschung und von seiner nachsinnenden Betrachtung nichts ausgeschlossen, so wollte er in dem Geiste der gleichen Universalität, daß eben so bei dieser Auffassung selbst nicht eine, sondern alle Kräfte des Menschen, jede innerhalb ihres Kreises, mitwirkten; nicht bloß der kritische Verstand, sondern auch der Geist und das Gemüth; denn: „Alles will sein Recht haben“, das war der Grundsatz seines Lebens in seinem Denken und Handeln, bis zu seinem Todesbett, wo er sich der, von den Aerzten vorgeschriebenen Medizin, den nahen Tod vorausfühlend, dennoch unterwarf, indem er sie mit den Worten geduldig hinnahm: „Auch die Fakultät will ihr Recht haben.“

Mit Fug und Recht kann man dieß die ursprüngliche Katholizität seines Geistes nennen.

Zu dieser universalen Anschauung waren ihm aber auch von der Vorsehung Kräfte sehr verschiedener Art verliehen, wie sie sich nur höchst selten in einem und demselben Geiste vereinigt finden: neben einem kalten, klaren, mit mathematischer Schärfe beobachtenden, und alles mathematische Wissen mit Leichtigkeit auffassenden Verstande, ein prophetisch-intuitiver Geist, eine Tiefe und Wärme des Gemüthes, eine farbenreiche Gluth der Phantasie, ein reicher Quell innerer Poesie; und dazu ein dieß Alles treu bewahrendes Gedächtniß. Endlich

eine geistige Stimmung, die den tiefsten Ernst mit der kindlichsten, harmlosesten Heiterkeit verband. Von allen diesen so verschiedenartigen Gaben und Kräften seines Geistes trägt auch die eigenthümliche Sprache, die er sich geschaffen, lebendige Spuren.

Daß seine Schriften nur dem kleineren Theile nach populär wurden und ihm gar häufig, und zwar schon sehr frühzeitig, den Vorwurf der Unverständlichkeit zuzogen, lag eben in dieser universalen Anschauungsweise. Mit allen Wissenschaften vertraut und jenen Parallelismus immer vor Augen, wonach eines sich immer im anderen spiegelt, ein Organismus das Abbild des andern ist, und die Grundelemente des Unteren sich gesteigert und geläutert in dem Höheren wieder finden: liebte er es, in Anspielungen und Bildern hierauf hinzuweisen; und so durcheilte der Flug seiner Gedanken mit Blitzesschnelle den Kreis der Wissenschaften, bald dahin bald dorthin greifend, und daher natürlich denen unverständlich, die sich plötzlich in ein ihnen gänzlich unbekanntes Revier versetzt sahen und dem Fluge seines Geistes nicht folgen konnten. Dazu kam die Hauptsache, daß er es mit der äußeren Erscheinung nicht bewenden ließ, sondern den Gegenstand auf seine letzten Gründe, seine ersten Elemente zurückführte, was, um ihm zu folgen, ein angestrengtes Denken erfordert, dessen die Wenigsten gewohnt sind.

Er kannte diese Klagen über Unverständlichkeit gar wohl; allein er wollte von seiner gewohnten Art nicht lassen, weil diese Darstellungsweise, wie seine Sprache, mit seiner ganzen geistigen Physionomie auf's innigste zusammenhing. Er lachte wohl auch gutmüthig dazu, wenn sich im Denken wenig geübte Bewunderer seiner Schriften an mancher dunkeln Stelle, die über ihre Fassungskraft und ihre Kenntnisse hinausging, den Kopf zerbrachen. So, als er den Athanasius schrieb. Derselbe wurde da und dort in Westphalen in den Wirthshäusern von den Schullehrern und den Bauern gelesen. Kam dann eine Stelle, wo die ungewohnten, fremdklingenden Worte dem Vor-

leser im Hals stecken blieben, und der Schwung der Gedanken ihnen das Folgen erschwerte, da hielten sie inne, sprechend: jetzt geht er wieder einmal hoch! Nun, er soll leben! und damit tranken sie eins auf seine Gesundheit. So wurde ihm wenigstens von dort erzählt, und er hörte vergnüglich zu.

Uebrigens aber sagte er: es gibt eine doppelte Klarheit; eine scheinbare nämlich, die in der That nichts ist, als Seichtigkeit und Oberflächlichkeit; man sieht auf den Grund, weil der Grund eben unmittelbar unter der Oberfläche ist; und im Gegensatz zu dieser eine wahre Klarheit, die dem Unwissenden, dem es an Einsicht und Kenntnissen fehlt, sehr unklar und dunkel scheinen kann, aber in der That nicht einfacher und klarer seyn könnte. So haben wir z. B. hundert mathematische Formeln, die man auf keine Weise einfacher, kürzer und deutlicher aussprechen könnte, und die einem Uneingeweihten, der die nothwendigen Vorstudien nicht gemacht hat, dennoch nicht nur dunkel und unverständig, sondern wie vollkommener Unsinn klingen.

Daß er indessen seine Sprache dem Gegenstande anzupassen wußte, und auch mit der größten Einfachheit und durchsichtigsten Klarheit zu schreiben verstand, hat er in so manchen historischen Darstellungen, in Schilderungen von Zuständen und Charakteren, hinlänglich bewiesen.

Dabei war er der Ueberzeugung, daß die Wissenschaft überhaupt nicht das Gemeingut des großen Haufens seyn könne, dem dazu Mittel, Zeit und Beruf fehlt; nichts war ihm daher auch so zuwider, als jene vorlaute Halbwisserei, die zu viel weiß, um mit ihrer beschränkten Lage zufrieden zu seyn, und zu wenig, um die Armseligkeit ihres dünkelhaften Bettelstolzes einzusehen. Leichtfertige Pfuscherei konnte er nicht ausstehen.

Er selbst ließ sich mit gewissenhaftem Ernst keine Mühe verdrießen; ein arbeitsames Leben von frühester Jugend bis zum Tode führend, war er keinen Augenblick müssig; nie empfand er Langeweile; immer war ihm die Zeit nur zu kurz;

und wo er ging und stand, diente ihm jeder Gegenstand zum Beobachten und zum Nachdenken.

Bei seinem inneren Leben und Feuer dem sitzenden Studiren und der Ofenhockerei abgeneigt, ging er regelmäßig viele Stunden des Tages, meist in freier Luft, auf und ab, wenn er nicht größere Spaziergänge machte. Entblößten Hauptes, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, verarbeitete er dann in sich gekehrt, was er eben gelesen oder gerade unter der Feder hatte, bis es zur Reinschrift in seinem Geiste vollständig, bis auf den äußeren Ausdruck, fertig war; denn nur selten pflegte er ein Brouillon zu machen.

Dieser Weise entsprach auch seine Handschrift schon in der frühesten Zeit: fest und bestimmt, in klaren, deutlichen, sicheren, gesättigten Zügen, mit nur seltenen Aenderungen, zeigte sie, daß er das, was er klar im Geiste vorgedacht, mit sicherer Hand nachgeschrieben.

Studirte er auf diese Art ununterbrochen, und war sein nachsinnender Geist immer mit seinen Gedanken beschäftigt; so hielt er sich dabei doch von aller gelehrten Wichtigthuerei weit entfernt. Seine Meinung von allem menschlichen Wissen war eine sehr geringe, und darum bildete er sich auch von dem seinigen gar wenig ein, und trieb still und bescheiden sein Studium in schlichter Anspruchslosigkeit, ohne sich es merken zu lassen oder seine Umgebung mit seinen neuen Gedanken zu behelligen. Und wenn er so philosophirend auf und ab ging, dann durfte ihm nur ein Kind, oder ein Vogel, oder eine Katze in den Weg kommen, und er machte damit irgend einen Scherz, um im nächsten Augenblick wieder ruhig seinen Gedanken nachzugehen.

Nur wenn die Arbeit ihn sehr drängte, oder wenn ungewöhnliche Schwierigkeiten die ganze Kraft seines gesammelten Geistes in Anspruch nahmen, pflegte er zu sagen: „Stör mich nicht!“ oder auch: „Unterbrich mich nicht, ich hab' zu arbeiten.“

Das war sein stilles Studium in lauter Zeit, von dem er sich auch durch die Theilnahme an dem Leben und den Geschäften nicht abbringen ließ; und diese Weise zu denken und zu arbeiten ist, so weit meine Erinnerung zurückgeht, wie auch seine Schrift, sein Leben hindurch dieselbe geblieben; selbst schon in seinen frühesten gedruckten Versuchen läßt sie sich wieder erkennen; ich habe daher auch ihre Schilderung, als etwas Allgemeines, hier seiner Theilnahme an der Revolution vorausgeschickt.

XXII.

Scheinfreiheit und wahre Freiheit, rechte und falsche Souverainetät.

Wenn nach einigen hundert Jahren es Jemanden einmal einfallen wird, mit dem Studium unserer Zeit- und Sittengeschichte sich zu befassen, und er in einem lebhaften Bilde uns wie wir sind, leiben und leben, mit unserer Frazenkleidung, Hut, Frack und Beinkleidern, mit unserer Begriffsverwirrung im Gebiet des Denkens und Handelns, vor den Augen seines Geistes vorüber gehen läßt, und wenn er uns dann vergleicht mit den Zeiten und Leuten, auf die wir im hochmüthigen Geistesstolze herabblicken, weil wir uns als eine geistig und körperlich veredelte Menschenrace wähnen, während jene mit dem wegwerfenden Titel mittelalterlicher Barbarei von uns belegt werden, was wird er für ein Urtheil über uns fällen?

Es war immer viel Verwirrung in der Welt; seit der babylonischen Sprachverwirrung hat es aber keine Zeitepoche gegeben, wo der Geisteswirrwarr größer war, als in der jetzigen. Man durchgehe die Reihe sämmtlicher Sitten- und Rechtsbegriffe, hebe den reinen, wahren Charakter eines jeden heraus, und vergleiche ihn dann mit dem, was unsere Zeit davon lehrt, so wird man sich bald überzeugen, daß von den Grundbegriffen an bis zu ihrer entferntesten Verzweigung alles um-

gekehrt wurde, und daß wer immer diese tolle Umkehr nicht mitmacht, sich das Urtheil, daß er nicht auf der Höhe der Zeit stehe, gefallen lassen müsse.

Welche Zeit hat wohl mehr von Freiheit gesprochen und welche weniger gehabt, als die unsrige? Woher mag das kommen? Von daher, weil wir einer falschen Freiheit nachjagen und die wahre kaum mehr kennen wollen.

Ohne Beschränkung ist keine wahre Freiheit denkbar. Diese kann also auf eine doppelte Art verloren gehen, erstens dadurch, daß der Willkür der Einzelnen im gesellschaftlichen Verbande nicht genügende feste und starke Schranken gesetzt werden, und zweitens dadurch, daß man die Schranken so eng zieht, daß eine freie Regung und Bewegung des Einzelnen beinahe unmöglich wird. Diejenige Staatsform, welche am richtigsten dieses Verhältniß von Schranken und freier Bewegung innerhalb derselben trifft, darf als die freisinnigste bezeichnet werden.

Wo ist nun die wahre Freiheit im Gesellschaftsverbande zu suchen? Offenbar in dem Privatkreise, in welchem jeder Einzelne sich bewegt. Wir wollen uns näher erklären: das Maß meiner Freiheit, die ich in einem Staate genieße, hängt nicht davon ab, ob in derselben alle Paragraphe der Verfassung und der Gesetze mit Phrasen der Freiheit durchwirkt, ob Einer oder Viele die Herrscher im Staate sind, ob ich zu deren Bestellung mitwirken darf oder nicht, sondern einzig davon, ob ich mich in dem Kreise, der mir, sei es durch Geburt oder durch geistige und materielle Vorzüge, in der Gesellschaft angewiesen ist, als Privat, Familienvater, Gewerbsmann, Gelehrter, Landmann, so ungehindert als dieses immer im Gesellschaftsverbande thunlich ist, bewegen kann, und daß ich für diese meine freie Bewegung einen starken und sicheren Schutz von der Staatsgewalt genieße. Nicht die sogenannte öffentliche Freiheit, sondern die Privatfreiheit ist der Maßstab der wahren Freiheit. Wenn ich an Bestellung aller Gewalten im Staate Theil nehmen, alle Tage an Wahlope-

rationen mich betheiligen, mich sogar mit dem hochfahrenden Titel eines souverainen Millontels des allgemeinen Souverains brüsten kann, wenn die oberste Gewalt im Lande nicht eine ererbte, sondern eine auch mit meiner — freilich unter der Unzahl der neben mir souverainisirten Schaaren gänzlich verschwindenden — Mitwirkung gewählte Gewalt ist, wenn diese aber in ihrer Abhängigkeit von den Launen dieses großen Haufens, die gewöhnlich meinen Rechten und wahren Interessen geradezu entgegenlaufen, oder in ihrer parteiischen Verblendung gegen mich, der ich das Unglück habe, mit anderen Augen, als sie, die Welt anzuschauen, entweder zu schwach, oder sogar nicht einmal Willens ist, mich in der Rechtssphäre meines Privatlebens zu schützen, bin ich dann trotz allen Ballastes öffentlicher Freiheit, den man auf meine Schultern geworfen, wahrhaft frei, oder habe ich nicht vielmehr durch den Gebrauch der sogenannten öffentlichen Freiheit geradewegs dazu beigetragen, mich in meiner Freiheit zu beschränken, eines Theils meiner wirklichen Freiheit mich zu berauben?

Es ist also ein großer Unterschied zwischen Freiheit und Freiheit; die wahre Freiheit kann oft sehr weit von dem entfernt seyn, was man Freiheit nennt; das ist beinahe überall jetzt der Fall. Ueberall hört man nichts als Freiheitspredigten. Was versteht man aber unter Freiheit? — Die Souverainisirung des großen Haufens, eine Ueberlieferung der öffentlichen Gewalt in dessen Hände, oder vielmehr der schlauen Demagogen, die als Freiheitsprediger an seine Spitze treten, eine Schwächung der bestehenden rechtmäßigen Obrigkeiten, eine Verunmöglichung jedweder starken Regierung, eine Preisgebung nicht nur der öffentlichen, sondern sogar der Privatrechte unter die Laune und Willkür des souverainen Pöbels und seiner Hetzer? Ist das die wahre Freiheit, oder ist es nicht vielmehr ein thönernes Götzenbild, das man uns für ein goldenes Lebensgut, eine Fratze, die man uns für die Wahrheit und Wirklichkeit darbeut, ist diese Freiheit nicht das Gift, welches die wahre Freiheit ertödtet?

Wahre Freiheit ist nur möglich, wo eine ihres Berufes bewußte und ihn zu erfüllen redlich bestrebte, eine unabhängige starke Regierung in einem Staate an der Spitze steht, und den Kreis eines jeden Einzelnen, in dem er sich bewegt, seine Rechte und Freiheiten mit einer starken Schutzmauer umgibt, wo auf der einen Seite somit starke Schranken gegen den Mißbrauch der freien Bewegung der Staatsbürger im Kreise des Privatlebens, und eben so starke gegen den Mißbrauch der Regierung im öffentlichen Leben gezogen sind, wo aber auf der andern Seite Beide — Regierung und Regierte, Obrigkeit und Unterthanen — in ihrem Kreise, jene in der Ausübung der öffentlichen Gewalt, diese in ihrem Privatkreise, in allen ihren öffentlichen und privaten Verhältnissen mit so viel Unabhängigkeit als immer möglich ist, sich bewegen können.

Ueber Souverainetät findet die gleiche Begriffsverwirrung statt.

Ungetheiltheit der Macht und Einheit des obersten Willens sind zwei Grundbedingungen einer kräftigen Staatsentwicklung. Die Weltgeschichte im Allgemeinen, so wie die Geschichte jeder einzelnen Nation, bestätigen diese Wahrheit, zu deren Erkenntniß überdieß die Natur der Sache beinahe zwingend hinführt.

Trotzdem steuert die ganze moderne Staatsweisheit und die durch diese geleitete Staatsentwickelung auf das Gegentheil hin, und setzt die Größe und Kraft der Staaten geradezu in das, was deren Schwäche ausmacht und zu ihrem Untergange führt.

Wer nicht nur die größte Macht, sondern auch den obersten höchsten Willen im Lande in sich vereiniget, ist der Souverain. So wie man die Souverainetät allein auf den Begriff der Macht reducirt und sie von dem obersten Willen im Staate trennt, macht man sie zu einem bloßen Abstractum, und reißt sie somit vom wahren, wirklichen Leben los. Die Souverainetät aber ist und soll etwas Reelles, Lebendiges seyn; sie ist nicht ein todter, staatsrechtlicher Begriff, mit dem

man, wie mit einem Purpurmantel, eine Person oder Behörde bekleidet, sondern die durch einen wirklichen höchsten Willen im Staate sich äussernde oberste Macht. — Hieraus folgt, daß die Souverainetät eben so wenig, als der Wille, theilbar ist; als daß da, wo eine Theilung wirklich vorgenommen wird, die Kraft der Souverainetät verloren geht.

Wenn wir uns nun in unserer Zeit umsehen, so werden wir gleich bemerken, daß die ganze Richtung beinahe in allen Schichten der Gesellschaft auf Vernichtung einer wahren obersten Macht im Staate, eines einheitlichen und darum wirklichen obersten Willens und deßwegen auf eine Zerstörung der Souverainetät lossteuert. — Die Lehre von der Souverainetät des großen Haufens zersetzt die Souverainetät, — die Macht und den obersten Willen im Staate — nicht nur in zwei oder drei Theile, sondern zerstückelt sie in so viele kleine Portionen, als herumwandelnde Köpfe im Lande sind. Wo aber Alles sich souverain nennt und wähnt, ist kein Souverain mehr da. Ueberhaupt kann es keinen ärgeren Wahn geben, als den großen Haufen zum Souverain krönen, weil dieser nur die brutale Macht, keinen eigentlichen Willen hat; dieser ist immer nur in den Demagogen zu suchen, weil sie offen oder versteckt die Menge leiten und treiben. — Allein auch unser gesammter moderner Repräsentativ-Staat beruht auf einer solchen Trennung der Souverainetät, einer Spaltung derselben in zwei oder drei große Theile, wovon der eine, oft der unbedeutendste, dem so geheißenen Monarchen, der andere, der aus einer oder zwei Kammern bestehenden Volksvertretung zugewiesen wird. Und dieser falsche Constitutionalismus sollte der Inbegriff der großen Staatsweisheit seyn, von der die frühere Menschheit keine Ahnung hatte, er sollte die Grundlage der socialen Heranbildung des Menschengeschlechtes für alle Zukunft bilden? Was ist das für eine oberste souveraine Macht im Staate, die eine oder zwei eben so mächtige neben sich hat; was ist das für ein höchster Wille, dem ein anderer eben so mächtiger zur Seite steht, von dem er jeden Augenblick in sei-

ner Aeußerung gehemmt werden kann, der Nein sagen kann, wenn er Ja sagt, und dessen Nein eine absolute Schranke für jenen ist? — So gut wie die Demokratie, ist diese Machtzerstückelung das Grab der Souverainetät im Staate, und damit der Macht und Kraft der Nation. Die große Aufgabe bei allen Staatsverfassungen besteht nicht in einer Theilung, theilweisen Vernichtung der souverainen Gewalt, oder in einer Herabdrückung derselben zu einer machtlosen Puppe, sondern darin, daß sie in ihrem einheitlichen Wesen, in ihrer vollen Macht und Kraft erhalten wird, andererseits aber die Freiheiten und Rechte der Einzelnen schützende, so viel möglich gegen einen Mißbrauch dieser Gewalt sichernde Schranken aufgestellt werden. — Es ist namentlich ein Beweis der ungeheuern Begriffsverwirrung unserer Zeit, daß man jeden auf der Basis eines solchen Grundgesetzes ruhenden Staat als ganz identisch mit dem heutigen Constitutionalismus ansieht, während eine große, unausfüllbare Kluft zwischen beiden besteht. Der heutige Constitutionalismus besteht wesentlich darin, daß er die Macht und den höchsten Willen im Staate spaltet, während es die Aufgabe einer Staatsverfassung seyn sollte, dieselben in ihrer Einheit zu bewahren, und bloß Schranken zum Schutze der Staatsangehörigen gegen deren Mißbrauch aufzustellen. Zwischen bloßer Beschränkung und Trennung ist gewiß ein mächtiger Unterschied.

Nie hat es eine Zeit gegeben, wo mehr von Souverainetät gesprochen wurde, wo man so viele als Souveraine erklärte, als in unserer, und nie hat es weniger wirkliche Souverainetät gegeben, als gerade wieder in unserer Zeit. Also auch hier kommen wir zur Wahrheit, wenn wir den der Heerstraße entgegengesetzten Weg einschlagen.

XXIII.

Austria Polyglotta.

II. Allgemeine Uebersicht und Charakteristik der Sprachstämme Oesterreichs.

(Fortsetzung.)

Der indogermanische Sprachstamm gliedert sich in mehrere Familien, die sich zum größeren Theil wieder paarweise zusammenordnen, so daß Inder und Iranier das arische Familienpaar bilden, so genannt von dem Namen ârya, ehrwürdig, mit welchem sich diese Völker in ihrer Urzeit selbst bezeichneten, Griechen und Römer dagegen das pelasgische; nach griechischem Sprachgebrauche bezeichnet pelasgisch das Uralte, und dieses uralte Griechisch stand dem Römischen noch sehr nahe, das Verhältniß beider Sprachfamilien zu einander berechtigt zu der Annahme einer verhältnißmäßig späteren Trennung derselben. Slavisch und Lettisch sind ebenfalls untereinander unverkennbar näher verwandt, als mit irgend einer andern indogermanischen Familie, sie bilden das slavisch-lettische Paar. In einem minder nahen Verwandtschaftsverhältnisse dagegen stehen die germanische und die celtische Familie zu einander.

Die Vertreter der arischen Sprachenfamilie innerhalb Europas und insbesondere Oesterreichs sind das Idiom der Zigeuner und das Armenische, ersteres dem indischen Zweige, letzteres dem Iranischen blutsverwandt. Schon die Namen, mit welchen sich die Zigeuner selbst benennen, deuten auf ihren Ursprung unverkennbar hin: Sinte, wohl von Saindhawa, Anwohner des Sindhu oder Indus; Rôm, Mann bedeutend, und mit dem Râma, der indischen Sage wahrscheinlich von gemeinschaftlicher Wurzel; Kálo, schwarz, von dem gleichbedeutenden Sanskritworte Kâla herzuleiten. Namentlich aber beweisen die Flexionsformen und zahlreiche Wörter ihre Herkunft von Indien, in sofern sich dieselben theils in den heutigen Sprachen jener Gegenden, wie dem Hindi und Hindostanischen wieder finden, theils mit dem alten Sanskrit durch die dazwischenliegenden, durch das indische Drama uns erhaltenen, und unter dem gemeinschaftlichen Namen Prakrit zusammengefaßten Dialecte sich vermitteln lassen. So führt von dem Zigeunerischen und Hindostanischen rat, Nacht, das prakritische ratti zu der Sanskritform râtri zurück, und zwischen dem Sanskritischen rukscha, und dem Zigeunerischen ruk, Baum, liegt das rrikkha des Prakrit in der Mitte. Andere Wörter bedürfen gar nicht solcher Uebergangsformen, wie z. B. die Zigeunerworte manusch, Mensch, angar, Kohle, aguszto, Finger, dukh, Schmerz, doosh, Schaden, mel, Schmutz, ihre Verwandtschaft mit den gleichbedeutenden Sanskritworten mânuscha, angâra, anguschtha, duhkha, dôscha, mala auf den ersten Blick zu erkennen geben. Wie Pott die Forschungen über das Volk und die Sprache der Zigeuner zu einem relativen Abschluß gebracht hat, so eröffnet eine gehaltvolle Abhandlung Windischmann's in den Denkschriften der Münchener Akademie in würdigster Weise die Untersuchungen über das Armenische, welches ihm zu Folge in seiner ursprünglichen Form, wie sie sich aus der gegenwärtigen Gestalt der Sprache erschließen läßt, mit dem Zend und dem Altpersischen der Keilinschriften große Aehnlichkeit haben mußte. Namentlich weist

er in der Flexion des Nomens und des Verbums Spuren uralter Formen nach, die vereinzelten Erscheinungen in andern weit entfernten Gliedern des Stammes zur Erklärung dienen können, und erwartet wohl mit Recht von der großen Zahl ursprünglicher Wurzeln, die es bewahrt hat, die Aufhellung manches bisher dunkeln Wortes im Zend und Altpersischen.

Von den beiden Gliedern des pelasgischen Familienpaares lebt namentlich das Lateinische weitverbreitet in seinen sogenannten romanischen Töchtersprachen fort; das Griechische reicht als ῥωμαικὴ γλῶσσα oder Neugriechisch, so wie in der verderbteren Gestalt des Albanesischen gleichfalls in die Gegenwart herab, doch werden wir letzteres hier ganz übergehen dürfen, und von dem Neugriechischen nur zu erwähnen haben, daß es in seiner mäßigen Entfremdung von der alten Sprache im Allgemeinen denselben Weg eingeschlagen, den die romanischen Sprachen dem Lateinischen gegenüber gegangen sind. Unter diesen kommen für unsern Zweck namentlich das Italienische und das Walachische zu betrachten, deren Berührungspunkte mit ihren Stammverwandten und deren Eigenthümlichkeiten im Gegensatze zu diesen und zu einander wir in Kürze hervorzuheben unternehmen. Alle romanischen Sprachen theilen mit den übrigen des indogermanischen Stammes in ihrem gegenwärtigen Stadium der Entwicklung den bereits oben angedeuteten Charakter überwiegender Analyse, d. h. in Folge einer auf organischen Lautgesetzen beruhenden Abschleifung der Flexionsendungen ist der Gebrauch des Artikels, der Präpositionen, des selbstständigen Personalpronomens und verschiedener Hülfszeitwörter zur mehr oder minder dringenden Nothwendigkeit geworden. Obgleich nun allerdings das Verfahren dieser Sprachen sich von jenem der alten, wegen ihrer lebendigeren Flexionskraft synthetisch genannten Sprachen eigentlich nur gradweise unterscheidet, so läßt sich doch keineswegs läugnen, daß auch hier wieder der qualitative Charakter des Sprachbaues durch die quantitative Verschiedenheit wesentlich bedingt wird, wenn auch durchaus nicht zu Ungunsten der

analytischen Sprachen, denen ihre Einbuße an Formenfülle des Nomens und des Verbums durch den Gewinn neuer Redetheile reichlich ersetzt wird. Denn zu Redetheilen werden diese Wortklassen erst jetzt erhoben, das heißt sie erhalten erst jetzt einen direkten Antheil an der Rede, zu deren Färbung sie in eigenthümlicher Weise beitragen, während sie bisher so zu sagen als bloße Opposition des Nomens und des Verbums in diesen Hauptredetheilen gleichsam aufgegangen waren. Um z. B. den Vortheil des Artikels anzudeuten, so kann das lateinische panem edere ausdrücken: 1) Brod essen im Gegensatze zu andern Gegenständen; 2) das (bestimmte) Brod im Gegensatze zu andern Broden; 3) ein (unbestimmtes) Brod im Gegensatze zu andern Broden; 4) etwas, im Gegensatze zu dem übrigen Brode. Die romanischen Sprachen haben für jede dieser Bedeutungen eine besondere Bezeichnung: mangiar pane, il pane, un pane, del pane. Außerdem können noch manche andere Abschattungen der Rede durch den Gebrauch oder Mißbrauch des Einzelnen ausgedrückt werden; z. B. im Italienischen ist la Maestà sua viel ehrfurchtsvoller, als Sua Maestà; cara la mia figlia, o du meine theure Tochter, ist Ausdruck viel leidenschaftlicherer Aufregung, als das traulichere mia cara figlia u. s. w. Wie zu dem unbestimmten Artikel das Zahlwort eins verwendet wird, so ist der bestimmte aus dem hinweisenden Pronomen ille hervorgegangen; schon dieser Umstand mußte Veranlassung werden, zum Ersatz neue Pronomina demonstrativa zu bilden, und diese Vervielfältigung hat sich gleichzeitig auf andere Arten der Fürwörter, namentlich auf die persönlichen und besitzanzeigenden erstreckt, die beide eine selbstständige und unselbstständige Form unterscheiden. Das Französische beschränkt sich dabei für das Personalpronomen nicht gleich den übrigen romanischen Sprachen auf den Dativ und Accusativ, sondern stellt auch für den Nominativ der unselbstständigen, das heißt nur in engster Verbindung mit dem Verbum anwendbaren Form je, tu, il, ils, eine selbstständige: moi, toi, lui, eux an die Seite. Diese Doppelförmigkeit ge-

währt viele Vortheile für die Betonung, den Wohlklang und die Fügung der Sätze, besonders in den Sprachen, in welchen sie ganz mit dem Zeitworte zusammenschmelzen können, z. B. Sp. habiendo-me-lo dicho, nachdem er mir es gesagt hatte. Die Vorzüge dieser Eigenthümlichkeit mögen sich aus nachstehendem Beispiel in Blanc's italienischer Grammatik entnehmen lassen.

Will ein verwundeter Krieger sich dem nahenden Feinde ergeben, so kann er seine Absicht auf folgende Weise ausdrücken:

Rendomivi zeigt die größte Eile, den Hauptgedanken des Sichergebens auszusprechen, wobei die beiden Persönlichkeiten des Siegers und des Besiegten ganz in den Hintergrund treten.

Mivi rendo weniger natürlich, als das vorige, aber mit eben so geringer Berücksichtigung der Personen.

Rendo mi a voi drückt das Nämliche, aber schon mit einer leisen Hervorhebung der Person des Andern aus.

A voi mi rendo hebt diese andere Person, vor allen übrigen etwa gegenwärtigen, hervor: dir ergebe ich mich.

Mi rendo a voi hebt die andere Person bedeutend hervor.

Vi rendo me berücksichtigt fast nur die eigene Person.

Und so wären noch andere, aber weniger natürliche und gebräuchliche Verbindungen möglich, wie me rendovi, me rendo a voi u. dgl.

In Beziehung auf die Abwandlung des Verbums müssen wir für die Gesammtheit des indogermanischen Sprachstammes einfache und zusammengesetzte Formen unterscheiden, in sofern nämlich die Modus- und Tempusformen unmittelbar durch Anfügung der Flexionsendungen, d. h. der abgekürzten Pronominalstämme an die Wurzel, oder durch weitere Zusammensetzungen dieser letzteren mit Auxiliarwurzeln verschiedener Art gebildet werden. Dieser Unterschied ist freilich kein ursprünglicher, denn wenn wir auf die älteste, uns genauer bekannte Sprache dieses Stammes, das Sanskrit, zurückgehen, so scheint es fast, als wenn selbst das Präsens und der Imperativ,

die a priori schon das Präsubiz einer einfachen Bildungsweise am ehesten ansprechen könnten, durch Zusammensetzung mit dem Hülfsworte seyn entstanden wären; das Imperfectum aber ging aus dem Präsens durch Vortritt des Augmentes, das heißt wie Bopp glaubt, eines Alpha privativum hervor, indem die Verneinung der Gegenwart zur Bezeichnung der unvollendeten Vergangenheit dienen sollte; das Perfectum endlich entstand durch die sogenannte Reduplikation, das heißt Zusammensetzung der Wurzel mit sich selber, ein Verfahren, welches nach einer sehr natürlichen Symbolik die Vollendung der Handlung am besten auszudrücken geeignet war. Von allen übrigen Formen des indischen Zeitwortes ist es leicht nachzuweisen, daß sie Wurzeln von Hülfszeitwörtern enthalten, wie z. B. das Futurum außer der Wurzel as seyn, auch noch die Wurzel yâ gehen in der Endung s-yâ-mi zeigt (vergl. franz. je vais manger, lat. amatum iri in das Lieben gegangen werden), oder wie die Wurzel i wünschen zur Charakteristik des indischen Conditionalis, griech. Optativs verwendet wird.

Bis hierher sehen wir die flectirenden Sprachen auf demselben Wege, auf dem wir die agglutinirenden begleitet hatten. Allein nun treten bei den ersteren jene vorerwähnten Lautgesetze hinzu mit ihren vielfachen Arten der Wechselwirkung zwischen Consonanten und Vokalen der Wurzel und der Endungen, die dem Worte den Charakter einer bloß mechanischen Zusammensetzung gänzlich benehmen, und ihm vielmehr den einer organischen Einheit oft in wahrhaft bewunderungswürdigem Grade verleihen. Allein hauptsächlich unter dem Einflusse des Accentes, wie es nach den scharfsinnigen Untersuchungen Holtzmanns (über den Ablaut) scheint, zeigen manche Formen vorzugsweise das Bestreben bei accentuirtem Stamm den Vokal der Endung an den der Wurzel heranzuziehen, in Folge dessen dann mancherlei Verkürzungen, z. B. durch Contraction reduplizirter Formen, und namentlich durch Abschleifung und Verstümmelung der Endungen stattfanden, während diese natürlich da sich länger erhalten konnten, wo sie selbst

den Accent hatten. Da in letzterem Falle die Rückwirkung ihres Vokals auf denjenigen der Wurzel unterblieb, so müssen wenigstens die wesentlichen Elemente der Zusammensetzung auch dann in der Flexionsendung sich erhalten, wenn nachmals die Stammsylbe den Accent übernahm, und so entwickelt sich frühzeitig ein Unterschied von so genannten starken und schwachen Formen, oder von solchen, welche die Modifikation des Verbalbegriffs durch innere, übrigens nicht immer auf die oben angegebene Weise veranlaßte und zuweilen noch von andern Vorgängen begleitete Umwandlung des Stammvokals bezeichnen, und von solchen, welche in der volleren Flexionsendung die Bestandtheile der Zusammensetzung mehr oder weniger deutlich erkennen lassen. Am eigenthümlichsten und reichsten ist dieser Unterschied in den germanischen Sprachen herausgebildet. Doch findet er sich in geringerem Grade auch bei anderen Gliedern des Stammes, z. B. dem Lateinischen, welches die Form legit, er liest und legit, er hat gelesen, von dem Standpunkte der lateinischen Grammatik aus beurtheilt, nur durch den Quantitätswechsel des Wurzelvokals auseinanderhält, während sich in ama-vi-t, er hat geliebt, gegenüber von ama-t, er liebt, der Rest einer Auxiliarwurzel erkennen läßt, die im Indischen bhû seyn lautet, mit dem deutschen bin, dem englischen to be, dem griechischen φύω, dem lateinischen fui stammverwandt ist, und in letzterer Sprache auch noch zur Bildung des Imperfectums auf bam und des Futurums auf bo verwendet wird (vergl. das slavische bó, er wird seyn. Kopitar Grammatik der slavischen Sprachen u. s. w. S. 317). Außerdem dient vielfach zur Bildung von Verbalformen die Wurzel es, seyn, die gleichfalls den sämmtlichen Sprachen des Stammes als Gemeingut angehört, z. B. Sanskrit asti; griech. ἐστι, lat. est; wovon französisch es, italienisch è; deutsch ist, englisch is. Mit Hülfe dieser Wurzel entstehen die lateinischen Formen: ama-vi-ssem, ama-ve-ram, ama-vero, letztere beiden nach einem Lautgesetz des Lateinischen, daß einfaches s zwischen zweien Vokalen sich in r verwandelt.

Sowohl diese schwachen Bildungen, wie jene sogenannten starken sind übrigens nach einer früher bereits erwähnten Eintheilung als synthetische zu betrachten, denen andere durch selbstständige Hülfszeitwörter gebildete, unter dem Namen der analytischen gegenüberstehen. In letzterer Weise ist z. B. im Lateinischen der Conjunctiv des Futurums: amaturus sim entstanden. Die wenigen starken Formen der synthetischen Bildungsweise, die das Lateinische besaß, haben die romanischen Sprachen vollends der Analogie geopfert, dagegen aber von der schwachen und analytischen Formenbildung einen um so reicheren Gebrauch gemacht.

Außer den Formen der Vergangenheit, welche sie aus dem Lateinischen herübergenommen haben z. B. It. ama-va, ama-i aus Lateinischem ama-bam, ama-vi bilden sie mit Hülfe des Zeitwortes habere haben eine ganze Reihe neuer Formen der Vergangenheit, der Zukunft und der Bedingzeit, nämlich durch haben in Verbindung mit dem Partizipium praet. pass. habeo amatum, It. ho amato ich habe geliebt; habebam amatum, It. aveva amato ich hatte geliebt, und deren Conjunktiv; ferner mit demselben Hülfszeitwort und dem Infinitiv: amare habeo It. amer-o für amare-ho ich habe zu lieben d. h. ich werde lieben; amare habui It. amer-ei für amare-ebbi, ich hatte (nach lateinischem Sprachgebrauch für: ich hätte) zu lieben d. h. ich würde lieben; endlich durch Verbindung der Auxiliarform mit ihrem eigenen Infinitiv und dem Partizipium des Verbums: habere habeo amatum, It. avr-o (für avere-ho) amato ich habe geliebt zu haben d. h. ich werde geliebt haben und habere habui amatum, It. avr-ei (für avere-ebbi) amato, ich hatte (abermals für: ich hätte) geliebt zu haben, d. h. ich würde geliebt haben. Daß in Formen wie amero und amerei wirklich das Hülfszeitwort haben enthalten ist, beweis't das Alt-Spanische und Provenzalische, wo ein Pronomen zwischen den Infinitiv und das Hülfszeitwort teeten kann. Sp. facer-lo he für lo facer-e Pr. dir vos ai für je vous dir-ai, sowie die Sardische Mundart von Logudoro, welche

das Hülfszeitwort willkürlich dem Infinitiv vorsetzen oder als Endung anfügen kann z. B. hat fagher oder fagher-at er hat zu machen, wird machen. Wie übrigens die genannten Romanischen Sprachen das Hülfszeitwort haben zur Bildung des Futurums anwenden, so bedient sich das Walachische des Hülfszeitwortes wollen zu demselben Zweck und zwar in der Weise jenes Sardischen Dialektes bald vor dem Verbum bald mit ihm verschmolzen; z. B. voiu luva oder lua-voiu gleich It. voglio levare.

Da wir uns hier nur auf Andeutungen beschränken müssen, nicht aber an eine Erschöpfung des Gegenstandes denken können, so erwähnen wir nur noch in Beziehung auf das Walachische des Umstandes, daß es gleich dem Dänischen und Schwedischen den Artikel dem Nomen suffigirt, z. B. Nordwalachisch om-ul, Südwalachisch om-lu gleich Ital. l'uomo und in Hinsicht des Italienischen des Gesetzes, dem es vorzugsweise seine Tonesfülle und Zartheit verdankt, daß es nämlich nur einen vokalischen Wortausgang und keinen Hiatus duldet. Den Charakter einschmeichelnder Lieblichkeit im Gegensatze zur Erhabenheit und würdevollen Anmuth des Spanischen, wie zur Gewandtheit und Klarheit des Französischen räumt schon eine alte Fabel dem Italienischen ein, die wir mit den Worten eines französischen Berichterstatters vom Jahre 1669 folgen lassen: Vous vous souvenez de ce q'un sage Resveur a dit autrefois des Langues Espagnole, Italienne et Françoise; c' est qu' elles avoient été toutes trois dès la création du monde; que, Dieu s' était servi de l' Espagnole pour defendre à Adam de toucher à cés pommes fatales; que le diable se servit de l'Italienne pour leur persuader d'en manger, et qu' Adam et Eve apres l'avoir crû se servirent de la Françoise envers Dieu pour excuser leur desobéissance.

Die Romanischen Sprachen, die in Oesterreich gesprochen werden, sind die verschiedenen Oberitalienischen Dialekte, dann das Romanische im engeren Sinn, ein Idiom,

welches dem in der Provance herrschenden nahe steht und das Walachische oder Rumanische mit seinen Mundarten.

Von dem dritten indogermanischen Familienpaar, dem lettisch-slavischen, erfreut sich letztere der größten räumlichen Ausbreitung. Von den Ufern der Dwina im Osten bis beinahe ans Erzgebirge und in frühern Jahrhunderten noch viel weiter nach Westen, von den Gestaden des nördlichen Eismeeres bis an die des schwarzen nnd des adriatischen Meeres und des Archipels erstreckt sich das größtentheils zusammenhängende Gebiet der slavischen Sprachen, die zudem durch den ganzen Norden Asiens bis nach Amerika hin sporadisch zerstreut sind.

Der Name, unter welchem diese weit ausgebreiteten aber enge verschwisterten Idiome zusammengefaßt werden, hat seinen Ursprung in einer im Bereiche des Sprachstammes heimischen und vielfach verzweigten Wurzel, die im Sanskrit shrú, im Slavischen, nach dem so häufigen Wechsel zwischen r und l, slu lautet und von ihrer ursprünglichen Bedeutung hören aus mancherlei abgeleitete Stammbildungen getrieben hat. So liegt sie in der Bedeutung hören auf Einen, d. i. gehorchen dem Böhmischen sluha, Diener, slouziti, dienen; in dem Sinne von hören auf Etwas, d. i. genannt werden, heißen, dem russischen slyt, böhmisch slouti, in dem von sich hören lassen, gehört werden, dem allen Dialekten gemeinsamen slovo Wort, endlich in dem von *bene audire*, d. i. berühmt seyn, dem ebenfalls gemeinschaftlichen slava, Ruhm, Ehre, Preis, und zahlreichen sekundären Ableitungen zu Grunde.

Diese Wurzel also ist es, welche sich leicht in dem Namen der Familie und verschiedener Zweige derselben wieder erkennen läßt und zwar hat man, da er nicht aus den Bedeutungen hören und gehorchen abgeleitet werden kann, die Slaven bald zu Redenden gemacht, im Gegensatz zu den ihrer Sprache unkundigen und daher stummen Nachbarn (němec

Deutscher, nêmy stumm; dagegen erinnere man sich der Nemetes des Cäsar, Tacitus und anderer), bald zu Ruhmvollen, nach dem Vorgange ihrer Arischen Stammesverwandten, die ja auch den Begriff der Ehre und der Preiswürdigkeit in ihrem Volksnamen ausgedrückt wissen wollten. Letzterer Ableitung als der weniger künstlichen geben wir den Vorzug vor der ersterwähnten.

„Die slavische Sprache kennen wir verhältnißmäßig erst aus neuerer Zeit und in einer von ihrer vorauszusetzenden älteren Form gewiß schon bedeutend abweichenden Entwicklungsphase. Selbst das Kirchenslavische, das wir doch aus Handschriften aus der Mitte des eilften Jahrhunderts genau zu kennen im Stande sind, zeigt einen bei Weitem weniger bedeutenden Abstand von den jüngeren Schwestersprachen, als man dies vorauszusetzen geneigt seyn möchte, eben weil die Hauptrückungen in lautlicher Beziehung schon viel früher stattgefunden haben müßen, die Sprache also später nicht mehr so bedeutenden Veränderungen ausgesetzt war.“ Dasjenige Gesetz der Lautumwandlung nun, welches diese Sprachfamilie vor allen andern beherrscht, ist der assibilirende Einfluß, den die Vokale, namentlich die J- und Jod-laute auf den vorhergehenden Consonanten üben, eine Erscheinung, die aus der Griechischen Grammatik zunächst unter dem Namen des Zetacismus bekannt ist. Im Griechischen ist es nämlich vorzugsweise das ζ, welches auf diese Weise besonders aus Dentalen und gutturalen Buchstaben unter dem Einfluß eines folgenden Jota entstanden ist, so *Ζεύς* aus *Διευς* von dem Indischen dju Himmel mit Guna, der himmlische, lateinisch Iupiter für Djupiter Himmelsvater, *ῥίζα* aus *Ζριδια* gleich dem Deutschen Wurzel, von dem Indischen vrdh wachsen; *μείζων* jonisch *μέζων* aus *μεγιων*. In den Slavischen Sprachen und unter diesen wieder in einzelnen Dialekten hat dieser Prozeß am meisten Ausdehnung gefunden, vermöge dessen viele ursprüngliche Stummlaute zu Sibilanten und Assibilaten herabsanken und jene

[illegible] von [illegible] dem Klange der [illegible] Sprache eine eigenthümliche Färbung gibt. [illegible] die gewöhnliche Vorstellung der [illegible] in den slawischen Sprachen eine große Consonantenhäufung zur [illegible]: die [illegible] der Consonanten hält sich in allen slawischen Sprachen in gewissen gesetzmäßigen Gränzen und der [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zur [illegible]. [illegible] [illegible] ist hauptsächlich durch die polnische Schreibweise genährt worden, in welcher häufig zwei Consonanten einen einfachen Laut ausdrücken; indessen ist nicht zu leugnen, daß auch gerade die polnische Sprache die meisten Zischlaute besitzt.*

In lexikalischer Beziehung stehen die slawischen Sprachen im Allgemeinen auf einer [illegible] Stufe, als die Romanischen und Germanischen der Gegenwart; sie sind reicher an grammatischen Formen und behaupten entschiedener den Charakter des synthetischen Sprachbaues. „Bei verschiedenen, slavischen Sprachen zeigt sich dies in verschiedenem Grade. Das Slavische hat noch keinen Artikel beim Nomen und in den meisten Fällen auch kein persönliches Pronomen neben dem Verbum. Durch die Fülle der Flexionsformen (es hat das Slavische wie das Littauische die dem Indogermanischen Sprachstamm ursprünglich eigene Siebenzahl der Casus bewahrt) wird die Wortstellung freier und Präpositionen werden gespart. Es hat wie das Littauische und Deutsche eine doppelte Form für das Adjektiv, eine bestimmte und eine unbestimmte, erstere mit dem Demonstrativpronomen zusammengesetzt (z. B. böhmisch zdravy clovek der gesunde Mensch, aber clovek jest zdráv, der Mensch ist gesund). Das Substantiv hat die drei Genera, jedoch wird Femininum und Neutrum namentlich in den Pluralformen leicht vermengt; das unbelebte Maskulinum dagegen wird von dem belebten dadurch hauptsächlich unterschieden, daß für das belebte statt der Akkusativendung die Genitivendung gebraucht wird. Eine besondere Ei-

genthümlichkeit zeigt sich aber in der Conjugation, die übrigens namentlich in den neueren Idiomen nur wenig einfache Zeiten erhalten hat und zum Gebrauche des Partizipiums häufig ihre Zuflucht nimmt. Zeitwörter nämlich, die eine momentane Handlung bezeichnen — und diesen Sinn haben nach slavischer Auffassungsweise alle mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörter, bei denen nicht durch eine Ableitungsform die Beziehung modifizirt wird — haben kein Präsens der Bedeutung nach, sondern die Präsensform wird bei ihnen im Sinne des Futurums gebraucht; dies ist eine Feinheit der Auffassung, denn etwas wirklich Momentanes kann in der That nie gegenwärtig seyn, der Moment ist wie ein mathematischer Punkt ohne alle Ausdehnung und kann nur als bereits geschehen oder als zukünftig gedacht werden. Da die Zeitwörter reich an Ableitungsformen (Constativen, Iterativen u. s. w. Zusammensetzung mit Präpositionen) sind, so findet der Nichtslave so lange bedeutende Schwierigkeit im Gebrauche einer slavischen Sprache, bis er sich diesen feinen Unterschied der perfektiven (momentanen) Formen und der durativen zu eigen gemacht hat; z. B. böhmisch mreti sterben, durativ. Ján mre dlouhu chwili, Johann stirbt aus (Instrumental) langer Weile; aber von umreti (gleichsam: ersterben) kann ich kein Präsens bilden; Ján umre heißt: Johann wird sterben. Soll von einem solchen mit einer Präposition zusammengesetzten Stammzeitworte ein Präsens gebildet werden, so wird (ächt slavisch) der Stamm des Zeitwortes erweitert: Ján umíra Johann erstirbt. Von diesen durativen Zeitwörtern wird das Futurum mit budu, budes (ich werde sein) umschrieben: budu umírati ich werde ersterben. Eben so sind die Präterita beider Arten von Verba strenge gesondert, die der momentanen sind wahre Perfekta, die der durativen drücken eine Dauer in der Vergangenheit aus — Imperfekta, z. B. on sil, kdyz jsem knemu priset, er nähete (durativ), als ich zu ihm kam, aber perfektiv: on *usil* kabát, pak mí ho poslal; er nähete den Rock (nämlich

fertig, zu Ende), dann schickte er ihn mir. Die verschiedenen Formen dienen oft dazu, die Bedeutung genauer zu bestimmen, als dies in unseren Sprachen möglich ist, z. B. ten pán nese kabát dieser Herr trägt einen Rock, nämlich einmal, und dies wird gesagt, wenn er ihn auf dem Arme trägt, bringt; ten pan nosi kabat, d. h. trägt einen Rock, dauernd trägt er ihn, er ist mit ihm bekleidet; ten pan nosíniá kabát, er trägt einen Rock, nämlich er pflegt ihn oft zu tragen, er ist oft mit ihm bekleidet; also drei verschiedene Ausdrücke für unser mehrerer Beziehungen fähiges: er trägt. Zu diesem echt sferivischen und alterthümlichen Formenreichthum gesellt sich noch, oder es folgt vielmehr aus ihm, eine große Durchsichtigkeit des grammatischen Baues; aus jeder Wurzel erwächst ein weitverzweigter Stammbaum von Ableitungsformen, die klar als solche erkennbar sind und deren jede eine bestimmte Beziehung ausdrückt. Frisch ist noch das Leben im Slavischen und diese Fähigkeit, Ableitungen aller Art zu bilden (das Nomen ist nicht minder lebenskräftig) ersetzt den Mangel, welcher der Sprache daraus entspringt, daß sie in der Zusammensetzung vielmehr gehemmt ist, als namentlich Deutsch und Griechisch.“

(Schluß folgt.)

XXIV.

Zeitläufte.

Den 13. Februar 1851.

Zu den spärlichen Zeichen der Zeit, über welche denkende und ehrliche Leute sich freuen können, weil sie eine Zukunft hinter sich haben, und weil sie auf die, wenn auch ferne Möglichkeit deuten, daß unser tief entwürdigtes Volk dereinst doch noch vielleicht einen Auferstehungsmorgen feiern werde, gehören die, jetzt von so vielen Seiten her laut werdenden Stimmen, welche sich gegen die heuchlerische Lüge und Tyrannei des Constitutionalismus erheben. Dergleichen Stimmen gemahnen uns wie eine menschliche vernünftige Rede in einem Irrenhause, oder wie ein Sonnenstrahl, der in das mitternächtige Dunkel eines unterirdischen Kerkers fällt. Auch ist bei Denen, die in solcher Weise gegen den Unsinn und die Thorheit der Zeit protestiren, nicht die Rede davon: die Bureaukratie mit allen ihren Mißbräuchen genau so, wie sie unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution bestand, wieder herzustellen. Diese neue Richtung weiß sehr genau, was sie von jener vormärzlichen, staatsomnipotenten Beamtenvielregiererei zu halten hat. Aber wenn von Beseitigung dieser Knechtschaft, wenn von wirklicher Verbesserung unserer politischen und socialen Zustände die Rede seyn soll, so muß unser politisches Leben und Denken

vom Gebiete der Lüge und des Truges weg, auf die Unterlage der Wahrheit und Wirklichkeit gestellt werden. Wir müssen wieder festen Grund und Boden von Thatsachen und wirklichen Zuständen unter den Füßen fühlen, und den luftigen Schaum der doctrinären Fiction allen Winden Preis gegeben haben; und bevor dieß geschehen, kann von dem Beginn und Anfang einer politischen Bildung unsers Volkes nicht die Rede seyn.

Eine der interessantesten Erscheinungen in der eben bezeichneten besseren Richtung ist die vor Kurzem in Berlin erschienene Broschüre: die Constitutionellen. Der Verfasser trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er von den Constitutionellen sagt: „ihr Princip ist ein Widerspruch, ihre Praxis die Lüge, ihr Ende der Bankrott.“ Was den Widerspruch betrifft, so proklamirt die constitutionelle Doctrin die Freiheit und die Vernunft.

„Aus dieser Vernunft deducirt sie einen Complex von Staatsformen und Gesetzen, mit welchen sie den bestehenden, geschichtlich gebildeten Verfassungen den Krieg erklärt. Alles soll nach den ewigen Gesetzen der Vernunft eingerichtet werden, das Bestehende hingegen gilt als etwas Willkürliches und Zufälliges. Es wird daher bei Seite geschoben, um an seiner Stelle eine Constitution nach den ewigen Gesetzen der Vernunft zu errichten. Und siehe da: nichts ist so willkürlich, nichts ist so wandelbar, als gerade diese Vernunftverfassungen, die man seit einem Menschenalter dutzendweise entstehen und vergehen sah.“

Wie soll nun dieses Staatsvernunftsystem in Activität gesetzt werden?

„Man muß an den Willen des Volkes appelliren, man muß zur Abstimmung schreiten, man muß sich nach der Majorität richten. Und siehe da: nichts ist so veränderlich, nichts ist so tyrannisch, als die Majoritäten.“

„Indem man also die Verfassung auf einen Majoritäts-

beschluß basirt, hat man damit die Volkssouverainetät proklamirt, wenn auch nicht den Worten nach, doch der Sache nach. Gut. Die Volkssouverainetät ist ein Princip, und wer dieß Princip will, mag dabei bleiben, und muß es nehmen, wie es ist. Offenbar nämlich ist die Volkssouverainetät etwas Fließendes, es gibt darin keine Stabilität. Unsere Constitutionellen hingegen verlangen gar sehr nach etwas Stabilem. Denn sie wollen ruhig erwerben, genießen und vor allen Dingen auch herrschen, was mit Volkssouverainetät sehr wenig vereinbar scheint. Wie fangen sie das nun an?"

„Darüber Folgendes."

„Will man etwas Stabiles, so muß es etwas geben außer und über dem Volkswillen stehend. Dennoch sollte das Volk selbst souverain seyn. Diese Volkssouverainetät wird daher sofort wiederum abgeläugnet, aber nicht ausdrücklich, sondern diese Läugnung versteckt sich in der fingirten Gewaltentheilung. Wir haben also eine getheilte Souverainetät, d. h. eigentlich gar keine. Dennoch theilt man sie, und die Constitutionellen meinen hiermit den Widerspruch gelöst zu haben."

„Bittere Täuschung! Man hat dem Königthume einen Theil der Souverainetät übertragen, den andern Theil für die Kammern reservirt. Aber wo steckt nun die Souverainetät? denn sie kann doch nur eine seyn. Man mag sie suchen! Und in der That, beide Theile haschen danach, jeder hofft sie zu gewinnen, jeder fürchtet sie an den anderen zu verlieren. Beide Theile bieten sich gegenseitig Schach, und die Kräfte des Landes verzehren sich, um ein System aufrecht zu erhalten, welches nichts als ein perennirender Widerspruch ist."

„Das Princip der Volkssouverainetät spielt darin den Kobold. Man erkennt sie an, und man läugnet sie, je nachdem es convenirt, um einerseits die Völker zu gewinnen, andererseits die Regierungen zu beschwichtigen. So eröffnet der edle Gagern das Frankfurter Parlament im Namen der Volks-

Sowohl diese schwachen Bildungen, wie jene sogenannten starken sind übrigens nach einer früher bereits erwähnten Eintheilung als synthetische zu betrachten, denen andere durch selbstständige Hülfszeitwörter gebildete, unter dem Namen der analytischen gegenüberstehen. In letzterer Weise ist z. B. im Lateinischen der Conjunctiv des Futurums: amaturus sim entstanden. Die wenigen starken Formen der synthetischen Bildungsweise, die das Lateinische besaß, haben die romanischen Sprachen vollends der Analogie geopfert, dagegen aber von der schwachen und analytischen Formenbildung einen um so reicheren Gebrauch gemacht.

Außer den Formen der Vergangenheit, welche sie aus dem Lateinischen herübergenommen haben z. B. It. ama-va, ama-i aus Lateinischem ama-bam, ama-vi bilden sie mit Hülfe des Zeitwortes habere haben eine ganze Reihe neuer Formen der Vergangenheit, der Zukunft und der Bedingzeit, nämlich durch haben in Verbindung mit dem Partizipium praet. pass. habeo amatum, It. ho amato ich habe geliebt; habebam amatum, It. aveva amato ich hatte geliebt, und deren Conjunktiv; ferner mit demselben Hülfszeitwort und dem Infinitiv: amare habeo It. amer-o für amare-ho ich habe zu lieben d. h. ich werde lieben; amare habui It. amer-ei für amare-ebbi, ich hatte (nach lateinischem Sprachgebrauch für: ich hätte) zu lieben d. h. ich würde lieben; endlich durch Verbindung der Auxiliarform mit ihrem eigenen Infinitiv und dem Partizipium des Verbums: habere habeo amatum, It. avr-o (für avere-ho) amato ich habe geliebt zu haben d. h. ich werde geliebt haben und habere habui amatum, It. avr-ei (für avere-ebbi) amato, ich hatte (abermals für: ich hätte) geliebt zu haben, d. h. ich würde geliebt haben. Daß in Formen wie amero und amerei wirklich das Hülfszeitwort haben enthalten ist, beweis't das Alt-Spanische und Provenzalische, wo ein Pronomen zwischen den Infinitiv und das Hülfszeitwort treten kann. Sp. facer-lo he für lo facer-e Pr. dir vos ai für je vous dir-ai, sowie die Sardische Mundart von Logudoro, welche

das Hülfszeitwort willkürlich dem Infinitiv vorsetzen oder als Endung anfügen kann z. B. hat sagher oder sagher-at er hat zu machen, wird machen. Wie übrigens die genannten Romanischen Sprachen das Hülfszeitwort haben zur Bildung des Futurums anwenden, so bedient sich das Walachische des Hülfszeitwortes wollen zu demselben Zweck und zwar in der Weise jenes Sardischen Dialektes bald vor dem Verbum bald mit ihm verschmolzen; z. B. voiu luva oder lua-voiu gleich It. voglio levare.

Da wir uns hier nur auf Andeutungen beschränken müssen, nicht aber an eine Erschöpfung des Gegenstandes denken können, so erwähnen wir nur noch in Beziehung auf das Walachische des Umstandes, daß es gleich dem Dänischen und Schwedischen den Artikel dem Nomen suffigirt, z. B. Nortwalachisch om-ul, Südwalachisch om-lu gleich Ital. l'uomo und in Hinsicht des Italienischen des Gesetzes, dem es vorzugsweise seine Tonesfülle und Zartheit verdankt, daß es nämlich nur einen vokalischen Wortausgang und keinen Hiatus duldet. Den Charakter einschmeichelnder Lieblichkeit im Gegensatze zur Erhabenheit und würdevollen Anmuth des Spanischen, wie zur Gewandtheit und Klarheit des Französischen räumt schon eine alte Fabel dem Italienischen ein, die wir mit den Worten eines französischen Berichterstatters vom Jahre 1669 folgen lassen: Vous vous souvenez de ce q'un sage Resveur a dit autrefois des Langues Espagnole, Italienne et Françoise; c' est qu' elles avoient été toutes trois dès la création du monde; que, Dieu s' ètait servi de l' Espagnole pour defendre à Adam de toucher à cés pommes fatales; que le diable se servit de l'Italienne pour leur persuader d'en manger, et qu' Adam et Eve apres l'avoir crû se servirent de la Françoise envers Dieu pour excuser leur desobéissance.

Die Romanischen Sprachen, die in Oesterreich gesprochen werden, sind die verschiedenen Oberitalienischen Dialekte, dann das Romanische im engeren Sinn, ein Idiom,

welches dem in der Provance herrschenden nahe steht und das Walachische oder Rumanische mit seinen Mundarten.

Von dem dritten indogermanischen Familienpaar, dem lettisch-slavischen, erfreut sich letztere der größten räumlichen Ausbreitung. Von den Ufern der Dwina im Osten bis beinahe ans Erzgebirge und in frühern Jahrhunderten noch viel weiter nach Westen, von den Gestaden des nördlichen Eismeeres bis an die des schwarzen nnd des adriatischen Meeres und des Archipels erstreckt sich das größtentheils zusammenhängende Gebiet der slavischen Sprachen, die zudem durch den ganzen Norden Asiens bis nach Amerika hin sporadisch zerstreut sind.

Der Name, unter welchem diese weit ausgebreiteten aber enge verschwisterten Idiome zusammengefaßt werden, hat seinen Ursprung in einer im Bereiche des Sprachstammes heimischen und vielfach verzweigten Wurzel, die im Sanskrit shrú, im Slavischen, nach dem so häufigen Wechsel zwischen r und l, slu lautet und von ihrer ursprünglichen Bedeutung hören aus mancherlei abgeleitete Stammbildungen getrieben hat. So liegt sie in der Bedeutung hören auf Einen, d. i. gehorchen dem Böhmischen sluha, Diener, slouziti, dienen; in dem Sinne von hören auf Etwas, d. i. genannt werden, heißen, dem russischen slyt, böhmisch slouti, in dem von sich hören lassen, gehört werden, dem allen Dialekten gemeinsamen slovo Wort, endlich in dem von *bene audire*, d. i. berühmt seyn, dem ebenfalls gemeinschaftlichen slava, Ruhm, Ehre, Preis, und zahlreichen sekundären Ableitungen zu Grunde.

Diese Wurzel also ist es, welche sich leicht in dem Namen der Familie und verschiedener Zweige derselben wieder erkennen läßt und zwar hat man, da er nicht aus den Bedeutungen hören und gehorchen abgeleitet werden kann, die Slaven bald zu Redenden gemacht, im Gegensatz zu den ihrer Sprache unkundigen und daher stummen Nachbarn (němec

Deutscher, němy stumm; dagegen erinnere man sich der Nemetes des Cäsar, Tacitus und anderer), bald zu Ruhmvollen, nach dem Vorgange ihrer Arischen Stammesverwandten, die ja auch den Begriff der Ehre und der Preiswürdigkeit in ihrem Volksnamen ausgedrückt wissen wollten. Letzterer Ableitung als der weniger künstlichen geben wir den Vorzug vor der ersterwähnten.

„Die slavische Sprache kennen wir verhältnißmäßig erst aus neuerer Zeit und in einer von ihrer vorauszusetzenden älteren Form gewiß schon bedeutend abweichenden Entwicklungsphase. Selbst das Kirchenslavische, das wir doch aus Handschriften aus der Mitte des eilften Jahrhunderts genau zu kennen im Stande sind, zeigt einen bei Weitem weniger bedeutenden Abstand von den jüngeren Schwestersprachen, als man dies vorauszusetzen geneigt seyn möchte, eben weil die Hauptrückungen in lautlicher Beziehung schon viel früher stattgefunden haben müßen, die Sprache also später nicht mehr so bedeutenden Veränderungen ausgesetzt war." Dasjenige Gesetz der Lautumwandlung nun, welches diese Sprachfamilie vor allen andern beherrscht, ist der assibilirende Einfluß, den die Vokale, namentlich die J- und Jod-laute auf den vorhergehenden Consonanten üben, eine Erscheinung, die aus der Griechischen Grammatik zunächst unter dem Namen des Zetacismus bekannt ist. Im Griechischen ist es nämlich vorzugsweise das ζ, welches auf diese Weise besonders aus Dentalen und gutturalen Buchstaben unter dem Einfluß eines folgenden Jota entstanden ist, so *Ζεύς* aus *Διευς* von dem Indischen dju Himmel mit Guna, der himmlische, lateinisch Iupiter für Djupiter Himmelsvater, *ῥίζα* aus *Ζϱιδια* gleich dem Deutschen Wurzel, von dem Indischen vrdh wachsen; *μείζων* jonisch *μέζων* aus *μεγιων*. In den Slavischen Sprachen und unter diesen wieder in einzelnen Dialekten hat dieser Prozeß am meisten Ausdehnung gefunden, vermöge dessen viele ursprüngliche Stummlaute zu Sibilanten und Assibilaten herabsanken und jene

Fülle von Zischlauten entstand, die dem Klange der gesammten Sprache eine eigenthümliche Färbung gibt. „Indeß setzt die gewöhnliche Vorstellung der Nichtslaven bei den slavischen Sprachen eine große Consonantenhärte mit Unrecht voraus; die Anhäufung der Consonanten hält sich in allen slavischen Sprachen in gewissen gesetzmäßigen Gränzen und der Reichthum an vollen Vokalen ersetzt etwaige konsonantische Härten zur Genüge. Jenes Vorurtheil ist hauptsächlich durch die polnische Schreibweise genährt worden, in welcher häufig zwei Consonanten einen einfachen Laut ausdrücken; indessen ist nicht zu läugnen, daß auch gerade die polnische Sprache die meisten Zischlaute besitzt.“

In flexivischer Beziehung stehen die slavischen Sprachen im Allgemeinen auf einer alterthümlicheren Stufe, als die Romanischen und Germanischen der Gegenwart; sie sind reicher an grammatischen Formen und behaupten entschiedener den Charakter des synthetischen Sprachbaues. „Bei verschiedenen, slavischen Sprachen zeigt sich dies in verschiedenem Grade. Das Slavische hat noch keinen Artikel beim Nomen und in den meisten Fällen auch kein persönliches Pronomen neben dem Verbum. Durch die Fülle der Flexionsformen (es hat das Slavische wie das Littauische die dem Indogermanischen Sprachstamm ursprünglich eigene Siebenzahl der Casus bewahrt) wird die Wortstellung freier und Präpositionen werden gespart. Es hat wie das Littauische und Deutsche eine doppelte Form für das Adjektiv, eine bestimmte und eine unbestimmte, erstere mit dem Demonstrativpronomen zusammengesetzt (z. B. böhmisch zdravy clovek der gesunde Mensch, aber clovek jest zdráv, der Mensch ist gesund). Das Substantiv hat die drei Genera, jedoch wird Femininum und Neutrum namentlich in den Pluralformen leicht vermengt; das unbelebte Maskulinum dagegen wird von dem belebten dadurch hauptsächlich unterschieden, daß für das belebte statt der Akkusativendung die Genitivendung gebraucht wird. Eine besondere Ei-

genthümlichkeit zeigt sich aber in der Conjugation, die übrigens namentlich in den neueren Idiomen nur wenig einfache Zeiten erhalten hat und zum Gebrauche des Partizipiums häufig ihre Zuflucht nimmt. Zeitwörter nämlich, die eine momentane Handlung bezeichnen — und diesen Sinn haben nach slavischer Auffassungsweise alle mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörter, bei denen nicht durch eine Ableitungsform die Beziehung modifizirt wird — haben kein Präsens der Bedeutung nach, sondern die Präsensform wird bei ihnen im Sinne des Futurums gebraucht; dies ist eine Feinheit der Auffassung, denn etwas wirklich Momentanes kann in der That nie gegenwärtig seyn, der Moment ist wie ein mathematischer Punkt ohne alle Ausdehnung und kann nur als bereits geschehen oder als zukünftig gedacht werden. Da die Zeitwörter reich an Ableitungsformen (Constativen, Iterativen u. s. w. Zusammensetzung mit Präpositionen) sind, so findet der Nichtslave so lange bedeutende Schwierigkeit im Gebrauche einer slavischen Sprache, bis er sich diesen feinen Unterschied der perfektiven (momentanen) Formen und der durativen zu eigen gemacht hat; z. B. böhmisch mreti sterben, durativ. Ján mre dlouhu chwili, Johann stirbt aus (Instrumental) langer Weile; aber von umreti (gleichsam: ersterben) kann ich kein Präsens bilden; Ján umre heißt: Johann wird sterben. Soll von einem solchen mit einer Präposition zusammengesetzten Stammzeitworte ein Präsens gebildet werden, so wird (ächt slavisch) der Stamm des Zeitwortes erweitert: Ján umíra Johann erstirbt. Von diesen durativen Zeitwörtern wird das Futurum mit budu, budes (ich werde sein) umschrieben: budu umírati ich werde ersterben. Eben so sind die Präterita beider Arten von Verba strenge gesondert, die der momentanen sind wahre Perfekta, die der durativen drücken eine Dauer in der Vergangenheit aus — Imperfekta, z. B. on sil, kdyz jsem knemu priset, er nähete (durativ), als ich zu ihm kam, aber perfektiv: on *usil* kabát, pak mi ho poslal; er nähete den Rock (nämlich

fertig, zu Ende), dann schickte er ihn mir. Die verschiedenen Formen dienen oft dazu, die Bedeutung genauer zu bestimmen, als dies in unseren Sprachen möglich ist, z. B. ten pán nese kabát dieser Herr trägt einen Rock, nämlich einmal, und dies wird gesagt, wenn er ihn auf dem Arme trägt, bringt; ten pan nosi kabat, d. h. trägt einen Rock, dauernd trägt er ihn, er ist mit ihm bekleidet; ten pan nosíniá kabát, er trägt einen Rock, nämlich er pflegt ihn oft zu tragen, er ist oft mit ihm bekleidet; also drei verschiedene Ausdrücke für unser mehrerer Beziehungen fähiges: er trägt. Zu diesem echt flexivischen und alterthümlichen Formenreichthum gesellt sich noch, oder es folgt vielmehr aus ihm, eine große Durchsichtigkeit des grammatischen Baues; aus jeder Wurzel erwächst ein weitverzweigter Stammbaum von Ableitungsformen, die klar als solche erkennbar sind und deren jede eine bestimmte Beziehung ausdrückt. Frisch ist noch das Leben im Slavischen und diese Fähigkeit, Ableitungen aller Art zu bilden (das Nomen ist nicht minder lebenskräftig) ersetzt den Mangel, welcher der Sprache daraus entspringt, daß sie in der Zusammensetzung vielmehr gehemmt ist, als namentlich Deutsch und Griechisch."

(Schluß folgt.)

XXIV.

Zeitläufte.

Den 13. Februar 1851.

Zu den spärlichen Zeichen der Zeit, über welche denkende und ehrliche Leute sich freuen können, weil sie eine Zukunft hinter sich haben, und weil sie auf die, wenn auch ferne Möglichkeit deuten, daß unser tief entwürdigtes Volk dereinst doch noch vielleicht einen Auferstehungsmorgen feiern werde, gehören die, jetzt von so vielen Seiten her laut werdenden Stimmen, welche sich gegen die heuchlerische Lüge und Tyrannei des Constitutionalismus erheben. Dergleichen Stimmen gemahnen uns wie eine menschliche vernünftige Rede in einem Irrenhause, oder wie ein Sonnenstrahl, der in das mitternächtige Dunkel eines unterirdischen Kerkers fällt. Auch ist bei Denen, die in solcher Weise gegen den Unsinn und die Thorheit der Zeit protestiren, nicht die Rede davon: die Bureaukratie mit allen ihren Mißbräuchen genau so, wie sie unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution bestand, wieder herzustellen. Diese neue Richtung weiß sehr genau, was sie von jener vormärzlichen, staatsomnipotenten Beamtenvielregiererei zu halten hat. Aber wenn von Beseitigung dieser Knechtschaft, wenn von wirklicher Verbesserung unserer politischen und socialen Zustände die Rede seyn soll, so muß unser politisches Leben und Denken

vom Gebiete der Lüge und des Truges weg, auf die Unterlage der Wahrheit und Wirklichkeit gestellt werden. Wir müssen wieder festen Grund und Boden von Thatsachen und wirklichen Zuständen unter den Füßen fühlen, und den luftigen Schaum der doctrinären Fiction allen Winden Preis gegeben haben; und bevor dieß geschehen, kann von dem Beginn und Anfang einer politischen Bildung unsers Volkes nicht die Rede seyn.

Eine der interessantesten Erscheinungen in der eben bezeichneten besseren Richtung ist die vor Kurzem in Berlin erschienene Broschüre: die Constitutionellen. Der Verfasser trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er von den Constitutionellen sagt: „ihr Princip ist ein Widerspruch, ihre Praxis die Lüge, ihr Ende der Bankrott.“ Was den Widerspruch betrifft, so proklamirt die constitutionelle Doctrin die Freiheit und die Vernunft.

„Aus dieser Vernunft deducirt sie einen Complex von Staatsformen und Gesetzen, mit welchen sie den bestehenden, geschichtlich gebildeten Verfassungen den Krieg erklärt. Alles soll nach den ewigen Gesetzen der Vernunft eingerichtet werden, das Bestehende hingegen gilt als etwas Willkürliches und Zufälliges. Es wird daher bei Seite geschoben, um an seiner Stelle eine Constitution nach den ewigen Gesetzen der Vernunft zu errichten. Und siehe da: nichts ist so willkürlich, nichts ist so wandelbar, als gerade diese Vernunftverfassungen, die man seit einem Menschenalter dutzendweise entstehen und vergehen sah.“

Wie soll nun dieses Staatsvernunftsystem in Activität gesetzt werden?

„Man muß an den Willen des Volkes appelliren, man muß zur Abstimmung schreiten, man muß sich nach der Majorität richten. Und siehe da: nichts ist so veränderlich, nichts ist so tyrannisch, als die Majoritäten.“

„Indem man also die Verfassung auf einen Majoritäts-

beschluß basirt, hat man damit die Volkssouverainetät proklamirt, wenn auch nicht den Worten nach, doch der Sache nach. Gut. Die Volkssouverainetät ist ein Princip, und wer dieß Princip will, mag dabei bleiben, und muß es nehmen, wie es ist. Offenbar nämlich ist die Volkssouverainetät etwas Fließendes, es gibt darin keine Stabilität. Unsere Constitutionellen hingegen verlangen gar sehr nach etwas Stabilem. Denn sie wollen ruhig erwerben, genießen und vor allen Dingen auch herrschen, was mit Volkssouverainetät sehr wenig vereinbar scheint. Wie fangen sie das nun an?"

„Darüber Folgendes."

„Will man etwas Stabiles, so muß es etwas geben außer und über dem Volkswillen stehend. Dennoch sollte das Volk selbst souverain seyn. Diese Volkssouverainetät wird daher sofort wiederum abgeläugnet, aber nicht ausdrücklich, sondern diese Läugnung versteckt sich in der fingirten Gewaltentheilung. Wir haben also eine getheilte Souverainetät, d. h. eigentlich gar keine. Dennoch theilt man sie, und die Constitutionellen meinen hiermit den Widerspruch gelöst zu haben."

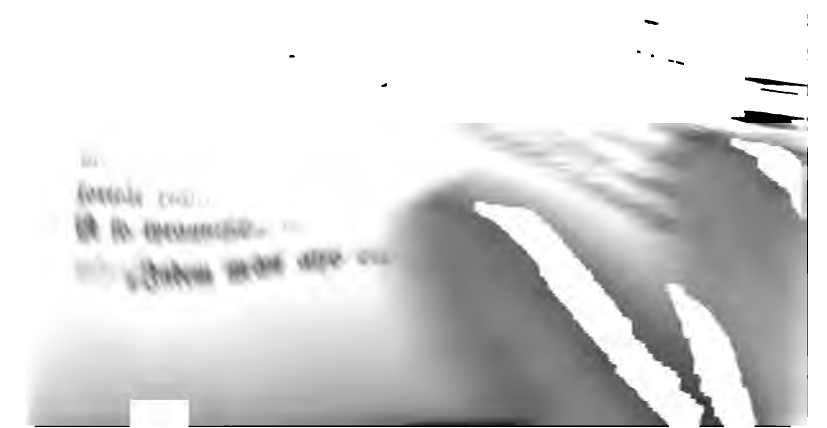
„Bittere Täuschung! Man hat dem Königthume einen Theil der Souverainetät übertragen, den andern Theil für die Kammern reservirt. Aber wo steckt nun die Souverainetät? denn sie kann doch nur eine seyn. Man mag sie suchen! Und in der That, beide Theile haschen danach, jeder hofft sie zu gewinnen, jeder fürchtet sie an den anderen zu verlieren. Beide Theile bieten sich gegenseitig Schach, und die Kräfte des Landes verzehren sich, um ein System aufrecht zu erhalten, welches nichts als ein perennirender Widerspruch ist."

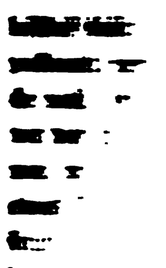
„Das Princip der Volkssouverainetät spielt darin den Kobold. Man erkennt sie an, und man läugnet sie, je nachdem es convenirt, um einerseits die Völker zu gewinnen, andererseits die Regierungen zu beschwichtigen. So eröffnet der edle Gagern das Frankfurter Parlament im Namen der Volks-

vom Gebiete der Lüge und des
lage der Wahrheit und Wirkli
sen wieder festen Grund und
lichen Zuständen unter den
Schaum der doctrinären
haben; und bevor dieß
Anfang einer politischen
Rede seyn.

Eine der intere
zeichneten besseren
schienene Broschüre
trifft den Nagel
nellen sagt: „i
Lüge, ihr En
trifft, so pr
und die W

„A
Staate
geschi
soll
der
r





· ein und derselbe Widerspruch das Ganze.
:, daß die Praxis der Constitutionellen die
zum Grunde liegenden Ideen hatten einen
sie bloße Angriffswaffe in den Händen der
. Sie dienten vortrefflich zur Negation; Po-
ı oder zu vertheidigen, waren sie untauglich.
der Versuch, den liberalen Constitutionalis-
ↄ ihn als System realisiren zu wollen an der

der Liberalismus, der wesentlich etwas Nega-
das nur als Opposition bestehen kann, sich zu
tivem entwickeln wollte, wurde er zum Wider-
indem dieser Widerspruch in der Welt bestehen
de er zur perennirenden Lüge."

Mittel, alle Ideen und alle Institutionen des Li-
s waren auf Agitation berechnet, auf Angriff und
gung gegen die bestehenden Gewalten, und in der
n war er Meister. Durch agitiren hat er gesiegt, und
m Siege wollte er nun regieren. Aber das hatte
t gelernt. Und doch war gerade durch die Agitation
das Regieren um vieles schwieriger geworden. Man hatte
Massen mit allen Kräften das Gefühl der Souverainetät
flößt, die Geister erregt, aufgehetzt und verwirrt, hinter-
wollte man sie leiten."

Da dieß unmöglich war, schlug in der ersten Revolution
r Constitutionalismus sofort in den Schrecken um. Hinterher,
achdem sich die Leidenschaften abgekühlt hatten, wurde er
corrigirt und zu einem, nicht minder lügenhaften Bourgoisie-
system umgebildet.

„Sie sprachen also von Freiheit und Gleichheit, von
Menschenrechten und Volksrechten. Sie konnten nicht Worte
nug finden, um dem Staatsbürger das Gefühl seiner
einzuflößen, dem Volke das Gefühl seiner Macht. Es
edle Volk, ein Engel an Tugenden, aber geknechtet

souverainetät. Als aber die Actien fielen, fing man an zu kapituliren, und hätte schließlich die Reichsverfassung herzlich gern im Namen der Säbelsouverainetät durchgeführt, wenn sich nur der Säbel dazu fand. Sie sprechen von dem souverainen Volke, oder von der Autorität der Regierungen, je nachdem ihre Lust zur Agitation, oder ihre Angst vor der Demokratie überwiegt. Ihre Volkssouverainetät ist wie ein Laubfrosch, der auf der Leiter auf- und absteigt, und zeigt die Witterung an."

Die Socialphilosophie der Constitutionellen ist von demselben Werthe, wie ihre Staatsphilosophie, und ihre Oekonomik entspricht ihrer Politik. — Das A und O der erstern ist die absolute Gewerbefreiheit. Das Uebrige werde sich, dieses bequeme laissez faire vorausgesetzt, von selbst machen.

„Was sich aber wirklich ganz von selbst daraus macht, ist Folgendes":

1) „Indem man solcher Weise alle Schranken und Unterschiede irgend welcher Art wegräumt, ohne irgend eine neue Organisation an die Stelle zu setzen, proklamirt man die bürgerliche Gleichheit, woraus sich ganz natürlich eine Gleichheit der Lebensansprüche entwickelt. Dagegen entsteht gerade unter diesem Freiheitssystem, welches die Kapitalmacht ihre widerstandslose Kraft entfalten läßt, eine gesteigerte Ungleichheit des Erwerbes. Die Begierden werden gereizt, während die Befriedigungsmittel schwinden; der organisirte Unfriede. Denn es hilft zu nichts, daß die Produktion im Ganzen außerordentlich gestiegen, da doch die Begierde noch mehr gestiegen ist. Und überall, wo sich der Genußtrieb in einer stärkeren Progression entwickelt, als die Befriedigungsmittel, entsteht Unglück daraus."

2) Um der Freiheit willen sind alle Schranken proscribirt. Indem aber dadurch die Kapitalmacht ein erdrückendes Uebergewicht erlangt, entsteht aus der Freiheit vielmehr die industrielle Leibeigenschaft."

So durchdringt ein und derselbe Widerspruch das Ganze. Die Folge davon ist, daß die Praxis der Constitutionellen die Lüge ist. Die ihr zum Grunde liegenden Ideen hatten einen Sinn, so lange sie bloße Angriffswaffe in den Händen der Opposition waren. Sie dienten vortrefflich zur Negation; Positives zu schaffen oder zu vertheidigen, waren sie untauglich. Darum scheitert der Versuch, den liberalen Constitutionalismus fixiren und ihn als System realisiren zu wollen an der Unmöglichkeit.

„Indem der Liberalismus, der wesentlich etwas Negatives war, das nur als Opposition bestehen kann, sich zu etwas Positivem entwickeln wollte, wurde er zum Widerspruch; und indem dieser Widerspruch in der Welt bestehen wollte, wurde er zur perennirenden Lüge.“

„Alle Mittel, alle Ideen und alle Institutionen des Liberalismus waren auf Agitation berechnet, auf Angriff und Vertheidigung gegen die bestehenden Gewalten, und in der Agitation war er Meister. Durch agitiren hat er gesiegt, und nach dem Siege wollte er nun regieren. Aber das hatte er nicht gelernt. Und doch war gerade durch die Agitation selbst das Regieren um vieles schwieriger geworden. Man hatte den Massen mit allen Kräften das Gefühl der Souverainetät eingeflößt, die Geister erregt, aufgehetzt und verwirrt, hinterher wollte man sie leiten.“

Da dieß unmöglich war, schlug in der ersten Revolution der Constitutionalismus sofort in den Schrecken um. Hinterher, nachdem sich die Leidenschaften abgekühlt hatten, wurde er corrigirt und zu einem, nicht minder lügenhaften Bourgoisiesystem umgebildet.

„Sie sprachen also von Freiheit und Gleichheit, von Menschenrechten und Volksrechten. Sie konnten nicht Worte genug finden, um dem Staatsbürger das Gefühl seiner Würde einzuflößen, dem Volke das Gefühl seiner Macht. Es war das edle Volk, ein Engel an Tugenden, aber geknechtet

von einer Regierung, schwarz wie der Teufel. Wohlan denn, mein Volk! zerreiß diese schimpflichen Fesseln!“

„Das Volk erhebt sich, die Regierung fällt. Nun, was werden die Constitutionellen thun? Gewiß sie werden dieses heldenmüthige Volk feierlich zum Thron geleiten, und sich bescheidentlich als seine Diener benehmen.“

„Gott bewahre! Jetzt sind wir Minister geworden, und jetzt ist es unsere Aufgabe, dieses heldenmüthige Volk wieder darniederzudrücken. Dieses heldenmüthige Volk ist der Pöbel; den wollen wir uns schon vom Leibe halten; dazu ist der Census gut, und je höher, desto besser. Schließt man neun Zehntheil des Volkes von der Wahl aus, dann wird es schon eine anständigere Gesellschaft geben, die nicht mehr nach schwarzer Seife und Pechdraht riecht. Denn wir Constitutionelle sind gebildete Leute, tragen Glaceehandschuhe, und sind gerade die Rechten, um zu regieren; was aber ein unvortheilhaftes Geschäft wäre, wollten zu Viele dabei concurriren.“

„Item. Die Constitutionellen deklamiren gegen den Unterschied der Stände. Er ist mittelalterlich, und es gibt nur ein Staatsbürgerrecht. Nun, sie werden gewiß alle Unterschiede auslöschen.“

„Gott bewahre! Wir deklamiren nur gegen den Adel, und allenfalls gegen den Clerus. Denn wir wollen nur Niemand über uns sehen, desto mehr aber unter uns. Wir ziehen daher eine Linie. Was darüber steht, muß herunter steigen, um in der Bourgeoisie zu verschwimmen; was darunter steht, ist nicht mehr Bürger: es sind die arbeitenden Klassen, die misera contribuens plebs. Wir bilden den absoluten Stand. — Oder wir ziehen wohl auch mehrere Linien, und es heißt: darnach Du schwer bist, giltst Du. Wenn nun z. B. ein Tischler ein Dutzend Gesellen beschäftigt, und so und so viel Steuern zahlt, dann gehört er zur zweiten Menschenklasse, wenn er aber nur mit einem Gesellen arbeitet, dann gehört er zur dritten Klasse. Sonst hat man wohl gemeint, es seien beide

ehrliche Handwerksleute; das war aber mittelalterlich, man muß es verbessern. Und was bedeutet diese Verbesserung? Es ist eine Verschlechterung des ehemaligen Ständeprincips, im Interesse der Bourgeoisie bewirkt."

„Item. Sie sprechen von der Preßfreiheit, von dem unveräußerlichen Rechte des Menschen, seine Meinungen zu veröffentlichen. Sie werden nun jeden Zwang beseitigen, die Circulation der Ideen möglichst befördern."

„Gott bewahre! Wir führen Cautionen ein, und Zeitungsstempel und gefährliche Preßgesetze, damit sich Niemand aufthun kann, der nicht Moneten hat. Dann wird die Presse ein Organ der Bourgeoisie."

„Item. Sie deklamiren gegen die Verschwendung der Regierungen, und werden also gewiß eine wohlfeile Regierung einrichten."

„Gott bewahre! Freiheit kostet Geld, sagt Herr Hansemann, und zwar sehr viel. Denn die constitutionelle Regierung ist gerade die allertheuerste. Natürlich, da sie die allersinnloseste ist, und folglich jedes inneren Haltes entbehrend, um so mehr äußerer Stützen bedarf."

„Item. Sie deklamiren gegen den Polizeistaat. Sie werwerden ihn gewiß abschaffen, und die Klagen über Polizeiwillkür werden verstummen."

„Gott bewahre! Ein freies Volk bedarf einer starken Polizei, sagt Herr Kühlwetter. Und reicht die Polizei nicht aus, so haben wir auch Soldaten, und den Belagerungszustand dazu, der gleichfalls eine Erfindung ist, die man dem Liberalismus verdankt."

„So geht es fort noch in einer ganzen Reihe von Items, die sich der Leser nach seiner eigenen Erfahrung weiter ausführen mag."

„Ehemals hatte man privilegirte Stände, die eine drückende Herrschaft ausübten, aber es war doch kein Lügensystem. Denn diese Stände sprachen keineswegs von Freiheit und Gleichheit, sondern sie sprachen eben von ihren Privile-

fertig, zu Ende), dann schickte er ihn mir. Die verschiedenen Formen dienen oft dazu, die Bedeutung genauer zu bestimmen, als dies in unseren Sprachen möglich ist, z. B. ten pán nese kabát dieser Herr trägt einen Rock, nämlich einmal, und dies wird gesagt, wenn er ihn auf dem Arme trägt, bringt; ten pan nosi kabat, d. h. trägt einen Rock, dauernd trägt er ihn, er ist mit ihm bekleidet; ten pan nosíniá kabát, er trägt einen Rock, nämlich er pflegt ihn oft zu tragen, er ist oft mit ihm bekleidet; also drei verschiedene Ausdrücke für unser mehrerer Beziehungen fähiges: er trägt. Zu diesem echt flerivischen und alterthümlichen Formenreichthum gesellt sich noch, oder es folgt vielmehr aus ihm, eine große Durchsichtigkeit des grammatischen Baues; aus jeder Wurzel erwächst ein weitverzweigter Stammbaum von Ableitungsformen, die klar als solche erkennbar sind und deren jede eine bestimmte Beziehung ausdrückt. Frisch ist noch das Leben im Slavischen und diese Fähigkeit, Ableitungen aller Art zu bilden (das Nomen ist nicht minder lebenskräftig) ersetzt den Mangel, welcher der Sprache daraus entspringt, daß sie in der Zusammensetzung vielmehr gehemmt ist, als namentlich Deutsch und Griechisch."

(Schluß folgt.)

XXIV.

Zeitläufte.

Den 13. Februar 1851.

Zu den spärlichen Zeichen der Zeit, über welche denkende und ehrliche Leute sich freuen können, weil sie eine Zukunft hinter sich haben, und weil sie auf die, wenn auch ferne Möglichkeit deuten, daß unser tief entwürdigtes Volk dereinst doch noch vielleicht einen Auferstehungsmorgen feiern werde, gehören die, jetzt von so vielen Seiten her laut werdenden Stimmen, welche sich gegen die heuchlerische Lüge und Tyrannei des Constitutionalismus erheben. Dergleichen Stimmen gemahnen uns wie eine menschliche vernünftige Rede in einem Irrenhause, oder wie ein Sonnenstrahl, der in das mitternächtige Dunkel eines unterirdischen Kerkers fällt. Auch ist bei Denen, die in solcher Weise gegen den Unsinn und die Thorheit der Zeit protestiren, nicht die Rede davon: die Bureaukratie mit allen ihren Mißbräuchen genau so, wie sie unmittelbar vor dem Ausbruche der Revolution bestand, wieder herzustellen. Diese neue Richtung weiß sehr genau, was sie von jener vormärzlichen, staatsomnipotenten Beamtenvielregiererei zu halten hat. Aber wenn von Beseitigung dieser Knechtschaft, wenn von wirklicher Verbesserung unserer politischen und socialen Zustände die Rede seyn soll, so muß unser politisches Leben und Denken

vom Gebiete der Lüge und des Truges weg, auf die Unterlage der Wahrheit und Wirklichkeit gestellt werden. Wir müssen wieder festen Grund und Boden von Thatsachen und wirklichen Zuständen unter den Füßen fühlen, und den luftigen Schaum der doctrinären Fiction allen Winden Preis gegeben haben; und bevor dieß geschehen, kann von dem Beginn und Anfang einer politischen Bildung unsers Volkes nicht die Rede seyn.

Eine der interessantesten Erscheinungen in der eben bezeichneten besseren Richtung ist die vor Kurzem in Berlin erschienene Broschüre: die Constitutionellen. Der Verfasser trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er von den Constitutionellen sagt: „ihr Princip ist ein Widerspruch, ihre Praxis die Lüge, ihr Ende der Bankrott.“ Was den Widerspruch betrifft, so proklamirt die constitutionelle Doctrin die Freiheit und die Vernunft.

„Aus dieser Vernunft deducirt sie einen Complex von Staatsformen und Gesetzen, mit welchen sie den bestehenden, geschichtlich gebildeten Verfassungen den Krieg erklärt. Alles soll nach den ewigen Gesetzen der Vernunft eingerichtet werden, das Bestehende hingegen gilt als etwas Willkürliches und Zufälliges. Es wird daher bei Seite geschoben, um an seiner Stelle eine Constitution nach den ewigen Gesetzen der Vernunft zu errichten. Und siehe da: nichts ist so willkürlich, nichts ist so wandelbar, als gerade diese Vernunftverfassungen, die man seit einem Menschenalter dutzendweise entstehen und vergehen sah.“

Wie soll nun dieses Staatsvernunftsystem in Activität gesetzt werden?

„Man muß an den Willen des Volkes appelliren, man muß zur Abstimmung schreiten, man muß sich nach der Majorität richten. Und siehe da: nichts ist so veränderlich, nichts ist so tyrannisch, als die Majoritäten.“

„Indem man also die Verfassung auf einen Majoritäts-

beschluß basirt, hat man damit die Volkssouverainetät proklamirt, wenn auch nicht den Worten nach, doch der Sache nach. Gut. Die Volkssouverainetät ist ein Princip, und wer dieß Princip will, mag dabei bleiben, und muß es nehmen, wie es ist. Offenbar nämlich ist die Volkssouverainetät etwas Fließendes, es gibt darin keine Stabilität. Unsere Constitutionellen hingegen verlangen gar sehr nach etwas Stabilem. Denn sie wollen ruhig erwerben, genießen und vor allen Dingen auch herrschen, was mit Volkssouverainetät sehr wenig vereinbar scheint. Wie fangen sie das nun an?"

„Darüber Folgendes."

„Will man etwas Stabiles, so muß es etwas geben außer und über dem Volkswillen stehend. Dennoch sollte das Volk selbst souverain seyn. Diese Volkssouverainetät wird daher sofort wiederum abgeläugnet, aber nicht ausdrücklich, sondern diese Läugnung versteckt sich in der fingirten Gewaltentheilung. Wir haben also eine getheilte Souverainetät, d. h. eigentlich gar keine. Dennoch theilt man sie, und die Constitutionellen meinen hiermit den Widerspruch gelöst zu haben."

„Bittere Täuschung! Man hat dem Königthume einen Theil der Souverainetät übertragen, den andern Theil für die Kammern reservirt. Aber wo steckt nun die Souverainetät? denn sie kann doch nur eine seyn. Man mag sie suchen! Und in der That, beide Theile haschen danach, jeder hofft sie zu gewinnen, jeder fürchtet sie an den anderen zu verlieren. Beide Theile bieten sich gegenseitig Schach, und die Kräfte des Landes verzehren sich, um ein System aufrecht zu erhalten, welches nichts als ein perennirender Widerspruch ist."

„Das Princip der Volkssouverainetät spielt darin den Kobold. Man erkennt sie an, und man läugnet sie, je nachdem es convenirt, um einerseits die Völker zu gewinnen, andererseits die Regierungen zu beschwichtigen. So eröffnet der edle Gagern das Frankfurter Parlament im Namen der Volks-

souverainetät. Als aber die Actien fielen, fing man an zu kapituliren, und hätte schließlich die Reichsverfassung herzlich gern im Namen der Säbelsouverainetät durchgeführt, wenn sich nur der Säbel dazu fand. Sie sprechen von dem souverainen Volke, oder von der Autorität der Regierungen, je nachdem ihre Lust zur Agitation, oder ihre Angst vor der Demokratie überwiegt. Ihre Volkssouverainetät ist wie ein Laubfrosch, der auf der Leiter auf- und absteigt, und zeigt die Witterung an."

Die Socialphilosophie der Constitutionellen ist von demselben Werthe, wie ihre Staatsphilosophie, und ihre Oekonomik entspricht ihrer Politik. — Das A und O der erstern ist die absolute Gewerbefreiheit. Das Uebrige werde sich, dieses bequeme laissez faire vorausgesetzt, von selbst machen.

„Was sich aber wirklich ganz von selbst daraus macht, ist Folgendes":

1) „Indem man solcher Weise alle Schranken und Unterschiede irgend welcher Art wegräumt, ohne irgend eine neue Organisation an die Stelle zu setzen, proklamirt man die bürgerliche Gleichheit, woraus sich ganz natürlich eine Gleichheit der Lebensansprüche entwickelt. Dagegen entsteht gerade unter diesem Freiheitssystem, welches die Kapitalmacht ihre widerstandslose Kraft entfalten läßt, eine gesteigerte Ungleichheit des Erwerbes. Die Begierden werden gereizt, während die Befriedigungsmittel schwinden; der organisirte Unfriede. Denn es hilft zu nichts, daß die Produktion im Ganzen außerordentlich gestiegen, da doch die Begierde noch mehr gestiegen ist. Und überall, wo sich der Genußtrieb in einer stärkeren Progression entwickelt, als die Befriedigungsmittel, entsteht Unglück daraus."

2) Um der Freiheit willen sind alle Schranken proscribirt. Indem aber dadurch die Kapitalmacht ein erdrückendes Uebergewicht erlangt, entsteht aus der Freiheit vielmehr die industrielle Leibeigenschaft."



So durchdringt ein und derselbe Widerspruch das Ganze. Die Folge davon ist, daß die Praxis der Constitutionellen die Lüge ist. Die ihr zum Grunde liegenden Ideen hatten einen Sinn, so lange sie bloße Angriffswaffe in den Händen der Opposition waren. Sie dienten vortrefflich zur Negation; Positives zu schaffen oder zu vertheidigen, waren sie untauglich. Darum scheitert der Versuch, den liberalen Constitutionalismus fixiren und ihn als System realisiren zu wollen an der Unmöglichkeit.

„Indem der Liberalismus, der wesentlich etwas Negatives war, das nur als Opposition bestehen kann, sich zu etwas Positivem entwickeln wollte, wurde er zum Widerspruch; und indem dieser Widerspruch in der Welt bestehen wollte, wurde er zur perennirenden Lüge."

„Alle Mittel, alle Ideen und alle Institutionen des Liberalismus waren auf Agitation berechnet, auf Angriff und Vertheidigung gegen die bestehenden Gewalten, und in der Agitation war er Meister. Durch agitiren hat er gesiegt, und nach dem Siege wollte er nun regieren. Aber das hatte er nicht gelernt. Und doch war gerade durch die Agitation selbst das Regieren um vieles schwieriger geworden. Man hatte den Massen mit allen Kräften das Gefühl der Souverainetät eingeflößt, die Geister erregt, aufgehetzt und verwirrt, hinterher wollte man sie leiten."

Da dieß unmöglich war, schlug in der ersten Revolution der Constitutionalismus sofort in den Schrecken um. Hinterher, nachdem sich die Leidenschaften abgekühlt hatten, wurde er corrigirt und zu einem, nicht minder lügenhaften Bourgoisiesystem umgebildet.

„Sie sprachen also von Freiheit und Gleichheit, von Menschenrechten und Volksrechten. Sie konnten nicht Worte genug finden, um dem Staatsbürger das Gefühl seiner Würde einzuflößen, dem Volke das Gefühl seiner Macht. Es war das edle Volk, ein Engel an Tugenden, aber geknechtet

von einer Regierung, [illegible] wie der Teufel. [illegible] wenn man Volk [illegible] mit [illegible] [illegible]."

„Das Volk [illegible] sich, die Regierung [illegible]. Nun, was werden die Constitutionellen thun? Gewiß sie werden dieses [illegible] Volk [illegible] zum Throne [illegible], um sich bescheidentlich als seine Diener benehmen."

„Gott bewahre! Jetzt [illegible] wir Minister geworden, und jetzt ist es unsere Aufgabe, dieses [illegible] Volk wieder [illegible]. Dieses [illegible] Volk ist der Pöbel; den wollen wir uns schon vom Leibe halten; dazu ist der Census gut, und je höher, desto besser. Schließt man neun Zehntheil des Volkes von der Wahl aus, dann wird es schon eine anständigere Gesellschaft geben, die nicht mehr nach schwarzer Seife und Pechdraht riecht. Denn wir Constitutionelle sind gebildete Leute, tragen Glaceehandschuhe, und sind gerade die Rechten, um zu regieren; was aber ein unvortheilhaftes Geschäft wäre, wollten zu Viele dabei concurriren."

„Item. Die Constitutionellen deklamiren gegen den Unterschied der Stände. Er ist mittelalterlich, und es gibt nur ein Staatsbürgerrecht. Nun, sie werden gewiß alle Unterschiede auslöschen."

„Gott bewahre! Wir deklamiren nur gegen den Adel, und allenfalls gegen den Clerus. Denn wir wollen nur Niemand über uns sehen, desto mehr aber unter uns. Wir ziehen daher eine Linie. Was darüber steht, muß herunter steigen, um in der Bourgeoisie zu verschwimmen; was darunter steht, ist nicht mehr Bürger: es sind die arbeitenden Klassen, die misera contribuens plebs. Wir bilden den absoluten Stand. — Oder wir ziehen wohl auch mehrere Linien, und es heißt: darnach Du schwer bist, giltst Du. Wenn nun z. B. ein Tischler ein Dutzend Gesellen beschäftigt, und so und so viel Steuern zahlt, dann gehört er zur zweiten Menschenklasse, wenn er aber nur mit einem Gesellen arbeitet, dann gehört er zur dritten Klasse. Sonst hat man wohl gemeint, es seien beide

ehrliche Handwerksleute; das war aber mittelalterlich, man muß es verbessern. Und was bedeutet diese Verbesserung? Es ist eine Verschlechterung des ehemaligen Ständeprincips, im Interesse der Bourgeoisie bewirkt."

„Item. Sie sprechen von der Preßfreiheit, von dem unveräußerlichen Rechte des Menschen, seine Meinungen zu veröffentlichen. Sie werden nun jeden Zwang beseitigen, die Circulation der Ideen möglichst befördern."

„Gott bewahre! Wir führen Cautionen ein, und Zeitungsstempel und gefährliche Preßgesetze, damit sich Niemand aufthun kann, der nicht Moneten hat. Dann wird die Presse ein Organ der Bourgeoisie."

„Item. Sie deklamiren gegen die Verschwendung der Regierungen, und werden also gewiß eine wohlfeile Regierung einrichten."

„Gott bewahre! Freiheit kostet Geld, sagt Herr Hansemann, und zwar sehr viel. Denn die constitutionelle Regierung ist gerade die allertheuerste. Natürlich, da sie die allersinnloseste ist, und folglich jedes inneren Haltes entbehrend, um so mehr äußerer Stützen bedarf."

„Item. Sie deklamiren gegen den Polizeistaat. Sie werwerden ihn gewiß abschaffen, und die Klagen über Polizeiwillkür werden verstummen."

„Gott bewahre! Ein freies Volk bedarf einer starken Polizei, sagt Herr Kühlwetter. Und reicht die Polizei nicht aus, so haben wir auch Soldaten, und den Belagerungszustand dazu, der gleichfalls eine Erfindung ist, die man dem Liberalismus verdankt."

„So geht es fort noch in einer ganzen Reihe von Items, die sich der Leser nach seiner eigenen Erfahrung weiter ausführen mag."

„Ehemals hatte man privilegirte Stände, die eine drückende Herrschaft ausübten, aber es war doch kein Lügensystem. Denn diese Stände sprachen keineswegs von Freiheit und Gleichheit, sondern sie sprachen eben von ihren Privile-

gien. Und wurden die Massen in Dienstbarkeit erhalten, so bewies man wenigstens die Klugheit, auch keine Ansprüche in ihnen zu erregen, die über ihre Lage hinausgingen. Man hat dem Leibeigenen nicht eingeredet, er sei ein Staatsbürger, und ein Partikelchen von der souverainen Nation, sondern man hat ihm gesagt, daß er zum Dienen geboren, und die Kirche verhieß ihm die ewige Seligkeit dafür. Ein Drucksystem, aber doch Logik darin; und darum konnten die Feudalverfassungen lange Zeit in Kraft bestehen. Jetzt wird von Freiheit und Gleichheit gesprochen, und in der Wirklichkeit soll man sie suchen. Denn man mag an den Constitutionen flicken, so viel als man will, den Census erhöhen oder erniedrigen, das Geheimniß dieser Staatsform ist die Bourgeoisie-Herrschaft, also keineswegs die allgemeine Freiheit, sondern ein thatsächliches Privilegium."

„Alle das staatsbürgerliche Gerede wird zu Schanden, angesichts eines heranwachsenden Proletariats. Oder was ist's denn mit der Freiheit, wenn Einer gezwungen ist, tagtäglich seine Haut zu Markte zu tragen und um jeden Preis loszuschlagen, weil's der Tyrann so befiehlt, der schlimmste von allen, der Hunger? Was ist's mit der Freiheit, wenn Einer tagtäglich in Gefahr steht, von seinem Brodherrn entlassen und in's Elend geschickt zu werden? Was ist's mit der Freiheit, wo zwei Drittheil der Nation sich in dieser Lage befinden? Macht diese Staatsbürger zu Leibeigenen, und Euer System ist gerettet! So gewiß Ihr aber das nicht könnt, so gewiß ist es unhaltbar."

„Weil nun diese Bourgeoisie-Herrschaft ein Geheimniß bleiben soll, während sie doch offen zu Tage liegt, so muß sie sich wohl in eitel Lügen bewegen. Es sind Nothlügen."

Das ist aber noch nicht Alles. Die ehemaligen Stände waren organisirte Körperschaften; die moderne Bourgeoisie ist ein incohärentes Wesen. Da es dennoch herrschen will, tritt die Nothwendigkeit einer künstlichen oder erkünstlichten Organisation ein.

„Es entsteht daraus ein Parteiwesen von der untergeordnetesten, widerwärtigsten Art. Man darf es kaum Parteien nennen, da sie auf keinem reellen, bleibenden Interesse beruhen; es sind eigentlich nur Cliquen. Und was diese zusammenhält, sind Meinungen, Persönlichkeiten, Stellenjägerei u. s. w. In solchen Cliquen werden die Kammerbeschlüsse vorbereitet; dann tritt man auf die Tribüne mit hohen Worten von Volksrechten oder von Autorität, und in beiden Fällen ist es Wind. Die Kammer wird zur Schaubühne, die jeden, der in das Spiel verflochten ist, mag er wollen oder nicht, zum Komödianten macht. Das Geschäft bringt das so mit sich."

Darum ist aber auch das Kammerwesen Schein, und wo es etwas Wirkliches seyn will, Lüge. Und weil die Lüge nur zum Verderben führen kann, ist das nothwendige Ende des Constitutionalismus Bankerott nach allen Seiten hin; Bankerott der Partei, des Systems und des Staates, der an dieses System gebunden ist.

Aber allmählig mußten die Waffen der Constitutionellen stumpf werden. Haben diese doch seit der ersten französischen Revolution nichts gelernt und nichts erfunden, außer eben, daß sie die Praxis der Phrase in eine Art von System gebracht, in welchem die Adreßdebatte den Glanzpunkt bildet. Viel Lärm um nichts. Man hat das Stück so oft gehört, man hat es satt. Die Herren sind langweilig geworden.

„Desgleichen haben sich ihre Regierungskünste abgenützt, und zwar wie leicht erklärlich, sehr schnell. Denn ihre Ideen waren ja ursprünglich nur auf Angriff und Vertheidigung gegen die Staatsgewalt berechnet; was sollten sie nun machen, nachdem sie selbst an's Ruder gekommen? Es blieb nichts übrig, als ein Plänkelsystem zwischen Kammer und Ministerium zu organisiren. Will man doch durchaus eine Rolle spielen, obwohl man ein bloßer rhetorischer Klopffechter ist, und als solcher kann man nur unter solchem Systeme fortkommen. Man trommelt also Factionen zusammen, und das Spiel beginnt. So lange man in der Minorität ist, hat man die

Aufgabe sich gegen die Opposition zu vertheidigen; anstatt um Landesfragen handelt sich's um Kammerfragen. Ein Ministerium verdrängt das andere, ohne daß das Land eine Wirkung davon verspürte, als daß es die sehr erheblichen Kosten der Veränderung zu tragen hat. Denn weder die Einen noch die Anderen werden für die reellen Interessen des Landes etwas leisten. Sie haben das nicht gelernt, auch keinen Sinn dafür, und am wenigsten den ernsten Willen dazu. In Kammerintriguen abgenutzt, sind sie zum Schaffen impotent."

„Das Volk kommt am Ende dahinter. Man hat ihm ja so oft die herrlichsten Sachen versprochen, wenn es auf einen Petitionssturm oder auf eine kleine Emeute ankam, und wollte das Volk hinterher bezahlt seyn, so war man nicht zu Hause. Nun ist das Volk auch nicht mehr zu Hause, wenn die Herren an seine Thür klopfen."

„In Summa: die Constitutionellen haben ihre Mittel erschöpft, ihre Kräfte abgenutzt, und schließlich den Credit verloren. Was soll man denn von ihnen sagen, als daß sie gänzlich ruinirte Leute sind?"

„Wie steht es jetzt mit eurem System? Es sollte die Völker beglücken, woraus bekanntlich nichts geworden. Am meisten sollte es einen gesicherten Rechtszustand begründen, der nur verfassungsmäßig verändert werden dürfte, daher auch die Garantien ein Hauptstichwort waren. Und siehe da: diese garantirten Verfassungen fallen dutzendweis zusammen. Sie sollten den Volkswillen zur Geltung bringen, indem sie die Entscheidung an die Majorität banden. Und siehe da: wenn die Majorität nicht ausfällt, wie sie soll, so macht man sich eine, indem man an der Verfassung herumoctroyirt, bis das gewünschte Resultat herauskommt."

„Man könnte vielleicht meinen, das sei ein Unglück, welches über die Constitutionellen hereingebrochen, woran sie selbst unschuldig wären. Allein die Thatsachen zeugen gegen sie. Denn in Frankreich wie in Deutschland sind seit Jahr und

Tag die flagrantesten Verfassungsbrüche vorgefallen unter dem lauten Beifall der Constitutionellen. Sie selbst haben also in der Praxis ihr eigenes System desavouirt, und ich meine wohl, ein solches System muß bankrott seyn."

„Was aber am schlimmsten, dieses System macht auch das Land bankrott."

„Aus dem Widerspruch hervorgegangen, und in der Praxis sich zur continuirlichen Lüge entwickelnd, verdirbt es den Geist der Nation. Die Intrigue, die Corruption wird allgemein; das Vertrauen schwindet, wo es so oft getäuscht ist; die öffentlichen Institutionen verlieren die ihnen nothwendige Autorität, denn sie sind ein Spiel der Willkür geworden; die Gesetze sind mißachtet, denn man hat dem Volke eingeredet, sie seien nichts als der Willensausdruck einer herrschenden Majorität. Nun wohlan! so kommt es nur darauf an, für irgend eine Meinung die Menge zu gewinnen, und jede Meinung ist gleich gut. Sie wird also auch zur Herrschaft kommen, wenn wir nur gehörig dafür agitiren. Agitiren wir also! Die Constitutionellen selbst haben diese Praxis gelehrt, sie selbst haben die Opposition für etwas Heiliges erklärt. Machen wir also unter allen Umständen Opposition!"

„Was soll am Ende daraus folgen?"

„Die Begierden sind gereizt, die Köpfe verwirrt. Man steht einer erregten Masse gegenüber, die zu desparaten Beschlüssen bereit ist, denn man hat ihr selbst den Glauben an die Heiligkeit der Institutionen genommen. Befriedigungsmittel hat man nicht, im Gegentheil, Schulden und ein erdrückendes Budget. Man hat einen politischen Formalismus in das Volk hineingeworfen, der ein zweischneidiges Schwert ist, aber man hat keine socialen Institutionen. Man hat die Massen zur Activität berufen, aber man hat ihnen keinen Halt gegeben; man hat ihre Leidenschaften herauf beschworen, und hinterher kann man sie nicht bändigen."

„Wie der Zauberlehrling bei dem Dichter, so sprechen jetzt die Constitutionellen:

Höre mich mein Herr und Meister!
Ach, die Noth ist groß.
Die ich rief, die Geister,
Werd' ich nun nicht los."

„Aber der Meister läßt auf sich warten. Das Gericht ist noch nicht vollendet. So schreitet die Agitation fort. Die politischen Institutionen hat man verfälscht, indem man sie für ein Majoritätsprodukt erklärte; jetzt kommen die socialen Institutionen an die Reihe, und die Majorität wird darüber abstimmen. Diese Majorität bilden die Proletarier, welche schwerlich für das Eigenthum votiren."

„Wer in aller Welt wird sich noch einreden lassen, daß eine Kammer, in welcher Beamte, Advokaten und Professoren die Majorität bilden; eine Kammer, in welcher die allerwichtigsten Berufs- und Nahrungsstände des Volkes gar nicht vertreten sind, — daß so eine Kammer der Ausdruck des Nationalgeistes sei? Ist sie es aber nicht, und will es dennoch seyn, so entsteht daraus ein Schein, und einmal in den Schein hineingerathen, wird man unvermeidlich immer mehr zur Schauspielerei getrieben. Von Anfang an auf Täuschung beruhend, wird die Sache schließlich Komödie."

Der Verfasser spricht nach dieser klassischen Schilderung eines auf einer plumpen Täuschung beruhenden, abgenutzten Systems ein wahres Wort aus, von dem wir wünschen möchten, daß es allenthalben, wo Volksvertreter in Kammern oder Parlamenten tagen, mit colossalen, goldenen Buchstaben angeschrieben stände:

„Durch ganz Europa zieht sich dieses trügerische Wesen. Man spricht von Volksrechten, während es sich in der Wirklichkeit um eine Transposition der Staatsgewalt handelt. Früherhin auf dem Throne residirend, soll sie in Zukunft in der Kammer residiren. Was hilft das dem Volke? Es wechselt den Herrn und zahlt die Unkosten der Veränderung. Denn es kommt nicht darauf an, wo die Staatsgewalt ruht, sondern wie sie wirkt und organisirt ist. Laßt sie an ihrem Platze!"

Aber wie in aller Welt ist es denn gekommen, daß mit so abgeschmackten Kniffen so unermeßliche, weltverheerende Resultate haben errungen werden können? Die Auskunft, welche das vorliegende Büchlein darauf gibt, lautet wie folgt:

„Die Völker leiden, und weil sie leiden, folgen sie denjenigen, die ihnen bessere Aussichten verheißen. Hinterher folgt die Täuschung. Dennoch gelingt das Manöver, und daß es gelingt, ist aus der Unfähigkeit der Regierungen zu erklären, welche den Anforderungen der Zeit nicht gewachsen sind, seitdem ihre Regierungskunst zum geistlosesten Handwerke geworden, und ihre Staatsweisheit zur Geheimenrathsweisheit, ungenießbar für das Publikum, erfolglos in der Praxis. Denn niemals wären die Constitutionellen aufgekommen, wenn man ihnen eine sociale Idee entgegenhielt. Aber man hatte keine Ideen, sondern nur Grillen und abgenutzte Beamtenroutine dazu. Was Wunder, wenn einer bankrotten Regierung gegenüber selbst das bankrotte System der Constitutionellen noch siegreich war."

Aber der Mangel an socialen Ideen erklärt, wenn auch Vieles, doch nicht Alles. Ist das Erlöschen der socialen Ideen und die damit eng zusammenhängende Unfähigkeit zu regieren und regiert zu werden, etwas Anderes als die einfache und nothwendige Wirkung des Erlöschens der religiösen Ideen? In einem stupiden Indifferentismus sind diese zu Grunde gegangen, der jedes Aufschwungs zur Quelle alles Lebens eben so unfähig ist, wie jeder verständigen Lösung praktischer Lebensfragen. Und wäre es auch nur möglich gewesen, daß dieser geist- und gefühllose Indifferentismus jemals hätte in dem Maße als es geschehen zur Herrschaft kommen können, wenn ihm nicht der Kampf und Gegensatz der kirchlichen Bekenntnisse die Wege geebnet hätte, der zu dem Siege des politischen Constitutionalismus in weit engerer und näherer Beziehung steht, als man gewöhnlich glaubt. Der Illuminatismus, der Territorialismus in protestantischen, wie in katholischen Ländern wollte und konnte eine Vertretung der Inte-

tessen, Berufsarten und Rechte nicht zugeben, weil dann auch das Recht und Interesse der katholischen Kirche, auf deren Untergang es abgesehen war, seinen Ausdruck hätte finden müßen.

Die ungläubige Staatsomnipotenz griff mit Hast und Vorliebe nach dem Scheine des Repräsentativsystems, weil sie hoffen und darauf rechnen durfte, daß der politische Rationalismus, wenn er als Religion der Majoritäten allein zu Worte käme, ihr im Kampfe gegen die verhaßte Kirche ein guter Bundesgenosse seyn werde. Umgekehrt haben aber auch viele Katholiken, zumal in Preußen, im Constitutionalismus die einzige Hülfe und Rettung gegen den katholikenfeindlichen Fanatismus einer freimaurerischen Bureaukratenklique gesucht, und im Drange des Kampfes auf Leben und Tod suchen müßen. Von aller irdischen Hülfe verlassen, haben sie dort den nächsten und einzigen Bundesgenossen gegen einen Feind zu finden gehofft, an dessen dereinst noch mögliche Sinnesänderung zu glauben allerdings baare Thorheit gewesen wäre. Dadurch sind dem Constitutionalismus von zwei ganz verschiedenen Seiten her die Thore weit geöffnet worden.

Will der Verfasser der „Constitutionellen“ Beweise für die Behauptung, daß der Katholikenhaß zu einer durchweg schiefen und abgeschmackten Auffassung der Thatsachen und Lebensverhältnisse, und in Folge dieser Auffassung zu einer bis zum Wahnwitze verkehrten Behandlung thatsächlicher Zustände führt, so können wir ihm einige Stellen seiner eigenen, sonst so klar gedachten und meisterhaft abgefaßten Schrift citiren. In Bayern meint er, hatten die Constitutionellen schon seit lange ihren Kummer mit ihrem Adel, den sie nicht überwältigen konnten.

„Kommt die Lola, und der Adel stürzt. Sie war also mächtiger als die Constitutionellen. Aber Loyola war doch noch mächtiger; auch ein Spanier, aber ein Mann, während die Lola nur ein Weib war. Als nämlich die Loyoliten sich verdrängt sahen, appellirten sie an die Masse, und die Masse vertrieb die Lola mit sammt dem Lola-Ministerium.“

Ist der Verfasser treuherzig genug gewesen den absichtsvollen Roman der allgemeinen Zeitung von den Loyoliten und deren Appellation an die Massen gläubig auf- und anzunehmen, so wollen wir ihm unser herzliches und aufrichtiges Beileid nicht vorenthalten. Gewöhnliche Blindheit sieht die Dinge nicht, die da sind; die durch Haß erzeugte, von schlauen Betrügern benutzte Störung des Gesichtssinnes sieht aber außerdem viele Dinge, die nicht sind. Daß eine, allen Wüstlingen in Europa als Pariser Freudenmädchen wohlbekannte Irländerin den Kirchenfeinden nicht zu schlecht war, um sich von ihr zum Sturme gegen Glauben, Sitte, Ehre und Zucht führen zu lassen, war ein übles, sehr übles Zeichen. Noch bedenklicher ist es, wenn heute noch dieselbe Partei, uneingedenk der Schmach, mit welcher die damalige Haltung ihres Moniteurs in Augsburg sie überfluthet hat, dem unangenehmen Vorgange die Wendung zu geben sucht, der wir, wie oben erwähnt, in den „Constitutionellen“ begegnen. Möge der geistvolle Verfasser dieser Broschüre mit der Wahrheit durchdringen, daß es unmöglich ist, auf dem Gebiete der Politik Gott, und auf dem Felde der Kirche dem Geiste der Lüge zu dienen. Je üblicher und beliebter diese Methode in gewissen höhern Kreisen der Gesellschaft ist, desto energischer müßen alle bessern Köpfe und tiefern Gemüther davor gewarnt werden. Es ist ein frucht- und geistloses Stück Arbeit: das Gewebe, welches die rechte Hand mit emsigem Fleiße schuf, allnächtlich mit der Linken wieder aufzutrennen.

Nachdem die Frage einmal aufgeworfen ist: ob mit dem Repräsentativsysteme noch länger zu regieren möglich, und ob nicht endlich der Augenblick gekommen sei, wo sich das Heraustreten aus den Täuschungen einer Doctrin, die sich in der Wissenschaft schon überlebte, nicht länger verschieben läßt, wird es schwer halten, eine gründliche Discussion über den Werth des liberalen Constitutionalismus länger von dem deutschen Publikum fern zu halten. Zwar läßt sich von dem Sekretirsysteme, in welchem die Deutschen bekanntlich Unglaubliches

geleistet, auch dießmal erwarten, daß es seinen zähen, kautschuckartigen Widerstand noch nicht so bald aufgeben werde. Aber eine gewisse Unsicherheit und Verlegenheit beginnt doch auch schon in der Sphäre sichtbar zu werden, in welcher die, auf immer höher gesteigerte Verdummung der Gebildeten gerichtete Conspiration ihren Hauptsitz hat. In dieser Beziehung hat uns ein (angeblicher) Correspondenzartikel der Cotta'schen allgemeinen Zeitung nicht wenig Trost und Erheiterung gewährt. Der (vermeintliche) Correspondent erinnert sich des in mehreren Zeitungen übergegangenen Gerüchtes: man gehe in Dresden ernstlich damit um, an die Stelle des „constitutionellen Repräsentativsystems das ständische", statt der „allgemeinen Wahlen" solche nach Berufsarten einzuführen. Dann fährt er fort:

„Es bezeichnet recht die grübelnde und unpraktische Griesgramerei des Deutschen, daß es unter uns Leute genug gibt die alles Ernstes sich von dieser Aenderung eine gründliche Verbesserung unserer Zustände versprechen. Zum Glück sind die Regierungen nicht so beschränkt unerfreuliche Erfahrungen die sie auf dem Gebiet des constitutionellen Lebens gemacht, dem Repräsentativsystem als solchem in die Schuhe zu schieben, und sicherlich werden sie sich wohl hüten zu halsbrecherischen Experimenten zu schreiten, die nicht die geringste Bürgschaft ihres Gelingens enthalten." (Höchst interessant und wohlzubemerken! die allgemeine Zeitung wird plötzlich stabil und erklärt sich gegen den Fortschritt; leider aber erst als es gilt ein halsbrecherisches Experiment aufzugeben; schade, daß das würdige Organ der gemäßigten Revolution im März des Jahres 1848 kein Wort der Warnung hatte, als es darauf ankam den Todessprung in den demokratischen Wahlmodus zu wagen!) „Man sagt, der constitutionelle Wahlmodus sei ein Glücksspiel; wohl wahr, aber welcher Vernünftige wird behaupten wollen, daß eine Vertretung nach Ständen und Berufsarten dem Uebel steuern und den wirklichen Volkswillen zum Ausdruck bringen würde? Jede Wahl, auch die nach Berufsarten, hat ihre Unvollkommenheiten, von denen überhaupt keine menschliche, und

darum auch keine staatliche Institution ausgenommen ist; ja, es muß sogar eingeräumt werden, daß das Wahlrecht als solches mindestens zum dritten Theil Unverstand enthält"; (man sieht, die allgemeine Zeitung fängt bereits an mit sich handeln zu lassen; hoffentlich ist dieß nicht ihr letztes Gebot.) „Darum aber überhaupt das Wählen abschaffen, oder auch nur die Censuswahlen durch Berufswahlen ersetzen zu wollen, hieße ebenso viel als sich aller Nahrungsmittel enthalten, weil darunter giftige seyn können." (Nicht doch! es kömmt umgekehrt darauf an: sich der giftigen Nahrungsmittel zu enthalten, und nur von gesunden Substanzen zu nähren, das „Glücksspiel" aufzugeben, dem von käuflichen Journalisten unterhaltenen ekelhaften Geträtsch der Parteien Schweigen zu gebieten und die im Volke liegenden Rechte, Interessen und Bedürfnisse zu Worte kommen zu lassen!) „Die große Bedeutung des constitutionellen Systems liegt nicht in den Abstimmungen und in den mehr oder weniger zufälligen Majoritäten, vielmehr hauptsächlich in der für die Regierung daraus erwachsenen Nöthigung die Bedürfnisse und den Willen des Volkes gründlich kennen zu lernen und darnach zu verfahren." (Dieß ist so ziemlich der höchste Gipfel einer unehrlichen und doch unglaublich plumpen Sophistik. Die Abstimmungen und Majoritäten sind also zufällig, dieß wird eingestanden. Aber darauf soll es nicht ankommen. Die Hauptsache ist (nach der Lehre der allgemeinen Zeitung) die: daß für die Regierungen durch das Repräsentativsystem eine Nöthigung erwachsen soll, die Bedürfnisse und den Willen des Volkes gründlich kennen zu lernen und darnach zu verfahren. Aber die Bedürfnisse, deren es viele gibt, und die ihrer Natur nach nur immer particularistisch seyn können, sollen nie und nirgends aus dem Kopfzahlbrei emportauchen dürfen, und den „Willen" offenbart (so lautet die Fiction) das „Volk" durch die Majorität. Die Majorität aber beruht, wie die allgemeine Zeitung eingesteht, auf dem Zufall. Diese unübertreffliche Logik verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.) „Ein Ministerium, das sich nur die Wohlfahrt

des Landes zur Richtschnur nimmt, braucht um keine Kammermajorität besorgt zu seyn, und zwar bei dem ungegliederten constitutionellen Wahlmodus ohne Vergleich weniger, als wenn das beschränkte und egoistische Sonderinteresse des Standes und Berufes den Ausschlag gibt."

Zuletzt wird eine allerdings abgeschmackte Aeußerung der Kreuzzeitung citirt und aus dieser die Folgerung gezogen: der gesunde Menschenverstand einer Volkskammer würde sich nie „zu dem ständischen Unsinn" verleiten lassen, in den die Kreuzzeitung durch ihr Paradoxon verfallen sei. Es ist erfreulich, die Dialectik des sonst so schlauen Organs, welches alles Unheil der deutschen Revolution zur weitaus größten Hälfte zu verantworten hat, bis zu solcher Misère herabkommen zu sehen; betrübend aber, daß sich ein Theil des deutschen Publikums heute immer noch diese Waare bieten läßt, ohne mit einem unisonen Schrei der Verachtung zu antworten.

Uebrigens ist es ein sehr großer Fortschritt, daß die Discussion über den Constitutionalismus in Deutschland von dem rein theoretischen Gebiete, auf dem sich die bisher citirten Aeußerungen bewegen, in jüngster Zeit bereits auf das Feld des praktischen Lebens verpflanzt worden ist. Es ist dieß ein großer Schritt näher zum Ziele, nicht bloß deßhalb, weil dadurch die Frage anschaulicher und lebendiger geworden ist, sondern auch, weil bei uns Deutschen (gleichzeitig dem skeptischsten und dem abergläubischsten Volke unter der Sonne) immer ein gewisser Grad von Muth dazu gehört, den, trotz des hellen Tageslichtes unserer Aufklärung und Wissenschaft umgehenden, die öffentliche Meinung tyrannisirenden, in weite Phrasen gehüllten Gespenstern mit der Fackel der Kritik in die Augen zu leuchten. Diesen anerkennenswerthen Muth hat der „österreichische Lloyd" gehabt, ein Blatt, dessen oberste Grundsätze wir nicht theilen und dessen sonstige Anschauungen, zumal in kirchlichen Dingen, wie sich der geneigte Leser vielleicht noch erinnern wird, mit nichten die unsrigen sind. Aber in seiner Polemik gegen seine österreichischen Zeitgenossen (seien

dieß „eigentliche“ Constitutionelle oder verkappte Radikale und Mitunterzeichner der Mazzinischen Anleihe) können wir ihm nur beipflichten. Er ist ihnen insbesondere theoretisch an gesundem Menschenverstande und praktisch an dialectischer Gewandtheit bei weitem überlegen.

Der Lloyd eröffnete seine Laufgräben gegen den „ehrlichen“ oder „eigentlichen“ Constitutionalismus, der auch in Oesterreich sein Publikum hat, in der Abendbeilage zu seiner Nummer vom 10. Januar 1851, nachdem der Redacteur dieses Blattes schon früher in einer besondern Broschüre erhebliche Zweifel gegen die praktische Anwendbarkeit der Verfassung vom 4. März 1849, wie sie dem Buchstaben nach vorliegt, geäußert, und die Octroyirung einer neuen Pairie in Vorschlag gebracht hatte. Jener Leitartikel geht von der Ueberzeugung aus, daß die „constituirende Versammlung“ zu Dresden nicht allein für Gesammt-Deutschland eine Verfassung entwerfen, sondern auch die Grundprincipien vorzeichnen werde, welche der Verfassung jedes deutschen Einzelstaates zur Basis dienen müssen. Dann folgt eine Erklärung, die, wenn sie nicht in die Tiefe geht, so doch unläugbar eine große Wahrheit enthält.

„Nach unserer Meinung gibt es gar keine Verfassung, die in Europa seit dem 24. Februar 1848 verliehen wurde, welche die geringste Aussicht auf Bestand hätte. Der Grund liegt darin, daß sie unter dem Einfluß des revolutionären Zwanges erlassen wurden. Man verlieh Constitutionen, um die öffentliche Meinung zu beschwichtigen. Nun, sie haben dieselbe beschwichtigt. Einem augenblicklichen Bedürfniß geschah Genüge, und nur diesem. Der Augenblick ist vorüber und was besitzen wir jetzt? Weder constitutionelle Freiheit, noch die Aussicht auf dieselbe, falls man uns nicht Verfassungen verleiht, welche dem Bedürfnisse, wenn nicht von Jahrhunderten — unsere Generation wird gar nichts für die Jahrhunderte bauen — doch von Jahrzehnten entsprechen wird.“

Nur meinen wir, von unserm Standpunkte aus: was

man schon von vornherein nur auf Jahrzehnte baute, wird schwerlich auch nur Monate lang stehen. Es wäre eben wieder nur Schein und Täuschung. — Ueberhaupt ist die Frage über den Werth neugegründeter Institutionen keineswegs bloße Zeitfrage. Wie lange politische Einrichtungen, selbst die besten, wahrhaft oder scheinbar dauern werden und dauern können, weiß Gott allein. Die eigentlich entscheidende Frage lautet in Beziehung auf jedwede Institution einfach: ob doctrinär? ob praktisch? Und was wahrhaft praktisch ist, könnte, selbst wenn es heute entstünde, möglicherweise auch länger dauern, als Jahrzehnte, während freilich die moderne politische Doctrin nur schnellverrinnende Schaumwellen spritzen kann.

In Beziehung auf die österreichische Verfassung vom 4. März sagt derselbe Artikel:

„Als wir uns vor einiger Zeit in diesen Blättern wie in einer kleinen Broschüre für die Begründung einer erblichen Pairie in Oesterreich aussprachen, nicht etwa weil wir dieselbe als etwas absolut Gutes, nur weil wir sie als etwas absolut Nothwendiges für Oesterreich betrachten, da wurde uns selbst von solchen Männern, welche mit unserer Ansicht ganz einverstanden sind, mit besorgter Miene die Frage vorgelegt, ob wir wirklich dazu rathen könnten, die Verfassung vom 4. März ohne Zuziehung des Reichstages umzuändern. Unsere Antwort war, wenn die Regierung glaubt, die Landtage von Ungarn und Lombardo-Venetien wie die übrigen Landtage, und dann den österreichischen Reichstag binnen heute und zwei Jahren einberufen zu können: Nein, wenn nicht: Ja. Wäre die Constitution vom 4. März in allen ihren Theilen möglich *), so sollte sie uns in allen ihren Theilen sehr

*) Möglich kann hier nur so viel heißen als praktisch realisirbar in, mit und neben dem monarchischen Princip. Abgesehen von diesem, und wenn eine Partei den jähen Sturz in den Abgrund der revolutionären Republik und der Anarchie nicht scheut, ist allerdings auch der Constitutionalismus in Oesterreich „möglich."

Die Red. d. hist.-polit. Blätter.

lieb und angenehm seyn. Ist sie in einigen ihrer Theile unmöglich, so unmöglich, daß man nicht wagen darf, sie in's Leben einzuführen, so ist es uns lieber, wenn sie heute geändert wird, als wenn es über fünf oder zehn Jahre geschieht. Wir gehören aufrichtig zur constitutionellen Partei, schon deßwegen, weil wir glauben, daß Oesterreich ohne Constitution *) nicht regiert werden kann. Das glauben wir eben so aufrichtig, wie daß Oesterreich mit der unveränderten Constitution vom 4. März auch nicht regiert werden kann."

„Man wird uns vielleicht den Einwand machen, daß, wenn alle seit 1848 erlassenen Constitutionen unter dem Einflusse revolutionären Drängens verliehen wurden, die österreichische vom 4. März eine Ausnahme von dieser Regel bildet. Man wird uns erzählen, wie das Ministerium Schwarzenberg, gestützt auf eine bedeutende und tapfere Armee, sich bereits von der Revolution emancipirt hatte, und daß die muthigen und einsichtsvollen Staatsmänner, welche dasselbe bildeten, sich gewiß von keiner Furcht zu schädlichen und unpolitischen Concessionen haben bewegen lassen. Nur bis zu einem gewissen Grade halten wir diese Angabe für begründet. Das Ministerium Schwarzenberg hatte sich in bedeutenderem Grade von der Revolution unabhängig gemacht, wie irgend ein anderes Ministerium, das zu gleicher Zeit in Mitteleuropa bestand. Darum ist auch ein weit größerer Theil der Constitution vom 4. März unangreifbar, als in anderen gleichzeitig erlassenen Verfassungen. Aber die Furcht, welche keinem Manne und Staatsmanne Unehre macht, die Furcht vor der Gefahr, welche den Staat bedrohen konnte, mußte ihren Ein-

*) Versteht der Verfasser unter Constitution etwas Anderes, als was der allgemeine europäische Sprachgebrauch mit diesem Worte bezeichnet, so ist gegen seine Aufstellung vielleicht nichts einzuwenden. Man sollte aber doch endlich in Deutschland anfangen, sich des willkürlichen und unaufrichtigen Spiels mit mehrdeutigen Worten zu enthalten. Es ruht kein Segen darauf.

Druck auf die Leiter unserer Regierung ausüben, im Frühjahre 1849, zur Zeit, als ein auswärtiger Feind uns bedrohte, als die eine Hälfte der Monarchie in Waffen gegen uns stand, als eine tiefe Aufregung in den treu gebliebenen Provinzen in Folge der Auflösung des Reichstages vorausgesehen werden mußte."

„Als die Männer der czechischen Rechten im Beginn des Jahres 1849 zur Linken zu desertiren begannen und sich für das Princip der Volkssouverainetät begeisterten, da entstand nothgedrungen bei den Ministern der erste Gedanke an die Octroyirung einer Verfassung. Wäre es möglich gewesen, gewiß jeder Minister hätte gern das Portfeuille niedergelegt, das zu jener Zeit Niemanden eine willkommene Bürde seyn konnte, um Männern aus der Reichstagsmajorität Platz zu machen. Aber es war nicht möglich, den Herren Rieger, Schuselka, Pinkas, Strobach, Borrosch, Goldmark und Füster zu weichen. Der Staat konnte nicht den Doctrinen des constitutionellen Systems zum Opfer gebracht werden. Was aber damals nicht möglich war, ist auch heute nicht möglich. Die Minister können und dürfen eben so wenig jetzt, wie im Beginne des Jahres 1849 jeder oppositionellen Reichstagsmajorität gegenüber ihre Aemter niederlegen. Sie können nicht einer Mehrheit in den Kammern weichen, welche das einheitliche Oesterreich nicht will, welche die Volkssouverainetät proclamiren möchte u. s. w. Hierin liegt der Unterschied zwischen Oesterreich und England. In dem letzteren Lande kann, und weil es dieses kann, würde das Ministerium auch jeder Opposition, die eine parlamentarische Mehrheit für sich hat, weichen. Wir aber, die den französischen Constitutionalismus nicht adoptiren dürfen und wollen, sind noch nicht einmal im Stande, das englische constitutionelle System in seiner ganzen Reinheit anzunehmen *)."

*) Die Meinung, als könnte man, nachdem man einmal in die Bahnen des Constitutionalismus eingelenkt, beliebig das französisch-constitu-

Wir wünschen hier richtig verstanden zu werden. Wir sind nicht gegen die Constitution vom 4. März, weil wir keine Verfassung wollen, sondern weil wir eine Verfassung wollen, sind wir gegen sie. Kann sie lebensfähig gemacht werden, so haben wir nichts gegen sie, wo nicht, so steht sie nur dem Lebensfähigen im Wege."

In einem späteren Artikel spricht der Verfasser über die Reaction in Oesterreich Sätze aus, denen wir nur unbedingt beipflichten können.

„Wenn es möglich wäre — was unmöglich ist — den alten Zustand ganz wie er war, wieder herzustellen, es möchten hiezu vielleicht manche der Revolutionäre Hand anlegen; die wahrhaft conservative Partei wünscht nicht dazu behilflich zu seyn."

„Wir wollen der Revolution keine Lobpsalmen singen, noch ein unbedingtes Verdammungsurtheil über sie aussprechen. Was sie uns Uebles brachte, das wollen wir über Bord werfen, und was es Gutes mit sich führte, das wollen wir gerne behalten. Wenn ein Orkan Dächer abdeckt und Bäume entwurzelt, so wäre es darum nicht gerathen, die Schätze, welche er auch etwa an's Ufer geworfen, aus thörichter Rachelust wieder in's Meer zu schleudern. Die Revolution hat uns Manches zerstört, und wieder manchen Er-

---

tionelle System zur Seite liegen lassen, und dafür das „englisch-constitutionelle System in seiner ganzen Reinheit" annehmen, ist einer der verderblichsten, von gänzlicher Unkenntniß des praktisch-politischen Lebens und der Geschichte zeugenden Irrthümer. Die Franzosen wollten sich das englisch-constitutionelle System aneignen, und geriethen dabei in den französischen Constitutionalismus, dessen Ausgang wir kennen. Die Deutschen wollten den französischen Constitutionalismus copiren, und schufen, ohne es zu wissen und zu wollen, die heutigen deutschen Zustände, die zwar auch nicht erfreulich, aber doch nichts weniger als französisch sind. Womit die „Reinheit" des englischen Constitutionalismus enden wird, wollen wir abwarten. Die Crisis scheint nahe.

satz für das Zerstörte gebracht, den wir nicht hergeben können. Die Bilanze über Gewinn und Verlust zu ziehen, das müssen wir der Geschichte überlassen."

„Innerhalb des begränzten Gebietes aber, auf dem sich die Reaction in Oesterreich bewegen muß, gibt es doch eine große Anzahl verschiedener Gränzpunkte, unter welchen zu wählen, bald die Aufgabe unserer Staatsmänner seyn wird. Wir kennen nur einen Maßstab, der uns bei unserem Urtheil leiten könnte. Er ist ein praktischer. Wir wollen dem Volke das größte Ausmaß der Freiheit gegönnt sehen, bei welchem die Regierung alle ihre Functionen kräftig und ungestört versehen kann."

Natürlich ist der Gedanke einer Modification der Verfassung vom 4. März von der scheinconstitutionellen und radikalen Presse in Oesterreich hart angefochten worden. Es ist interessant zu sehen, wie sich der Lloyd dieser Angriffe erwehrt.

„Ein Correspondent der „„Ost-Deutschen Post"" hat kürzlich seine Verwunderung darüber an den Tag gelegt, daß ein conservatives Blatt, wie der Lloyd, es unternehme, von einer Abänderung der Verfassung vom 4. März ohne Mitwirkung des Reichstages zu reden. Wir können uns noch recht gut erinnern, wie dieselbe Partei, welche die „„Ost-Deutsche Post"" jetzt vertritt, sehr kräftig mithalf, eine andere octroyirte Verfassung, diejenige vom 25. April, vollkommen umzustürzen, und wir könnten, wollten wir uns auf ihr Beispiel berufen, mit Recht fragen, warum sie ein so großes Aergerniß daran nimmt, wenn wir, die Conservativen, den zehnten Theil dessen zu thun beabsichtigen, was sie, die sogenannten Liberalen, bereits gethan haben? Wir könnten das thun, wenn wir uns auf ein so böses Beispiel berufen wollten, aber wir wollen es nicht thun. Wir haben andere und bessere Gründe für unseren Vorschlag, und beabsichtigen nur, dazu zu rathen, denselben auf eine vollkommen legale und loyale Weise zur Ausführung zu bringen."

„Warum wir an eine Abänderung der Charte vom 4ten März denken, haben wir bereits erklärt. Unsere finanziellen Wirren und manche andere unserer Zustände mahnen daran, wie wohlthätig es jetzt für Oesterreich wäre, wenn eine Verfassung dieses Landes zur Wahrheit werden könnte. Die Verfassung vom 4. März kann unserer Ueberzeugung nach, dieß eben nicht werden. Als sie publicirt wurde, da schon regten sich bei vielen intelligenten Personen Bedenken gegen die Zusammensetzung des Oberhauses; nicht etwa das untergeordnete Bedenken allein, daß ein solches Oberhaus seinen Zweck nicht erreichen würde, sondern das viel wichtigere, daß die Regierung innerhalb eines sehr langen Zeitraumes nicht im Stande seyn werde, selbst den Versuch zu dessen Zusammenberufung zu machen. Die „„Ost-Deutsche Post““ selbst meinte zu jener Zeit, daß dieses Oberhaus eine Vertagung des Reichstages ad calendas graecas zur Folge haben würde. Machte man aber bereits am 8. März 1849 solche Einwendungen gegen die Verfassung vom 4. März, wie viel triftiger sind sie nicht zu dieser Periode geworden! Im März 1849 konnte Niemand voraussehen, daß der ungarische Aufstand, welcher fast unterdrückt zu seyn schien, eine kurze Zeit später den Charakter der entschiedensten Revolution annehmen würde. Niemand sah im März voraus, daß ein revolutionärer Landtag im April bereits die Absetzung der regierenden Dynastie aussprechen, und daß es des Aufgebotes der Kräfte zweier mächtiger Monarchien bedürfen würde, um Ungarn seinem rechtmäßigen Beherrscher zu unterwerfen. Niemand wird es bestreiten wollen, daß spätere Ereignisse das Zusammentreten eines Reichstages nach dem Plane der Verfassung vom 4. März noch schwieriger machten, als dessen Berufung ohne dieselben schon gewesen wäre.“

„Wollten wir überhaupt keine Verfassung für Oesterreich, so wäre es unsere Aufgabe, die Verfassung vom 4. März gar nicht anzutasten. Wir würden dieselbe höchst charmant finden, mit vielem Pathos von ihrer Unverletzlichkeit reden, und nur

gegen sie einwenden, daß sie leider! wegen der Zustände in Ungarn, in der Wojwodina, in Siebenbürgen, in der Lombardei, in den venetianischen Provinzen u. s. w. für's Erste nicht in's Leben treten könne — eine Einwendung, gegen deren Gerechtigkeit nichts Triftiges vorgebracht werden kann. Es würde uns dieß nicht schwerer werden, als den „„liberalen““ Blättern, welche sich „„auf den Boden der März-Verfassung stellen.““

„Wenn unsere Absicht wäre, nach Popularität zu haschen, oder die Gunst des Publikums, so weit wir sie besitzen, nicht zu gefährden, so ließe sich vielleicht nichts Besseres thun. Es ist nicht immer politisch, die Wahrheit zu sagen, und wir haben schon manche Erfahrungen dieser Art gemacht. Im Jahre 1848, weniger als zwei Monate nach der Revolution, entwickelten wir bereits, daß entweder ganz Oesterreich, oder gar kein Theil von Oesterreich in den deutschen Bund eintreten könne, und wir glauben, daß es kein politisches Blatt in deutscher Sprache gab, von der Allgemeinen Zeitung angefangen, das uns nicht wegen dieser ketzerischen Ansicht angriff. Im Jahre 1849 vertheidigten wir die russische Allianz als eine politische Nothwendigkeit, und wurden dafür mit größerer Wuth angefeindet, als vielleicht je ein anderes deutsches Journal. Im Jahre 1850 bekämpften wir die mächtigste Corporation in Oesterreich, woran wir, hätten wir nur unseren eigenen Vortheil vor Augen gehabt, auch besser gethan hätten, stille zu schweigen. — Im Jahre 1851 mahnt uns unser journalistisches Gewissen, dem Publikum schon wieder einige Wahrheiten zu sagen, die das Publikum vielleicht nicht lieben wird. Man zürne uns nicht darob, wenn wir die Wahrheit reden. — Diejenigen, welche sie nicht vertragen können, thun nicht wohl daran, dieses Blatt zu lesen.“

„Wir sind seit der denkwürdigen Conferenz in Olmütz in eine neue Zeit getreten. Die Zeit der Noth, wo man von der Hand in den Mund lebte, und zufrieden war, ein Dach über seinem Haupte auf ein paar Monate, wenn es gut ging,

auf ein paar Jahre zu haben, ist jetzt vorüber. Die Staatsmänner Mitteleuropas haben jetzt die Kraft gewonnen, einen Dauer versprechenden Bau aufzuführen, und es ist ihre Pflicht, hiezu Hand anzulegen. Der Absolutismus gibt diese Dauer nicht, darüber, wissen wir, ist man allerseits einverstanden. Weder in Wien, noch in Berlin, noch in Dresden, noch in Frankfurt, denkt irgend einer der Gewalthaber daran, die Völker in jenen Zustand zurückzuführen."

„Aber eben so wenig werden wir in den Zustand des Scheinconstitutionalismus zurückkehren, welcher in diesem Jahrhundert seine Blüthe erreicht, und uns schon faule Früchte gebracht hat. Man möge es uns übel nehmen, wenn wir es aussprechen, wir sprechen es aber dennoch aus: auch die Charte vom 4. März würde uns in Oesterreich in dieses elende constitutionelle Scheinleben hineinführen. Wir sind noch nicht in der Lage, uns von jeder Majorität eines solchen Reichstages, wie es der österreichische nach jener Constitution seyn würde, regieren zu lassen; sind wir es aber nicht, so ist jene Verfassung nicht in Wahrheit ausführbar."

„Wir bedürfen politischer Institutionen, welche möglich sind, welche ohne Gefährdung des Staates bestehen können. Sowohl das Oberhaus, als das Unterhaus unseres Parlamentes müssen nach anderen Grundsätzen zusammengesetzt werden, als nach der in der Märzverfassung bezeichneten. Das Feld der Wirksamkeit, welches den Volksvertretern eingeräumt wird, muß durch solche Gränzen abgesteckt seyn, welche es der Regierung unter Zuständen, wie wir sie einmal in Oesterreich haben, auch gestatten, dieselben stets zu respektiren."

In einem späteren Leitartikel fügt der Lloyd hinzu:

„Als dieses Journal vor kurzer Zeit zuerst eine so allgemein getheilte Besorgniß über die Märzverfassung auszusprechen unternahm, da erhob sich ein gewaltiges Zetergeschrei gegen uns, als hätten wir zuerst etwas Ungeheures ausgesprochen, das noch nie ein anderer Mensch gedacht oder seinem Nachbar zugeflüstert hätte. Der Ursachen dieser Erschei-

nung gibt es mehrere. Es gibt eine Partei, „„welche sich auf den Boden der Märzverfassung stellt““, eben weil sie gar keine Verfassung will. Sie ist bei sich selbst von der Unausführbarkeit derselben überzeugt; aber die Märzverfassung genirt sie gar nicht, so lange der Boden ein Boden von Papier ist. Es gibt eine andere weit zahlreichere Partei — eine Partei, wenn dieser Ausdruck von einem großen Haufen zu gebrauchen ist, der kein gemeinsames Ziel verfolgt, sondern nur in einem gemeinsamen Lager ruht, — welche durch keinen neuen Gedanken und keine neue Discussion gestört seyn will; die, aufrichtig constitutionell, die bestehende Verfassung liebt, weil sie eben einmal da ist, und sie in der That ohne Reichstag lieber hat, als mit einem Reichstag, weil im jetzigen Zustande unangenehme Zwischenfälle ausbleiben; die politisch unklar ist, und gar nichts mehr scheut, als Klarheit und Erkenntniß, der es erträglich gut geht, und die eben keine Verbesserung ihrer Lage wünscht. Es gibt dann noch zahlreiche Personen, welche aus reiner Furcht vor dem Vorwurf der Reaction, der ihnen gemacht werden könnte, ihre innersten Gedanken in sich verschließen, und endlich eine zahlreiche Partei, welche sich bloß deßhalb an die Märzverfassung klammert, weil sie fürchtet, daß mit dieser die Aussicht auf jede Verfassung ihr entschwinden würde.“

„Der letzteren Partei wäre einige Berechtigung nicht abzusprechen, wenn ihre Furcht begründet wäre. Aber sie ist es nicht. Wenn die Märzverfassung bald modificirt wird, so kann nur eine solche Verfassung an ihre Stelle treten, welche sofort lebensfähig ist und sofort in's Leben tritt; wenn aber die jetzige Constitution noch eine Reihe von Jahren in ihrem jetzigen Zustande verbleibt, so dürfte diese Lage der Dinge eine ganz andere werden.“

„Man hat sich nur allzu sehr gewöhnt, die Verfassung als ein bloßes Versprechen, von Oben geleistet, anzusehen, dessen Erfüllung nicht anzuzweifeln sei, und auch wir glauben fest und unerschütterlich, daß, wenn bloß der Wille der execu-

tiven Gewalt zu deren Ausführung genügte, sie längst schon eine Wahrheit geworden. Wir weigern uns aber, aus diesem engen Gesichtspunkte eines Versprechens eine Zusage zu beurtheilen, welche behufs ihrer Erfüllung der Mitwirkung vieler Factoren bedarf, über welche die versprechende, die executive Gewalt nicht die alleinige Controle ausübt. Es kann öfters das Interesse derjenigen, welche eine Zusage erhalten haben, darin bestehen, selbst darauf zu dringen, daß dieselbe modificirt werde. Wenn ein Seefahrer verspricht, uns directen Weges nach einem entfernten Hafen zu führen, so können wir ihn mit gutem Grunde bestürmen, sein Wort nicht zu halten, falls ihm, von widrigen Winden aufgehalten, die Lebensmittel ausgehen sollten. Wir könnten es vorziehen, in einem andern als dem bestimmten Hafen zu landen, lieber als das Risico des Verschmachtens auf hoher See zu laufen."

„Wenn ein Theil des Volkes zu der Ueberzeugung gekommen wäre, daß wegen mancher Einzelnheiten in der Verfassung vom 4. März die Ausführung derselben problematisch ist, oder daß ihr Inslebentreten zu lange für das Wohlseyn der Monarchie verzögert werden müßte, warum sollte er nicht seine Meinung frei aussprechen? Die Verfassungsfrage ist für uns eine Frage der Nützlichkeit, und wir wünschen, sie gerade auf diese Weise gelöst zu sehen, — welche uns am meisten frommt. Die Verfassung ist uns nicht ein religiöses Gelübde, welches gelöst werden muß, sei es nicht heute, doch über hundert Jahre und gerade in der Form, welche sie ursprünglich hatte. Kann ein solcher Reichstag, wie in der Verfassung vom 4. März vorgeschrieben ist, wegen der Hindernisse, die in den Völkern und in den Kronländern der Monarchie selbst liegen, und also nicht nach dem Belieben der Executivgewalt aus dem Wege geräumt werden können, nicht einberufen werden, so ziehen wir lieber vor, einen andern Reichstag, als weder Reichstag noch Verfassung zu haben."

„Ein Theil der österreichischen Presse hat unsere Vorschläge eben nicht mit sehr günstigem Auge betrachtet. Man

hat uns den beliebten Namen „„Reactionär““ gegeben, den Lloyd die „„österreichische Kreuzzeitung““ genannt u. s. w. Wir wollen uns ganz und gar nicht über ein Schicksal beklagen, welches alle Diejenigen in unserer Zeit betrifft, die zuerst den Muth haben, eine unliebsame Wahrheit auszusprechen. Waren doch sogar die Herren Gagern, Dahlmann, Simson u. s. w. bereits im September 1848 arge Reactionäre; der süße Pöbel in Frankfurt hätte sie gerne ermordet, und einige Wiener Journale lästerten damals sehr den „„Kartätschen-Schmerling““, welcher sie an ihrem Vornehmen gehindert hatte. Die Gesinnungsgenossen jener Herren waren auch Reactionaire, als man ihnen in Berlin etwas später an der Zeit die Stricke zeigte, mit denen man sie gerne gehängt hätte. Herr Odilon-Barrot war auch schon einige Monate nach dem Februar ein Reactionär. Der Lloyd hatte schon die Ehre, im Mai 1848 so genannt zu werden, und braucht sich nicht zu schämen, wenn ihm ein Name beigelegt wird, welcher noch Niemanden seit den letzten drei Jahren entgangen ist, der der momentan herrschenden Meinung entgegenzutreten wagte. Es freut uns übrigens zu bemerken, daß dieselben Stimmen, welche die Auflösung des constituirenden Reichstages und die Octroyirung der Märzverfassung im Jahre 1849 als eine Gewaltthat der Reaction charakterisirten, jetzt so festen Fuß auf derselben gefaßt haben, und dieses läßt uns hoffen, daß sie auch in Zukunft noch manche Institution eifrig vertheidigen werden, welche sie heute sehr bitter angreifen.“

Dem oft gehörten Einwande: daß durch die öftern Octroyirungen und Umoctroyirungen „der Rechtsboden durchlöchert“, das „Rechtsbewußtseyn im Volke gekränkt werde“, stellt der Verfasser einige Bemerkungen gegenüber, die gehört und wohl erwogen zu werden verdienen.

„Die Klage ist nicht ungegründet, nur, daß in Folge einer noch herrschenden Verwirrung der Begriffe es der Kläger ist, welcher eigentlich der Angeklagte seyn sollte. Das Volk selbst durchlöcherte den Rechtsboden durch einen Aufstand, und Alles, was folgte, war überall nur eine unausbleibliche und

und nicht zu verhindernde Consequenz der Revolution. Selten gelingt es, eine gewaltsame Staatsumwälzung auf ein Mal zu zu schließen; niemals, wo das Volk selbst so wenig ein bestimmtes Endziel in's Auge gefaßt hat, wie dieß seit 1848 in Mittel-Europa der Fall war. Mehrere Erschütterungen müssen dem ersten Erdbeben folgen, bis sie sich allmälig verlieren und ein fester Boden wieder gewonnen worden ist. In Mittel-Europa nehmen dieselben nun die Form von Octroyirungen und Umoctroyirungen an."

„Man kann noch nicht von den Stimmen in der Tagespresse ein historisches unparteiisches Urtheil erwarten. Ueberall vernimmt man noch den Schrei der Leidenschaft anstatt der Rede der Besonnenheit und der Ueberlegung. Es wird nach einiger Zeit anders werden. Dann werden die Verständigen die Wahrheit gestehen und anerkennen, daß es während der Jahre 1848 und 1849 nirgendwo in Mittel-Europa freie und unabhängige Fürsten gab, welche im Stande waren, nach ihrer innersten Ueberzeugung, nach ihrem eigenen Willen Verfassungen zu verleihen, und daß die Zurücknahme und Modification der Verfassungen überall das Ergebniß einer politischen Nothwendigkeit, nirgendwo das Resultat einer übermüthigen Herrscherlaune oder einer frevelhaften Willkühr gewesen sei. Man wird dann zur Einsicht gelangen, daß die Völker, welche zuerst begannen den Rechtsboden zu erschüttern, alle späteren Ereignisse als unvermeidliche Consequenzen ihres eigenen Thuns hinnehmen müssen, ohne das geringste Recht zu haben, derentwegen gegen ihre Fürsten klagbar zu werden."

„Jetzt, seit der Einigung Oesterreichs mit Preußen sind aber oder werden die deutschen Fürsten frei. Wenn sie es unterlassen, sich jetzt auf einen Boden zu stellen, auf welchem sie das Recht wahren können, so wird die Schuld ihre, nicht mehr die Schuld der Revolution genannt werden können. Noch können sie sich den Grund wählen, auf welchem sie stehen wollen. Haben sie ihn aber einmal eingenommen, so können sie ihn nicht mehr verlassen, ohne den Rechtsboden in Wahrheit zu durchlöchern."

„In diesem Augenblicke vermögen es noch Diejenigen, welche die Revolution abschließen, das Gute, was sie uns brachte, zu behalten, das Schlimme, welches sie mit sich führte, von sich abzuwehren. Sie können mit Ehren sich von Manchem lossagen, was in den Jahren 1848 und 1849 versprochen werden mußte. Aber wählen sie jetzt, nachdem sie frei geworden, willig einen Boden, welcher gar nicht zu behaupten ist, so machen sie die Revolution permanent. Erklären sie sich z. B. für unbedingte Herrschaft parlamentarischer Majoritäten in der leichtsinnigen Voraussetzung, daß der Fall schwerlich eintreten dürfte, wo sie zu fürchten seien, und weigern sie sich dann später, deren Autorität anzuerkennen, so verdienen sie später die ganze Wucht des politischen Unglücks zu fühlen, welches über sie einbrechen muß. Die Völker brauchen nach unserer Meinung nicht ein volles Maß der Freiheit, aber ein volles Maß der Wahrheit. Früher versprach man aus Noth und Nothwendigkeit mehr als man halten konnte, wer jetzt mehr verspräche, der könnte es nur aus Leichtsinn oder aus ungerechtfertigter Furcht thun."

„Man weiß aus unsern Erörterungen über die Märzverfassung, was wir über diesen Gegenstand halten. Wir haben uns furchtlos für wesentliche Modifikationen derselben erklärt, weil wir der festen Ueberzeugung sind, daß ein Theil des modernen Constitutionalismus, daß die Herrschaft einer parlamentarischen Majorität, die Bildung des jeweiligen Ministeriums aus derselben, bei uns nicht zur Wahrheit werden kann, und wir an der österreichischen Charte lieber manche Freiheiten, als die Wahrheit vermissen wollen."

„Wenn einige sogenannte liberale Blätter einen solchen Schreck darüber affectiren, daß wir eine Discussion bezüglich der Märzverfassung eingeleitet haben, so wollen wir nur bemerken, daß ihnen selbst die Ehre gebührt, diesen Gegenstand zuerst angeregt zu haben. Als eine russische Armee im Jahre 1849 in Ungarn einrückte, da wurde von einem Wiener Journale, welches prophezeite, daß uns die Russen nie mehr ver-



lassen würden u. s. w., der Regierung anempfohlen, mit Kossuth einen gütlichen Vergleich abzuschließen, wenn auch die Märzverfassung in Folge dessen geändert werden müßte. Zu einer anderen Zeit wurde von demselben Blatte ein detaillirter Vorschlag vorgelegt, wie die deutschen Länder Oesterreichs unter die Botmäßigkeit einer deutschen Centralregierung zu Frankfurt zu stellen seien, und nebenbei angedeutet, daß die Märzverfassung auch ohne den Reichstag zu ändern sei. Wir können, falls diese Thatsachen bezweifelt werden sollten, die Abdrücke dieser Artikel in der vielgefürchteten „„fetten Schrift““ liefern.“

Was aber soll geschehen? Darüber dürften wohl Alle einig seyn: daß, wenn zu viel oder nicht genug, oder nicht das Rechte geschieht, eine Gelegenheit versäumt ist die nicht wiederkehrt. Hier aber ist der Punkt, wo unsere Ansichten und die des Lloyd merklich aus einander gehen. Wir werden hierauf in den nächsten Zeitläuften zurückkommen.

XXV.

Friedrich II. von Preußen und die Professoren der Universität Halle.

Beinahe ein halbes Jahrhundert, vom 31. Mai 1740 bis zum 17. August 1786, also sechs und vierzig Jahre hat Friedrich II. Preußen beherrscht. Da diese Herrschaft eine unumschränkte war, die der Sohn Friedrich Wilhelms I., der Philosoph von Sanssouci, wie er sich selbst nannte, nicht nur dem Namen sondern der That nach mit übermächtigem Geiste und einer staunenswürdigen, unermüdlichen Thätigkeit bis ins Einzelnste über seine Unterthanen ausgeübt: so hat er Preußen

zu dem gemacht, was es in der Stunde seines Todes war und guten Theils noch ist.

Man kann wohl von ihm sagen: wie der Töpfer seinen Thon, so hat er sein Preußen geformt. Freilich empfing er nach der Verkettung aller menschlichen Dinge diesen Thon als etwas Gegebenes, und er konnte nichts Anderes daraus machen, als das, wozu die Anlagen schon in demselben lagen, wie ja auch er selbst, der autokratische König, neben den ihm von Gott verliehenen Gaben, sein eigenes geistiges Gepräge unter der strengen Zucht seines Vaters und den Einflüssen seiner Zeit und Umgebung empfing.

So tiefe unauslöschliche Spuren aber hat diese langjährige Regierung in den öffentlichen, wie in den bürgerlichen Verhältnißen zurückgelassen, daß nichts so sehr, als eben die Geschichte Friedrichs II., zum Verständniß des heutigen Preußens und des Preußenthums überhaupt dient.

Wie staunten den Siegreichen seine Zeitgenossen, insbesondere die protestantischen, die preußischen an! wie fühlten sie sich durch ihn als den Gründer einer protestantisch-deutschen Großmacht gehoben! Selbst die armen Dichter, die er kaum eines Blickes würdigte, deren Werke keine Stelle in seiner Bibliothek fanden, sie flossen in Liedern und Oden und Festgesängen von seinem überschwenglichsten Lobe über.

Der preußische Tyrtäus, der Dichter „der preußischen Kriegslieder von einem Grenadier“, Gleim, sang ihm, da er noch lebte, 1778 zu seinem Geburtstag:

„Ich bin ein Preuße! stolz bin ich,
Daß ich ein Preuße bin!
Der Landesvater Friederich
Ist Held im großen Sinn.“

Und Ramler nannte ihn „den Göttlichen“, ihn in prophetischem Gesichte preisend:

„Wenn er ein Gott Osir! durch unsre Fluren
Im seligsten Triumphe fährt,
Indeß der Ueberfluß auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.
Dein König, o Berlin! durch den du weiser
Als alle deine Schwestern bist.“

Und bei seiner Zurückkunft aus dem Krieg (30. März 1763) schwenkte ihm die „Naturdichterin“, Luise Karsch, ihr Rauchfaß entgegen:

In deinen Augen ging aus tausend Mitternächten
Ein neu geschaffnes Sonnenlicht
Hervor, und strahlet nunmehr lieblich deinen Knechten
Als deines Gottes Angesicht!

Sein Minister Hertzberg rühmte von ihm, gleichfalls noch zu seinen Lebzeiten, in der Berliner Akademie: le roi de Prusse a effacé les noms de César, de Polybe, de Tacite, d'Horace. Johann von Müller selbst nannte ihn den „Protektor der deutschen Musen und der deutschen Freiheit.“

Und unmittelbar nach seinem Hintritte suchten seine Bewunderer, die starken Geistes die Heiligenverehrung der Katholiken als abergläubigen Götzendienst verabscheuen und verachten, ihn, wie Büsching sagt, „selbst an einem der Anbetung Gottes gewidmeten Orte zu vergöttern“, und Vater Gleim rief bei seinem Grabe:

„Singt ihn, den Einzigen!
Den Unersetzlichsten,
Den Nichtgestorbenen,
Den Ewiglebenden,
Um welchen bang uns ward und bang und immer bänger.“

Sie sehen in ihm mit Stolz ihr Vorbild, das Ideal eines Fürsten und eines Preußen; als Kinder und Erben seines Geistes glauben sie, daß der Glanz, der ihn verkläre, auch auf sie zurückfalle. Daher auch J. D. E. Preuß das Wort Jean Pauls auf den ersten Band seiner Lebensgeschichte „Friedrichs des Großen“ gesetzt: „Ein Genius-Glanz wie Friedrichs des Zweiten fällt auf das Land und seinen Thron, wie in Correggio's Nacht vom Christus-Kind der Lichtglanz ausgeht, der auf den Umstehenden liegt. Ein rechter Fürst macht mit sich zugleich die unsterblich, die er beherrscht.“

Auch das heutige Preußen stimmt aus voller Brust in dieses Lob ein. Habe der große Kurfürst Preußen nach dem westphälischen Frieden zur zweiten deutschen Macht, zum Vorstand des protestantischen Deutschlands gemacht, so sei es durch Friedrich II. zu einer europäischen Großmacht gewor-

den. Aber nicht nur seine politische Größe verdanke ihm Preußen, sondern auch seine Geistesfreiheit, seine höhere Bildung, durch die es die übrigen deutschen Staaten und Stämme weit überrage, und darum auch über kurz oder lang die Hegemonie oder die erbliche Kaiserkrone Deutschlands erringen müsse. Und weil seine Größe alle gewöhnliche Größe einzig in ihrer Art und ohne Beispiel weit überrage, so nennen sie ihn mit Gleim den Einzigen oder gar den Einzigsten; wie denn auch der ausführlichste Lebensbeschreiber dieses philosophischen Königs „durch den du, o Berlin! weiser als alle deine Schwestern bist!", J. D. E. Preuß sein sieben Bände starkes Werk mit den volltönenden Worten beginnt: „Friedrich, der im edelsten Sinne des Wortes Herrscher gewesen, wie nie ein anderer Fürst, der Große, der Einzige; ja selbst von den Völkern, wie von den Geschichtschreibern ausschließlich der König genannt!"

Und in diesen, in der That „einzigen" Lobeserhebungen wetteifern nicht selten die entgegengesetztesten Parteien. Denn während die Vertreterin der sogenannten altpreußischen Loyalität, die lutherisch-royalistische Kreuzzeitung, es nicht verschmäht, von Zeit zu Zeit, wenn es „die preußische Ehre" gilt, wie z. B. jüngst als es wegen der Union zwischen Preußen und Oesterreich zum Bruche zu kommen schien, mit dem Schatten „unseres Friedrichs des Großen" zu drohen; kann man auch gar oft auf den Bänken der Linken die schmerzliche Klage über des Vaterlandes Unstern hören, weil dermalen kein „Friedrich der Einzige" in Preußen der sceptra gerens sey. Kein mattes, weichmüthiges, salbungsreiches, fouquesches Schwanenritterthum mit seinem nebelnden und schwebelnden Hin- und Herwanken, gegen Freund und Feind gleich unzuverlässig, würde alsdann, so lautet ihre Klage, den Glanz des preußischen Namens trüben, und das erniedrigte zum Gespött der Völker machen. Unter einem freisinnigen König starken Geistes wie Friedrich II., der sich hoch über die Vorurtheile seiner Zeit gestellt, würde Preußen an der Spitze des Fort-

schrittes und der Freiheit den ersten Rang unter den Nationen Europa's einnehmen. Wäre, so meinen sie, unter ihm die Frankfurter Nationalversammlung zusammengetreten, längst wäre die Freiheit und Einheit des Vaterlandes vollendet. Germanien hätte seinen König oder seinen Kaiser wieder, das heißt: ein preußischer Parlaments-Erbpräsident stünde an der Spitze der vereinigten deutschen Freistaaten. Kurz, sie leben des Glaubens, unter einem König, wie Friedrich II., der den gothischen Titel „von Gottes Gnaden" abgeschafft, der sich einen Freund und Schüler Voltaire's und d'Alemberts genannt, der schon als Kronprinz in seinem Antimachiavell gesagt: „Es ist klar, daß der Fürst, weit entfernt, der unumschränkte Herr der Völker zu seyn, die unter seiner Herrschaft stehen, nichts als der erste Bediente (le premier domestique) des Volkes ist", und der sein Leben in seinem Testament mit den Worten beschlossen: „J'ai vecu en Philosophe et je veux être enterré comme tel, ich habe als Philosoph gelebt, und als solcher will ich auch begraben seyn," daß unter einem solchen Bürger- oder Volksdienerfürsten Preußen nach innen und außen ganz anders ausschauen würde, als es nun der Fall ist.

Es ist wahr, was sie sagen, Preußen würde unter Friedrich II. sowohl nach innen, als nach außen ein anderes Aussehen haben; aber wahrscheinlich auch ganz anders, als es sich die demokratischen Politiker der Linken denken.

Zum Beweise dieser Behauptung und, wie wir oben bemerkt, zum besseren Verständniß der heutigen preußischen Zustände, wollen wir darum einige dramatische Scenen, einige Bilder und Situationen und Herzensergießungen aus der Regierungsgeschichte Friedrichs II. aktenmäßig unsern Lesern nach und nach vorführen.

Hätten die Lobredner Friedrichs nur einen Tag unter ihm gelebt, sie wüßten, daß es nie einen Monarchen gab, der sein Reich autokratischer regiert hat, der weniger von einer demokratischen Parlamentsregierung wissen wollte, ja der für fremde

Freiheit und Selbstständigkeit auch in ihrem engsten, bescheidensten Kreise weniger Sinn und Achtung hatte, als der freisinnige Philosoph von Sanssouci.

Wie sehr auch Friedrich II. von seinem Vater Friedrich Wilhelm I. im Uebrigen verschieden seyn mochte, die Regierungsweisheit beider war in der Hauptsache ganz und gar die gleiche: unumschränktes, alles bevormundendes Herrscherthum, getragen von der aufs äußerste getriebenen Militär- und Finanzmacht, mit Vernachlässigung der höheren moralischen Interessen, ohne Sinn für ein bürgerlich freies Leben und Weckung eines edleren Gemeingeistes.

Was Friedrich Wilhelm I. den beiden Militärgouverneuren, dem Oberstlieutenant Fink von Finkenstein und dem Ingenieur Major von Senning, die seit dem siebenten Lebensjahre die militärische Erziehung des königlichen Knaben leiteten, in seiner „Instruktion“ auf die Seele gebunden: „Absonderlich haben beide sich äußerst angelegen seyn zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen, und ihm zu imprimiren, daß, gleichwie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, er vor der Welt ein verachteter Mensch seyn würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Gloria in demselben suchte!“ dieser spezifische Soldatengeist blieb, unbeschadet seiner freisinnigen Philosophie, in seiner Regierungspraxis herrschender Grundsatz: er foderte, soweit es in seiner Macht stand, einen unbedingten militärischen, uniformen Gehorsam von den Unterthanen, die er ererbt oder sich mit jenem allein Ruhm verleihenden Degen erobert hatte.

Wie rücksichtslos er zuweilen in Sachen dieser seiner Unumschränktheit verfuhr, wie wenig er die menschliche Würde und die natürliche Freiheit in seinen Unterthanen achtete, wenn er etwas autokratisch durchsetzen wollte, und die Gerechtigkeit dabei mit seinen Vorurtheilen, seinen Neigungen, seinen Lau-

nen, seinem ungerechten Mißtrauen in Conflict gerieth, davon haben wir kaum einen Begriff.

Als ein Beispiel dieser seiner autokratischen Art will ich seinen Handel mit den Professoren der Universität Halle hier anführen. Die Akten desselben hat A. Fr. Büsching uns in seiner nach dem Tode des Königs erschienenen Schrift: „Charakter Friedrichs des Zweiten, Königs von Preußen. Halle 1788" mitgetheilt. Büsching war königl. preußischer Oberconsistorialrath und Director des vereinigten berlinischen und cölnischen Gymnasiums. Er genoß als ausgezeichneter Geograph die Achtung Friedrichs II. und wurde zum öfteren von demselben mit Zuschriften beehrt. Während ein und zwanzig Jahren sammelte er alles Eigenhändige des Königs und alles von ihm Unterschriebene, dessen er irgend habhaft werden konnte, und copirte es sich bis auf die einzelnen Buchstaben mit urkundlicher Pünktlichkeit, und so hat er es in seinem Buche, mit nüchternen Bemerkungen begleitet, mitgetheilt, indem er, wie er sich selbst ausdrückt: „keine Lobrede auf den großen König schreiben, sondern ein getreues und also zuverlässiges Gemälde von demselben liefern wollte." Und dann hinzufügt: „Ich hoffe, daß seine und meine Zeitgenossen, die ihn gekannt haben, sagen werden, Er ist getroffen; man sieht und hört Ihn in diesem Buch; gerade so sprach und schrieb Er." Auch Büsching war, wenn gleich mit Maaß, einer seiner Bewunderer, und in seiner Schrift führt ein Abschnitt in dieser Beziehung die Aufschrift: „Friedrich war ein wahrer Landesvater." Hinsichtlich der Aechtheit seiner Mittheilungen kann also nicht der mindeste Zweifel obwalten. Nun zur Sache.

Auf der Universität Halle herrschte, nach verschiedenen Andeutungen zu schließen, damals ein äußerst rohes und ausgelassenes Wesen. Daher schrieb der König 1766, als das Generaldirektorium bei ihm um eine finanzielle Vergünstigung für die hallische Kämmerei anhielt, eigenhändig an den Rand des Gesuches:

„Gut, aber mit dem Beding, daß Sie Sich honett gegen die Fermes vom Tabac bezeigen, und Ihre rasende Studenten in besserer Zucht halten.“

In gleicher Weise erging am 28. April 1772 ein Cabinetsbefehl an den Staatsminister Freyherrn von Zedlitz lautend:

„Der Beschwerde der Kaufleute und Weinhändler zu Halle kann ich nicht anders abhelfen, als daß den Studenten auf der dortigen Universität das Herumlaufen auf die sächsischen Dörfer ernstlich untersagt werde. Sie verderben dadurch ohnehin ihre Zeit, versäumen dabei ihre Studia, verzehren unnöthig Geld, und werden öfters liederlich, und daher wird dergleichen Verbot von doppeltem Nutzen für den Staat seyn.“

An oftmaliger Wiederholung der Verbote dieser Art hatte es auch nicht gefehlt, bemerkt Büsching, aber die alte Verfassung der Universität hatte sie fruchtlos gemacht. Daß diese alte Verfassung inzwischen nicht die einzige Schuld an dieser Verwilderung trug, ergibt sich aus folgenden Vorfällen, die einer früheren Zeit angehören. Sie fallen in das Jahr 1745, also in das fünfte Regierungsjahr Friedrichs II.

1744 hatte sich eine Comödiantenbande in Halle niedergelassen, die eben nicht zur Hebung der Moralität und des Fleißes der akademischen Jugend beitrug. Die „rasenden Studenten“ fiengen ärgerliche Liebschaften mit den lockeren Künstlerinnen der Bühne an. Darüber geriethen sie unter einander in Händel und Raufereien, und davon stand Mord und Todschlag zu befürchten. Die Universität wandte sich deshalb wegen Abstellung dieses Unfuges klagend an das Generaldirectorium, das indessen beschwichtigend antwortete: man müsse erst einen eclatanten Fall von Unordnungen abwarten, der durch die Comödie verursacht würde. Der Scandal ließ nicht auf sich warten, und somit berichtete das Generaldirectorium unter dem 31. Jänner 1745 dem König „die Universität Halle habe vorgestellt, es sey ohnlängst daselbst in der Comödia unter einigen Studenten ein solcher Streit entstanden, daß sie

sich öffentlich mit einander geschlagen hätten, und daß ein Student an der Hand verwundet worden sey. Die Universität bitte daher, daß zur Verhütung ferneren Unglücks, die Comödianten von Halle weggeschafft werden möchten, und das geistliche Departement sey der Meinung, daß dadurch die Ruhe und der Flor der Universität würde erhalten werden. Es hänge also von dem König ab, ob die Comödien in Halle verboten werden sollen?"

So die Universität. Der König seiner Seits, der ungleich größere Summen auf italienische und französische Sänger, Tänzer und Schauspieler, als auf seine Universitäten verwendete, und in seiner Eigenschaft als summus episcopus seine Theologen als Kronbediente verachtete, sah, ohne die Sache näher zu untersuchen, in dieser Klage nichts, als eine pietistische Intrigue, hinter welcher der Doctor und Professor der protestantischen Theologie Gotthilf August Franke als Anstifter stecke. Also in vollem Zorne die Partei der Comödianten und der „rasenden" Studenten ergreifend, glaubte er es an der Zeit, zum abschreckenden Exempel einmal so recht autokratisch mit aller Lust hinein zu fulminiren.

Nach dieser Einleitung lasse ich nun ohne ein Wort hinzuthun oder hinwegzunehmen, den königl. preuß. Oberconsistorialrath und Schuldirector Büsching weiter referiren:

„Der König schrieb sogleich eigenhändig an den Rand:
„„Das ist das geistliche Mukerpack schuldt dran. sie Sollen Spillen, und Her Franke, oder wie der Schurke heisset, Soll darbei Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närischen Vohrstelung eine öffentliche reparation zu thun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschicket werden, das er dargewesen ist.""

Dieses Marginal mit dem Bericht schickte das Generaldirectorium am 6ten Febr. dem Staatsminister von Brand und Präsidenten von Reichenbach, und ersuchte sie, in dieser zu dem Ressort derselben gehörigen Sache das Nöthige zu verfügen. Beyde antworteten am 12ten Februar, sie könnten sich in diese blosse Polizeysache nicht einmischen, sondern überliessen dem Generaldirectorium,

was es weiter anfangen wolle. Der König ließ schon am 17ten Februar einen Cabinetsbefehl an das Generaldirectorium dieses Inhalts ergehen: Er habe noch keinen Effect von Seiner Beyschrift und Verordnung gesehen, es solle ihm das Attest wegen des Professors Franke vor seiner Abreise nach Schlesien zugeschicket werden. Nun berichtete das Generaldirectorium am 19ten Febr. erst an den König, es habe Seinen Befehl dem geistlichen Departement mitgetheilt, um das Nöthige in dieser zu seiner Verfügung gehörigen Sache zu besorgen, und auf den gestern empfangenen zweyten Befehl habe es sogleich dem geistlichen Departement Nachricht davon gegeben, werde auch nicht unterlassen, das Attest, so bald es eingehe, dem König zu überreichen. Der König schrieb an den Rand:

„„ins künftige werden die Herren Pfafen wohl vernünftiger werden, und nicht gedenken das Directorium und mihr Nasen anzudrehen. Die Halischen Pfafen müssen kurz gehalten werden; Es Seindt Evangelische Jesuiter, und mus man Sie bey alle Gelegenheiten nicht die Mindeste Autorität einräumen.““

Hernach schickte es den königl. zweyten Befehl dem Staatsminister von Brand und Präsidenten von Reichenbach, und bat um schleunige Verfügung in der Sache. Diese antworteten sogleich, und suchten die Sache von sich abzulehnen. Das Generaldirectorium antwortete am 20sten, es könne sich der Sache nicht annehmen, sondern müsse sie dem geistlichen Departement überlassen. Dieses rescribirte nun geschwind und an demselben Tage an die Universität:

„„Die beiliegende Anfrage und eigenhändige Rand-Resolution zeige des Königs Willen. Dieser solle ohne einige Einwendung vollzogen und das Attest mit der nächsten Post unmittelbar an den König geschicket werden.““

Dieses Rescript schickte das geistliche Departement dem Generaldirectorium zu, damit es dem König zur eigenen Unterschrift, und zwar mit einem Bericht, den der Staatsminister Brand mit den Finanzministern unterschreiben wolle, zugeschicket werde, folgenden Inhalts:

„„Der gegebene Befehl sey laut der Beylage exspedirt, und werde zur Vollziehung vorgeleget. Die Minister müßten aber

berichten, daß die ganze Universität, und nicht die Theologen, am wenigsten Franke allein, auf die Wegschaffung der Comödianten angetragen, auch nicht sowohl wegen der Comödien, als vielmehr wegen der liederlichen Weibsstücke, die sich bei der Bande befänden, und den Studenten zu allerhand Excessen Anleitung gäben. Sollte doch der Befehl des Königs vollzogen werden, so wäre zu befürchten, daß die Auswärtigen ihre Kinder, und besonders Theologen, nicht mehr dahin schicken würden, welches dieser in ganz Deutschland bisher allein florirenden Universität zum Ruin, mithin des Königs Interesse selbst zum größten Schaden gereichen werde.""

Das vollständigere Rescript an die Universität, welches der König eigenhändig unterschreiben sollte, lautete so:

„„Wir haben sehr ungnädig empfunden, daß ihr in eurem, wegen der dortigen Comödianten letzt abgestatteten Bericht, die Ursache der unter den dortigen Studenten einreissenden Unordnungen auf diese Leute schiebet, und daher auf ihre Wegschaffung Antrag thut. Es mögen ganz andere Umstände vorhanden seyn, warum die Studenten auf die bisherigen Excesse gerathen, und wenn sie nur zur rechter Zeit besonders mit guten Exempeln angewiesen würden, ihr Devoir zu thun, so würde auch vieles wegbleiben, was zu eurem Queruliren Anlaß gegeben. Indessen declariren Wir euch hiemit ein- vor allemal, daß die Comödianten nicht von dort weggeschaffet werden sollen, vielmehr wollen Wir, daß ihr, oder doch mindestens diejenigen, welche euren letzten Bericht urgiret, und darauf bestanden, daß er abgesandt werden mußte, der allerersten Repräsentation einer Comödie beywohnen, und daß solches geschehen, von den Comödianten einen Attest, mit der nächsten Post, ohne einige Einwendungen, und bei Vermeidung höchst ungnädiger Verfügung, an Uns immediate allerunterthänigst einschicken sollet.""

Dieses Rescript wurde nun dem König zur Unterschrift mit dem obigen Bericht zugefertiget, der König aber unterschrieb es nicht, sondern setzte etwas eigenhändiges darunter, und befahl, es so der Universität zuzufertigen, welches auch geschahe. Diese eigenhändigen Worte des Königs sind vermuthlich denjenigen ähnlich ge-

wesen, welche Er den Berichten des Generaldirectoriums beygefüget hatte. Am 10ten März kam folgender Befehl an den Staatsminister von Brand und Präsidenten von Reichenbach, aus welchem man ersieht, daß der König die dem D. Franke aufgelegte Besuchung der Comödie in eine Geldstrafe verwandelt habe.

„„Se. königl. Majest. von Preussen — — haben in Ansehung der in Halle wegen gesuchter Störung und Hinderung der verhindert gewesenen Comödie entstandenen Verdrießlichkeit und Unruhe, aus bewegenden Ursachen resolvirt, daß der Professor Franke, so darin die meisten Motus gemacht haben soll, desfalls die Strafe von 20 Thalern zur Armencasse, ohne Widerrede, erlegen soll, und sie befehlen daher dem Departement der geistlichen Sachen, dahin zu sehen, daß solches ohngesäumt exequirt werden möge.““

Dieser Befehl wurde vollzogen. Die Universität berichtete an das geistliche Departement:

„„Ohngeachtet Wir auf unsere Pflicht bezeugen müssen, daß der Professor Franke bey dieser ganzen Sache auf keinerley Weise concurriret hat: so sind dennoch von demselben, aus allerunterthänigstem Respect gegen Ew. königl. Majest. allerhöchsten Befehl, die dictirte 20 Thaler, laut beiliegender Quittung, an das Allmosenamt allhier bezahlet worden. Halle, am 28sten März 1745.““

Der Minister von Brand und Präsident von Reichenbach berichteten nun dem König am 6sten April 1745, daß Franke die ihm dictirte Strafe von 20 Thalern erleget habe, und legen die Quitung des Allmosenamts, und den Bericht der Universität, der von allen Professoren, Franke ausgenommen, unterschrieben war, bey. Der König schickte diese 3 Stücke zurück, ohne etwas dabei zu schreiben; Er änderte zwar nicht, was er befohlen hatte, aber sein Zorn war gestillet. Vielleicht sah er in der folgenden Zeit ein, daß Er Franken Unrecht gethan hatte, und vielleicht gereute es ihn. Ich gründe diese Vermuthung darauf, daß der König, der wegen Seines vortrefflichen Gedächtnisses nicht leicht etwas vergaß, zwanzig und einige Jahre hernach (!!), gleich (!) willig war, Franken zum magdeburgischen Consistorialrath zu machen, als er Ihm dazu vorgeschlagen wurde.“

XXVI.

Die Revolution und die Kirche.

Aus der Diöcese Limburg. Auffallend zwar, weil aus solchem Munde kommend, und doch auch erklärlich ist es mir vorgekommen, als vor einigen Wochen der Geistliche eines deutschen Kleinstaates mir gesagt, es müsse noch einmal und bald wieder eine Revolution kommen, solle die Kirche einer dauernden und gesicherten Unabhängigkeit sich erfreuen. Erklärlich, weil man allerdings das Gefühl der Entrüstung kaum zurückzuhalten vermag, wenn man sieht, wie sie in den Duodezstaaten nicht erringen kann, was sie in Oesterreich und Preußen errungen, wie Gothaische Minister und Regierungsräthe die alten Sclavenketten der Kirche wieder enger und enger zu schnüren sich anschicken, wie die Bureaukratie den Staub, welchen der Märzsturm aus ihren Kanzleien aufgewirbelt, den Dienern und Gliedern der Kirche noch einmal in die Augen zu streuen sich bemüht. Erklärlich auch deßhalb, weil in Zeiten, in denen das Revolutionsfieber grassirt, auch geistliches Blut, wenn auch nicht zum Sieden und Kochen gebracht, doch zu einiger Erhitzung getrieben wird. Merkwürdig, aber wahr ist die Erscheinung, daß auch Geistliche so häufig von revolutionärem Freiheitshauche angeweht, ja vom Strudel und Taumel der Leidenschaft ergriffen, auf revolutionäre Bahnen

geleitet werden. Als die französische Nationalversammlung, aus Sitzungssaal und Ballhaus vertrieben, am 22. Juni 1789 in der Kirche zum heil. Ludwig sich constituirt und den Eid geleistet, nicht eher auseinander gehen zu wollen, als biß sie Frankreich eine Verfassung gegeben, da haben 149 Mitglieder vom Clerus sich dem dritten Stande angeschlossen, während vom Adel diesen Schritt nur zwei gethan. Das Auftreten Mirabeau's vor dem Könige am 23sten hat die niedere Geistlichkeit in großen politischen Enthusiasmus versetzt. Ein Geistlicher war es, von dem der Antrag ausging, die Kirchengüter zu Nationalgütern zu erklären; Geistliche waren es hauptsächlich, durch welche später jene famosen Decrete: Unentgeltlichkeit der Casualhandlungen, Besteurung der Kirchen, Aufhebung des Zehnten ohne Entschädigung, Aufhebung der Abgaben, welche die Pfarrer an die Bischöfe, diese an den päpstlichen Stuhl zu entrichten hatten, die Geistlichen als Staatsdiener zu erklären, Aufhebung der Klöster rc. zu Stande kamen. Als ein weiteres Beispiel, wie häufig selbst Geistliche vom republikanischen Schwindel ergriffen werden, mögen jene zweihundert Geistliche dienen, die am 14. Juli 1790 der berüchtigten Feldmesse Talleyrand's auf dem Marsfelde in weißen Chorhemden mit dreifarbigen Gürteln beigewohnt. Aehnliches hat auch unter unsern Augen sich ergeben. Jener schwärmerischen Geistlichen nicht zu gedenken, die in Polen an die Spitze rebellischer Schaaren sich gestellt, die in Italien mit Kreuz und Pistole für Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes zu Felde gezogen, sei nur an den berühmten Theatiner zu erinnern erlaubt, über den wir zwar nicht, wie Viele, unbedingt den Stab zu brechen geneigt sind, der aber durch seinen Enthusiasmus und Freiheitsschwindel mindestens in das Gebiet der Abgeschmacktheit gerathen ist, wenn er in seiner Rede auf die Wiener Barrikadengefallene sagt: „das Evangelium wolle die Demokratie, heilige den Aufruhr und segne die Empörung.“ Und was brauchen wir lange in andern Ländern uns umzusehen, als die Märzrevolution in Deutschland ausgebrochen,

haben nicht auch viele Geistliche sie mit Jubel begrüßt? Ist man ja doch an einigen Orten so weit gegangen, ein Te Deum für die erlangte Freiheit abhalten zu lassen; wollte an einem andern Domcapitulare dem Hecker und Struve feierlich entgegenziehen. Auch der Schreiber dieser Zeilen mag als Beweis dafür gelten, auch er hat, obgleich sein Jugendtraum, die Republik, damals bereits ausgeträumt war, für die neue Freiheit geschwärmt, Heil für seine Kirche gehofft und einige Zeit vergessen, daß der Zustand, mit dem man es zu thun habe, Revolution heiße. Der Grund, warum sogar auch Geistliche sich hierüber täuschen, möchte vielleicht darin liegen, daß sie, im Unklaren über den Begriff der wahren Freiheit, deren Grund in der Kirche ist, eben hieraus und aus der Feindschaft derselben gegen jegliche Tyrannei, sie komme als Willkür von Oben oder als Anarchie von Unten, sie heiße Despotismus oder Jakobinismus, den Trugschluß ziehen, die Kirche sei auch mit der Revolution einverstanden. Ein anderer Grund möchte der seyn, daß Revolutionen in ihren Anfängen dadurch verführerisch sind, weil sie ein frisches, neues Lebensgefühl in die Adern der Gesellschaft zu bringen scheinen, weil da noch der Geist und nicht die physischen Mächte, oder gar, wie in ihren letzten Stadien, die Furien der Leidenschaften und die dämonischen Gewalten hausen, weil ein Blitz der Begeisterung Alle, also auch die Geistlichen durchzuckt; denn Revolutionen gleichen bekanntlich den Gewittern, die über einem Volke heraufziehen, wenn, wie an heißen Sommertagen, eine schwüle, dumpfe Atmosphäre über demselben liegt, etwa wie zu Ludwigs XV. Zeit in Frankreich, wo die ganze Gesellschaft förmlich zu vermodern und zu verfaulen drohte. Und wenn dann, so hat einmal ein Aufsatz des Rh. Merkurs gesagt, „die eine schwüle, gluthdurchdrungene Zeit, eines heißen Gestirns Brand entflammt, dann brennen Herzen sich an Herzen an, wie Fackel sich an Fackel zündet; wie ein Gewitter schnell von Wolke zu Wolke überbrennt und zugleich den ganzen Himmel überzieht, so wettert eine Begeisterung blitzschnell durch

ganze Völker.“ „Ein solches Meteor“, sagt der genannte Aufsatz weiter, „ist von Frankreich dahergezogen, glänzend, schimmernd, Segen verheißend und Fruchtbarkeit; aber, an giftiger Nahrung zehrend, ist die Flamme bald zu grimmem, fressenden Feuer geworden, und im dunklen Wetter ist dieß sengend, brennend und mit Hagelschlag herangekommen und hat weit umher die Welt verwüstet und verheert.“. Das ist im Bilde der Revolutionen Verlauf, darum ist es erklärlich, wie bei unheimlich schwüler Atmosphäre auch der Geistliche von dem reinigenden Blitz eines heraufziehenden Unwetters neues Leben und Frische erwartet, darum aber auch ist's Vermessenheit, solche in ihrem weitern Verlaufe so furchtbare Catastrophen herbeizuführen, und darum haben wir über das Verhältniß Beider Einiges hier niederzuschreiben, und für Gegenwart und Zukunft die nöthigen Lehren daraus zu ziehen uns vorgenommen.

Wenn der christliche Politiker die Urkunden seiner Religion durchblättert, so findet er nirgends eine Stelle, in welcher von Gott und von Christo eine bestimmte Staatsform als die beste empfohlen wäre. Darüber schweigt das Evangelium, und deßhalb konnte es geschehen, daß der Pater Ventura im Jahre 1825 die absolute Monarchie, im Jahre 1848 die Demokratie herausgelesen hat. Dem Evangelium getreu, hat auch die Kirche hierüber sich nicht entschieden, und daher die gerade entgegengesetzten Behauptungen, daß sie bald den Absolutismus begünstige und ihre Geistlichen Reactionäre seien, bald die alte Fabel, daß in katholischen Ländern eher Revolutionen ausbrächen, als in protestantischen. Sie verdammt jede Empörung und Auflehnung gegen die bestehende Obrigkeit, aber sie hat auch niemals der frechen Willkür eine Freistätte am Altare gegönnt; sie hat unter allen Staatsformen schon bestanden, selbst unter dem Communismus der Brudergemeinde zu Jerusalem; sie hat Jahrhunderte bestanden in dem absolutistischen Oesterreich, so wie sie herrlich geblüht in den

Republiken des Hochbundes; sie hat neben dem Staate eines Ludwig des Vierzehnten existirt, und sie gedeiht zur Stunde immer mehr in dem freien Nordamerika. Ja sie liebt die Freiheit nicht bloß, sie gedeiht neu in derselben; sie mußte verkümmern unter dem Absolutismus des byzantinischen Hofes, so wie sie zu existiren aufhören mußte unter der Tyrannei des Pariser Nationalconventes; sie hat geseufzt unter den Umarmungen des Souverainetätsschwindels deutscher Duodezfürsten gerade so, wie unter den Fußtritten des rohen Schweizer Radikalismus. Aber sie hat sich nicht empört, sie verwirft die Empörung, sie verdammt die Revolution, sie ist der directeste Gegensatz, das contradictorische Gegentheil von ihr. So liegt's im Wesen beider, so hat die Geschichte gelehrt. — Verschieden sind, je nachdem sie mit Empörung, Tumult, Emeute, Rebellion u. dgl. verwechselt wird, oder je nachdem die historische Anschauung eine heidnisch-fatalistische, oberflächlich-pragmatische, oder christliche ist, welche, wie schon Diodor gethan, in der Geschichte eine „Gehülfin der Vorsehung" erkennt — verschieden sind die Definitionen, welche die Historiker von Revolution zu geben pflegen; geradezu widersprechend sind sie, seitdem eine neue babylonische Sprachenverwirrung so reißende Fortschritte gemacht, mannichfach sind die Ursachen, die man als Anlässe derselben aufgezählt. Als die gewöhnlichsten werden genannt: Gelderpressungen und Finanzkünste; was durch jene Tempelsteuer zum Bau der Peterskirche, welche den Bau der Reformation beschleunigt, und durch jene Finanzklemme in Frankreich, welche die Stände zu berufen gezwungen, einigermaßen gegründet erscheint, drückende Steuer und Abgaben, gewaltsame Veränderung der Gesetze und Gebräuche, Verletzung der Freiheiten und Privilegien, Unterdrückung des Verdienstes und Beförderung der Unwürdigkeit, Intriguen und Maitressenwirthschaft am Hof, überhaupt Fehler der Regierung, was alles aber der letzte und tiefste Grund der Revolution deßwegen nicht seyn kann, weil sie sonst nicht

so gleichzeitig, unvorhergesehen und allgemein seyn konnte. Auch hat sie nicht, wie Ordas Aveilla in der spanischen Deputirtenkammer gemeint, in der Tyrannei und Elend ihren letzten Grund, und ist deßhalb Sorge für Brod keineswegs das Radikalheilmittel gegen sie, weil, wie ihm der geistreiche Marquis de Valdegamas richtig geantwortet, von sclavischen und hungernden Völkern nie eine Revolution gemacht worden. Revolutionen, wie der oben Genannte und vor ihm schon Andere gesagt, wie aus der Zusammenfassung der einzeln angegebenen Ursachen sich ergibt, sind Gottesgerichte, die von Zeit zu Zeit über die Menschheit hereinbrechen, furchtbare Crisen im Leben eines von irgend welcher moralischen Fäulniß in seinen Gliedern angefressenen Volkes; sie sind, läßt sich im gewissen Sinne daher mit Machiavelli sagen: „Naturnothwendigkeiten im Staate." Mit jedem Volke nämlich, sagt der schon einmal angeführte Artikel des Rheinischen Merkurs, „geht ein guter und ein böser Geist durch seine Zeiten; beide streiten oft grimmig mit einander, wie bei Daniel der Engel von Persien mit dem von Griechenland. Sind der Sünden viel geworden in der Nation, dann siegt das dunkle Wesen; die Zornschaale, bis zum Rande angefüllt, wird über ihre Häupter ausgegossen, und sie bereiten sich im Wahnsinn selber ihre Plagen, oder fremde Völker kommen als Werkzeuge der Rache über sie. So über Israel Babylon, über Babylon Assyrien, über Assyrien das Perservolk, über diese Alexander mit den Griechen, über alle dann das breite, scharfe Römerschwerdt; am Gefäße aber brachen die Germanen die schon vom Rost zerfressene Klinge ab; darauf kam in Sturm das Frankenreich, später der Sarazenen und Türken wilde Macht, die Züge der Tartaren, die innere Glaubensgährung, endlich in unsern Tagen die Revolution." Sie also ist die Geißel, deren zur Züchtigung der Völker die Vorsehung sich heut zu Tage bedient; und, wofür wir die Stelle zunächst angeführt, es ist „der böse Geist" eines Volkes, der in ihr zur Herrschaft kommt. So liegt es

im Begriff und Wesen der Revolution; sie hat es der [illegible] derjenigen [illegible], welche, weil sie alle Stadien durchgegangen, das [illegible] der französischen; sie wird es deutlicher noch aus deren letzten Ziele sich ergeben. Dieses ihr Ziel, wie es Gerle an Robespierre in den Worten geschrieben:

Ni culte, ni prêtres, ni roi
Car la nouvelle Eve c'est Toi

wie es, wenn ich so sagen darf, schöner nicht ausgedrückt seyn konnte, als in dem allbekannten: „bis an des letzten Pfaffen Darm der letzte König hängt", es ist kein anderes als Umsturz aller weltlichen, wie geistlichen und geistigen Autorität, Vernichtung alles physischen wie moralischen Besitzstandes. Und hiemit dann ist zugleich auch gesagt, welches Schicksal in ihr Religion und Kirche zu gewärtigen hat. Kirchenraub, weil hier am wenigsten Widerstand zu fürchten, dabei ein lockendes Anziehungsmittel für die Massen gewonnen war, ist in Frankreich der erste Schritt gegen sie gewesen. Es ist die auf den Antrag von Lacoste und Talleyrand beschlossene Erklärung der Kirchengüter zu Nationaleigenthum; ihr sind Stiftereinziehungen und Klösteraufhebung auf dem Fuße gefolgt. Nach Vernichtung des Besitzes kam das Recht an die Reihe; es ist der bekannte Bürgereid der Geistlichen. Grausame Verfolgung und Deportation, furchtbare Verhöhnung alles Göttlichen und Heiligen, wie das in dem ersten besten Geschichtsbuche nachgelesen werden kann, Abschaffung der Kirche und des Christenthums, Einführung des bekannten Vernunftgötzendienstes und endlich Absetzung des höchsten Wesens hat den Schluß gebildet. Es war das, wie in der englischen Revolution die Erklärung der Antinomianer, daß jedes Sittengesetz eine Tyrannei, die Crisis in dem revolutionären Fieberdelirium des französischen Volkes, und die Reaction begann. Allgemeine Religionsfreiheit also, Schisma, Häresie, Atheismus, das sind die Phasen, welche in einer Revolution die Kirche zu durch-

laufen hat. Und hieraus nun die von selbst sich ergebenden Folgerungen zu ziehen, für Gegenwart und Zukunft die nöthigen Nutzanwendungen sich machen, könnten wir füglich einem Jeden selbst überlassen, wollen wir jedoch die eine oder die andere Betrachtung darüber uns noch zu machen erlauben.

Wie allüberall in Europa, so war zumal auch in Deutschland, seitdem die Willkür das Scepter geführt, seit dem jener hohle, alles politische wie religiöse Leben zerknickende Wind eitler Theorie über seine schönen Gauen dahingezogen, die Lage der Kirche eine trostlose. Nachdem man sie ihres Schmuckes beraubt, ihre Schätze an Krämerjuden verschachert, ihr schönes Gewand in Fetzen zerrissen, hat man ihr auch das Recht genommen, nicht mehr als Braut, sondern als Magd sie behandelt, ihren kunstreichen Bau nur noch als ein nützliches Räderwerk in den Polizeimechanismus einzufügen gesucht. Doch in diesem ausgefahrenen Geleise war der Wagen der Weltgeschichte platterdings nicht länger sich fortzuschleppen gewillt; schon seit Jahren haben die Kundigen das Nahen einer neuen Zeit in allen ihren Gliedern gespürt. Nachdem die Seher auf der Warte das Kölner Ereigniß besonders als ein Wetterleuchten dieser neuen, bessern Zukunft am kirchlichen Himmel gedeutet und verkündet, brauste, als ein Jahrzehnt abgelaufen war, von Westen her ein Sturm, „wie das Wehen eines gewaltigen, daherfahrenden Windes.“ Man hat ihn für den Aequinoctialsturm eines nahenden Völkerfrühlings gehalten, da doch das Weltenjahr schon längst in den Sommer, mit seinen schwülen, heißen Tagen eingetreten. Es war nicht ein Sturm wie jener am ersten Pfingstfeste, es war ein Gewittersturm, der Vorbote eines heraufziehenden Unwetters. Er hat, wie ein solcher, das Leben in den erschlafften Gliedern aufgeregt, und, wie natürlich, auch die Geistlichen angeweht. Mancher jedoch ward förmlich fortgerissen von ihm und hat, wenn auch unbewußt, auf revolutionärem Boden gestanden.

Daß einzelne Pfarrer nur vom Volke getragen, und auf

ihre Gemeinde gestützt, kirchliche Rechte gegen die Anmaßungen der Beamten durchsetzen zu können, sich überredeten, welcher Ansicht man auch in höhern Regionen zu huldigen schien; daß andre durch Beschaffung von Petitionen und Adressen Dieses und Jenes zu erreichen glaubten, war, — obgleich mit Sympathien nur die Revolution, die Kirche aber mit bestehenden Gewalten zu unterhandeln pflegt, — noch das Unverfänglichste; daß man hin und wieder förmlich auf den Boden der „vollendeten Thatsache" sich gestellt, die Kirchenfreiheit als fait accompli angenommen und nun sofort darauf weiter baute, daß der niedere Clerus an manchen Orten Versammlungen hielt, um Forderungen an seine geistliche Behörde zu formuliren und dgl. war, freilich mit einigem Zusatz von Lächerlichkeit, eine revolutionäre Bahn; und wie endlich die wirklichen kirchlichen Revolutionäre sich eingestellt, von constitutioneller Regierungsform, constituirenden kirchlichen Landtagen, (ich habe, damit auch eine gewisse deutsche Untugend dabei nicht leer ausgehe, damals selbst von „gesinnungstüchtigen Kaplänen" reden gehört) Aufhebung beengender Fesseln &c. sprachen, ist uns Allen noch in frischem Andenken. Ja, wie Viele haben nicht von der Revolution Freiheit der Kirche erwartet! Wirklich war sie auf allen damals üblichen Proklamationen zu lesen; aber wie schon in der Constituante von 89, die doch, was die deutsche nicht gethan, en presence de Dieu et au nom du peuple français ihre Menschenrechte verkündete, hinter einige aufrichtige Männer versteckt, das Ungeheuer des Atheismus lauerte, so hat es auch gar bald in Deutschland sich gezeigt. Bei der denkwürdigen Kirchenfrage hat in den Reden eines Vogt, Ruge, Fröbel dieses Ungeheuer uns die fletschernden Zähne gewiesen. Wehe! wenn es von seiner Kette wäre losgebunden worden; wehe! wenn die Revolution alle ihre Stadien bis zum letzten durchlaufen hätte. Es kam nicht dazu. Das Unwetter kam nicht zur vollen Entladung, vielleicht, weil die Atmosphäre noch nicht genug mit Schwefel und Salpeter geschwängert

war, vielleicht, weil eine matte Generation, eine hinsiechende Zeit es auch nicht mehr zu großartigem Gräuel zu bringen vermag, vielleicht auch, weil Deutschland überhaupt schon seit Jahrhunderten dazu verurtheilt scheint, französische Zustände und Abgeschmacktheiten nur in der Carricatur wiederzugeben. Immerhin jedoch, wie es ein historisches Gesetz und selbst das natürliche des Gleichgewichtes mit sich bringt, ist auf sie Militärherrschaft, Belagerungszustand, Säbelregiment gefolgt. Die Völker waren nach einem Anfall von Fieberdelirium abgespannt, aller Orten hallte der Ruf nach Ruhe wieder, die Reaction begann, der Sturm war verbraust, das Meer, wenigstens auf seiner Oberfläche, wieder ruhig geworden, die Wasser hatten sich verlaufen, Alles war vorbei. Und die Kirche? sie war mit ihrer Freiheit nicht weiter als vorher gekommen; und sie konnte nicht weiter gekommen seyn, weil der Zustand, mit dem man es zu thun gehabt, Revolution geheißen; die Hirtenworte des deutschen Episcopates waren an den deutschen Regierungen spurlos verhallt, diese zogen im Gegentheil die alten Ketten wieder fester an, es mußte Schritt für Schritt, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, die Freiheit erkämpft werden. Und darin besteht die nächste Aufgabe der Kirche in der Gegenwart, daß sie ihr Verhältniß zum Staate ordne, daß sie ihre Freiheit sich garantiren lasse, daß sie auf diesem Fundamente der Unabhängigkeit dann den weitern Bau der innern Entwicklung aufführe und vollende, und so noch einmal den Völkern eine Rettungsanstalt werde in den Nöthen der gegenwärtigen und der zukünftigen Zeiten. So hat es vor Jahren der große Todte, dessen Lebensbeschreibung wir jetzt lesen, in den Worten gesagt: „Hat sie einmal von dieser Seite Licht und Freiheit sich errungen, auch ihre billige Dotation, die ihr der Staat noch immer vorenthält, erlangt, dann wird sie bei der ungeheuren Reproductionskraft, die ihr beiwohnt, sich leicht wieder aus sich selbst zeitgemäß ergänzen, und dann ihre übrigen Verhältnisse durch Synoden

und Concilien ordnen, und in dem Maße, wie die Ideen sich von neuem beleben, wieder verjüngt erstehen. Dann erst wird es an der Zeit seyn, jedem allenfallsigen Despotismus, der sich in ihr entwickeln wollte, zu begegnen, da das katholische Teutschland so wenig den kirchlichen, wie den politischen sich gefallen zu lassen irgend einige Neigung hat" *). So hat man diese Aufgabe dort begriffen, wo der Schaden am tiefsten sich eingefressen, in Oesterreich. Die preußischen Bischöfe haben ein Gleiches gethan, und nach ihnen war die Reihe füglich an die bayerischen gekommen. Die übrigen, namentlich die der oberrheinischen Kirchenprovinz, werden nicht ausbleiben. Auch der Clerus wird dieses als die erste und nöthigste Aufgabe der Kirche erkennen und sie nach Kräften zu fördern bemüht seyn, nicht beständig auf diese oder jene Frage Antwort verlangen, bevor nicht die Grundfrage gelöst. Vor Allem hüte er sich, mit der Revolution gemeine Sache zu machen, wie unverfänglich sie auch auftreten mag; von solchen furchtbaren Staatsumwälzungen Heil für seine Kirche zu erwarten, sie deßhalb herbeizuwünschen. „Denn Revolutionen", sagt der oben Genannte an einer andern Stelle, „sind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen vermag; so furchtbarer Bedeutung sind diese Katastrophen in der Geschichte und so ernsten, tiefen Inhaltes, daß nur Verrückte oder Verzweifelte sie herbeiwünschen können." „Wollt ihr eine Revolution haben", hat bekanntlich Mirabeau gesagt, „müßt ihr erst Frankreich dekatholisiren", und zu allem Ueberfluß für jene, die das noch nicht in der Geschichte sollten gelesen haben, sagt das Manifest der deutschen Demokraten: „Die Revolution vernichtet die Religion, indem sie die Hoffnung auf den Himmel durch die Wohlfahrt und Freiheit Aller auf Erden überflüssig macht."

*) Teutschland u. d. Rev. S. 148.

Er schmeichle sich ja nicht, daß er durch seine etwaige politische Freisinnigkeit, selbst wenn ein Nationalconvent zur Herrschaft gelänge, geborgen seyn würde; „denn diesem“, wie zur Zeit des Consulates Lucian Bonaparte im gesetzgebenden Körper gesagt, „war es nicht genug, Guiana mit widerspenstigen Priestern zu bevölkern, die geschwornen waren seiner Wuth auf gleiche Weise ausgesetzt. Der Atheismus kennt in religiösen Secten eben so wenig Unterschied, als der Royalismus in den republikanischen.“ Eben so wenig wie nach dieser Seite hin wird aber auch der Geistliche, da seine Kirche keinerlei Tyrannei begünstigt, nach der andern sich verirren, in der Politik überhaupt ohne Partei, wenn auch nicht, wie der Professor in naturalibus, ohne Standpunkt seyn. So wenig wie Demokrat braucht er Absolutist oder Aristokrat zu seyn. Er soll nicht vorzugsweise zu den Reichen halten, auch nicht, wie es viele Prälaten zu Ludwigs XV. Zeit gemacht, und dadurch die Revolution ebenfalls fördern geholfen, nur den Vornehmen das Evangelium zum süßen Joche und zur leichten Bürde zu machen beflissen seyn, eben so wenig dem Fürsten- und Ministerialdespotismus das Wort reden, der Willkür eine Freistätte am Altare gönnen. Und wenn, wie das nach Zeiten schwerer Verhängnisse, z. B. nach den französischen Kriegen, sich schon öfters begeben, daß diese Willkür den Mantel der Frömmigkeit umhängt, dann wird der Geistliche sich dadurch nicht täuschen lassen. Wenn eine königlich-freimaurerische Hoheit einen Bischof ermahnt, die Jugend in der Gottesfurcht zu erziehen, wenn ein Gothaischer Minister Circulare über den sonntäglichen Kirchenbesuch der Beamten erläßt, wenn ein Regierungsrath in einem Schulblatte Pflege des positiven Christenthums empfiehlt, dann weiß der Geistliche, wie wenig Gewicht darauf zu legen ist, und zu welchem Zwecke Joseph Mazzini dem Clerus das Lob spendet, daß er bis zu einem gewissen Grade freisinnig sei. Seine Kirche sei es und die große Aufgabe, welche gegenwärtig von der Vorsehung ihr zur Lösung überge-

ben wird, für die er sich begeistere. Das wahre Feuer religiöser Begeisterung ist aber jenes revolutionäre Strohfeuer nicht, das in Manchem der Märzsturm angeblasen, und im Herbste, wenn die fahlen Blätter und dürren Reiser fallen, längst erloschen ist; auch jenes Licht ist es nicht, das nur von dem Talg feister Trägheit genährt und unterhalten wird; noch weniger ist es jenes Flämmchen, das auf sumpfigem, verfaultem Boden sich entwickelt, zwar für eine neue, aber nicht bessere Zeit entflammt, das zwar zum Fortschritt lockt, aber, wie die Naturgeschichte lehrt, in Moräste führt; es ist vielmehr jenes heilige Vestalische Feuer, wie es bei Einzelnen seither allerdings nur kümmerlich brannte und schlecht gehütet worden, wie es aber bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl des deutschen Clerus, noch ungetrübt, von dem Oele der Wissenschaft und Frömmigkeit genährt, auf dem Altare ihres Herzens brennt. Dieses Feuer belebe, erwärme und begeistere ihn für den großen Beruf, der gerade jetzt seiner Kirche und durch sie auch ihm geworden. Daß diese Aufgabe der Kirche in der That eine große ist, darüber sind alle Sachverständigen längst einig, das ist seither so oft schon gesagt worden, daß eine Wiederholung desselben nur langweilig erscheinen könnte.

Die Politik hat nun durch mehr als drei Jahrhunderte ihre Unfähigkeit, die Völker allein zu erziehen und zu leiten, gründlich dargethan; es muß der Kirche der ihr gebührende Antheil daran zurückgegeben werden, und nur in dem Maße, als eine Reaction der Religion eintritt, sagt Donoso Cortes, werden die Dinge sich zum Bessern wenden. Das werden auch unsere Staatsmänner endlich einsehen, sie haben Voltaire in so vielem andern geglaubt, sie werden ihm endlich auch darin glauben, wenn er sagt: „philosophirt so viel ihr wollt, habt ihr aber einen Marktflecken zu regieren, so muß er Religion haben.“ Daß diese Restauration übrigens so ruhig ablaufen, der Feind des Menschengeschlechtes sie so ohne weiters geschehen und seine Legionen nicht erst zu einem

Er schmeichle sich ja nicht, daß er durch seine etwaige politische Freisinnigkeit, selbst wenn ein Nationalconvent zur Herrschaft gelänge, geborgen seyn würde; „denn diesem“, wie zur Zeit des Consulates Lucian Bonaparte im gesetzgebenden Körper gesagt, „war es nicht genug, Guiana mit widerspenstigen Priestern zu bevölkern, die geschwornen waren seiner Wuth auf gleiche Weise ausgesetzt. Der Atheismus kennt in religiösen Secten eben so wenig Unterschied, als der Royalismus in den republikanischen.“ Eben so wenig wie nach dieser Seite hin wird aber auch der Geistliche, da seine Kirche keinerlei Tyrannei begünstigt, nach der andern sich verirren, in der Politik überhaupt ohne Partei, wenn auch nicht, wie der Professor in naturalibus, ohne Standpunkt seyn. So wenig wie Demokrat braucht er Absolutist oder Aristokrat zu seyn. Er soll nicht vorzugsweise zu den Reichen halten, auch nicht, wie es viele Prälaten zu Ludwigs XV. Zeit gemacht, und dadurch die Revolution ebenfalls fördern geholfen, nur den Vornehmen das Evangelium zum süßen Joche und zur leichten Bürde zu machen beflissen seyn, eben so wenig dem Fürsten- und Ministerialdespotismus das Wort reden, der Willkür eine Freistätte am Altare gönnen. Und wenn, wie das nach Zeiten schwerer Verhängnisse, z. B. nach den französischen Kriegen, sich schon öfters begeben, daß diese Willkür den Mantel der Frömmigkeit umhängt, dann wird der Geistliche sich dadurch nicht täuschen lassen. Wenn eine königlich-freimaurerische Hoheit einen Bischof er...



welc...

ben wird, für die er sich begeistere. Das wahre Feuer religiöser Begeisterung ist aber jenes revolutionäre Strohfeuer nicht, das in Manchem der Märzsturm angeblasen, und im Herbste, wenn die fahlen Blätter und dürren Reiser fallen, längst erloschen ist; auch jenes Licht ist es nicht, das nur von dem Talg feister Trägheit genährt und unterhalten wird; noch weniger ist es jenes Flämmchen, das auf sumpfigem, verfaultem Boden sich entwickelt, zwar für eine neue, aber nicht bessere Zeit entflammt, das zwar zum Fortschritt lockt, aber, wie die Naturgeschichte lehrt, in Moräste führt; es ist vielmehr jenes heilige Vestalische Feuer, wie es bei Einzelnen seither allerdings nur kümmerlich brannte und schlecht gehütet worden, wie es aber bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl des deutschen Clerus, noch ungetrübt, von dem Oele der Wissenschaft und Frömmigkeit genährt, auf dem Altare ihres Herzens brennt. Dieses Feuer belebe, erwärme und begeistere ihn für den großen Beruf, der gerade jetzt seiner Kirche und durch sie auch ihm geworden. Daß diese Aufgabe der Kirche in der That eine große ist, darüber sind alle Sachverständigen längst einig, das ist seither so oft schon gesagt worden, daß eine Wiederholung desselben nur langweilig erscheinen könnte.

Die Politik hat nun durch mehr als drei Jahrhunderte ihre Unfähigkeit, die Völker allein zu erziehen und zu leiten, gründlich dargethan; es muß der Kirche der ihr gebührende Antheil daran zurückgegeben werden, und nur in dem Maße, als eine Reaction der Religion eintritt, sagt Donoso Cortes,
[illegible] sich zum Bessern wenden. Das wer-
[illegible] Staatsmänner endlich einsehen, sie haben
[illegible] dern geglaubt, sie werden ihm endlich
[illegible] er sagt: „philosophirt so viel ihr
[illegible] Marktflecken zu regieren, so muß
[illegible] se Restauration übrigens so ru-
[illegible] Menschengeschlechtes sie so
[illegible] Regionen nicht erst zu einem

ganze Völker." „Ein solches Meteor", sagt der genannte Aufsatz weiter, „ist von Frankreich dahergezogen, glänzend, schimmernd, Segen verheißend und Fruchtbarkeit; aber, an giftiger Nahrung zehrend, ist die Flamme bald zu grimmem, fressenden Feuer geworden, und im dunklen Wetter ist dieß sengend, brennend und mit Hagelschlag herangekommen und hat weit umher die Welt verwüstet und verheert." Das ist im Bilde der Revolutionen Verlauf, darum ist es erklärlich, wie bei unheimlich schwüler Atmosphäre auch der Geistliche von dem reinigenden Blitz eines heraufziehenden Unwetters neues Leben und Frische erwartet, darum aber auch ist's Vermessenheit, solche in ihrem weitern Verlaufe so furchtbare Catastrophen herbeizuführen, und darum haben wir über das Verhältniß Beider Einiges hier niederzuschreiben, und für Gegenwart und Zukunft die nöthigen Lehren daraus zu ziehen uns vorgenommen.

Wenn der christliche Politiker die Urkunden seiner Religion durchblättert, so findet er nirgends eine Stelle, in welcher von Gott und von Christo eine bestimmte Staatsform als die beste empfohlen wäre. Darüber schweigt das Evangelium, und deßhalb konnte es geschehen, daß der Pater Ventura im Jahre 1825 die absolute Monarchie, im Jahre 1848 die Demokratie herausgelesen hat. Dem Evangelium getreu, hat auch die Kirche hierüber sich nicht entschieden, und daher die gerade entgegengesetzten Behauptungen, daß sie bald den Absolutismus begünstige und ihre Geistlichen Reactionäre seien, bald die alte Fabel, daß in katholischen Ländern eher Revolutionen ausbrächen, als in protestantischen. Sie verdammt jede Empörung und Auflehnung gegen die bestehende Obrigkeit, aber sie hat auch niemals der frechen Willkür eine Freistätte am Altare gegönnt; sie hat unter allen Staatsformen schon bestanden, selbst unter dem Communismus der Brudergemeinde zu Jerusalem; sie hat Jahrhunderte bestanden in dem absolutistischen Oesterreich, so wie sie herrlich geblüht in den

Republiken des Hochbundes; sie hat neben dem Staate eines Ludwig des Vierzehnten existirt, und sie gedeiht zur Stunde immer mehr in dem freien Nordamerika. Ja sie liebt die Freiheit nicht bloß, sie gedeiht neu in derselben; sie mußte verkümmern unter dem Absolutismus des byzantinischen Hofes, so wie sie zu existiren aufhören mußte unter der Tyrannei des Pariser Nationalconventes; sie hat geseufzt unter den Umarmungen des Souverainetätsschwindels deutscher Duodezfürsten gerade so, wie unter den Fußtritten des rohen Schweizer Radikalismus. Aber sie hat sich nicht empört, sie verwirft die Empörung, sie verdammt die Revolution, sie ist der directeste Gegensatz, das contradictorische Gegentheil von ihr. So liegt's im Wesen beider, so hat die Geschichte gelehrt. — Verschieden sind, je nachdem sie mit Empörung, Tumult, Emeute, Rebellion u. dgl. verwechselt wird, oder je nachdem die historische Anschauung eine heidnisch-fatalistische, oberflächlich-pragmatische, oder christliche ist, welche, wie schon Diodor gethan, in der Geschichte eine „Gehülfin der Vorsehung" erkennt — verschieden sind die Definitionen, welche die Historiker von Revolution zu geben pflegen; geradezu widersprechend sind sie, seitdem eine neue babylonische Sprachenverwirrung so reißende Fortschritte gemacht, mannichfach sind die Ursachen, die man als Anlässe derselben aufgezählt. Als die gewöhnlichsten werden genannt: Gelderpressungen und Finanzkünste; was durch jene Tempelsteuer zum Bau der Peterskirche, welche den Bau der Reformation beschleunigt, und durch jene Finanzklemme in Frankreich, welche die Stände zu berufen gezwungen, einigermaßen gegründet erscheint, drückende Steuer und Abgaben, gewaltsame Veränderung der Gesetze und Gebräuche, Verletzung der Freiheiten und Privilegien, Unterdrückung des Verdienstes und Beförderung der Unwürdigkeit, Intriguen und Maitressenwirthschaft am Hof, überhaupt Fehler der Regierung, was alles aber der letzte und tiefste Grund der Revolution deßwegen nicht seyn kann, weil sie sonst nicht

so gleichzeitig, unvorhergesehen und allgemein seyn könnte. Auch hat sie nicht, wie Ordas Avecilla in der spanischen Deputirtenkammer gemeint, in der Tyrannei und Elend ihren letzten Grund, und ist deßhalb Sorge für Brod keineswegs das Radikalheilmittel gegen sie, weil, wie ihm der geistreiche Marquis de Valdegamas richtig geantwortet, von sclavischen und hungernden Völkern nie eine Revolution gemacht worden. Revolutionen, wie der oben Genannte und vor ihm schon Andere gesagt, wie aus der Zusammenfassung der einzeln angegebenen Ursachen sich ergibt, sind Gottesgerichte, die von Zeit zu Zeit über die Menschheit hereinbrechen, furchtbare Crisen im Leben eines von irgend welcher moralischen Fäulniß in seinen Gliedern angefressenen Volkes; sie sind, läßt sich im gewissen Sinne daher mit Machiavelli sagen: „Naturnothwendigkeiten im Staate." Mit jedem Volke nämlich, sagt der schon einmal angeführte Artikel des Rheinischen Merkurs, „geht ein guter und ein böser Geist durch seine Zeiten; beide streiten oft grimmig mit einander, wie bei Daniel der Engel von Persien mit dem von Griechenland. Sind der Sünden viel geworden in der Nation, dann siegt das dunkle Wesen; die Zornschaale, bis zum Rande angefüllt, wird über ihre Häupter ausgegossen, und sie bereiten sich im Wahnsinn selber ihre Plagen, oder fremde Völker kommen als Werkzeuge der Rache über sie. So über Israel Babylon, über Babylon Assyrien, über Assyrien das Perservolk, über diese Alexander mit den Griechen, über alle dann das breite, scharfe Römerschwerdt; am Gefäße aber brachen die Germanen die schon vom Rost zerfressene Klinge ab; darauf kam in Sturm das Frankenreich, später der Sarazenen und Türken wilde Macht, die Züge der Tartaren, die innere Glaubensgährung, endlich in unsern Tagen die Revolution." Sie also ist die Geißel, deren zur Züchtigung der Völker die Vorsehung sich heut zu Tage bedient; und, wofür wir die Stelle zunächst angeführt, es ist „der böse Geist" eines Volkes, der in ihr zur Herrschaft kommt. So liegt es

in Begriff und Wesen der Revolution; so hat es der Verlauf derjenigen ausgewiesen, welche, weil sie alle Stadien durchgegangen, das treueste Abbild derselben ist, der französischen; so wird es deutlicher noch aus ihrem letzten Ziele sich ergeben. Dieses ihr Ziel, wie es Gerle an Robespierre in den Worten geschrieben:

Ni culte, ni prêtres, ni roi
Car la nouvelle Eve c'est Toi,

wie es, wenn ich so sagen darf, schöner nicht ausgedrückt seyn könnte, als in dem allbekannten: „bis an des letzten Pfaffen Darm der letzte König hängt“, es ist kein anderes als Umsturz aller weltlichen, wie geistlichen und geistigen Autorität, Vernichtung alles physischen wie moralischen Besitzstandes. Und hiemit dann ist zugleich auch gesagt, welches Schicksal in ihr Religion und Kirche zu gewärtigen hat. Kirchenraub, weil hier am wenigsten Widerstand zu fürchten, dabei ein lockendes Anziehungsmittel für die Massen gewonnen war, ist in Frankreich der erste Schritt gegen sie gewesen. Es ist die auf den Antrag von Lacoste und Talleyrand beschlossene Erklärung der Kirchengüter zu Nationaleigenthum; ihr sind Stiftereinziehungen und Klösteraufhebung auf dem Fuße gefolgt. Nach Vernichtung des Besitzes kam das Recht an die Reihe; es ist der bekannte Bürgereid der Geistlichen. Grausame Verfolgung und Deportation, furchtbare Verhöhnung alles Göttlichen und Heiligen, wie das in dem ersten besten Geschichtsbuche nachgelesen werden kann, Abschaffung der Kirche und des Christenthums, Einführung des bekannten Vernunftgötzendienstes und endlich Absetzung des höchsten Wesens hat den Schluß gebildet. Es war das, wie in der englischen Revolution die Erklärung der Antinomianer, daß jedes Sittengesetz eine Tyrannei, die Crisis in dem revolutionären Fieberdelirium des französischen Volkes, und die Reaction begann. Allgemeine Religionsfreiheit also, Schisma, Häresie, Atheismus, das sind die Phasen, welche in einer Revolution die Kirche zu durch-

laufen hat. Und hieraus nun die von selbst sich ergebenden Folgerungen zu ziehen, für Gegenwart und Zukunft die nöthigen Nutzanwendungen sich machen, könnten wir füglich einem Jeden selbst überlassen, wollen wir jedoch die eine oder die andere Betrachtung darüber uns noch zu machen erlauben.

Wie allüberall in Europa, so war zumal auch in Deutschland, seitdem die Willkür das Scepter geführt, seit dem jener hohle, alles politische wie religiöse Leben zerknickende Wind eitler Theorie über seine schönen Gauen dahingezogen, die Lage der Kirche eine trostlose. Nachdem man sie ihres Schmuckes beraubt, ihre Schätze an Krämerjuden verschachert, ihr schönes Gewand in Fetzen zerrissen, hat man ihr auch das Recht genommen, nicht mehr als Braut, sondern als Magd sie behandelt, ihren kunstreichen Bau nur noch als ein nützliches Räderwerk in den Polizeimechanismus einzufügen gesucht. Doch in diesem ausgefahrenen Geleise war der Wagen der Weltgeschichte platterdings nicht länger sich fortzuschleppen gewillt; schon seit Jahren haben die Kundigen das Nahen einer neuen Zeit in allen ihren Gliedern gespürt. Nachdem die Seher auf der Warte das Kölner Ereigniß besonders als ein Wetterleuchten dieser neuen, bessern Zukunft am kirchlichen Himmel gedeutet und verkündet, brauste, als ein Jahrzehnt abgelaufen war, von Westen her ein Sturm, „wie das Wehen eines gewaltigen, daherfahrenden Windes.“ Man hat ihn für den Aequinoctialsturm eines nahenden Völkerfrühlings gehalten, da doch das Weltenjahr schon längst in den Sommer, mit seinen schwülen, heißen Tagen eingetreten. Es war nicht ein Sturm wie jener am ersten Pfingstfeste, es war ein Gewittersturm, der Vorbote eines heraufziehenden Unwetters. Er hat, wie ein solcher, das Leben in den erschlafften Gliedern aufgeregt, und, wie natürlich, auch die Geistlichen angeweht. Mancher jedoch ward förmlich fortgerissen von ihm und hat, wenn auch unbewußt, auf revolutionärem Boden gestanden.

Daß einzelne Pfarrer nur vom Volke getragen, und auf

ihre Gemeinde gestützt, kirchliche Rechte gegen die Anmaßungen der Beamten durchsetzen zu können, sich überredeten, welcher Ansicht man auch in höhern Regionen zu huldigen schien; daß andre durch Beschaffung von Petitionen und Adressen Dieses und Jenes zu erreichen glaubten, war, — obgleich mit Sympathien nur die Revolution, die Kirche aber mit bestehenden Gewalten zu unterhandeln pflegt, — noch das Unverfänglichste; daß man hin und wieder förmlich auf den Boden der „vollendeten Thatsache" sich gestellt, die Kirchenfreiheit als fait accompli angenommen und nun sofort darauf weiter baute, daß der niedere Clerus an manchen Orten Versammlungen hielt, um Forderungen an seine geistliche Behörde zu formuliren und dgl. war, freilich mit einigem Zusatz von Lächerlichkeit, eine revolutionäre Bahn; und wie endlich die wirklichen kirchlichen Revolutionäre sich eingestellt, von constitutioneller Regierungsform, constituirenden kirchlichen Landtagen, (ich habe, damit auch eine gewisse deutsche Untugend dabei nicht leer ausgehe, damals selbst von „gesinnungstüchtigen Kaplänen" reden gehört) Aufhebung beengender Fesseln rc. sprachen, ist uns Allen noch in frischem Andenken. Ja, wie Viele haben nicht von der Revolution Freiheit der Kirche erwartet! Wirklich war sie auf allen damals üblichen Proklamationen zu lesen; aber wie schon in der Constituante von 89, die doch, was die deutsche nicht gethan, en presence de Dieu et au nom du peuple français ihre Menschenrechte verkündete, hinter einige aufrichtige Männer versteckt, das Ungeheuer des Atheismus lauerte, so hat es auch gar bald in Deutschland sich gezeigt. Bei der denkwürdigen Kirchenfrage hat in den Reden eines Vogt, Ruge, Fröbel dieses Ungeheuer uns die fletschernden Zähne gewiesen. Wehe! wenn es von seiner Kette wäre losgebunden worden; wehe! wenn die Revolution alle ihre Stadien bis zum letzten durchlaufen hätte. Es kam nicht dazu. Das Unwetter kam nicht zur vollen Entladung, vielleicht, weil die Atmosphäre noch nicht genug mit Schwefel und Salpeter geschwängert

war, vielleicht, weil eine matte Generation, eine hinsiechende Zeit es auch nicht mehr zu großartigem Gräuel zu bringen vermag, vielleicht auch, weil Deutschland überhaupt schon seit Jahrhunderten dazu verurtheilt scheint, französische Zustände und Abgeschmacktheiten nur in der Carricatur wiederzugeben. Immerhin jedoch, wie es ein historisches Gesetz und selbst das natürliche des Gleichgewichtes mit sich bringt, ist auf sie Militärherrschaft, Belagerungszustand, Säbelregiment gefolgt. Die Völker waren nach einem Anfall von Fieberdelirium abgespannt, aller Orten hallte der Ruf nach Ruhe wieder, die Reaction begann, der Sturm war verbraust, das Meer, wenigstens auf seiner Oberfläche, wieder ruhig geworden, die Wasser hatten sich verlaufen, Alles war vorbei. Und die Kirche? sie war mit ihrer Freiheit nicht weiter als vorher gekommen; und sie konnte nicht weiter gekommen seyn, weil der Zustand, mit dem man es zu thun gehabt, Revolution geheißen; die Hirtenworte des deutschen Episcopates waren an den deutschen Regierungen spurlos verhallt, diese zogen im Gegentheil die alten Ketten wieder fester an, es mußte Schritt für Schritt, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, die Freiheit erkämpft werden. Und darin besteht die nächste Aufgabe der Kirche in der Gegenwart, daß sie ihr Verhältniß zum Staate ordne, daß sie ihre Freiheit sich garantiren lasse, daß sie auf diesem Fundamente der Unabhängigkeit dann den weitern Bau der innern Entwicklung aufführe und vollende, und so noch einmal den Völkern eine Rettungsanstalt werde in den Nöthen der gegenwärtigen und der zukünftigen Zeiten. So hat es vor Jahren der große Todte, dessen Lebensbeschreibung wir jetzt lesen, in den Worten gesagt: „Hat sie einmal von dieser Seite Licht und Freiheit sich errungen, auch ihre billige Dotation, die ihr der Staat noch immer vorenthält, erlangt, dann wird sie bei der ungeheuren Reproductionskraft, die ihr beiwohnt, sich leicht wieder aus sich selbst zeitgemäß ergänzen, und dann ihre übrigen Verhältnisse durch Synoden

und Concilien ordnen, und in dem Maße, wie die Ideen sich von neuem beleben, wieder verjüngt erstehen. Dann erst wird es an der Zeit seyn, jedem allenfallsigen Despotismus, der sich in ihr entwickeln wollte, zu begegnen, da das katholische Teutschland so wenig den kirchlichen, wie den politischen sich gefallen zu lassen irgend einige Neigung hat" *). So hat man diese Aufgabe dort begriffen, wo der Schaden am tiefsten sich eingefressen, in Oesterreich. Die preußischen Bischöfe haben ein Gleiches gethan, und nach ihnen war die Reihe füglich an die bayerischen gekommen. Die übrigen, namentlich die der oberrheinischen Kirchenprovinz, werden nicht ausbleiben. Auch der Clerus wird dieses als die erste und nöthigste Aufgabe der Kirche erkennen und sie nach Kräften zu fördern bemüht seyn, nicht beständig auf diese oder jene Frage Antwort verlangen, bevor nicht die Grundfrage gelöst. Vor Allem hüte er sich, mit der Revolution gemeine Sache zu machen, wie unverfänglich sie auch auftreten mag; von solchen furchtbaren Staatsumwälzungen Heil für seine Kirche zu erwarten, sie deßhalb herbeizuwünschen. „Denn Revolutionen", sagt der oben Genannte an einer andern Stelle, „sind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen vermag; so furchtbarer Bedeutung sind diese Katastrophen in der Geschichte und so ernsten, tiefen Inhaltes, daß nur Verrückte oder Verzweifelte sie herbeiwünschen können." „Wollt ihr eine Revolution haben", hat bekanntlich Mirabeau gesagt, „müßt ihr erst Frankreich dekatholisiren", und zu allem Ueberfluß für jene, die das noch nicht in der Geschichte sollten gelesen haben, sagt das Manifest der deutschen Demokraten: „Die Revolution vernichtet die Religion, indem sie die Hoffnung auf den Himmel durch die Wohlfahrt und Freiheit Aller auf Erden überflüssig macht."

*) Teutschland u. d. Rev. S. 148.

Er schmeichle sich ja nicht, daß er durch seine etwaige politische Freisinnigkeit, selbst wenn ein Nationalconvent zur Herrschaft gelänge, geborgen seyn würde; „denn diesem", wie zur Zeit des Consulates Lucian Bonaparte im gesetzgebenden Körper gesagt, „war es nicht genug, Guiana mit widerspenstigen Priestern zu bevölkern, die geschwornen waren seiner Wuth auf gleiche Weise ausgesetzt. Der Atheismus kennt in religiösen Secten eben so wenig Unterschied, als der Royalismus in den republikanischen." Eben so wenig wie nach dieser Seite hin wird aber auch der Geistliche, da seine Kirche keinerlei Tyrannei begünstigt, nach der andern sich verirren, in der Politik überhaupt ohne Partei, wenn auch nicht, wie der Professor in naturalibus, ohne Standpunkt seyn. So wenig wie Demokrat braucht er Absolutist oder Aristokrat zu seyn. Er soll nicht vorzugsweise zu den Reichen halten, auch nicht, wie es viele Prälaten zu Ludwigs XV. Zeit gemacht, und dadurch die Revolution ebenfalls fördern geholfen, nur den Vornehmen das Evangelium zum süßen Joche und zur leichten Bürde zu machen beflissen seyn, eben so wenig dem Fürsten- und Ministerialdespotismus das Wort reden, der Willkür eine Freistätte am Altare gönnen. Und wenn, wie das nach Zeiten schwerer Verhängnisse, z. B. nach den französischen Kriegen, sich schon öfters begeben, daß diese Willkür den Mantel der Frömmigkeit umhängt, dann wird der Geistliche sich dadurch nicht täuschen lassen. Wenn eine königlich-freimaurerische Hoheit einen Bischof ermahnt, die Jugend in der Gottesfurcht zu erziehen, wenn ein Gothaischer Minister Circulare über den sonntäglichen Kirchenbesuch der Beamten erläßt, wenn ein Regierungsrath in einem Schulblatte Pflege des positiven Christenthums empfiehlt, dann weiß der Geistliche, wie wenig Gewicht darauf zu legen ist, und zu welchem Zwecke Joseph Mazzini dem Clerus das Lob spendet, daß er bis zu einem gewissen Grade freisinnig sei. Seine Kirche sei es und die große Aufgabe, welche gegenwärtig von der Vorsehung ihr zur Lösung überge-

ben wird, für die er sich begeistere. Das wahre Feuer religiöser Begeisterung ist aber jenes revolutionäre Strohfeuer nicht, das in Manchem der Märzsturm angeblasen, und im Herbste, wenn die fahlen Blätter und dürren Reiser fallen, längst erloschen ist; auch jenes Licht ist es nicht, das nur von dem Talg feister Trägheit genährt und unterhalten wird; noch weniger ist es jenes Flämmchen, das auf sumpfigem, verfaultem Boden sich entwickelt, zwar für eine neue, aber nicht bessere Zeit entflammt, das zwar zum Fortschritt lockt, aber, wie die Naturgeschichte lehrt, in Moräste führt; es ist vielmehr jenes heilige Vestalische Feuer, wie es bei Einzelnen seither allerdings nur kümmerlich brannte und schlecht gehütet worden, wie es aber bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl des deutschen Clerus, noch ungetrübt, von dem Oele der Wissenschaft und Frömmigkeit genährt, auf dem Altare ihres Herzens brennt. Dieses Feuer belebe, erwärme und begeistere ihn für den großen Beruf, der gerade jetzt seiner Kirche und durch sie auch ihm geworden. Daß diese Aufgabe der Kirche in der That eine große ist, darüber sind alle Sachverständigen längst einig, das ist seither so oft schon gesagt worden, daß eine Wiederholung desselben nur langweilig erscheinen könnte.

Die Politik hat nun durch mehr als drei Jahrhunderte ihre Unfähigkeit, die Völker allein zu erziehen und zu leiten, gründlich dargethan; es muß der Kirche der ihr gebührende Antheil daran zurückgegeben werden, und nur in dem Maße, als eine Reaction der Religion eintritt, sagt Donoso Cortes, werden die Dinge sich zum Bessern wenden. Das werden auch unsere Staatsmänner endlich einsehen, sie haben Voltaire in so vielem andern geglaubt, sie werden ihm endlich auch darin glauben, wenn er sagt: „philosophirt so viel ihr wollt, habt ihr aber einen Marktflecken zu regieren, so muß er Religion haben.“ Daß diese Restauration übrigens so ruhig ablaufen, der Feind des Menschengeschlechtes sie so ohne weiters geschehen und seine Legionen nicht erst zu einem

hitzigen Kampfe aufstacheln wird, ist uns nicht minder klar. Wenn wir auch diesen Kampf noch nicht für den von Christus vorausgesagten letzten halten, wenn wir auch mit dem so eben genannten geistreichen Spanier noch nicht den Donner des Gerichtes, die Sturmglocken des nahenden Weltbrandes zu hören uns überzeugen können, dann geht doch schon seit geraumer Zeit die europäische Menschheit einer verhängnißvollen Krisis entgegen. Schon dießmal haben, was bei frühern Wendepunkten der Geschichte in dem Grade nicht der Fall war, die drei großen historischen Probleme zusammen, gebieterisch einer Lösung harrend, sich in den Vordergrund gedrängt; es haben die Gegensätze in ihnen bis zu einem Punkte sich entwickelt, daß ihre Lösung von Tag zu Tag schwerer wird. Auf dem religiösen Gebiete handelt es sich bekanntlich schon lange nicht mehr sowohl um Katholicismus oder Protestantismus, als vielmehr um Christenthum und Antichristenthum. Auch hat man gerade in der jüngsten Zeit das Ungeheuer des religiösen Fanatismus, seither mühsam an der Kette gehalten, loszubinden versucht, und das Feuer, unter der Asche zwar immer fortglimmend, aber sorgfältig seither mit dem Mantel der Toleranz bedeckt, zu schüren angefangen, so daß es, wie in England, in lichterloher Flamme aufgelodert; eben so in Deutschland manchem Sauerteig, der die Volksmassen ergreifen sollte, als Ferment die Religion beigegeben. Der furchtbar drohenden Zeichen auf dem socialen Gebiete wollen wir für heute nicht des Nähern gedenken und nur bemerken, daß schon dießmal an manchen Orten die Dinge alles Ernstes sich angelassen, als wolle der Vernichtungskampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden anheben. In der Politik handelt es sich nicht mehr, wie Frankreich lehrt, um Monarchie oder Republik, sondern um Regierung und Nichtregierung, die Regirten sind unregierbar geworden, es ist die Zeit, welche Burke voraus verkündet hat, wenn er sagt: „es wird die Zeit kommen, wo die Fürsten aus Politik Tyrannen werden, weil die

Unterthanen Rebellen aus Princip geworden." Es werden sich deßhalb auch jetzt die Revolutionen häufiger folgen; wie sie ehemals alle hundert Jahre, später alle fünfzig, dann alle fünfundzwanzig, alle Jahrzehnte sich gefolgt, so wird vielleicht bald kein einziges mehr vergehen, in dem wir nicht irgendwo wenigstens ein Revolutiönchen erleben. In solchen Zeiten nun soll der Geistliche, wenn er die unheimlichen Dämonen rumoren hört, in die Wagenburg seiner Kirche sich zurückziehen. Hier ist er sicher, hier sind alle Hiebe der materiellen Gewalt Lufthiebe, hier sind schon Despoten, unter deren ehernem Fuße halbe Welttheile gezittert, vor denen Könige im Staube gelegen, durch das Wort sterbender Greise zu Schanden geworden; hier vermögen alle Kanonen der Welt nicht einen einzigen Canon zum Schweigen zu bringen. Der Unwetter sind über diese Kirche schon viele hingefahren, Stürme haben ihre Wiege umbraust, in ihrer Jugendkraft sie nicht zu erschüttern vermocht, sie werden auch die Zweitausendjährige nicht beugen. Und mag dann die dunkel geahnte europäische Katastrophe heraufziehen, der vielgefürchtete „Krieg Aller gegen Alle" entbrennen, selbst die Fröbel'sche Sündfluth hereinbrechen, in dieser Arche werden wir, wie ehemals und seitdem öfter, fünfzehn Ellen über den höchsten Bergen schweben.

XXVII.

Erinnerung an Monsignor Joseph Baini,

weiland Director der päpstlichen Kapelle &c.

Eine biographische Skizze.

Wenn in einer Zeit, wo der Sinn für Kunst und deren Geschichte überhaupt und das Interesse für ältere Kirchenmusik insbesondere, so lebhaft hervortritt, gleichwohl Männer vom ersten Range, von wesentlichen Leistungen, von entschiedenem Vortheil für letzteres Kunstfach fast eben so schnell aus der Erinnerung schwinden, als sie in's Grab sinken: so ist dieß immerhin eine auffallende Erscheinung, die zu mancherlei Reflexionen reichhaltigen Stoff bieten dürfte. Denn man sollte billig glauben, daß sich sogar mehrere Männer fänden, die solch großer Componisten künstlerisches Leben in geordnetem Zusammenhange aus ihrem Schaffen und Wirken darstellen, ihnen auf diese Weise ein ehrendes Denkmal errichten und ihre Nachahmung empfehlen würden. Doch begnügt man sich gewöhnlich, höchstens in einem Musikjournal den Todestag, das Lebensalter u. s. f. kurz anzugeben. Dieß ist heut zu Tage um so mehr zu bedauern, als einerseits die Klagen über profane, mehr theatralische, als des Gotteshauses würdige Musik sich mehren, andererseits man immer große Muster älterer, ächter Kirchenmusik, wie von neblichter Ferne,

zeigt. „Aber wo sind denn diese Modelle, könnte man fragen, die man nachahmen, wo die Anleitungen, die man befolgen, wo die Kunstmittel, die man beim Componiren gebrauchen soll? Zeigt uns diese Muster nicht mehr in dunkler Entfernung, sondern entrollet ihr Bild klar vor unsern Augen; decket uns auf das Schöne in ihren Productionen, erschließet uns das Erhabene ihrer Compositionen, weihet uns ein in das Höchste ihrer Kunst — in die Naturnachahmung!" In der That, nur dann wird die Kirchenmusik einfach, andachterweckend, des Hauses Gottes würdig seyn, wenn man nach Entfernung des oft betäubenden, sinnstörenden Ball- und Theaterstyls zurückkehrt zu jenen ernsten und doch süßen Melodien, wie sie in jener ältern Musik, die man noch heut zu Tage „Musica alla Palestrina" nennt, enthalten und gegeben sind. Zwar müssen wir es anerkennen, daß in neuester Zeit manche Productionen nach jener einfach edlen Weise Palestrinas geliefert wurden, daß in mancher Kirche, besonders in größeren Städten, durch rühmliche Bemühung der Kapellmeister oder Chordirigenten, jene harmoniereichen, älteren Gesangsweisen wieder ertönen, wenigstens bei besonderen Gelegenheiten. Aber leider sind das nur vereinzelte Erscheinungen, die noch immer einer weitern Ausdehnung entgegenharren. Wo liegen nun aber die Gründe, daß diese erhabene Musikart in unseren Tagen, trotz dem, daß ein besserer Geschmack in der Musik sich geltend zu machen scheint, dennoch so wenig Boden gewinnen und sich festsetzen konnte?

Wir meinen, die erste Ursache sei der geringe Beifall, den eine solche Kirchenmusik, namentlich in den unteren und mittleren Schichten des Volkes, und ausnahmsweise hie und da auch bei den höheren Ständen, einärndten würde. Das Ohr ist nämlich bei den erwähnten Klassen zu sehr verwöhnt durch die bisherige profane Musikgattung, der Geschmack zu wenig geläutert, als daß sie eine Aenderung des Bisherigen gerne sich gefallen lassen, die Einführung der älteren Kirchenmusik mit ihren feierlich ernsten, harmonischen, tiefergreifenden Tonweisen freudig begrüßen dürften. Man gefällt sich in leichtbeweglichen, veränderlichen, tändelnden Manieren: die sagen dem Charakter unserer Zeit mehr zu. Merkwürdig! Fortschritt, Fortschritt, das ist das allgemeine Losungswort, nur in der Musik will man zäh am Bisherigen hängen; und

doch wäre hier der wahre Fortschritt darin zu finden, daß man aufsuchte jene deutlich ausgeprägten Spuren der palestrinaischen Schule, und diese mit Geschick nachahmte. — Bei uns kälteren Deutschen trägt freilich die Musik ein ernsteres Gepräge, als dieß bei andern Nationen, z. B. bei den Italienern der Fall ist. Man muß dort einen Gottesdienst mit angehört haben, selbst in Rom, um sich zu überzeugen, wie tief gerade dort der gute Geschmack gesunken, wo Palestrina gelebt, gewirkt, componirt hat. Und wenn dann erst gar — was übrigens nicht selten geschieht — der Klingklang eines Glockenspieles mit dem ohnehin profanen Orgelspiel sich verbindet, so möchte man glauben, eher in ein Opernhaus, als in eine christliche Kirche getreten zu seyn. Abzuhelfen ist da eine schwierige Sache; denn wehe den Sängern, wenn sie ernstere Melodien sängen; wehe dem Organisten, wenn er dem eigenen, besseren Gefühle folgend, sein Instrument würdiger handhaben wollte. Nur die päpstliche Kapelle macht hierin eine rühmliche, ja einzige Ausnahme. Sie bleibt ihrem Meister, dem unsterblichen Palestrina *), dem sie Ruhm und Bewunderung verdankt, beharrlich treu, während rings um sie her Alles der Mode und dem schlechten Geschmack huldigt. — Wir sind aber der Ansicht, tüchtige Kapellmeister und Kirchenpräfecten sollten sich von diesem Beifall der nicht berechtigten und nicht kompetenten Volksmenge nicht abhalten lassen von Durchführung älterer Musikwerke; sie sollten muthig ihr hohes Ziel verfolgen, nämlich: daß die Kirchenmusik zum Dienste Gottes, zur Weckung und Belebung frommer Gefühle bestimmt sei. Wenn einmal eine ernstere Musik an die Stelle der heutigen getreten, so wird sich das Volk allmählig hineinfinden und seinen verdorbenen Geschmack verbessern — was bei uns ohnehin ernsteren Deutschen um so schneller gelingen dürfte.

Man sagt zwar, solche Compositionen erheischen viele und gute und sichere Stimmen, darum sei, namentlich auf dem Lande,

---

*) Der große Componist heißt eigentlich Peter Alois (Pierluigi); wir nennen ihn aber gewöhnlich nach seinem Geburtsort Palestrina.

eine solche Musik nicht auszuführen. Es ist wahr, unter den Productionen Pierluigis sind die meisten vier-, fünf- und sechsstimmig; es ist wahr, ihre gelungene Ausführung ist bedingt durch kräftige, im Treffen wohlgeübte Sänger, und daher können nur in größeren Städten derartige Stücke aufgeführt werden. Auf dem Lande hat der einfache Schullehrer, der gewöhnlich auch Chordirigent ist, über eine solche Anzahl tüchtiger Stimmen nicht zu verfügen. Allein ein fleißiger, für ächte Kirchenmusik begeisterter Lehrer könnte sich ja aus seinen Schülern eine eigene, kleine Kapelle heranbilden, mit der er kleinere Musikstücke nach palestrinischer Manier, nicht zwar die sechs- und achtstimmigen Messen, aufführen mag. Die einfachen, in der besagten Manier componirten, und von Schulkindern ausgeführten Stücke in einigen Landkirchen, sprechen für die Möglichkeit eines solchen Unternehmens. Da aber Viele von solchen Singschülern nach einigen Jahren aus der Schule treten, um entweder eine Profession zu erlernen, oder einen Dienst zu nehmen: so müßte für einen tüchtigen Nachwuchs gesorgt werden. Freilich dürfte dabei der Lehrer keine Zeit, keine Mühe, keine Geduld sparen; freilich dürfte auch hier das ermunternde und belohnende Wort eines würdigen Pfarrers den wohlthätigen Einfluß nicht fehlen lassen; Beide, Pfarrer und Lehrer, müßten freilich selbst im Klaren seyn, und in guter „Harmonie" zu einander stehen; vor Allem müßte der Lehrer die nöthige musikalische Bildung besitzen und ein entschiedener Freund der ächten, älteren Kirchenmusik seyn. Aber leider fehlt dieser Fleiß, diese warme Begeisterung einem guten Theil unserer Lehrer. Dieß führt uns zu einem andern, viel wichtigeren Grund, welcher einer erwünschten Ausbreitung älterer Kirchenmusik hemmend in den Weg tritt, nämlich: eine große Schuld liegt an den Bildungsanstalten der Musiker. — Wir müssen aber noch Einiges vorausschicken.

Jedermann wird mit uns einverstanden seyn, wenn wir sagen, daß zwei Factoren zusammenwirken müssen, um eine wahrhaft schöne Production zu erzielen: der Componist und die ausführenden Individuen. Fehlt es an einem der beiden wesentlichen Theile, geht der Effect verloren, die Zuhörer bleiben unbefriedigt, wenn sie nicht gar in bitteren Worten ihrem gerech-

ten Unwillen Luft machen. — Zuerst muß der Componist tief eingedrungen seyn in den wahren Geist der in musikalisches Gewand einzukleidenden Worte, muß von ihrem Sinn ergriffen, ja begeistert seyn, und nur in solcher Stimmung, in diesem Anfall von heiligem Enthusiasmus kann er schöne Melodien, entsprechende Harmonien, rührende Accorde erfinden. Denn gleichwie in der mit der Musik verwandten Dichtkunst das Resultat ungünstig ausfallen muß, wenn der Dichter von seinem Gegenstande, von seiner Idee nicht lebhaft ergriffen ist: eben so wird der Tondichter oder Componist eine unglückliche, weil nichts sagende Musik liefern, wenn er seinen Stoff nicht klar zum Bewußtseyn gebracht und richtig erfaßt hat. — Viel, sehr viel hängt ferner vom ausführenden Personal ab. Denn wenn es an Stimmen fehlt, wenn die Sänger sich kühn über die Regeln des Taktes, der Pausen, der Töne hinwegsetzen, wenn sie die musikalischen Zeichen nicht einhalten, wenn sie endlich, sei es aus Neid oder Bosheit, sei es aus Unkunde die musikalischen Feinheiten übergehen: so wird selbst die Composition, nicht an ihrem innern Werthe, der bleibend ist, verlieren, aber der Eindruck, der äußere Reiz, die Bedeutung derselben geschwächt werden. Daher ist es erklärlich, daß dieselbe Composition hier stürmischen Beifall einärndtete, während sie anderswo als mittelmäßige Leistung keinen Effekt hervorbrachte.

Dieß nun vorausgesetzt, gehen wir zur Betrachtung des obenerwähnten dritten Grundes ein. Wo soll der Componist jene wahre Schönheit in der Musik, jene Begeisterung, jene Naturnachahmung, mit einem Worte, die Philosophie der Musik erlernen, wo anders, als in den höhern Bildungsanstalten, in die er mit den gehörigen Vorkenntnissen tritt? Wir wollen aber damit nicht sagen, daß jeder Zögling, wenn er aus seiner Anstalt kömmt, schon ein vollendeter Künstler sei; wir wissen recht wohl, wie hoch der vorbereitende Unterricht anzuschlagen, wir wissen, wie ganz besonders natürliche Anlage zu schönen oder trüben Hoffnungen berechtige; wir wissen, daß ein glückliches Genie nach erhaltener theoretischer und praktischer Ausbildung zum Gipfel der Vollendung nur langsam vordringen könne durch vieles Studium in klassischen Mustern, durch vergleichende Analysen auserlesener

Stücke, durch Eingehen in ihre Schönheit, und durch nachahmende, aber doch selbständige Versuche. Wie steht es nun mit diesen Bildungsanstalten? Wir wollen nicht untersuchen, wie das Feld der älteren Kirchenmusik dortselbst bebaut und bestellt wird; Thatsache ist's, daß die jungen Herren, wenn sie eben aus jenen Anstalten kommen, allerdings an *Musik*, aber selten an *älterer Kirchenmusik* nach palestrinischem Style Freude hegen. Fehlt es etwa an Aufmunterung hiezu in jenen Seminarien oder Conservatorien, und wie diese Anstalten heißen mögen; werden sie dort vielleicht nicht hingewiesen auf die wahren Schönheiten jener Musikgattung, und durch Aufführung solcher Stücke nicht näher damit bekannt gemacht? Wir wollen diese Fragen nicht mit einem kategorischen *Ja* oder *Nein* beantworten, glauben aber, sagen zu dürfen, es *geschehe in diesem Punkte zu wenig*.

Was die Sänger oder die ausführenden Individuen betrifft, so sind es auf größeren Chören in Städten gewöhnlich Stadtmusiker und Sängerinnen. Diese können aber unmöglich, auch bei dem besten Willen, sogleich jene hohen Eigenschaften sich aneignen, die wir bei jener Art von älterer Kirchenmusik erlangen müssen. Denn für's Erste verdanken sie ihre Ausbildung meistens nicht Künstlern vom Fach, sondern etwa dem Vater, der selbst Stadtmusiker oder Chorsänger gewesen, oder irgend einem Privatunterricht. In beiden Fällen war die Aufgabe gelöst, wenn man die modernen Musikstücke singen konnte; ein höherer, wir möchten fast sagen philosophischer Gesangsunterricht, wie ihn die älteren Meister aus Palestrinas und Raninis Schule gegeben, erfolgte nicht; es galt ja nicht, für die schönste aller schönen Künste, die Musik, hoffnungsvolle Zöglinge heranzubilden, sondern meistens, durch Chordienst seinen Unterhalt zu verdienen. Und mit solchen Sängern ohne höhere Ausbildung können ältere Compositionen nicht gut ausgeführt werden.

Wir sind mit unseren Gründen noch nicht zu Ende. Wir sagten vorhin, es geschehe in den Bildungsanstalten für Kirchenmusik nach älterem Style zu wenig. Ein Hauptgrund scheint uns die allzu geringe Bekanntschaft mit den Vertretern und Trägern dieser Gesangsweise zu seyn. Es gilt dann auch hier: ignoti

nulla cupido! Wahr ist's, Mancher rühmt sich im Besitze eines palestrinischen Offertoriums, oder eines Pange lingua, eines Hymnus, oder gar einer Messe zu seyn. Allein es sind das immerhin nur einzelne Stücke, die noch dazu wie kostbare Schätze im Schreine aufbewahrt und nicht gemeinschaftliches Gut werden. Sollte aber für solche ältere Kirchenmusik etwas Ersprießliches geleistet werden, wenigstens in Städten, so sollte uns der ganze Schatz, wo möglich, palestrinischer Werke erschlossen, und wir mit dem Leben des größten Componisten des sechszehnten Jahrhunderts (Pierluigi starb am 2. Februar 1594) näher bekannt gemacht werden. Dieß wäre nicht bloß für die musikalische Literatur von wesentlichem Vortheil, sondern auch für unsere jungen Kirchenmusik-Componisten von entschiedenem Nutzen. Denn nur dann können sich begabte Talente nach diesem herrlichen Muster bilden, wenn, wie wir oben gesagt, sie in denselben gründliche Studien machen, ihren Geschmack darnach bilden und in eigenen Nachahmungen sich versuchen.

Freudig müssen wir daher einen Mann begrüßen, der Beides geleistet, nämlich Pierluigis sowohl gedruckte, als ungedruckte Werke gesammelt, und dessen Leben in chronologischer Ordnung vor Augen geführt hat, einen Mann, der durch beständiges Studium und genaue Bekanntschaft mit diesem berühmten Palestrina sich dauernden Ruhm begründete, einen Mann endlich, der durch seine Werke sich als treuen Nachahmer des großen Musters zeigte: wir meinen den vor einigen Jahren zu Rom verstorbenen Kapellmeister Monsig. Joseph Baini. — Leider ist auch er fast in dieselbe Vergessenheit gerathen, worüber wir am Eingange dieses Aufsatzes klagten. Wir wollen in nachfolgenden Zeilen, die seinem Andenken geweiht seyn sollen, zwar nicht ein vollständiges Gemälde seines Lebens, Wirkens und Schaffens entwerfen; denn wo der trefflichen Eigenschaften so viele in einem Manne, den wir schildern sollten, sich vereinigen, wo wir einen musterhaften Priester, einen geschätzten Gelehrten, einen wahrhaft großen Tonsetzer würdig darstellen wollten: da dürften wir uns kaum ohne Schüchternheit an die Arbeit wagen, aus Furcht, wir möchten in der eigenen Schwäche den großen Mann nicht gebührend, nicht als das, was er ist, schildern. Wenn wir daher in Folgendem einige Umrisse geben, so geschieht es nur in der

Absicht, daß dadurch Fähigere diesem hochverdienten Manne ihre Aufmerksamkeit schenken; und dann es ergänzen, was wir an ihm nicht zu sagen vermögen.

Joseph Baini wurde zu Rom am 21. October 1775 unter dem Papste Pius VI. geboren — in einer Zeit also voll politischer und religiöser Gährung. Wer seine Eltern gewesen und welchem Stande sie angehört, das ist uns nicht bekannt; wohl aber wissen wir, daß er einen Onkel, mit Namen Lorenzo Baini, gehabt, der als Kapellmeister zu Venedig, Rom, an den Kathedralkirchen zu Terni und Rieti in gutem Rufe stand. — Die erwähnte Strömung jener Aufregung erreichte den jungen Giuseppe nicht; die Musen umgaben schirmend und pflegend die Wiege, ja mit gütigem Lächeln schauten sie bei seiner Geburt auf ihn herab; und wer sich eines solchen Götterblickes gleich bei dem Eintritt in diese Welt erfreut, der wird sich nicht als Held in der Feldschlacht, noch als Politiker auszeichnen, sondern bei Gesängen, bei Gedichten und ländlichen Fluren sein Behagen finden *). In der That erhielt Baini von der Natur seltene Talente, die zur schönsten Entfaltung und daher zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigten, ein musikalisches Genie und einen großen Hang für das wahrhaft Schöne, Große, Erhabene. Die Natur hatte das Ihrige gethan, sie hatte das reiche Füllhorn ihrer Gaben über ihn ausgegossen; aber der begabte Knabe war nicht undankbar gegen die freigebige Spenderin. Denn kaum hatte er sich den Studien gewidmet, so zeichnete er sich durch unermüdlichen Fleiß,

---

*) Horat. Od. lib. IV. 3:

„Quem tu, Melpomene, semel
Nascentem placido lumine videris,
Illum non labor Isthmius
Clarabit pugilem ....“

Conf. Hesiod. Theog. 82:

ὅντινα τιμήσουσι Διὸς κοῦραι μεγάλοιο
Τῷ μὲν ἐπὶ γλώσσῃ γλυκέρην χείουσι ἀοιδήν.

glückliche Fortschritte und bescheidenes Betragen rühmlich vor seinen Altersgenossen aus. Dreizehn Jahre alt, ward er in das päpstliche Seminar als Alumnus aufgenommen, wo er ein weites Feld zur Ausbildung vor sich hatte. Diese Anstalt war um diese Zeit durch die wachsame Sorge des Cardinals Marko Antonio Colonna, Franz Xaver von Zelada und Andrea Corsini, mit Männern von hohem Rufe, von großer Gelehrsamkeit und allseitiger Bildung besetzt. Baini blieb zehn Jahre in diesem Seminarium, während welcher er die Gymnasialstudien (humaniora dortmals genannt), so wie Philosophie und Theologie mit dem glänzendsten Erfolge absolvirte. Da er aber wohl wußte, daß Weisheit ohne Frömmigkeit nur aufbläht, so war der treffliche Jüngling auch bestrebt, auf der Bahn des Heiles gleiche Fortschritte zu machen, und seinen Geist mit gesunden, der wahren Religion entnommenen Grundsätzen zu bilden. Daher ward das sittliche Betragen dieses tugendhaften jungen Mannes Andern als Spiegel zur Nachahmung vorgestellt.

Ausgerüstet mit gediegenen, durch eifriges Studium erworbenen Kenntnissen, geschmückt mit edler Bescheidenheit, berechtigte Baini zu der schönen Hoffnung, daß er ein wackerer Priester würde. Im Jahre 1789 erhielt er die Priesterweihe. — Mit welchem Gefühl mag der junge Priester aus dem Seminarium nach zehnjährigem, den Wissenschaften und der Frömmigkeit gewidmeten Jahren getreten seyn, mit welchem Muth mag er das erste heilige Opfer in seiner Vaterstadt gefeiert haben! Denn viel, sehr viel hatte sich in diesem Decennium geändert. Die Religion war vielfach nach dem Beispiele Frankreichs gehöhnt und herabgewürdigt; der heilige Vater der Verachtung preisgegeben, Rom zur Republik geworden! — Unter solch betrübenden Umständen ließ sich der Plan seiner Lehrer und geistlichen Obern nicht realisiren, den würdigen, talentvollen Priester in Rom zu behalten. Baini begab sich daher nach dem Castello di S. Elena, im Gebiete von Perugia, als Curatgeistlicher. In der kurzen Zeit, die er dort zubrachte, bewies er so viel Liebe und Hingabe zu seiner ihm anvertrauten Heerde, so viel Pflichteifer und Treue, so viel Umsicht und Klugheit, daß er bei seinem Scheiden den Ruf eines würdigen Seelsorgers zurückließ.

Indeß brach die Morgenröthe einer bessern Zukunft für Rom herein, und Baini kehrte nach Rom zurück, und fuhr fort, mit rastlosem Eifer dem heiligen Dienste obzuliegen. Da tröstete, dort belehrte er, unterwies die armen Kinder aus den untersten Volksklassen, welche die „christlichen Schulen" besuchten, im Katechismus, und suchte und fand Thätigkeit im heiligen Amte. Bald aber bot sich ihm diese in noch größerer Ausdehnung. Denn Rom hatte sich von dem Schlage, der es 1798 getroffen, noch nicht erholt, als ein neuer auf die unglückliche Stadt geführt wurde. Vor zwölf Jahren war es General Berthier, welcher im Namen Frankreichs Rom als Republik proclamirte, jetzt war es der allmächtige Kaiser Napoleon, der durch ein Decret (Wien, am 17. Mai 1809) Rom als kaiserliche und freie Stadt erklärte. Unsere Absicht kann es hier nicht seyn, alle die Uebel zu schildern, die in Folge dieses Decrets und dessen Ausführung über die heilige Roma hereinbrachen. Wir wollen bloß erwähnen, wie Cardinäle, Prälaten und Priester, welche dem Usurpator nicht huldigten, sondern dem rechtmäßigen Herrn getreu blieben, theils in's Elend geschickt, theils eingekerkert wurden, wie dadurch empfindlicher Priestermangel entstand; wie endlich Religion und Sitte beim Volke darniederlagen. Baini blieb glücklicherweise unangefochten und freute sich, einen so großen Wirkungskreis erhalten zu haben. Wir müssen hier nicht so fast seine Bereitwilligkeit, womit er den priesterlichen Verrichtungen sich hingab, rühmend erwähnen, als vielmehr seinen Muth, seine Unerschrockenheit, in solch kritischen Momenten, wo so Mancher von der Gefahr des Augenblicks sich abschrecken ließ, als treuer katholischer Priester auszuharren. In dieser trüben Periode versah er den Beichtstuhl mit unermüdetem Fleiße, eilte bereitwillig herbei zur Linderung so manchen Kummers und ertheilte den vielen Anfragenden, die vom niedrigsten Pöbel bis zum höchsten Adel sich an ihn wandten, weisen Rath, — ein Beweis also, daß er als ein kluger, frommer Mann bei allen Ständen in Ansehen stand. Die Zeiten änderten sich, es trat ein Umschwung der Dinge zum Besseren ein, aber sein apostolischer Eifer änderte sich nicht; er beruhte ja auf tieferer Grundlage. Obgleich von schwächlicher Gesundheit, fuhr er doch fort, sein Apostolat bis an's Ende

seines Lebens mit gleicher Hingebung und Ausdauer fortzusetzen. —

Während aber Baini sich mit musterhafter Treue den Pflichten eines guten Priesters widmete, lag er auch ohne Unterlaß den Studien ob. Von edler Wißbegierde getrieben, von glücklichen Talenten begünstigt, strebte er in den verschiedenen Fächern der Wissenschaften sich immer tiefere und gediegenere Kenntnisse zu sammeln; daher war er bemüht, Alles kennen zu lernen, was die besten Schriftsteller in der Philosophie, Theologie, in der Controverse, im Kirchenrecht, in der Kirchengeschichte darbieten. Auch der Dichtkunst schenkte er manche schöne Zeit, und erlernte, außer der im römischen Seminarium betriebenen griechischen und hebräischen Sprache, auch mehrere neuere Sprachen. Der fleißigen Biene gleich, sammelte er aus den verschiedenen Bibliotheken und Archiven, woran Rom so reich ist, Schätze tiefer Weisheit und allseitiger Bildung. Daher gab es keinen wissenschaftlichen Gegenstand, worin er fremd gewesen wäre. Wenige dürften auf wahre Ausbildung ihres Verstandes so viel Zeit verwendet haben, wie Baini; selbst die Stunden, die Andere einer anständigen Erholung widmeten, brachte er mit wissenschaftlicher Beschäftigung zu. Wir sagen nichts Uebertriebenes, wenn wir behaupten, er wäre sogar vor dem strengen, älteren Plinius bestanden, der bekanntlich jede Zeit, die nicht den Studien gewidmet worden, für verloren hielt*). Nach diesem Allen ist es erklärlich, daß er auch als Gelehrter sich eines großen Rufes erfreute, und diesem muß es nach unserer Meinung zugeschrieben werden, daß ihn der gewandte Cardinal Herkules Consalvi, Staatssekretär des Papstes Pius VII. und Leo's XII. zur Untersuchung wichtiger, kirchlicher Angelegenheiten beizog; daß er zum Rector der weltberühmten Propaganda ernannt wurde. Dieses von dem Papste Gregor XV. im Jahre

*) Wie bekannt, tadelte Caj. Plinius seinen Neffen wegen eines kurzen Spazierganges. *„Repeto, me correptum* (so schreibt der jüngere Plinius, lib. III. Ep. 5) *ab eo cur ambularem: poteras, inquit, has horas non perdere; nam perire omne tempus arbitrabatur, quod studiis non impertiretur."*

1622 gegründete, von Urban VIII. erweiterte Institut, welches bei der letzten Umsturzperiode aufgehoben wurde, ward von dem großen Pius VII. wieder hergestellt. Es wäre allerdings für ein solches Institut ein großer Gewinn gewesen, einen Mann, wie Baini, an der Spitze zu haben, einen Mann, worin Frömmigkeit und Gelehrsamkeit so schön vertreten waren. Allein Baini glaubte diese so ehrenvolle Stelle ablehnen zu müssen, vielleicht wegen bereits vorgerückten Alters; und die Musik kann sich über diesen seinen Entschluß nur freuen.

Mit besonderer Vorliebe betrieb er Archäologie und Paläographie. Roms reicher Vorrath an Alterthümern lieferte ihm hiezu reiches Material zum Betriebe dieses seines Lieblingsstudiums. Was er in diesem Fache geleistet, könnte wohl am besten beurtheilt werden aus einem zum Drucke bestimmten Werke, an dessen Vollendung und Herausgabe ihn aber der überraschende Tod hinderte. Nichts desto weniger fehlt es uns nicht an klaren Beweisen, wie sehr seine archäologischen Kenntnisse in Rom geschätzt waren. Der Commendatore Giovanni Francesco de Rossi kaufte für seine Bibliothek vier Pergamentrollen, und wählte unter allen Gelehrten gerade unsern Baini, um das Alter und den Inhalt dieser Antiquitäten zu bestimmen. Dieser erkannte auf den ersten Blick, zwei dieser Rollen seien im alten gothischen Style geschrieben, und nachdem er sie geordnet, gab er sein Urtheil dahin ab, daß in zweien dieser Rollen die Homilie des heiligen Hieronymus über das Evangelium: „dimissa turba ascendit in montem solus orare“, in den anderen die Lamentationen des Propheten Jeremias nach ganz altem Systeme, nämlich ohne Linien und Schlüssel aus dem zehnten Jahrhunderte, enthalten seien.

Wir haben Baini bisher bloß als würdigen Priester und als Freund der Wissenschaften und als geschätzten Gelehrten kennen gelernt. Es ist nun Zeit, jene Kunst zu berühren, worin er im strengsten Sinne des Wortes groß war — die Kirchenmusik. Um aber die Entwicklung seines musikalischen Genies, seine musikalische Laufbahn, seine Leistungen in diesem Fache und deren Anerkennung im In- und Auslande gehörig überblicken zu können, müssen wir auf seine Jugendjahre zurückgehen.

Wie gesagt, war Baini noch ganz jung unter die Alumnen des päpstlichen Seminariums zu Rom aufgenommen. Hier verlegte er sich mit besonderer Liebe auf den ehrwürdigen gregorianischen Gesang und machte hierin so schnelle Fortschritte, daß er nach zweijährigem Studium den ganzen Chor seiner Mitalumnen in der geräumigen Kirche von St. Ignazio leiten und über alle, diesen alten Gesang betreffenden Fragen Auskunft ertheilen konnte. Von diesem canto gregoriano pflegte er später zu sagen, er sei immer frisch, immer neu, immer blühend, immer schön, sempre fresco, sempre verde, sempre nuovo, sempre florido, sempre bello, weßhalb jener Gesang unter allen Orgel- und Instrumentalcompositionen, die größtentheils mit der Zeit veraltern und oft kaum an's Licht getreten, auch schon wieder verschwinden, den ersten Platz einnehmen. Doch blieb er dem figurirten Gesang durchaus nicht fremd, sondern verlegte sich in seinen Erholungsstunden auf immer tieferes Eindringen in den Geist desselben. Die bewunderungswürdige Anlage zur Harmonie in ihm erkennend, munterte ihn Dr. Stephano Silveira, sein Lehrer im Choralgesang, auf, die philosophisch-harmonischen Werke des Pierluigi von Palestrina (Peter Aloysius Pränestinus) zu studiren, dem die Kirchenmusik ihre Vollendung verdankt. Und gleichwie ein Malertalent bei Betrachtung der Hauptwerke Raphaels mit großer Liebe die schwere Kunst des Lichtes und Schattens studirt, und in der Abstufung des Colorits und in der Lebhaftigkeit der Formen den berühmten Nachahmer der Natur anstaunt: eben so entdeckte das musikalische Talent unseres jungen Baini in Palestrinas Compositionen die so schwere Kunst der Consonanz und Dissonanz; sah dort, wie man kirchliche Themata behandeln müsse, lernte dort auffassen den Geist der heiligen Worte der Liturgie und selbe einkleiden in einfache, nüchterne Accorde voll Leben und Klarheit, erkannte endlich dort, wie die Kirchenmusik handzuhaben sei, um nach dem Willen des Conciliums von Trient die Worte und den Sinn deutlich hören zu lassen, und in den Herzen der Gläubigen heilige Gefühle anzuregen.

Baini besaß eine kräftige, sonore Stimme. Bereits im Jahre 1794, noch als Zögling des römischen Seminariums, er-

schien er an der Seite der päpstlichen Kapellsänger in der Kirche des englischen Collegiums in Rom, als man dort das Fest des heiligen Thomas von Canterbury feierte. Unter die Barytonstimmen gestellt, sang er während des Hochamtes die Tiefstimme (parte grave). Dieß war unseres Wissens sein erstes öffentliches Auftreten. Jene apostolischen Kapellsänger staunten nicht wenig über des trefflichen Jünglings genaue Betonung, über die Fertigkeit in den Modulationen, und ganz besonders über das von ihm so richtig beobachtete Taktmaß. Diese erste Probe machte auf sie einen so guten Eindruck, daß Baini ohne Verzug zu den üblichen Prüfungen für die sixtinische Kapelle im Vatikan und für die Paulina im Quirinal zugelassen, und nach dem gemeinsamen Wunsch der päpstlichen Sänger, im zwanzigsten Jahre seines Alters, jener berühmten Sängerschaar einverleibt wurde, die durch tüchtige Componisten und Sänger jederzeit geschätzt war, und wozu nur Männer von hoher, musikalischer Bildung und die an mehreren großen Kirchen bereits Kapellmeister gewesen, aufgenommen wurden, woraus ganz evident die Tüchtigkeit Baini's im Musikfache hervorgeht. Dieser junge Mann war es auch, der bei seinen seltenen Talenten und seiner feurigen Begeisterung für Harmonie lebhaft wünschte, der melodisch-harmonischen Wissenschaft ein neues Leben zu geben durch das Studium der von Nanini und Palestrina, den Gründern der römischen Schule, hinterlassenen Ueberlieferungen. Nachdem er sich mit dem figurirten Gesang schon ganz befaßt hatte, ja in die gesammte theoretische und praktische Musikwissenschaft eingedrungen war, widmete er sich gänzlich dem Studium der besagten Ueberlieferungen, um sich durch deren Benützung im Componiren zu vervollkommnen. Der berühmte römische Maestro Giuseppe Jannacconi, welcher diese Ueberlieferungen besaß und Baini in seinem schwierigen Unternehmen leitetete, versah ihn großentheils mit Nachrichten, Notizen und Compositionen, indem er aus Bainis im Musikfache bisher gemachten Fortschritten klar sah, daß er es zu einem großen Rufe bringen werde. Baini bewies sich auch stets dankbar gegen diesen seinen Lehrer, wie auch der folgende Zug bestätigen mag. Am 1. März 1816 traf den alten Jannacconi in der Straße, genannt della fontanella di Borghese, der Schlag. Von mitleidigen Menschen ward er aufgehoben und in

die Apotheke Manni bei St. Lorenzo in Lucina getragen. Dort erkennt ihn Jemand als einen Freund Bainis, und gibt diesem schnell hievon Nachricht. Baini lief herbei und erkannte mit ungeheurem Schmerz den Jannacconi, verlassen, sprachlos, in traurigem Zustande. Er traf sogleich Anstalten, daß ihm alle mögliche Hülfe und Linderung zugewendet wurde, und dadurch war es möglich, den verunglückten Jannacconi in einem Wagen nach Hause zu bringen, wie es auch in Begleitung eines Arztes, eines Chirurgen und verschiedener Handlanger ausgeführt ward; und Baini selbst setzte dessen Söhne von diesem so traurigen Vorfall in Kenntniß. — Durch die oben erwähnten, kostbaren Documente aus dem berühmten Jahrhunderte Leos X., wo die palestrinische Schule blühte, strebte er, jenen klaren und würdevollen, angenehmen und rührenden Styl sich anzueignen, von dem einst Papst Alexander VII. am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus sagte: „Das ist die Musik des Heiligthums, das die Roms würdige Musik“: Questa è la musica del santuario, la musica degna di Roma.

In Kurzem war er in der Compositionslehre und musikalischen, höheren Wissenschaften so ausgebildet, daß sich sein Ruf auch über Rom und Italien verbreitete, und zu den Ohren des Kaisers der Franzosen kam, der ihn mehrmals einladen ließ, nach Paris zu kommen, um die Direction über das dortige große Conservatorium und über die gesammte Kirchenmusik in allen kaiserlichen Departements mit einem jährlichen Gehalte von 40,000 Fr. und mit der Vollmacht zu übernehmen, alle Kapellmeister zu ernennen, die strenge gehalten seyn sollten, jene Methode, die er bestimmen würde, beizubehalten. — Dieser Antrag war für Baini gewiß sehr ehrenvoll; allein aus Liebe zu seiner Vaterstadt schlug er ihn aus. Wiederholt erging an ihn dieser Antrag, und wiederholt lehnte er ihn ab; zuletzt hätte er sich wohl dem allgefürchteten Monarchen fügen müssen; da befreite ihn der plötzliche Sturz dieses Gebieters von der Furcht, sein Vaterland verlassen zu müssen. Ohne Auszeichnung zu suchen, fand er sie in Rom selbst. Obgleich der Jüngste unter den päpstlichen Kapellsängern, wurde ihm doch die Leitung der Concurse zum Behufe der Aufnahme in die päpstliche Kapelle übertragen; seine Collegen wählten

ihn, mit Umgehung aller Anderen, zum Director der Kapellmusik und später zum Camerlengo, wodurch er die Würde eines Abbate, des Sängercollegiums erlangte — eine Würde, welche er nach einstimmigen Beschluß der Collegen bis an sein Ende beibehielt. Daraus kann man unschwer abnehmen, in welcher Achtung und Verehrung Baini bei seinen Sängern stand, die ihn als ein Orakel verehrten und ihn als ihren Lehrmeister betrachteten. Er entsprach aber auch vollkommen diesen Beweisen der Aufmerksamkeit. Denn während der neunundzwanzig Jahre, die er im Dienste der päpstlichen Kapelle zubrachte, lag ihm nichts mehr am Herzen, als das Emporblühen derselben, die Wahrung der Rechte seiner Gefährten und jeder wahre Vortheil für sie.

Doch nicht allein auf die päpstlichen Kapellsänger, seine Collegen, erstreckte sich die hohe Achtung, die er genoß, da man ja auch Männer des Auslandes, wie Paer, Clementi, Mayer, Händel und Andere an seiner Seite sah, wie er ihnen die wahren und bleibenden Schönheiten in Palestrina's Werken aufschloß, die sie, wie sie aufrichtig gestanden, früher nie kannten. Zu ihm wurden von dem berühmten Zingarelli die jungen Musiker geschickt, um sich schwierige Punkte und Fragen von ihm lösen zu lassen. Auch wurden ihm oft von fernen Ländern alte Musikalien zugesendet, damit er deren Werth und Taktmaß bestimmen möchte, was die gewiegtesten Tonsetzer nicht vermochten. So hing der Abbate Requerno, spanischer Exjesuit, nachdem er sein Werk: „über die Musik der Griechen“ herausgegeben, gerne an den Lippen des großen Meisters, um dessen gelehrte Bemerkungen hierüber zu vernehmen; und dieser tüchtige Schriftsteller versichert, die durchdringende Klarheit dieses ausgezeichneten Mannes sei es allein gewesen, welche vor allen Andern ein adäquates Urtheil hierüber abzugeben gewußt habe. — Und wie konnte es auch anders kommen. Wollte ja doch sein obenerwähnter Lehrmeister, Jannacconi, selbst sein Schüler werden und dessen Urtheile seine Werke, die er schrieb, unterwerfen; denn so, meinte er, könne in ihnen die kleinste Unvollkommenheit verbessert werden. Gleichwie also Palestrina seinen Lehrer Goudimel überflügelte, eben so übertraf Baini seinen Lehrer und alle seine Zeitgenossen.

Wir haben Baini bisher als einen Mann betrachtet, der wegen seiner gediegenen Kenntnisse im Fache der älteren Kirchenmusik, alla Palestrina, im In- und Auslande großen Ruf erworben, der durch seine Sammlungen des Vortrefflichsten, was hierüber die ältere Schule geleistet, nicht bloß der musikalischen Wissenschaft und Literatur wesentlichen Vorschub geleistet, sondern auch durch seinen Unterricht dieser Musikgattung ersprießliche Dienste erwiesen hat. Allein seine tiefen Kenntnisse zeigte er ganz besonders in seinen schriftstellerischen Arbeiten, auf die wir nun einen Blick werfen müssen. Seine erste Composition im Kirchenstyl wurde aufgeführt, als im Jahre 1804 im quirinalischen Palast der neue Altar der Paulina eingeweiht wurde; andere Musikstücke lieferte er für die Heiligsprechungsfeier 1807. Das *Pueri Hebraeorum* für den Palmsonntag setzte er gleichfalls in Musik, so wie auch andere ähnliche Stücke, die bisher im gregorianischen Gesang ausgeführt worden waren. Viele vier-, fünf-, sechs- und achtstimmige Compositionen, die für die päpstliche Kapelle gefertigt wurden, gehören ebenfalls in diese Periode.

Im Jahre 1815 beschäftigte er sich mit einem großartigen Werke, nämlich mit der Composition einer Messe für den Dienstag in der Charwoche, und fügte, weil an jenem Tage die Passion in der Messe gelesen wird, die verworrenen Antworten der Volksmenge (turba); und als Offertorium das Gebet: Oremus pro Pontifice nostro Pio, weil gerade dieser Tag der Jahrestag der Krönung des Papstes Pius VII. war, bei.

Um diese Zeit erhielt er von Carl IV., König von Spanien, den höchst ehrenvollen Auftrag, für die spanische Nationalkirche in Rom die Chormusik für das ganze Jahr zu besorgen. Er vertheilte diese Arbeit in mehrere Bände mit vier-, sechs- und achtstimmigen Musikstücken, nebst zwei Acclamationen auf Ferdinand VII. im Canon zu vierundsechzig Stimmen, welche in sechszehn Realchören vertheilt waren: eine Arbeit, die im folgenden Jahre 1816 vollendet wurde.

Im Jahre 1820 erschien zu Florenz von Baini ein Werk unter dem Titel: *„Saggio sopra l'identità de' Ritmi musicale e poetico. Firenze. Piatti 1820."* „Versuch über die

Identität des musikalischen und poetischen Rhythmus, in italienischer und französischer Sprache. Dieses philosophisch geschriebene Werk, das seine tiefe Kenntniß der verborgenen und tieferliegenden Gesetze der Musik bekundet, erlebte mehrere Auflagen, ein Beweis für die gediegene Behandlung eines so schwierigen Stoffes. Die französische Uebersetzung und Herausgabe dieser Schrift hatte Graf Leu besorgt, der auf diese Weise seine Erkenntlichkeit gegen Baini an den Tag legen wollte, weil er ihn beauftragt hatte, dieses Werkchen zu verfassen.

Wir kommen nun auf ein Werk zu sprechen, das für sich allein Bainis Ruhm dauernd begründet, wir meinen das berühmte Miserere. Seit dem XVI. Jahrhunderte wurden in der päpstlichen Capelle (gewöhnlich Sixtina genannt) während der heiligen Charwoche verschiedene Miserere gesungen, wie von Constanz Festa, Luigi Dentice, Felice Anerio, Joh. Maria Nanini und Nalbini. Als aber Gregorio Allegri mit seinem unvergleichlichen Miserere auftrat, mußten alle früheren weichen: man sang zweimal das Miserere von Allegri und einmal, abwechselnd jenes von Nalbini und von Felice Anerio. Vom Jahre 1714 — 1767 sang man blos das Miserere von Allegri und Tomaso Bai. Spätere Versuche, wie z. B. des sonst sehr tüchtigen Tartini und Pisari hatten kein Glück und so blieb man bis 1821 bei den zwei genannten, Allegri und Baini erhielt von dem unvergeßlichen Pius VII., der, obgleich durch traurige Zeitverhältnisse vielfach in Anspruch genommen, doch Künste und Wissenschaft nicht aus dem Auge ließ, den ehrenden Auftrag, ein drittes Miserere für die heilige Charwoche zu komponiren. Da, wie erwähnt, schon so manche Componisten sich dieser Aufgabe unterzogen, und unglücklich waren, so durfte Baini immerhin mit einiger Bangigkeit bei diesem Auftrag erfüllt werden. Denn hat er das nämliche Loos, wie die oben erwähnten Tartini und Pisari, so ist sein ganzer, bisher erworbener Ruhm dahin. Doch aus Gehorsam gegen das verehrte Oberhaupt machte er sich an die Arbeit und komponirte den bekannten Bußpsalm voll neuer, überraschender Akkorde, voll tiefer Empfindung, voll lebendigen Ausdruck. Als daher dieses neue Miserere zum Erstenmal während der heiligen Charwoche des Jahres 1821 in der sixtinischen Capelle aufge-

geführt wurde, ärndtete es einstimmigen Beifall, sowohl von den Sängern und von feingebildeten Kunstkennern, als auch von dem heiligen Cardinalskollegium, von den anwesenden Prälaten und den aus der ganzen Welt beinahe zusammengeströmmten Fremden. Sahen jene früheren Meister ihr Werk nur ein einziges Mal aufgeführt, so wurde das bainische Miserere vom Jahre 1821 angefangen, alljährlich wiederholt; wurden frühere Versuche eben darum verdrängt, weil sie neben Allegri und Bai nicht bestehen konnten: so sah man Bainis Miserere rühmlich wetteifern mit jenen seiner großen Vorgänger. Ja, die ungeheure Menge der Fremden, welche in der Charwoche alle Jahre zu den heiligen Funktionen herbeiströmt, fragt stets begierig, an welchem Tage denn Bainis Miserere zur Aufführung komme.

Die vielzüngige Fama hatte bald den Ruf von Bainis Miserere in alle Länder gebracht. Im Jahre 1822 kam Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, nach Rom und hegte das Verlangen, einige Stücke aus der sixtinischen Capelle zu hören. Der damalige Staatssekretär, Hercules Consalvi, veranstaltete deßhalb in dem Palaste der Consulta auf dem Quirinal eine Musikakademie. Dort wurden in Gegenwart des Königs, des höchsten römischen Adels, des diplomatischen Corps, der Cardinäle, des Prinzen Heinrich, u. s. w., von den päpstlichen Sängern, Baini an der Spitze, unter andern Stücken die erwähnten zwei Miserere von Allegri und Bai, und Palestrina's achtstimmiges Stabat Mater aufgeführt. Der König äusserte sich gegen Baini über diese Musikgattung und die treffliche Ausführung sehr schmeichelhaft, wünschte auch selbst einige von Bainis Compositionen und ließ ihm durch den Ritter von Bunsen, damals Geschäftsträger beim heiligen Stuhle, die große, goldene Künstlermedaille zustellen. Baini entsprach dem königlichen Wunsche und übersandte diesem Monarchen einen Band seiner kirchlichen Hymnen mit einer einleitenden Abhandlung, betitelt: „*Tentamen renovationis Musicae harmonicae syllabico-rhythmicae super Cantu Gregoriano saeculo septimo in Ecclesia pervulgatae.*“

Auf Verlangen des Papstes Leo XII. komponirte Baini im Jahre 1825 die schöne Sequenz: Dies Irae, voll Kraft, Anmuth und Harmonie. Als sie daher in der Sixtina am Al-

lerseelentage in der vatikanischen Basilika beim Gottesdienste für die an der Cholera Gestorbenen, in der Kirche der heiligen Dreifaltigkeit auf dem Monte Pincio beim Trauergottesdienst für den Cardinal von Rohan (Bischof von Besançon), in S. Marcello für den Cardinal Weld aufgeführt wurde, war Alles hingerissen und erhob diese Vollendung der musikalischen Kunst bis zu den Sternen. Auch bei den Exequien für den seligen Baini selbst in der Kirche S. Maria in Vallicella wurde dieß Meisterwerk aufgeführt, ebenso bei den Trauergottesdiensten für Papst Gregor XVI., und fand gleiche Anerkennung und Bewunderung.

Eine besondere Erwähnung verdient das durch Originalität sich auszeichnende Werk, das er zu Rom durch die typographische Gesellschaft 1828 herausgab, unter dem Titel: „*Memorie storico-critiche della vita e delle opere di Giovanni Pierluigi da Palestrina.*“ Baini führt uns hier in chronologischer Reihenfolge alle bedeutenderen Momente des bürgerlichen und künstlerischen Lebens jenes weltberühmten Pierluigi vor Augen; gibt über die Entstehung seiner Compositionen die nöthigen Notizen, zählt deren Auflagen auf, bestimmt mit Kennerauge den inneren Werth derselben und gibt die Regeln und Vorschriften der römischen Sängerschule durch hie und da bei Gelegenheit eingestreute Bemerkungen sicher und bestimmt an. Dieß konnte aber auch nur ein Baini, der, wie wir gesehen, von Jugend auf mit dem Studium palestrinischer Musik sich befaßte, immer tiefer eindrang in die Schönheiten jenes großen Nachahmers der Natur und dadurch so begeistert wurde, das schwierige, von Niemand noch versuchte Unternehmen, nämlich sämmtliche Werke Pierluigi's zu sammeln, zu beginnen und ausdauernden Muthes zu vollenden. Er scheute keine Mühe, keine Kosten; denn nicht blos Rom und Italien, auch das Ausland mußte Material herbeischaffen zu dem wundervollen Gebäude und Pierluigis zerstreute Schätze einsenden zur Vervollständigung dieser großartigen Sammlung. — Die Bearbeitung obiger Memorie erheischte viele Nachforschungen und Prüfungen der Dokumente, die in Roms verschiedenen Archiven und Bibliotheken sich befinden, weßhalb es einleuchtet, wenn wir sagen, dieß Werk sey die Frucht fünfundzwanzigjährigen Studiums. Baini ist von seinem Helden Pierluigi ganz begeistert, wie sogar die sprachliche Dar-

stellung des Werkes zeigt. Alexander der Große pries jenen griechischen Helden glücklich, weil Homer ihn besungen; und wir können ausrufen: O glücklicher Pierluigi! der du einen Baini zum Lobredner deiner Meisterschaft gefunden! In der That, Palestrina hätte keinen beredteren Biographen finden können.

Da uns diese Memorie sosehr bekannt machen mit der älteren Kirchenmusik und deren historischen Entwicklung, hat sich Baini in diesem klassischen Werke die gerechtesten Ansprüche auf Anerkennung und Dank erworben. Nur ist zu bedauern, daß diese Denkwürdigkeiten so wenig verbreitet sind, höchstens hie und da in den Händen eines Privaten sich befinden. Diese geringe Verbreitung läßt sich vielleicht aus dem Zustande des italienischen Buchhandels erklären; noch mehr aber muß man es beklagen, daß der rasche Tod unsern Baini hinderte, die vorhin erwähnte, vollständige Sammlung der palestrinischen Musikwerke herausgeben zu können. Baini hatte sie bereits geschlossen; sie umfaßte alle gedruckten und ungedruckten Werke des unsterblichen Palestrina; er hatte sie aus dem älteren Musiksystem in das moderne übertragen, d. h. statt der alten, nicht mehr üblichen Musikzeichen die neueren dafür gesetzt. Diese Arbeit, die Frucht unsäglichen Aufwands und vieler Anstrengung umfaßt folgende 36 Bände;

9 Bände, enthaltend 26 Bücher 4-, 5-, 6-, 7-, 8- und 12 stimmiger Mottetten; neun Bücher darunter mit bisher ungedruckten Mottetten.

1 Band 4 stimmiger Hymnen, darunter einige bisher ungedruckte.

1 Band 3 stimmiger Offertorien.

3 Bände 4-, 5- und 6 stimmiger Lamentationen; 2 Bände enthalten bisher ungedruckte.

2 Bände 4-, 5- und 6 stimmiger Magnificat, darunter auch ein 8 stimmiges, bisher ungedrucktes.

1 Band vierstimmiger Litaneien.

4 Bände 4- und 5 stimmiger Madrigalen.

15 Bände 4-, 5-, 6- und 8 stimmiger Messen, in 106 Büchern vertheilt, wovon 27 Bücher bisher ungedruckte Messen enthalten.

Wahrhaft Schade, wenn ein solcher Schatz verborgen geblie-

ben wäre. Denn nur daraus kann der begabte Componist sich bilden, seinen Geschmack läutern, die ächten Schönheiten des Kirchenstyls kosten und zu treuer Nachahmung in eigenen Compositionen aufgemuntert werden. Daher sagt der berühmte Organist und Orgelspieler Bernhard Pasquini: „Jeder der *maestro di Musica* oder Organist werden will, und nicht kostet den Nektar und nicht trinkt die Milch dieser göttlichen Compositionen des Palestrina, der wird ohne Zweifel stets dürftig bleiben." Und Fux, Capellmeister des Kaisers Carl VI. sagt: „Jenem so klaren Lichte der Musik, dem Aloys Palestrina, verdanke ich Alles, was ich in dieser Art Kenntniß besitze, und nie, so lange ich lebe, werde ich aufhören, dessen Andenken mit der größten Hochachtung zu verehren!

Wir können indeß beifügen, daß diese kostbare Sammlung doch noch nicht verloren ist. Denn der römische Maestro Alfieri hat sie bereits in Rom herausgegeben; wir haben nur den Wunsch, diese in ihrer Art einzige Sammlung möchte auch bei uns Eingang finden.

Zwei Werke unseres Autors müssen wir noch erwähnen: das Mottett Apparuit Dominus Salomoni voll feierlicher Accorde, und das Benedictus, qui venit in nomine Domini in großartigem Style verfaßt, beide für den Jahrestag der Krönung des Papstes Gregors XVI., der dadurch, so wie das hohe Auditorium, lebhaft ergriffen ward.

Die letzte Production Bainis ist die Composition des Choralgesanges für das griechische Hochamt, das zu Rom zweimal, am Feste der Epiphanie und an jenem des heiligen Athanasius, in der Nationalkirche gehalten wird, das Trisagion, und andere, besondere Theile jener Liturgie.

Nach solchen Leistungen ist es aber gar nicht zu wundern, daß ihm allenthalben die ehrenvollsten Beweise der Hochachtung begegneten. Und wie sein Ruf sich nicht bloß auf Rom oder Italien beschränkte, sondern auf ganz Europa erstreckte: eben so kamen ihm von den entlegensten Gegenden unseres Welttheils rührende Anerkennungen seiner Verdienste zu. Besonders schätzten ihn

die Päpste Pius VI. und VII., Leo XII. und Pius VIII. Einer ehrenden Aufmerksamkeit erfreute er sich bei den Cardinälen, so wie bei allen Männern, die in Rom durch Würde und Gelehrsamkeit hervorragten. Wie er bei auswärtigen Fürsten beliebt war, haben wir im Laufe dieser biographischen Notizen bereits gesehen. Aber hinter den Beweisen der Auszeichnung einzelner Männer blieben die Akademien des In- und Auslandes nicht zurück. Zu diesen ehrenvollen Auszeichnungen fügte Papst Gregor XVI., der ihn wie seine Vorgänger schätzte, eine neue hinzu, indem er ihn unter seine Ehrenkämmerer aufnahm und zum lebenslänglichen Kämmerling und Kapelldirector ernannte.

Monsignor Giuseppe Baini war demnach wie an Verdiensten, so auch an Ehren reich, noch reicher aber an den schönsten Tugenden. Das Erstere hat er mit Vielen, das Letztere mit Wenigen gemein; denn viele Männer haben sich durch Erfindungsgeist, Kunst und Wissenschaften vor Andern ausgezeichnet, aber auch oft diesen ihren Ruhm durch Selbstsucht, Stolz und Leidenschaften befleckt. Baini war frei von jeder Habsucht; er wollte nie ein Honorar bei seinen unzähligen Zuhörern, denen er Lectionen gab, festsetzen, und nahm auch von Jenen nichts an, die ihm freiwillig etwas geben wollten. Die Unterstützung der Armen und Hülfeleistung gegen Jeden, der sich in irgend einer Verlegenheit befand, das war die liebste Beschäftigung für ihn. Seine Geduld war musterhaft, sei es bei Widersprüchen, die er zuweilen erfahren mußte, sei es bei Krankheiten, die er mit heiterer Ruhe ertrug, besonders das Asthma, woran er achtzehn Jahre litt. Seine Bescheidenheit ging so weit, daß nicht einmal seine Freunde die Auszeichnungen erfuhren, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, noch die werthvollen Geschenke kennen lernten, welche seinem Verdienste dargebracht wurden; ihr Vorhandenseyn erfuhr man erst aus seiner letztwilligen Verfügung, wornach er einen Theil dem vatikanischen Museum, den andern für Bilder der heiligen Jungfrau Maria bestimmte, gegen welche er kindliche Verehrung hegte, weßhalb er auch das obenerwähnte, berühmte Werk: *Memorie storico-critiche* etc. der Gottesmutter in folgender, einfacher Weise widmete:

Deiparae Virgini Mariae
Sine Labe conceptae
Josephus Bainius
Quidquid id est operis
Dicat et Consecrat.

Ihm etwas zum Lobe zu sagen, wäre für ihn eine Beleidigung gewesen, weßhalb die Ueberreichung seines Portraits, das in London verfertigt wurde, ihn gern vermocht hätte, selbes zu vertilgen, wenn es ihm möglich gewesen. Seine Herablassung war bewunderungswürdig; obgleich einer der größten Männer, schien er doch den geringsten ähnlich: geschmückt mit lebendigen Glauben und brennender Liebe, waren in ihm die Charaktere eines Gerechten ausgeprägt; er verband das christliche und wissenschaftliche Leben in gleich hohem Grade.

Am Abende des 21. Mai 1844, in einem Alter von 68 Jahren und 7 Monaten, während er eben das Brevier betete, ging er plötzlich ein in die Ruhe der Gerechten, wie das Zeugniß eines stets tugendhaften Lebenswandels hoffen läßt. Sein Verlust ward von Allen betrauert, die ihn kannten, weil er Allen theuer war. Die irdische Hülle ward in St. Maria in Vallicella feierlich beigesetzt. Möge Baini's Andenken talentvollen Männern dienen, seinem leuchtenden Beispiele folgend, ihre Gaben des Genie zum Aufschwung der Wissenschaften und zum alleinigen Ruhme der Religion und der Kirche zu verwenden!

XXVIII.

Rheinische Zustände am Vorabend der französischen Revolution.

(Fortsetzung von Band XXVII. Seite 211.)

Der Lütticher Aufstand und die belgische Revolution von 1790; Oesterreich und Preußen.

Der Aufstand von Lüttich unter dem Fürstbischof Konstantin Freiherrn von Honsbroeck, und die Revolution der österreichischen Niederlande unter Kaiser Joseph II. waren für die Rheinländer das verhängnißvolle Vorspiel, das der französischen Revolution und dem Erscheinen französischer Emigranten und republikanischer Heere mit der tricoloren Fahne an dem vaterländischen Strome voranging. Die nun längst verschollenen Namen Lütticher Patrioten: Spiroux, Bassenge, Fabry, Chestret; die Namen des aufständischen Belgiens: Van der Noot (geb. 1731, gest. 1827), Van Eupen (geb. 1744, gest. 1804), Van der Mersch (geb. 1734, gest. 1792), J. Fr. Vonck (geb. 1743, gest. 1792) waren früher, als die Namen Mirabeau's, Lafayette's, Dumouriez und Custine's am Rhein in Aller Mund; und ehe man etwas von Assemblée Nationale, von Constituante und von französischer Constitution wußte, bildeten die Joyeuse Entrée, die alte

Verfassungsurkunde des Herzogthums Brabants und die stürmischen Verhandlungen der Stände in den einzelnen Provinzen der österreichischen Niederlande, die Joseph II. die Subsidien verweigerten und seine Edicte für ungesetzlich und nichtig erklärten, das allgemeine Tagsgespräch in den rheinischen Städten; hatte ja schon zwei Jahre vor der Erstürmung der Bastille, am 18ten September 1787, Brüssel seine freiwillige Volkswehr und beim Klange der Sturmglocken seine Barrikaden.

Lüttich war ein geistliches Fürstenthum oder, wie Cardinal Pacca nicht unrichtig sagt, vielmehr eine Republik*), an deren Spitze ein geistlicher Fürst stand; als Glied des westphälischen Kreises gehörte es zum deutschen Reich. Die österreichischen Niederlande, ein Erbgut aus Zeiten, da der deutsche Name noch mächtiger und geachteter war, bildeten ursprünglich den burgundischen Kreis; auch sie galten daher, wenn auch nicht in so unmittelbarem Verbande, noch immer als deutsche Reichslande.

Nicht bloß also durch die Nachbarschaft und den vielfachen Wechselverkehr waren die Stürme, von welchen Lüttich und Belgien ergriffen wurden, von höchster Bedeutung für die Rheinlande; da es sich hier um deutsche Reichsgebiete handelte, so mußten die Rheinländer in dem Geschicke derselben ein Vorbild der eigenen Zukunft erblicken. Mit gutem Grunde kann man daher die Ereignisse von Lüttich und Brüssel die erste Feuerprobe nennen, welche die alte Zeit und ihre Machthaber vor dem Beginne des großen Kampfes mit der neuen Zeit und Lehre zu bestehen hatten. Wer aber den Ursprung, die Entwicklung und den Ausgang der Erschüt-

---

*) „L'autorità del vescovo principe temporale di quel principato era talmente circoscritta, e limitata dagli stati del paese, e da un tribunale dei 22. che poteva considerarsi piuttosto come capo di una repubblica, che come vero sovrano." Pacca Memorie storiche P. 127.

terungen an der Maas und Schelde beobachtete, der konnte, trotz der augenblicklichen Bewältigung dieser Aufstände durch Waffengewalt, über den Sieg der Revolution kaum zweifelhaft seyn.

Der Lütticher Aufstand und die Erhebung der österreichischen Niederlande waren das gerade Gegentheil von einander: in Lüttich wollte eine kleine, aber verwegene und energische, die schlaffe conservative Mehrheit terrorisirende Minorität, von dem französischen Revolutionsschwindel erfaßt, die alte ständische Verfassung umstürzen, und dafür eine, auf moderner Volkssouverainetät ruhende einführen; in Belgien dagegen war es die große conservative Majorität aller Stände, der Geistlichkeit, des Adels und der Bürger, die sich für die alte freie Verfassung erhoben gegen ihren Umsturz, wie ihn die dem herrschenden revolutionär-despotischen Zeitgeiste huldigenden, ungesetzlichen Reformen und Staatsstreiche Josephs II. beabsichtigten.

Sah daher die französische Revolution in der Lütticher eine erwünschte Bundesgenossin, so haßte und verachtete sie die Belgische, ihrem Geiste nach, als ihre bitterste Feindin; sie freute sich ihrer nur in so fern, als in diesem Kampfe eines christlichen Volkes für sein gutes altes Recht gegen einen Monarchen, der ihm die Revolution, nicht im Namen des Volkes, sondern seiner souverainen Autorität, mit Gewalt einimpfte, die monarchische Autorität zu Grunde ging, und die Revolution daher in jedem Fall, der Ausgang mochte seyn, welcher er wollte, ihren Vortheil davon zog.

Die Lütticher Irrungen begannen schon im Jahre 1785 über die Frage: ob die fürstbischöfliche Regierung befugt sei, die Zahl der Ball- und Hazardspielhäuser in dem Badeorte Spa durch Verweigerung neuer Concessionen zu beschränken, und überhaupt Verfügungen in Polizeisachen, ohne Zuziehung der Stände, erlassen könne. Der Lütticher Speculant Levoz, der Unternehmer eines neuen Spielhauses daselbst, machte mit

den Einwohnern einen Krawall und vertrieb die fürstliche Garnison von Spa.

Es war das ursprünglich ein Rechtsstreit, wie wir ähnlichen im Mittelalter gar häufig begegnen, und das Reichskammergericht in Wetzlar wurde zu seiner Entscheidung angerufen. Von Volkssouverainetät war hier vor der Hand noch keine Rede.

Allein während sich im Fortgange des Streites die Gemüther erbitterten und die Parteien sich schärfer und schärfer schieden, und in dem stamm-, sprach- und geistverwandten Frankreich die Revolution ihre Lehre offener verkündete und der Gewalt sich mehr und mehr bemächtigte, erwachten auch in der Lütticher Opposition weiterreichende Gedanken, die sich mit den neuauflebenden Erinnerungen an die Zeiten zügelloser Demokratie und wilder Demagogie verknüpften, wie sie an den schönen Ufern der Maas lange Jahre hindurch geherrscht. Es waren das die Zeiten, da Lüttichs Straßen mit Blut und Mord befleckt, und seine Fluren und Manufakturen in steten Bürgerkriegen verheert wurden, bis der Fürstbischof Maximilian von Bayern, von den Waffen Ludwigs XIV. unterstützt, dem verheerenden Gräuel demokratischer Anarchie ein Ziel setzte, und durch das Reglement von 1684 mit dem größt möglichen Maße bürgerlicher Freiheit dem Staate Sicherheit und Frieden, Ordnung und blühenden Wohlstand schenkte.

Diese Zeiten, da die zusammengerottete, turbulente Volksmasse auf dem Markt direkt ihre Beamten gewählt, wurden jetzt gepriesen und „das Reglement“ als tyrannisch geschmäht.

Von einer unumschränkten souverainen Gewalt im Sinne Ludwigs XIV., wie Friedrich II. und seine Nachfolger sie, mit Beseitigung aller ständischen Rechte, in ihren Ländern übten, war in diesem Reglement nicht das Mindeste enthalten *).

---

*) Die Historisch-politischen Blätter haben jüngst (Band XXV, Seite 651 bis 662) eine Darstellung dieses Lütticher Aufstandes gegeben;

Ein angesehener neuerer belgischer Schriftsteller *), der Präsident

der Verfasser ist dabei, wie er ausdrücklich bemerkt hat, unserem so vielfach verdienten deutschen Geschichtschreiber, C. A. Menzel, gefolgt, da dessen Zeugniß, wo es die preußische Politik zu beleuchten galt, als das Zeugniß eines Protestanten und loyalen preußischen Beamten, nur von größerem Gewichte erscheinen konnte. Allein nach dieser Darstellung Menzel's muß man schließen, als sei die Verfassung von Lüttich durch „das Reglement" von 1684, unter dem Schutze französischer Waffen, im Geiste des französischen Despotismus umgestaltet worden, so daß also Hertzberg, der Minister Friedrich Wilhelms II., als er den Aufständischen, statt die Revolution zu entwaffnen und den Rechtszustand und die gesetzliche Behörde herzustellen, die Abschaffung des „Reglements" garantirte, die bürgerliche Freiheit gegen, wenn auch verjährte, despotische Unterdrückung in Schutz genommen hätte. Es ist dieß aber durchaus irrig, der Irrthum jedoch erklärlich. In dieser Entstellung des Thatbestandes stimmten ja die Anhänger Hertzbergs mit den Klubbisten von 1790 überein. So erzählt z. B. auch General Eickemeyer, der den Feldzug der Mainzer gegen Lüttich mitgemacht, in seinen Denkwürdigkeiten Seite 86: „Bei den Lüttichern hatte seit Jahrhunderten eine vom deutschen Reiche anerkannte landständische Verfassung bestanden, bis zur Zeit Ludwigs XIV. ein mächtiger Fürstbischof die Anwesenheit eines französischen Heeres benutzte, um sich gewaltsamer Weise zum unbeschränkten Regenten zu machen." Der republikanische General erzählt dann weiter, wie unter diesem Wütherich „die Lütticher durch Vernichtung der Landstände ihrer eigentlichen Stellvertreter beraubt, keinen gesetzlichen Weg mehr hatten, um ihre Klagen vor des Reiches Oberhaupt zu bringen", wie das Volk dann „1789 in Masse aufstand" und „seine Gerechtsame forderte, aber auch nichts weiter als diese." Behauptungen, die jeder historischen Wahrheit entbehren, da ja die Opposition dieser „vernichteten" Landstände mit dem Fürstbischof bei dem Reichskammergericht jahrelang, wie Jeder weiß, auf dem Rechtswege prozessirte, bis die Erstürmung der Bastille den Demokraten die Maske fallen machte. So wird die geschichtliche Wahrheit geachtet! Gerlache gibt am Schluße seiner „Histoire de Liége" eine ausführliche Ueberſicht von der Lütticher Verfassung vor der französischen Revolution, von deren Freisinnigkeit man in der Hauptstadt Friedrichs II. so weit entfernt war, daß man gar keinen Begriff mehr davon hatte.

*) Histoire du royaume des Pays-Bas depuis 1814 jusqu'en 1830

de Gerlache, der dankbar rühmt, wie das alte Heimathland der Karolinger unter dem milden Krummstab seiner Fürstbischöfe, seit den frühesten Jahrhunderten mit Wohlthaten überschüttet, so herrlich geblüht, sagt von der Freiheit, wie sie, Lüttich vor der französischen Revolution unter seiner durch „das **Reglement von 1684**" befestigten Verfassung genossen: „Ich weiß nicht, ob es je auf der Welt ein Volk gab, das freier gewesen wäre, als die Lütticher. Gewiß waren sie es in einem viel höheren Grade, als irgend einer ihrer niederländischen Nachbarn, die sich doch so sehr ihrer Vorrechte rühmten. Sie genossen alle Bürgschaften, welche die Joyeuse Entrée Brabant zusichert. Bürgerliche Freiheit und Eigenthum waren bei ihnen ausnehmend geschützt; der Bischof konnte kein Gesetz ohne Zustimmung der drei Stände erlassen; sie hatten ihr Tribunal der Zweiundzwanziger, das jede Unterdrückung von Seiten der Agenten des Fürsten unmöglich machte; sie zahlten fast keine Abgaben...." Auch konnte die Majorität zweier Stände den dritten nicht niederdrücken, denn bei ihnen galt der Rechtssatz: „deux états, point d'états," das heißt: **Zwei Stände, kein Stand....***) Allein sie verlangten, der Bischof solle auch keine Verfügungen in Polizeisachen erlassen — was so viel heißt, als ihm die wesentlichsten Befugnisse einer vollstreckenden Gewalt entreißen."

Die Abschaffung des Reglements hätte daher das Fürstenthum in die alte blutige Verwirrung und Verwüstung zurückgestürzt, wie Polen sie, zum Vortheile seiner theilungssüchtigen Nachbarn, unter der Herrschaft seines liberum Veto erfahren. Allein der Ruf nach seiner Abschaffung, der plötzlich über Nacht, wie vom Zaun gerissen, erscholl, diente den Lüt-

---

par E. C. De Gerlache. II. édition. Bruxelles 1842. Tom. I. P. 232.

*) „On disait à Liége, deux états, point d'états. Leur accord unanime formait *le sens* du pays." Histoire de Liége par Gerlache. P. 376.

licher Demokraten, Schülern der neuen französischen Lehre, auch nur zum Vorwande: „Jahrhunderte lang", so lautete ihre Sprache, „haben wir unter dem Joche des Aberglaubens und der Finsterniß geseufzt; wir wollen Menschenrechte und Grundrechte (les droits de l'homme et du citoyen) und eine wahre Repräsentation des Volkes, zu der das Volk frei und rechtmäßig seine Zustimmung gegeben, als Basis der allgemeinen Wiedergeburt"*).

So sah denn das deutsche Reich, kaum vier Wochen nach der Erstürmung der Bastille, in seinem eigenen Gebiete das Pariser Schauspiel im Kleinen nachgeahmt. Die Revolution durchlief damals, an den glorreichen Tagen des 17. und 18. August 1789 in Lüttich, ihre gewöhnlichen Stadien, wie wir sie im Jahre 1848 in Rom und Wien, in Florenz und Berlin gesehen haben. Die rheinischen Städte und ganz Deutschland vernahmen alsbald mit Staunen die bereits geschilderten Scenen: Zusammenrottung des souverainen Volkes; Magistrat und Minister verhöhnt; die Reichen und die reaktionären „Zöpfe" zitternd; erzwungene Errungenschaften des in Alles willigenden Fürsten; großes Siegesfest der Revolution: die Wappen der alten Bürgermeister zerschlagen; neue Behörden vom Volke bestättigt; die fürstlichen Soldaten entlassen; Citadelle und Thore von der Volkswehr besetzt; die fürstlichen Pferde ausgespannt; der Bürgerfürst selbst unter Frohlockungen und Drohungen von dem Volke gezogen; das Reglement von ihm für nichtig erklärt und damit die demokratische Anarchie sanctionirt. — Zweiter Akt: der Fürst entflieht den Evvivas seiner lieben Lütticher, und das Mandat des Reichskammergerichts wird kund, Herstellung des Rechtszustandes gebietend. „Allein das revolutionäre Delirium der Lütticher", so erzählt Gerlache, „stieg nun auf seine höchste Höhe. Kaum hatte sich die Stadt Lüttich

*) Siehe *Journal patriotique*, das 1789 zu Lüttich gedruckt erschien und nicht ohne Geist von Bassenge, Reinier und dem Canonikus Henkart redigirt wurde. Gerlache l. c.

befreit, als sogleich das geringste Dorf mit ihr wetteiferte. Jedes hatte seinen Brutus, seinen Mirabeau. Unter den ersten erhob sich die Markgrafschaft Franchimont in dem Versteck ihres Heidekrautes, und beschloß für sich allein einen National-Congreß zu bilden, um die natürlichen und unveräußerlichen Rechte zurückzufordern. Man muß aber wissen, daß dieser Congreß Franchimonts von den Gemeinden von Verviers, Theux, Spa, Sart, Jalhay, Stembert, Andrimont, Ensival, Croisiers und Drolenvaux gebildet wurde. Der Ort der Nationalversammlung war eine grüne lachende Wiese bei dem Dorfe Polleur. Hier war es, wo die erlauchte Versammlung ihre Stimme an Europa richtete, und durch den Mund des Advokaten Dethier ihre durchgesehene und verbesserte Auflage der Rechte des Menschen und Bürgers verkündigte." Die Revolution feierte ihre Flitterwochen*).

Allein neben diesen herkömmlichen heiteren Comödien fehlte es auch damals schon nicht an sehr ernsten tragischen Groß-

*) Wie ernstlich übrigens die alte Verfassung Lüttichs, vor der Revolution und vor Hertzbergs Vermittlung, sich die Wahrung der bürgerlichen Freiheiten angelegen seyn ließ, zeigt insbesondere jener Gerichtshof der Zweiundzwanziger (Tribunal des vingt-deux) eine äußerst merkwürdige Einrichtung alten Freiheitssinnes. Er wurde von den drei Ständen ernannt, versammelte sich zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, auf Verlangen der Kläger. Seine Gerichtsbarkeit erstreckte sich über alle Bürger, welchem Stande sie angehören mochten, über alle Beamte des Fürsten. Veröffentlichte dieser Edikte oder Ordonnanzen, die den Freiheiten des Volkes oder den von den drei Ständen erlassenen Gesetzen zuwieder waren, so erließen die Zweiundzwanziger alsogleich eine Bedrückungs-Klage an seine Kanzler, um sie vor ihr Gericht zu fordern. Die Vollstreckung ihrer Urtheilssprüche erlitt keinen Aufschub. Die Verurtheilten blieben in ihren Rechten eingestellt, bis sie die Bedrückung gut gemacht. Die Entscheidungen der Zweiundzwanziger waren ohne Appel. Indessen konnte man seine Ansprüche auf Gutmachung von Beschwerden gegen sie bei den Ständen selbst als Revisoren geltend machen. Histoire de Liége S. 279.

thaten der Freiheitsmänner, die für die Zukunft zittern machen mußten und die Tiefe des Abgrundes dem Blicke enthüllten. Depositengelder wurden von den Insurgenten genommen, das Herwische Schloß Seroul bei Verviers in aller Feierlichkeit und Ruhe, Angesichts der Behörden in Uniform, geplündert und verwüstet. Ja es geschahen noch schlimmere Dinge, die als würdiges Vorspiel der gräuelvollsten Scenen der Pariser Bluttage gelten konnten; Verbrechen im Style unserer rothesten Demokratie. Aber auch damals verlangte die besiegte Revolution vollkommene Amnestie. Von zwei später Hingerichteten berichtet daher eine Wetzlarer Schrift von 1791 zur Rechtfertigung der Milde der fürstbischöflichen Justiz wörtlich also, was das Bild der Lütticher Bewegung vervollständigt: „Der eine Namens Sacca hatte in Lüttich selbst, mit noch einem gleich boshaften Gesellen, zweien in der Revolution weder pro noch contra begriffenen Männern, blos aus einem Privatgroll, aufgepaßt, sie als Aristokraten und Spione ergriffen, und unter dem Geschrei: il faut les pendre, wirklich aufgeknüpft und sogar den einen, wobei der Strick gerissen, mit einem Kolben erschlagen. Der andere, Brassines, hatte einen unschuldigen Menschen in St. Trond auf gleiche Art umgebracht und aufgeknüpft. Beide sind folglich als Meuchelmörder, nicht als Aufwiegler gerichtet worden. Ein gewisser Dechamps, der zu Spa Häuser plünderte, Fenster einschlug, dem Bürgermeister Xhrouet eine Pistole (die aber versagte) auf die Brust losdrückte, sodann vier Personen an den Pranger stellte und ihnen und einigen anderen Brod in Koth getaucht in den Mund steckte, wodurch vier Personen in Convulsionen starben — er wurde später zu zweistündigem Pranger verurtheilt." — Daß übrigens auch die unerschwingliche Abgabenlast als demokratische Waffe einen Beschwerdepunkt der Lütticher Patrioten bildete, versteht sich von selbst, obwohl die geringen Steuerzuschüsse an die Bewilligung der Stände geknüpft waren *).

---

*) Die in Wetzlar, 1791, erschienene Schrift: „Die neueste Lage der

Der flüchtige Fürst wandte sich unterdessen nach dem Klo-

Lüttichischer Angelegenheiten" sagt in Betreff dieser Beschwerde: „Der Fürst lebt von seinen Tafelgütern und das Land zahlt ihm nicht mehr als 30,000 Thaler, so viel ohngefähr, als ein weltliches Land von 600,000 Einwohnern einem apanagirten Prinzen zahlen müßte. Die Gerichtshöfe erhalten ihren Unterhalt von Sporteln. Das große und reiche Lüttichser Land, das in seinen Tuchmanufakturen, Eisenwerken, Steinkohlen und Gesundheitsbrunnen in jedem Orte eine Quelle findet, die ihm Millionen zuführt, hat also (wenn man die durch die beiden letzten französischen Kriege erwachsenen Kriegsschulden abrechnet) keine Staatslasten, als 1) 30,000 fl. Thaler für den Fürsten, 2) die Landtagskosten, 3) das Kreisregiment von 800 Mann, 4) Kammerzieler und 5) die Besoldung des Reichstagsgesandten mit 200, des Pariser Gesandten mit 200 und des Wiener Residenten mit 100, dann des Wetzlarischen Anwalts mit 20 Carolinen. Dieß Alles zusammen macht nicht so viel aus, als in einem gleich großen Lande die Unterhaltung der Jagden oder Lustschlößer kosten." — Wir können hinzusetzen, daß in dem verhältnißmäßig gegen Lüttich so armen Preußen die Accise einer einzigen mäßigen Stadt wohl nicht viel weniger betrug, als diese ganze fürstbischöfliche Civilliste. Ließ ja bekanntlich Friedrich II., auch in den Finanzen genial und einzig, und auch hierin deutsche Schonung und Mäßigung als Pedanterie verachtend, aus Frankreich ein ganzes Heer von Finanzkünstlern, Publikanen und Zöllnern, über den Rhein kommen, denen er die Accise-Verwaltung seines Landes ausschließlich übergab, um, von den Finanzkünsten Ludwigs XIV. profitirend, den Ertrag auf's Höchste zu steigern. Der erste Regisseur dieser königlich preußischen „Administration général des Accises et Péages" gesteht selbst ein, daß auf diese Weise zweihundert Franzosen als Zollbeamte nach Preußen herüber genommen wurden, Mirabeau gibt gar ihre Zahl auf 1500 an, und dieses Alles einzig in der Absicht, um auf Kosten der Sittlichkeit und der Volksehre einige Millionen mehr zu gewinnen. Daher der Magus des Nordens, Hamann, der bekanntlich unter dem Philosophen von Sanssouci eine kleine, subalterne Stelle unter diesen ihn mißhandelnden französischen Vorgesetzten beim Zollpackhof von Königsberg versah, seiner deutschen Entrüstung in seinen Briefen an Jacobi Luft machte und (18. Januar 1786) seufzte: „daß der Staat alle seine Unterthanen für unfähig erklärte, seinem

ster St. Maximin bei Trier*), wo er gastliche Aufnahme fand. Der Prälat dieser einst so reichen, uralten Abtei hatte, so wie der von Echternach, Sitz und Stimme auf der geistlichen Bank der drei Stände des Herzogthums Luxemburg, das damals bekanntlich auch zu den österreichischen Niederlanden gehörte.

So sah die alte Kaiserstadt an der Mosel als ersten Emigranten im August 1789 einen deutschen Fürsten, der vor der Revolution geflohen, und dem bald so viele folgen sollten und, Gott weiß, wie viele vielleicht noch folgen werden.

Hier also in Lüttich, an den Gränzmarken Frankreichs, im Lande der Wallonen, wo die Vorfahren Karls des Großen, die Stifter des mächtigen, weltherrschenden Frankenreiches,

---

Finanzwesen vorzustehen, und dafür einer Bande unwissender Spitzbuben sein Herz, den Beutel seiner Unterthanen anvertraute!" Preuß: Friedrich der Große. Band III. S. 18. Jacobi's Werke Bd. 4. Abth. 3. S. 145.

*) Was Lüttich, dessen Geschichte so vielfach mit der deutschen verflochten ist, seinen Fürstbischöfen verdankte, davon gibt die Schrift von Gerlache auf vielen ihrer Blätter das rühmlichste Zeugniß. Die Geschichte der Stadt und des Fürstenthums und ihrer größten Fürstbischöfe am Schluße seines Werkes zusammenfassend, sagt er: „Gefestet durch das Blut Sanct Lamberts, der sie als Patron mit schirmender Hand bedeckt; erhoben zu einem hohen Grade von Macht durch Notger, der Geistesbildung und Wissenschaften dort blühen machte; vergrößert durch fortdauernde Erwerbungen unter Theodwin, Otbert, Hugo von Pierrepont, verdankt sie Albert von Cuyck ihre ersten bürgerlichen Freiheiten; Heinrich von Verdun vertheidigt sie gegen die feudale Anarchie; Eberhard von der Mark und Gerhard von Groisbeck erretten sie von den Verwüstungen des Kalvinismus, und Maximilian von Bayern verleiht ihr ein Jahrhundert des Friedens, nach einem Jahrhundert innerer Zerwürfnisse und Mißgeschicke. Diese Namen ihrer Fürstbischöfe beherrschen ihre ganze Geschichte. Es gibt keine Einrichtung, keine alte Anstalt zu Lüttich, die nicht von einem Bischof herrührte." Histoire de Liége P. 278.

gejagt und gebetet, Palläste gebaut und Klöster gestiftet, Maifelder gehalten und Gesetze berathen, und große, weitreichende Plane entworfen, hier hatte das Pariser Feuer zum erstenmal deutsches Reichsgebiet zündend ergriffen. Die Sicherheit der Throne, die Sicherheit aller Reichsstände erheischte gebieterisch schnelles und entscheidendes Einschreiten, um die Flamme sogleich niederzuschlagen; der Fall, für den angeblich der Fürstenbund von Friedrich II. durch Hertzberg geschlossen worden, war eingetreten: die Constitution des Reiches war verletzt, der Landfrieden gebrochen. Das Reich erwartete von Preußen kräftiges und schnelles Einschreiten.

Wie indessen das Berliner Kabinet dem Aufgebot des Kammergerichtes entsprach oder nicht entsprach, haben wir gehört: es betheiligte sich bei der Execution, „um ihre Wirkung (das heißt, den Lauf der Justiz) zu hemmen"; und Hertzberg instruirte den preußischen Commissarius ausdrücklich dahin: „die Lüttichen sollten nicht ganz unterdrückt und die Brabanter nicht entmuthigt werden." Statt die Stadt ihrem rechtmäßigen Fürsten und Herren zu übergeben, verließen die preußischen Executionstruppen die Citadelle, und schenkten den Patrioten die Executionskosten! Die beschränkte, egoistische Politik Hertzbergs konnte sich nicht entschließen, „mit der Revolution zu brechen", galt es ja Oesterreich an seiner verwundbarsten Stelle, in den Niederlanden, Schwierigkeiten zu bereiten.

Die nothwendige Folge davon war, daß das Revolutionsfeuer ruhig um sich fressen konnte, und während Europa von dem Falle der Bastille erbebte und die Jacobiner der Monarchie in Paris das Requiem sangen, begann als Bild der deutschen Einigkeit, zur Freude und Ermuthigung der Revolution, in deutschen Zeitungen und Flugschriften ein ärgerlicher Federkrieg für und gegen Preußen in der Lüttischer Sache.

Johann von Müller, der bei Schließung des Fürstenbundes an die uneigennützigen patriotischen Absichten Friedrichs II. geglaubt, und der am 29. März 1781 aus Halberstadt geschrieben: „Mit den Preußen und für die Preußen will ich

leben und sterben, oder ich will lieber nicht leben" *), er schrieb jetzt klagend unter dem 7. Januar 1790 von Mainz aus: „Nun begegnet aber zugleich, daß die Preußen in der Lütticher Sache äußerst verfassungswidrig verfahren; hierdurch verlieren sie alles Zutrauen, alle Liebe im Reich, und der Fürstenbund ist in sehr großer Gefahr" **). In gleichem Sinne schreibt J. G. Forster, Mainz, 20. März 1790: „Herr von Hertzberg politisirt, dünkt mich, sehr schlecht; nachdem er beinahe zwei Jahre mit den Polen in Unterhandlung gestanden, endlich noch auf eine so plumpe Art die Katze aus dem Sack zu lassen, und Danzig und Thorn zu verlangen, ist eben nicht sehr würdig eines Ministers, der sich rühmt, daß nur seine Plane dem König Friedrich seit 1745 gelungen wären. Bei Lüttich ist auch ein Bock geschossen worden, und der König um das Zutrauen des Reichs gekommen."

Was anfänglich leicht zu bemeistern gewesen wäre, dazu wurde jetzt, Dank dieser Zwietracht zwischen Oesterreich und Preußen, das Aufgebot von fünf Kreisen nothwendig, und so wurde nun auch der kuroberrheinische, der fränkische und schwäbische mit bei dem Kampfe und der Execution betheiligt. Mainzer und Trierer rückten gemeinschaftlich mit den Kölnern, den Pfälzern und Münsterern aus, um die von den Preußen verlassene Citadelle ihrem Fürsten wieder zu gewinnen und den Rechtszustand herzustellen.

J. v. Müller, damals mit der Bildung der Kriegskasse und der Abschließung von Lieferungscontracten beschäftigt, beschreibt uns den Auszug der Mainzer in diesen Feldzug, der für den Rhein, ohne daß es wohl die Herzen damals ahnten, die lange Reihe der Revolutionskriege eröffnete. Er gibt uns

*) Briefe zwischen Gleim, Heinse und Joh. von Müller. Aus Gleims literarischem Nachlasse herausgegeben von Körte. Band 2. Zürich 1806.

**) Müllers sämmtliche Werke. Stuttgart und Tübingen 1834. 30ster Theil S. 249.

ein Bild altrheinischen Lebens. Es waren drei Bataillons Infanterie, eine Abtheilung Artillerie und eine Escadron Husaren, im Ganzen ohngefähr 1500 Mann, die in den ersten Tagen des Mai's 1790 von dannen gezogen. Am 6ten Mai schreibt er: „Unsere Truppen sind fort; nur 1000 Mann bleiben in der Stadt und auf der Citadelle; die andern schwimmen den Strom hinunter, meistens herrliche Mannschaft, groß gleich den alten Deutschen, blühend, wohlbewaffnet, bereitwillig, und Graf Hatzfeld voll Muth, begierig in seinen ersten Waffen zu siegen. Früh um vier Uhr gestern Morgens war die ganze Stadt an das Rheinufer ergossen. Die alten Eltern waren seit ein paar Tagen von den Dörfern hereingekommen; die aber, welche Geliebte unter den Fortziehenden hatten, schienen am meisten bewegt, quasi ultimum illos visurae. Tausende hätten mit wollen. Bei den Gärten vor der Stadt ging das Corps zu Schiff. Könnte ich die Blicke und das Verlangen der Augen beschreiben, wie die Krümmungen des Flusses die Schiffe nun verbargen! Zur Carricatur könnte der dicke, furchtsame Regimentschirurgus dienen; keineswegs der P. Gregorius, rüstig zu Allem."

Von Kurtrier stieß gleichfalls ein Bataillon Infanterie und eine Abtheilung Artillerie zum Executionscorps. Allein es fehlte in der oberen Leitung durchaus an Energie und Entschlossenheit. Auch hier geschah, was wir in dieser Zeit so oft sehen, die besten Kräfte ließ die schlaffe Bärenhäuterei unbenutzt verkommen, bis der Rachen der Revolution zuletzt Alles verschlang.

Daß übrigens die Sache des Fürstbischofs, trotz dem herrschenden Freiheitsschwindel, nicht überall als die Sache der Tyrannei angesehen wurde, gesteht wenigstens von der Stadt Verviers Eickemeyer selbst ein. Hatte auch ein Theil der Einwohner an der „Nationalversammlung" auf der grünen Wiese von Polleur Theil genommen, so war doch „der angesehenere Theil", wie uns dieser Ingenieur-Major erzählt, „der Sache des Fürsten ergeben. Unser Empfang daselbst", so fährt

er fort, „fiel daher äußerst glänzend aus. Lorbeerkränze wurden von liebenswürdigen Frauen überreicht; Lobgedichte, worin man uns Erretter des Vaterlandes nannte und mit den Helden des Alterthums verglich, wurden von schönen Mädchen abgesungen; mit schmeichelhaften Sinnbildern ausgeschmückte Erleuchtungen, Bälle und große Gastmahle fanden Statt. Es läßt sich denken, mit welchem gerechten Stolze wir das Alles hinnahmen! Das Beste war: wir verblieben einige Monate daselbst, während welcher die Fabrikherren sich in unserer Bewirthung zu überbieten wetteiferten."

Das Schicksal Lüttichs wurde indessen nicht von diesen Executionstruppen, sondern durch den Ausgang der Dinge in den österreichischen Niederlanden entschieden; als der dortige Aufstand besiegt war, bot das Reichskammergericht den burgundischen Kreis auf, und nun besetzten die Kaiserlichen ohne Widerstand die alte Stadt Sanct Lamberts und Rotgers. Ueber diesen Ausgang der Hertzbergischen Politik schreibt Forster, 29. Januar 1791, an seinen Schwiegervater Heyne: „der kaiserliche Hof verfährt in der Lütticher Sache mit einer unerwarteten Geringschätzung des Königs von Preußen, allein das Berliner Kabinet ist durch seine innerlichen Zerrüttungen und den entgegengesetzten Einfluß verschiedener Minister und der Weiber auch überall verächtlich geworden" *).

Dieser Aufstand der Niederlande war ohne Vergleich wichtiger, als der Lütticher Revolt, und die letzten Folgen der unglücklichen Wirrnisse: der Fall dieser herrlichen Provinzen und mit ihnen auch Lüttichs in die Hände Frankreichs und der Revolution, und daher ihr Verlust für Oesterreich und somit auch für Deutschland: das war ein großes deutsches Nationalunglück, das wir bis auf den heutigen Tag noch nicht verschmerzt haben; es war, wie wir sehen werden, die unheilvolle Frucht der verblendeten, kein beschworenes Recht achtenden, Alles nivellirenden und uniformirenden Politik Josephs II.

---

*) G. Forsters sämmtliche Werke. Band 8. 143.

und der machiavellistischen, auf Revolutionen spekulirenden, und nur auf die eigene Vergrößerung um den Preis aller Grundsätze der Moral und des Rechtes bedachten Berliner Diplomatie unter Hertzberg, aus der Schule Friedrichs II. und der französischen „Philosophen“.

Die Oesterreichischen Niederlande bildeten damals ohnstreitig eine der schönsten und kostbarsten Perlen der habsburgischen Krone: vier Herzogthümer, drei Grafschaften, zwei Herrschaften mit einer Bevölkerung von fast dritthalb Millionen: Mecheln, die alte Metropole der katholischen Niederlande, Brüssel, der glänzende Sitz der Statthalterschaft, Löwen, die einst so berühmte Universitätsstadt, das handelsreiche Antwerpen, auch die Markgrafschaft des heiligen Reiches (le marquisat du Saint-Empire) genannt, Carls V. stolze Geburtsstadt Gent, Courtrai, Audenarde, Alost, Termonde, Brügge, Ypern, Furnes, Ostende, Nieuport; die hennegauischen Städte: Mons, Binche, Ath, Chimai, Beaumont; die alte Merowing'sche Grabstätte Tournai mit ihrer Herrschaft; dann Namur mit Charleroi, Poilvache, Feix, Bouvigne, Montaigle, Fleurus, Samson, Beuville und Wasseige; und das geldrische Rurmunde mit den gefreiten Landen Weert, Nederweert und Wessem; endlich die Herzogthümer Limburg und Luxemburg mit der Herrschaft Chiny — welch ein Kranz glänzender, erinnerungsreicher Namen! Welche Fülle von Schätzen barg diese Erde, welch eine Fülle edelster Kräfte dieses Volk, germanisches und wallonisches, das sie zu einem blühenden Garten umgeschaffen und mit den herrlichsten Städten bedeckt, ein Volk gleich groß in den Künsten des Friedens wie des Krieges: in Ackerbau, Handel und Gewerb, in den Wissenschaften und schönen Künsten; so reich an unsterblichen Namen von Männern und Frauen, ausgezeichnet durch Heiligkeit, oder geistige Größe, oder ruhmvolle Thaten!

Ja man darf mit vollem Rechte sagen: gab es in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts in Europa ein Land, das von der Vorsehung bestimmt schien, als fester Damm gegen den glühenden Lavastrom der französischen Re-

volution zu dienen, so waren es die katholischen Niederlande, wie sie unter dem sanften Scepter der edlen Kaiserin Maria Theresia lange Jahre hindurch im tiefsten Frieden blühten.

In diesen fruchtbaren, metallreichen Gebieten, die zum weit größeren Theile von einem der kernhaftesten, grunddeutschen Volksstämme bewohnt werden, dem der tüchtige wallonische Halbbruder nicht unwürdig zur Seite steht, war das alte christliche deutsche Wesen noch in Saft und Kraft und blühendem Leben, während ein großer Theil des übrigen französirenden, von liederlicher, hohler Aufklärung und todter, hoffärtiger Schulweisheit und kalter Zweifelsucht entkräfteten und verblaßten Deutschlands fast die Erinnerung daran verloren hatte. Wie die fromme, hochherzige Kaiserin, mit ihrem gesunden, klaren Urtheil, in ihrer einfachen, sittlichen und gemüthvollen Größe auch ihrer Seits, Joseph II. und Friedrich II. gegenüber, uns als ein Bild des Besseren der alten Zeit, als eine christliche und wahrhaft deutsche Frau erscheint: so war es auch um diese Provinzen bestellt. Gesund an Leib und Seele, erfreuten sie sich des höchsten materiellen Flores, wie ihn nur immer das Lombardo-Veneto vor dem Jahre des Umsturzes 1848 genossen, und dabei waren sie im Besitze einer Freiheit, oder eines Schatzes von Freiheiten, wie sich nach den Zeiten der Reformation und Ludwigs XIV. nur wenige Länder mehr rühmen konnten. Allein es stand auch einer angebornen feurigen Liebe zu Selbstständigkeit und Freiheit bei ihnen ein ernster, tiefer, von dem katholischen Glauben lebendig durchdrungener Sinn, als fester Zügel, mäßigend zur Seite; und nur diese, in der Religion gegründete, gewissenhafte Achtung des fremden Rechtes, nur dieser, an Selbstbeherrschung gewöhnte Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit, der die ewigen Gesetze achtete, bewahrte dieß Volk vor dem Mißbrauch seiner Freiheit und machte es ihrer fähig. Selbst Männer, wie der Parteiführer Vonck, der der großen Mehrzahl schon als einer zu weit gehenden, von Frankreich angesteckten Neuerungssucht verdächtig schien, selbst diese sprachen hier,

wo Religion, Sittlichkeit und Rechtssinn als die Grundlage aller menschlichen Ordnung galten, den Grundsatz aus: „Ich kenne keine andere Freiheit als die, welche einen Gott und eine Religion zuläßt, und sich auf Treue und Glauben, auf Menschlichkeit, auf Nächstenliebe, auf Gerechtigkeit, Billigkeit und alle socialen Tugenden stützt."

So geht durch den Charakter dieser Bevölkerungen ein wahrhaft conservativer Grundzug, der uns auch selbst heute noch, nach allen verheerenden Stürmen der Revolution, überall entgegentritt, wenn wir die schönen alten, so wohl erhaltenen Städte dieses Landes mit ihren herrlichen Denkmälern der Vergangenheit durchwandern. Es weht uns darin ein Geist an, der die Weisheit der Väter in Ehren hält, der das von ihnen Ererbte getreulich pflegt, und es nicht verpraßt, oder gegen neumodischen Flitter vertauscht, oder in Staub und Moder verkommen läßt; ein Sinn, der an dem heimischen Boden und dem heimischen Kreise des Hauses, der Gemeinde und der Provinz, der heimischen Sprache, den heimischen Sitten und Festen mit inniger Hingebung hängt.

Ich selbst erinnere mich noch eines solchen charakteristischen Zuges aus dem Jahre 1845. Ich war in Gent. Die Stadt durchwandelnd, kam ich in einen Stadttheil, wo ich die Häuser mit Blumen, Teppichen und Triumphbogen verziert fand; am Abend vorher waren sie beleuchtet gewesen. Als ich mich nun nach der Ursache dieses festlichen Schmuckes erkundigte, erfuhr ich, daß ein junger Mann aus diesem Stadttheil bei einer öffentlichen Bewerbung, wenn ich nicht irre, war es in Antwerpen, den ersten Preis davon getragen. Durch diesen Sieg des Ihrigen fühlte sich die ganze Nachbarschaft stolz und geehrt, als ob jedem Einzelnen ein Blatt aus der Lorbeerkrone zugefallen wäre, und so wetteiferten Alle mit einander, ihn im festlichen Triumphzuge in die geliebte Heimath, deren Ruhm er gemehrt, dankbar und zur Aufmunterung für die Zukunft zurückzuführen.

Dieser eng zusammenhaltende Familien-Municipal und

Provinzialgeist, der frei und ungestört Herr und Meister im Kreise seines Berufes seyn will, der solid und ehrenfest auf Zucht und Ordnung, auf Standes- und Landesehre hält, ein Mann ein Wort, er zieht sich durch alles niederländische Wesen als Grundton hindurch, und ihm begegnen wir eben so in den Verfassungen dieser Provinzen vor der französischen Revolution, wie auch in dem stolzen Selbstgefühl, womit die Niederländer unter Maria Theresia auf ihr blühendes Land blickten, und womit der hohe Gerichtshof von Flandern (le conseil de Flandre) in seiner Vorstellung vom 17ten November 1786 an Joseph II. zum Schutze seiner alten Verfassung und Rechte sagte: „Ein Fremder geräth in Entzücken, wenn er unsere Fluren durcheilt, bebaut wie Gärten und bevölkert wie Städte; hier fehlen nicht die Arme dem Boden, sondern dieser fehlt jenen. Unsere Tuchfabriken haben den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht; die anderen, im allmähligen Wachsthum begriffen, haben schon einen bisher nicht gekannten Grad von Festigkeit gewonnen. In Mitte einer ungeheuern Bevölkerung, die täglich wächst, sieht man die Städte sich verschönern, die Sitten sich sänftigen, Künste und Wissenschaften gepflegt, und die Ursachen von Prozessen sich mindern. Eine wachsame Polizei in den Städten, eine wohlgeordnete Gensdarmerie auf dem Lande wahren die öffentliche Ruhe. Das in der Hauptstadt errichtete Zuchthaus kömmt den Verbrechen zuvor, indem es das Uebel aufhält, so zwar, daß die schaudererregenden Hinrichtungen durch Galgen und Rad wie verschwunden scheinen. Mit einem Worte: man sieht überall einen Ueberfluß, eine gewerbliche Thätigkeit, eine heitere Zufriedenheit, von denen man seit lange keine Ahnung hatte, und die Zeugniß geben von einem glücklichen Volke unter einer milden Regierung."

Ganz der gleichen Sprache vollster Zufriedenheit mit dem Glück der Gegenwart und flehendlicher Bitte, es durch keine eigenmächtigen Eingriffe und Neuerungen zu stören, begegnen wir auch in den vielfachen Vorstellungen der Stände der ein-

zelnen Provinzen und in den Protesten aller Klassen, und das in einer Zeit, wo an so vielen Orten anderwärts Mißmuth und Unzufriedenheit, Neuerungssucht und Freiheitsschwindelei sich kund gaben. Es war derselbe Geist, der im Jahre 1792 am 17. November, als die siegreiche französische Revolution auf dem großen Platze von Brüssel, unter dem Schutze ihrer Kanonen, den Freiheitsbaum mit der rothen Mütze aufgepflanzt, und der Pöbel mit den Jakobinern ihn beim Schalle der Carmagnole umtanzte, auf den Blutbefleckten die Worte schrieb:

Arbre de misère
Bonnet de corsaire;
Guerre de brigands
Faite aux braves gens *).

Die verfassungsmäßige Freiheit des katholischen Alt-Niederlandes war, im Gegensatz zu dieser blutbefleckten neuen französischen, kein lebloses Kunstgebild todter, kosmopolitischer Abstractionen, kein willkürlich beschriebenes Papier, sondern aus dem Leben, aus der Geschichte, aus dem religiösen Glauben, aus dem Charakter, den Sitten und Bedürfnissen des Volkes erwachsen, und in seinem Boden wurzelnd, war sie ganz historisch, ganz lokal, und so lebte sie im Herzen des Volkes. Das war ihr heimischer Chrakter.

Jede Provinz bildete hiernach in ihren eigenen, inneren Angelegenheiten ein selbstständiges Gemeinwesen; jede hatte ihre eigene Verfassung; jede ihre eigenen Stände. Für gemeinsame Angelegenheiten traten die Abgeordneten der Stände der einzelnen Provinzen zu gemeinsamem Tagen zusammen.

Wie sehr inzwischen die Verfassungen dieser einzelnen Provinzen in untergeordneten Dingen und Aeußerlichkeiten von

*) S. Les Jacobins, les Patriotes et les Représentants provisoires de Bruxelles 1792—1793. Par Adolphe Levae, ancien représentant, administrateur du fonds social. Bruxelles 1846. P. 76.

einander abweichen mochten, der Grundzug, der herrschende Geist, der sie durchdrang, war in allen der gleiche.

Dem gemäß forderte ein, durch das Alterthum geheiligtes Herkommen, und die Joyeuse Entrée verpflichtete an ihrem Schluße in ihrem 58sten Artikel dazu ausdrücklich den Fürsten: beim Antritt seiner Herrschaft alle Rechte und Freiheiten aller Stände und jedes Einzelnen zu bestätigen, und ihre unverbrüchliche Heilighaltung mit seinem Eide feierlich zu bekräftigen. Der herkömmliche Schwur lautete: „Ich Joseph II., von Gottes Gnaden Kaiser u. s. w., verspreche und schwöre auf das heilige Evangelium, daß ich dem Herzogthum Brabant und seinen Einwohnern, den gegenwärtigen und zukünftigen, ein guter Verwalter der Gerechtigkeit, ein guter und getreuer Fürst seyn werde; und daß ich ihnen keine Gewalt, noch Zwang anthun werde, noch zugeben oder dulden will, daß er ihnen angethan werde; daß ich sie nur nach Recht und Gerechtigkeit regieren werde, und den Prälaten, Klöstern, Gotteshäusern, Baronen, Rittern, Edlen, Städten, gefreiten Orten, Dörfern und allen Unterthanen des besagten Herzogthums Brabant, so im Allgemeinen wie im Einzelnen, alle ihre Rechte, Privilegien, Freiheiten, Verträge, Ordnungen, Statute, Herkommen und Uebungen, die ihnen verliehen und zugestanden, beschworen und bestätigt wurden, bewahren werde, und daß ich Alles, was Gegentheils daran geändert, verletzt oder geneuert werden könnte, gut machen und wieder herstellen werde. So wahr mir Gott helfe und alle seine Heiligen!" *)

Erst wenn der Fürst diesen Schwur geleistet, erfolgte Schwur und Huldigung der Unterthanen, indem die Mitglie-

*) So leistete diesen Eid der General-Gouverneur der Niederlande, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, im Namen Josephs II., hiezu eigens von dem Kaiser bevollmächtigt, am 17. Juli 1781 zu Brüssel. Histoire de la Revolution Belge de 1790 par Th. Juste I. P. 69.

der der drei Stände sich dem Throne näherten und also schwuren: „Wir, die Prälaten, die Edlen und die Abgeordneten der Hauptstädte Brabants hier anwesend, vertretend die drei Stände dieses Landes, nachdem wir den Eid Seiner Majestät Josephs II., Kaisers der Römer u. s. w., wie ihn ein Herzog von Brabant dem Herkommen nach leistet, vernommen, versprechen, geloben und schwören, daß wir in Allem gute und getreue Unterthanen seyn werden, wie es gute und getreue Unterthanen ihrem rechtmäßigen und wahren Fürsten schuldig sind."

So standen dem guten und getreuen Fürsten gute und getreue Unterthanen, durch den gegenseitigen Schwur innig verbunden, gegenüber.

Dieser Eid, wie wir ihm im Mittelalter so häufig begegnen, war der heilige unverletzliche Grundstein auf dem die ganze Verfassung, Recht und Freiheit, Friede und Sicherheit, Ordnung und Wohlstand ruhten. Er gab jedem die Zusicherung und damit das ruhige stolze Bewußtseyn, nicht von ministerieller Kabinets-Willkür, noch von dem despotischen Zufall allmächtiger Kammermajoritäten abzuhangen, sondern daß für Alle, für den Höchsten wie für den Niedrigsten, Recht und Gerechtigkeit walte. Nicht nur sein ererbtes Haus und sein ererbter Acker, sondern auch seine ererbten oder erworbenen Rechte und Freiheiten waren dadurch sein unentreißbares Eigenthum; er konnte ihrer nicht durch „Gewalt" oder „Zwang" beraubt werden; nur durch Recht oder richterlichen Urtheilsspruch konnte er ihrer verlustig gehen, oder durch freiwilliges Uebereinkommen ganz oder theilweise darauf verzichten.

Dieser oberste Grundsatz, den der dritte Artikel der Joyeuse Entrée also faßte: „Seine Majestät werden ihre Unterthanen nicht nach Gewalt noch nach Willkür, noch anders, als nach Recht und Urtheil (par droit et sentence) vor ihren ordentlichen Richtern regieren", gab dem niederländischen Leben unter Maria Theresia, die ihn bewahrte, jene Stätigkeit und Festigkeit, und erfüllte das Volk mit dem edelsten Selbstgefühl.

Frankreich, das sich anmaßte der Welt das neue Evangelium der Freiheit und der Erlösung zu verkünden, als habe sie bis zu seinem Erwachen bisher in den Ketten der Sclaverei geschmachtet, hatte es noch eben erst schweigend geduldet, daß unter Ludwig XV. gegen Tausende lettres de cachet (willkürliche Verhaftsbefehle) erlassen wurden; als dagegen die österreichische Regierung es nur einmal versuchte, und zwar an einem übelberüchtigten Subjekte, das durchaus keiner Achtung genoß, einen Niederländer nach Wien abzuführen, erhob sich das ganze Land, protestirend gegen diese Verletzung seiner Rechte und Freiheiten in dem geringsten und verachtetsten seiner Mitbürger; da ihnen ja zugesichert und beschworen war, daß keiner vor einen auswärtigen Gerichtshof dürfe gestellt, sondern Jeder nur „par droit et sentence" von seinen ordentlichen einheimischen Richtern gerichtet werden müsse. So lebendig lebte dieses verfassungsmäßige Rechtsbewußtseyn in allen Klassen! Es verbürgte Jedem die Freiheit der Person; die Sicherheit des Eigenthums; die Unverletzlichkeit des Hauses; denn wie der Engländer konnte der Niederländer sagen: „Mein Haus ist meine Burg;" nur durch richterlichen Befehl konnte er seiner Freiheit beraubt werden; und der Sclave, der die niederländische Erde berührte, hatte damit von selbst seine Freiheit gewonnen. Die Magistrate und richterlichen Behörden waren unabsetzbar; die Rechte der freien Gemeinde überall in allen Provinzen anerkannt. In den Städten stand die Ernennnng der Magistrate, der wirklichen obersten Behörden, dem Fürsten zu; allein die mit großen Privilegien und Freiheiten ausgestatteten städtischen Genossenschaften, namentlich die Corporationen der Künste und Gewerbe (des arts et metiers) und der Municipalrath hatten einen großen Antheil an der Stadtverwaltung. Mochte in der Gesetzgebung, dem Gerichtsgang und den Prozeßformen, auch Manches veraltet, schleppend und verworren seyn, so erwiesen sich doch die Gerichtshöfe nach dem Zeugniß der Zeitgenossen, gerecht und billig. „Die Gerechtigkeit wurde dem Schwachen wie dem Mächtigen zu Theil. Der geringste Bauer, der sich

von seinem Herrn in seinem Rechte gekränkt glaubte, forderte ihn vor den zuständigen Richter und war sein Gleicher *)." Die Armee wurde durch Werbung und freiwillige Capitulation mit Handgeld gebildet. Nach der Joyeuse Entrée konnte der Fürst das Herzogthum in keinen Krieg ohne Zustimmung der Städte und des Landes verwickeln, ein wichtiges Vorrecht in einer Zeit, wo nach dem Urtheil Friedrichs II. Europa, durch den Ehrgeiz der Fürsten und die Intriguen ihrer Maitressen, einer „Schlächterbank" glich. Die Presse stand unter der Aufsicht der bürgerlichen Behörden, allein jeder, die Corporationen sowohl, wie der Einzelne, hatten das Recht der Petition und der Beschwerde.

Und so galt, diesem Geiste alter Freiheit gemäß, Jeder als freier Herr und Meister in seinem Kreise: der Priester im Heiligthum, der Edelmann auf seinem Landsitz, der Meister in seiner Werkstätte; und die Verfassung selbst, indem sie Jedem seinen Kreis sicherte, war eine Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Elemente. In der oberen Region, in dem Fürsten als dem Wächter des Friedens und der Sicherheit, des Rechtes und der Freiheit Aller, herrschte das Monarchische vor; in der mittleren Region, in den Vertretern der drei Stände, den verbindenden Mittelgliedern zwischen Fürst und Volk, denen die Prüfung der Gesetzesvorschläge und Steuerhilf-Forderungen oblag, hatte das Aristokratische seinen Wirkungskreis; in den unteren Gliedern, in dem Maße, als die Einzelnen an Bildung, an Kenntnissen und Interessen sich gleicher, und darum auch der Gleichberechtigung fähiger wurden, herrschte das Demokratische vor, indem sie ihre Vorstandschaft sich wählten, Ordnung und Zucht unter sich selbst handhabten und ihres Gutes selbst walteten.

Die Freiheiten wurden hier nicht, wie es in den neueren Constitutionen zu geschehen pflegt, im Namen einer widernatür-

*) Mémoires historiques et politiques sur les Pays-Bas par Neny. T. II.

türlichen Gleichheit zusammengeworfen, und in unendlich kleine Bruchtheile zerstückt und zertrümmert, von denen dann jeder als „Staatsbürger“ den gleichen Antheil erhielt; ein Verfahren, wodurch der Einzelne nothwendig eine Menge aller möglichen, unendlich kleinen Freiheits- oder Souverainetäts-Bruchtheile empfängt, die ihm nichts nützen, zu deren Ausübung, die ihm ohnehin seine Zeit raubt, ihm jede Fähigkeit gebricht, während ihm gerade die Freiheit, deren er bedarf, und die er auszuüben befähigt ist, fehlt, da er sie ja auch wieder mit den andern Staatsbürgern, die ihrer nicht bedürfen, theilen, oder sie der Souverainetät Aller, „dem Staate“ nämlich, aufopfern muß, wie es z. B. in Frankreich geschieht: wo der Schneider und Schuster dreihundert Stunden von Paris die Freiheit genießt, mit so und so vielen Millionen seiner Mitsouveraine, der Republik einen Präsidenten aus dem Kreise aller Franzosen zu wählen, während ihm die Freiheit fehlt, aus seinem nächsten Kreise seiner Gemeinde einen Schulzen zu setzen; denn dafür sorgt der Präsident, oder „der Staat.“ Nicht diesem Grundsatze moderner Ungenügsamkeit, der da lautet: „Allen von Allem“, folgte die Vorzeit; ihr Spruch lautete vielmehr: „Jedem das Seine.“

Hienach gehörte dem Fürsten die Souverainetät; er hatte die vollziehende oberste Gewalt und war der Gesetzgeber; allein bei neuen Gesetzen hatte er sich vorher darüber mit den Ständen und den obersten Gerichtshöfen des Landes zu benehmen. Den Ständen war sicheres Geleit und unbedingte Freiheit der Rede verbürgt; sie prüften die Verträglichkeit der Gesetzvorlagen mit den bestehenden Rechten, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit, es bedurfte dazu einer gütlichen Vereinbarung mit ihnen; eben so stand ihnen die Prüfung und Zustimmung bei seinen Forderungen von Steuerzuschüssen zu; und wie im alten Tirol vor der französischen Revolution, so war auch in den Niederlanden die Vertheilung, die Einhebung und Verwaltung dieser bewilligten Steuern Sache der landschaft-

lichen Stände. Die Regierung war dadurch der größeren Kosten, der Näherwaltung und mancher Gehässigkeiten enthoben.

Die drei Stände: Geistlichkeit, Adel und dritter Stand, die meist nach Ständen abstimmten, standen einträchtig zusammen, und hatte der dritte oder Bürgerstand eine gegründete Beschwerde, so durfte er der Unterstützung von Geistlichkeit und Adel versichert seyn. Ja, hatten bei Steuerbewilligungen auch die beiden ersten Stände ihre Zustimmung ertheilt, so war die Zustimmung des dritten unumgänglich nothwendig, indem die Bewilligung der beiden ersten diese Zustimmung ausdrücklich mit den Worten bedingte: „à condition que le tiers état suive, et autrement pas."

Auch hier in dieser Vertretung galt im Allgemeinen, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, der Grundsatz, daß Jeder nur das vertritt, was er ist; daß der, welcher mehr zu den Kosten beiträgt, und bei dem guten oder schlechten Ausgang seines Rathes oder seiner Gesetze mehr mit Verlust und Gewinn betheiligt ist, und durch Stellung und Erziehung befähigter erscheint, in gleichem Maße auch eine gewichtigere Stimme abzugeben hat; damit nicht in Staatssachen die am meisten zu entscheiden haben, die gerade am wenigsten dabei verlieren können; oder wie das Alterthum es schon als die unsinnigste aller Verfassungen bezeichnete: ne plurimi plurimum valeant.

Von allgemeinen Kopfzahlwahlen war daher in diesen altniederländischen Verfassungen durchaus keine Rede. Die Sitze der Prälaten waren im Allgemeinen an keine Wahl geknüpft; sie waren vorausbestimmt; es waren vorwiegend die Bischöfe und Aebte der großen alten Abteien, die als Vertreter der religiösen und geistigen Interessen zugleich den größten Grundbesitz des Landes inne hatten; es waren die Vorsteher bestimmter Kapitel und Kirchen. Die Zahl der Vertreter des Adels war im Allgemeinen keine feststehende, Jeder hatte hier Zutritt, der seinen guten alten Adel nach bestimmten Graden und einem bestimmten Grundbesitz im Lande nachweisen konnte. Eine Art Wahl fand nur theilweise bei den Vertretern des dritten Stan-

des statt, wo nämlich die Bürgerschaft bei der Wahl und Instruction derer, durch welche sie bei den Ständen vertreten wurde, vermittelst ihrer Communal- und Zunftverfassung concurrirte. Allein gerade hier machte z. B. die Verfassung von Brabant einen merkwürdigen Unterschied zwischen den beiden ersten und dem dritten Stande, der aus den sieben Abgeordneten der drei Hauptstädte: Brüssel, Löwen und Mecheln bestand. Während nämlich jeder Prälat und Edelmann, in der Mitte des Saales sitzend, selbstständig seine Stimme abgab, wohnten die Abgeordneten des dritten Standes, seitwärts in den Fensternischen, den Verhandlungen zuhörend bei, und hatten alsdann über die dort gefaßten Beschlüsse daheim ihrer Bürgerschaft, die sich in ihren Collegien versammelte, zu berichten, und diese entschied nun mit einfacher Stimmenmehrheit über Zustimmung oder Ablehnung. Stimmte indessen eine der drei Hauptstädte nicht ein, so galt dieß so viel, als habe der dritte Stand nicht eingestimmt. So sehr suchte diese Verfassung die verschiedensten Interessen zu hören und zu schonen.

Durch diese Einrichtung, daß weitaus die meisten Sitze auf den Landtagen in der That durch die angesehensten, die erfahrensten und zugleich von der Regierung unabhängigsten Männer aller Stände des Landes eingenommen wurden, die an der Spitze großer moralischer und materieller Anstalten und der wichtigsten bürgerlichen Aemter und Geschäfte standen, und daher bei dem Gedeihen des Ganzen zumeist betheiligt waren, wurden die Wahlagitationen, die Wahlintriguen und die demokratische Volksschmarozerei und Portefeuille-Jägerei ausgeschlossen, und das Ganze gewann, neben aller selbstständigen Freimüthigkeit, einen stätigen conservativen Charakter; während die neueren Kammern meist zwischen dem äußersten Radikalismus und dem kriechendsten Servilismus, je nach den Zeitumständen, hin und her schwanken, weil ihnen die festen Wurzeln fehlen.

Eines der Hauptvorrechte, worauf die niederländischen Provinzen das größte Gewicht legten, bestand darin, daß in

der Regel nur Einheimische der Provinzen, oder zum mindesten darin Begüterte, die die Landesreligion theilten, die ihre Sprache redeten, und also unter ihren Augen aufgewachsen waren, das Land kannten und von ihm gekannt wurden, seine Rechte und Freiheiten, seine Sitten und Bräuche liebten und ehrten und mit seinen Bedürfnissen vertraut waren, eine Anstellung darin erhalten konnten. Nur ausnahmsweise, wo mit einer andern Provinz in dieser Beziehung Gegenseitigkeit statt fand, wurde von diesem Grundsatz abgegangen.

Zur besseren Sicherung der Landesverfassung und des ganzen Rechtsbestandes gegen Willkür von oben und eigenmächtige Eingriffe durch fremde Beamte konnte nach der Joyeuse Entrée kein Gesetz, keine Ordonnanz in dem Herzogthume zum Vollzug kommen, die nicht vorher die Zustimmung des höchsten Rathes von Brabant hatte und mit der Unterschrift des Sekretärs und dem Siegel des Kanzlers versehen war. Dieser Rath, der neben seiner politischen Bedeutung auch den höchsten Gerichtshof bildete, mußte verfassungsmäßig mindestens aus sieben Mitgliedern bestehen; einer von diesen versah das Amt eines Kanzlers und Siegelbewahrers; er mußte Lateinisch, Französisch und Flämisch verstehen; vier dieser Räthe mußten in Brabant geboren seyn, oder doch darin von sich aus, oder von Seiten ihrer Frau eine grundherrliche Baronie besitzen; und nur die beiden letzten waren der unbedingten Wahl des Herzogs freigegeben, vorausgesetzt jedoch, daß sie Flämisch verstanden. Mit solcher Fürsorge war diese Verfassung für die Erhaltung des Vaterländischen bedacht.

Die katholische Religion war die alleinige des Landes, und das Concilium von Trient galt als Norm in Glaubenssachen. Wie das alte Tirol, so hielten auch die Niederländer fest an dieser Einheit des religiösen Bewußtseyns. Indem der Fürst mit allen seinen Unterthanen die gleiche Religion theilte, war sie die beste Bürgschaft des inneren Friedens, wie ihn die bloße Basis des Rechtes nicht gewähren kann; auf ihr ruhte die Sittlichkeit und der Rechtssinn; sie heiligte den Eidschwur,

der Fürst und Volk verband; und so bildete sie den festen Grund und den Schlußstein der Verfassung.

Allein es konnte auch nach dem Loose menschlicher Schwäche und Sündhaftigkeit geschehen, daß der Fürst sich gegen den Ruf dieser Religion verhärtete, daß er auf die Einsprüche und das Veto seiner Stände und der hohen Gerichtshöfe des Landes bei seinen ungesetzlichen Forderungen und gewaltthätigen Neuerungen nicht achtete, daß er die beschwornen Rechte und Freiheiten seiner Unterthanen brach; diesen letzten und äußersten Fall sah der letzte, der 59ste Artikel der Joyeuse Entrée für das Herzogthum vor, dessen verhängnißvoller Inhalt also lautete: „Geschähe es, daß Seine Majestät aufhörte, diese Privilegien zu beobachten, im Ganzen oder theilweise, so willigt Sie ein, daß in diesem Falle Ihre Unterthanen aufhören, Ihr Dienste zu leisten, bis den Rechtsverletzungen ein Genüge geschehen." Diese Bestimmung stammte, hier wie in andern Verfassungen, aus den Feudalzeiten her, wo das Verhältniß zwischen dem Lehnsherrn und seinen Getreuen ein gegenseitiges war; entzog der Lehnsherr seinem Getreuen das aufgetragene Grundstück, oder brach er ihm das geschworene Wort, so war auch dieser seiner Pflicht entbunden. Es war dieß eine Bestimmung aus jenen Zeiten, wo es noch keine aus der Staatskasse bezahlte Beamtenschaft, noch auch ein stehendes Heer gab. Offenbar sollte sie nicht den ganzen Staatsverband, wie es nun bei einer Steuerverweigerung der Fall wäre, selbstmörderisch aufheben, sondern nur den Herrn und Gebieter so lange auch in seinen Rechten einstellen, „bis den Rechtsverletzungen ein Genüge geschehen", d. h. bis zur Herstellung des alten Rechtszustandes. Allein indem dieser 59ste Artikel für diesen Fall weder ein Schiedsgericht bestimmte, noch auch irgend eine Vorkehr traf, wer eintretenden Falls die Stelle des in seinen Rechten eingestellten Fürsten zeitweilig vertreten solle, so mußte, wie es unter Joseph II. durch seine eigenmächtigen Eingriffe denn auch wirklich geschah, dadurch die größte

Rechtsverwirrung eintreten, indem aus dem Bau der monarchische Schlußstein herausfiel, und Niemand verfassungsmäßig berechtigt war, die Lücke auszufüllen; traten, wie es in der That wirklich geschah, die Stände an seine Stelle, so war es keine Monarchie mehr, sondern eine Aristokratie, oder eine Oligarchie, deren Berechtigung ein Theil wieder nicht anerkannte, weil die alte Verfassung, von der sie ihre Berechtigung herleitete, ein solches Regiment nicht sanctionirte, und es also ebenfalls eine Verfassungsveränderung war.

Inzwischen so lange Maria Theresia den Scepter führte, war von diesem drohenden Artikel keine Rede; ihr religiöser Sinn achtete den geschwornen Eid; ihr Rechtsgefühl hielt das fremde Recht heilig; ihre Billigkeit schonte die Sitte und Weise ihrer Völker; erwachsen in dem alten Glauben, hatte sie keinen Begriff von jener unumschränkten Souverainetät, vor der kein göttliches und kein menschliches Recht besteht, wie Ludwig XIV. sie gegen die Völker geltend gemacht, und wie die Revolution, seine natürliche Erbin, sie nun bald auch gegen die Fürsten geltend machen sollte.

Allein an dem Hofe der Kaiserin, in ihrer Umgebung, unter ihrem Adel, unter ihren Beamten, unter ihren Ministern, überall war sie von Anhängern der neuen Lehre umgeben, die sie unaufhörlich bestürmten, den Bau des alten katholischen Aberglaubens zu vernichten, und das Licht der neuen Aufklärung auf den Thron zu setzen. Ihnen waren natürlich die erzkatholischen Niederlande, wo die alte Weise noch in so voller Kraft lebte, ein Dorn im Auge. Für Minister, die gern unumschränkt über Gut und Blut der Unterthanen geboten, die für jeden ihrer hohen Befehle und papiernen Gesetze unbedingten Gehorsam verlangten, die keine andere Einheit des Reichs kannten, als die mechanische einer bureaukratischen Centralisation, wonach die Provinzen mit dem Richtscheid in Departements abgetheilt und alle nach der gleichen Norm numerirt, uniformirt und reglementirt werden, für sie hatten die Rechte und Freiheiten der niederländischen Provinzen mit

ihrer altfränkischen Joyeuse Entrée, ihren gothischen Ständen und Gerichtshöfen etwas äußerst Genirliches. Dünkte sich ja hier der Priester, der Edelmann, ja selbst der Meister in seiner Zunftstube etwas mehr als ein Beamter oder Staatsdiener zu seyn, und kümmerten sich die Provinzen in ihrer stolzen, altmodischen Selbstständigkeit nicht im mindesten um die aufgeklärten Schnurrpfeifereien der Wiener Minister, und thaten auch nicht das Geringste, sich allerunterthänigst ihre Gunst zu erwerben. Kein Wunder, wenn daher bei ihnen schon frühe der Gedanke erwachte und beharrlich verfolgt wurde, das stärkste Bollwerk des alten Glaubens, des alten Rechtes und der alten Freiheit zu untergraben und über den Haufen zu werfen. Daher drückte sich ihr Kanzler, Fürst Kaunitz, in einem Vortrage, den er der Kaiserin schon im Jahre 1763 abstattete, sehr unzufrieden also aus: „Die Niederländer sehen sich wie abgesondert von der übrigen Monarchie an, und leben offenbar des Glaubens, daß sie sich selbst genügen, um die Art der Verwaltung, die sie sich gebildet haben, aufrecht zu erhalten; wenigstens ist so viel gewiß, daß sie auch noch nicht den geringsten Schritt gethan haben, seit die oberste Leitung der Niederlande eine andere geworden, sich hier (in Wien) Kredit oder Freunde zu verschaffen. In einem ihrer jüngsten Acte legen die Stände von Brabant ohne alle Rücksicht und mit einer Zuversicht, die an Unverschämtheit gränzt, ein System an den Tag, das sie bisher nur durchblicken ließen: indem sie nämlich den Rath von Brabant (le conseil de Brabant) in allen Fällen, wo es sich um das Verständniß der Grundgesetze des Landes handelt, als Richter hinstellen. Sie wollen darunter die Joyeuse Entrée verstanden wissen, und begehren damit in unausweichlicher Folgerung, die Ausübung der Souverainetätsrechte der Jurisdiction dieses Rathes zu unterwerfen." — Maria Theresia wurde durch diese Vorstellung in der That besorgt und trug ihrem Statthalter, dem Generalgouverneur der Niederlande, Herzog Karl von Lothringen auf, den Ständen hierüber ihr Mißfallen kund zu thun. Der Herzog aber,

der an Ort und Stelle die Gesinnung und Verfassung der Niederländer, die Sitten des Landes und seine Bedürfnisse besser kannte, als die Wiener bureaukratischen Souverainitätseiferer, und der sich in einer langjährigen Verwaltung ihre Achtung und Liebe in hohem Grade zu gewinnen wußte, schrieb der Kaiserin in der guten alten Weise beruhigend zurück: „Ich wage zu behaupten, daß diese Lande sehr leicht zu regieren sind; denn mit ein wenig Sanftmuth und Milde, die Euere Majestät ihnen geruhen wollen zu zeigen, können Sie überzeugt seyn, Alles in diesen Provinzen auszuführen, was Sie nur wünschen; und nach meiner Weise zu denken, kenne ich nichts, was für einen Souverän so schmeichelhaft wäre, als in dem Herzen seiner Unterthanen zu herrschen. Es ist wahr, diese Lande hängen erstaunlich an ihren Privilegien, ja, ich möchte sagen, es geht das bis zur Narrheit; allein sie sind einmal in diesem Vorurtheil auferzogen und es wäre äußerst gefährlich, diese Saite zu berühren, um so mehr, da ihnen dieselben nicht nur von allen ihren Souverainen bestättigt, sondern auch beschworen wurden, woher es denn kömmt, daß sie diese ihre Privilegien als die Grundgesetze ihres Landes ansehen." Diese Hindeutung auf die Liebe ihrer Unterthanen und die Heiligkeit des Schwures genügte der Kaiserin, nicht ferner ihre Souverainetät im Sinne von Kaunitz und der neuen Lehre, durch übergreifende, auf den Umsturz des bestehenden Rechtszustandes berechnete Neuerungen geltend zu machen.

Indessen war Maria Theresia darum nicht minder eifrig bemüht, was sie für wirkliche Verbesserungen hielt, und auf dem Wege der Güte, ohne Gewaltthat durchsetzen konnte, auch in den Niederlanden auszuführen, und das erkannten die Niederlande mit Dankbarkeit an, und lohnten es ihr nur mit um so innigerer Anhänglichkeit.

Wohl bedurfte es auch in dieser Zeit mancher Verbesserungen und Reformen; denn gar Vieles in den alten Zuständen war in der That veraltet, zur leeren Form erstarrt und abgestorben oder morsch und innerlich faul geworden; es bedurfte staats-

männischer Reformatoren, wie die Kirche ihrer so manche in ihren Heiligen gefunden. Allein die Werkzeuge, die Staatsmänner, deren die Kaiserin sich bedienen mußte, huldigten, wie Fürst Kaunitz, beinahe durchgehends der neuen zersetzenden, kirchenfeindlichen Lehre, die darauf ausging, die religiösen und moralischen Bänder, welche die Gesellschaft zusammenhielten, zu lösen. In manchen ihrer Vorschläge ahnte der arglose Sinn der Fürstin wohl kaum die verborgene Absicht und die ganze Tragweite; bei andern opferte sie, darin ihrer weiblichen Einsicht mißtrauend, wenn auch mit Widerstreben, ihr gesundes Gefühl dem Urtheil „gelehrterer und erfahrener Männer", und gab der übermächtigen Zeitströmung nach; und so geschah auch schon unter ihrer Regierung gar Manches, was die Grundfesten der alten Ordnung, statt das wirklich Schadhafte und Faule auszuscheiden und neuen Lebensgeist zu wecken, tief erschütterte, und die Neuerungen ihres Sohnes, zu Gunsten seines „aufgeklärten Despotismus", einleitete. Die Umgestaltung des Unterrichtswesens, beschränkende und bevormundende Eingriffe in das kirchliche Gebiet, im Sinne des Polizeistaates, finden schon unter ihr Statt.

Auch in Belgien gehörten die Minister und die höheren Beamten ihrer Regierung, wie z. B. Fürst Starhemberg und Graf Cobenzl, meist der neuen Richtung an; ein Theil des belgischen Adels selbst war von den französischen Zeitideen erfüllt, und bot freiwillig die Hand zu Neuerungen in diesem Sinne. Und so nahm natürlich auch hier die Regierung, der Kirche gegenüber, eine gebieterische Stellung ein, die sich in ihrem Rechte nicht allein nicht das Mindeste vergab, sondern eifersüchtig den geistlichen Einfluß, wo sie konnte, beschränkte. Allein in Allem verfuhr die Kaiserin stets mit einer gewissen Klugheit und Mäßigung; sie drängte ihre Reformen nicht mit Gewalt auf, sondern begnügte sich dieselben vorzuschlagen und ihre Annahme der gütlichen Vereinbarung und der freien Zustimmung der Betheiligten zu überlassen. Und das Volk, das ihre Frömmigkeit kannte, fürchtete dabei nichts

für seine Religion, und kam daher ihren Vorschlägen ohne Mißtrauen entgegen.

Und so gab es in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts kein Land in Europa, worin Regierung und Stände einträchtiger Hand in Hand gegangen wären, und das Volk mit größerer Verehrung und Liebe an seinem Fürsten gehangen hätte, als die Niederlande unter Maria Theresia. Diese Eintracht und dieser fortdauernde tiefe, ungetrübte Friede des glücklichen Volkes mußte den Wohlstand des Landes zur höchsten Blüthe bringen. Und so werden uns denn auch in der That die Niederlande von Augenzeugen aus jener Zeit geschildert.

Nach dem Urtheil eines französischen Reisenden fiel der Vergleich des Landes und Volkes der Niederlande mit Frankreich durchaus zum Nachtheil des letzteren aus: „Denn hier," sagt er, „müssen sie nicht in Lumpen gehen wie in Frankreich, damit der Steuereinnehmer nicht ihre Steuer erhöht, noch der Conskriptionskommissair ihnen den Freischein, der ihre Söhne vom Militärdienst freimacht, theurer verkauft. Auch werden ihre Behausungen nicht von jenem unreinen, gefräßigen Gezücht „den Kellerratten" (Accisebeamten) durchstöbert, die man nicht anders menschlich oder ihrem Herren ungetreu machen kann, als wenn man ihrem Geiz oder ihren Lüsten fröhnt. In den Niederlanden sät der Bauer nicht, wie in Deutschland, um damit die Hirsche und Rehe des Herrn zu füttern. Wer ein Stück Wild getödtet, wird nicht wie der Mörder eines Bürgers bestraft. Nicht wie in Frankreich, wo in den Städten Ueberfluß, auf dem Lande Elend und Schmutz herrscht, nicht so ist es hier in den Niederlanden." Ein Bewunderer und Vertheidiger der Reformen Joseph II. läßt er sich dann über die reichen belgischen Abteien nnd die Klöster dennoch also vernehmen: „Von den Klöstern hiesiger Lande muß man gestehen, obschon sie den größeren Theil des Grundes und Bodens innehaben, so sind sie dennoch der Gesellschaft nichts weniger als unnützlich. Denn wie die anderen tragen sie hier zu Lande zu den Staatslasten bei. Ihre Ländereien sind besser, als die

der Privatbesitzer cultivirt; denn sie geben dieselben um einen Pachtzins, der um ein Drittel niedriger ist, als der der Weltlichen, in Pacht. Je reicher in Brabant eine Abtei ist, um so reicher sind auch ihre Lehensleute. Ja man muß es gestehen, selten nur sieht man einen Unterthanen eines Klosters in gänzlicher Verarmung; noch seltener geschieht es, wie man mich versichert hat, daß er, wenn ihn auch dieß Unglück getroffen, lange seine Qualen ertragen muß. Dieß Betragen der Abteien Brabants beschämt unsere französischen, die nichts weniger als mildthätig sind. Die Zahl der Arbeiter, die sie hier beschäftigen, spricht ebenfalls zu ihren Gunsten. Auch die Künstler, besonders die Maler und Bildhauer, denen sie Arbeit geben, finden sich bei ihrer Erhaltung interessirt. — Sind diesen Provinzen noch einige Meisterwerke der großen Maler der flämischen Schule geblieben, so muß man sie in den Klöstern suchen, und was noch auffallender ist, man findet ihrer mehrere in den Kirchen der Bettelorden, wie z. B. der Kapuziner und Karmeliter *)". — „Hat man den Klöstern," so urtheilt ein Engländer, „auch einen zu großen Grundbesitz geschenkt, so darf man nicht vergessen, daß ihre Reichthümer vorzüglich dazu angewendet wurden: Gastlichkeit zu üben; die schönen Künste zu unterstützen; Bauten aufzuführen, die das Land schmücken; und daß der Pächter in den Vätern beinahe immer menschliche und barmherzige Gutsherrn fand. Unter den Mönchen der Niederlande gab es Männer, die in den Künsten und Wissenschaften hervorragten. Die Prälaten waren dort oft die eifrigen Vertreter der Volksfreiheit **)." — „In England", so fährt ein anderer Zeitgenosse, auch ein Engländer, fort, „wird die Geistlichkeit allein durch die Bischöfe, die dem Fürsten durch Dankbarkeit oder Ehrgeiz verpflichtet sind, vertreten. In den Niederlanden gibt es nur sieben Bischöfe

*) Le voyageur dans les Pays-Bas autrichiens (par Derival) 1782 — 83.

**) Shaw: Essai sur les Pays-Bas autrichiens. Londres 1788.

und einen Erzbischof. Alle leben in ihrer Diözese, mehr um das Heil ihrer Heerde, als die Mehrung ihres Einkommens bedacht; sie haben daher keinen Grund, die Interessen des Vaterlandes dem Willen des Fürsten zu opfern. Die Aebte, die zahlreicher sind, haben noch weniger Veranlassung, das Vertrauen ihres Standes, den sie vertreten, zu verrathen. — Die Sitten der Geistlichkeit und des Mittelstandes sind frei von Verderbniß. Jene Art von Zwittergeschöpfen, die wir Abbé's nennen, die das Kleid der Kirche tragen, um nur um so freier die Vergnügungen der Welt zu genießen, die sich Diener der Religion nennen, um sie um so ungestrafter zu schänden, sind in Belgien unbekannt. Die Bischöfe residiren in ihren Diözesen, die Aebte in ihren Klöstern. Die Bürger haben im Allgemeinen sanfte Sitten — Jeder lebt in seiner Familie und ganz mit seinem Beruf beschäftigt; sie sind sehr sparsam, aber nicht geizig. Es ist minder der Wunsch: ihr Vermögen zu vermehren, als ihren Besitz zu wahren, was sie arbeitsam macht*).

„In Belgien", sagt endlich Shaw, „bietet das Land überall einen entzückenden Anblick dar: man sieht nichts als Fluren mit reicher Erndte bedeckt, Wiesen, auf denen zahlreiche Heerden weiden, saubere und bequem eingerichtete Pachthöfe, bald zerstreut, bald zu Weilern vereinigt; volkreiche, von Bäumen umringte Dörfer, nur durch kleine Zwischenräume von einander getrennt. In Mitte dieser anmuthigen Landschaften sieht man die Flüße sich schlängeln und die Kanäle von Brabant und Flandern dahin rinnen. Der Boden ist fruchtbar und nach Billigkeit unter die zahlreichen Bewohner vertheilt. Das Gesicht des Bauern, seine gesunde Nahrung, die Reinlichkeit seiner Wohnung zeigen, daß er von dem Ueberfluß, den seine Arbeitsamkeit über diese Gegenden verbreitet, seinen Antheil erhält. Der Ackerbau blüht in Brabant und Hen-

*) Lettres sur l'état des Pays-Bas autrichiens. Londres 1788.

negau, jedoch ganz insbesondere in Flandern hat diese Kunst ihren höchsten Gipfel erreicht."

So flossen dem Lande die Tage im Schatten seiner Verfassung in glücklicher Ruhe friedlich dahin; allein sie neigten sich ihrem Ende zu, als zuerst Herzog Karl von Lothringen nach sechsunddreißigjähriger Verwaltung zum allgemeinen Leidwesen starb, und drei Monate später die edle Fürstin dem treuen und milden Vollstrecker ihrer Befehle folgte.

Als am 7. December 1780 die Kunde von dem am 29. November zu Wien erfolgten Tode der geliebten Kaiserin sich in Brüssel und den Niederlanden verbreitete, da wurden alle Herzen von Wehmuth und dankbarer Trauer für die theure Hingeschiedene ergriffen, die das schwere Scepter mit so viel Weisheit und Muth, voll Vertrauen auf Gott und ihr gutes Recht, in zarter Frauenhand geführt. Vor vierzig Jahren, 1740, hatte sie, zugleich mit Friedrich II., in den bedrängnißvollsten Zeiten eine hülflose, von Gefahren rings umgebene Frau, ihr Kind auf den Armen, das wankende Reich angetreten, das sie nun ihrem Sohne in blühender Macht hinterließ. Gar manches ihr treu anhängende niederländische Herz wurde bei ihrem Tode mit bangen Besorgnissen für die Zukunft erfüllt. Das Volk nannte sie ja nur die fromme, die mildthätige, die große Maria Theresia, und hatte sich seit diesen vierzig Jahren daran gewöhnt, in ihr die mütterliche Beschützerin seines heiligen Glaubens, seiner theuersten Rechte, seiner geliebten Freiheiten, seines Friedens und seines Wohlstandes und seines heiteren Glückes zu sehen. Es fühlte im tiefsten Herzen den Schlag, der es getroffen, und machte seinem Schmerz in lauten Klagen Luft.

Am 23. December war der feierliche Seelengottesdienst. Der Fürst von Starhemberg, zeitweilig die Stelle eines Statthalters versehend, die Bischöfe, die höchsten Würdeträger und Beamten, die obersten politischen und richterlichen Körperschaften begaben sich unter dem Zuströmen des Volkes in die alte, ehrwürdige Kirche St. Gudula's, deren gemalte Glasfenster

noch heute den Glanz des burgundisch-österreichischen Hauses in's Gedächtniß rufen. Der Primas der katholischen Niederlande, der Kardinal-Erzbischof von Mecheln, Johann Heinrich von Frankenberg, celebrirte. Nachdem das Seelenamt für die letzte Habsburgerin, die Tochter Karls VI. gesungen war, näherten sich die Wappenherolde dem Hochaltar, und ihr oberster König, der Toison d'Or, nannte zum letzten Mal die irdischen Würden der edlen hingeschiedenen Wohlthäterin, mit erhobener Stimme rufend: Maria Theresia, von Gottes Gnaden Kaiserin der Römer, Königin von Deutschland, von Ungarn, von Böheim, von Dalmatien, Slavonien, Croatien, Galizien, Lodomiren; Erzherzogin von Oesterreich, von Brabant, von Limburg, von Steiermark, von Kärnthen, von Krain u. s. w.; Gräfin von Habsburg, von Tirol, von Flandern, Artois, Hennegau, Namur u. s. w. Dann kehrten alle Herolde ihr Angesicht nach dem Bilde, das die Kaiserin, geschmückt mit allen Zeichen ihrer Würde, im Krönungsornate darstellte, und einer von ihnen rief mit dumpfer, klagender Stimme: Sie ist gestorben, betet zu Gott für ihre Seele! und zum zweiten und zum dritten Male wiederholte er den ernsten, feierlichen Ruf durch die stille Kirche: „Sie ist gestorben, betet zu Gott für ihre Seele!" Und nun warf er den Heroldstab, den er in der Hand hielt, zur Erde, und kniete mit den übrigen Herolden zum Gebete nieder. Und als darauf der Erzbischof das feierliche de profundis intonirte, da erschallten die hohen, düsteren Hallen des alten, trauernden Gotteshauses, mit seinen vielen Lichtern, von allgemeinem Schluchzen und Wehklagen, und heiße Thränen anhänglicher Liebe und treuer Dankbarkeit eines klagenden Volkes benetzten die kalte Erde. — Gar Mancher der Weinenden mochte ahnen, daß mit der frommen, gerechten Kaiserin auch Alt-Niederland selbst in's Grab gesunken, das seine mütterliche Beschirmerin verloren, und dem nun eine andere Zeit, ein Umsturz und eine neue Ordnung der Dinge bevorstehe!

Nachdem die Absolutionen gesprochen, begann eine neue

Feierlichkeit. Die Wappen-Könige und Herolde traten wieder zum Hochaltar hin. Ihr Vorstand, der Toison d'Or, nahm das Schwert der Oberherrlichkeit, das er dort niedergelegt, von dem Altar herunter, und indem er es, die Spitze nach oben gekehrt, in der Hand hielt, rief er mit starker Stimme: „Es lebe seine Majestät, Joseph II., unser Herr!“ und nun stimmte der Kardinal Erzbischof zum Schalle der Trompeten das Te Deum an. Das neue Regiment hatte seinen Anfang genommen!

Indessen ist das Andenken der gütigen Kaiserin nicht, wie es sonst gewöhnlich zu geschehen pflegt, vor dem Trompetenschall des Nachfolgers verstummt; noch heute lebt es gesegnet in dem Herzen der Belgier fort. Und die Söhne und Enkel gedenken mit Rührung der unbeschreiblichen Verehrung, womit ihre Väter an Maria Theresia gehangen, der einzelnen Züge liebreicher Sorge, von denen sie ihnen so Manches erzählt und der Wohlthaten, die das Land von ihr empfangen. „Denn niemals,“ so spricht der Mund eines seiner Geschichtsschreiber bei ihrem frischen Grabe, zwischen der Hingeschiedenen und ihrem Sohne in der Mitte stehend, „niemals war Belgien so ruhig, so glücklich, wie unter der Herrschaft der eben entschlafenen Kaiserin. Wie viel hatte es nicht in den langen Kriegen des sechszehnten Jahrhunderts gelitten, die noch einen großen Theil des folgenden Jahrhunderts erfüllten! Und wie oft war es nicht von den Waffen Ludwigs XIV. in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts verheert worden! Und als nun im Anfang des achtzehnten Europa, zur Verzweiflung gebracht, sich gegen diesen eroberungssüchtigen Despoten verband, da entzündete sich und endete in unserer Mitte ein furchtbarer Kampf. Der gesammte Handel war vernichtet; und mit dem allgemeinen Nothstand hatte die Entsittlichung gleichen Schritt gehalten. Diese Wunden aber waren, wie von selbst, während den dreißig letzten Jahren der Maria Theresia vernarbt. Man sah damals keine so plötzlichen Bereicherungen, wie sie nun durch Handelsunternehmungen, durch Speculationen, durch Börsenspiel an der Tagesordnung sind, denen aber auch gewöhnlich ein furchtbarer Ruin zu folgen pflegt. Unsere genügsamen Vorfahren lebten von dem Ersparten, und kannten nicht den luxuriosen Aufwand, die Genüsse und Bedürfnisse, die uns nöthigen Viel zu gewinnen, das heißt, Viel zu wagen, um Viel verschwenden zu können. Sie genossen einer ruhigen und sanften Lebensordnung: Jeder unter seinem Rebstocke und seinem Feigenbaum, was sich so wohl zu dem belgischen Charakter jener Zeit schickte. Die Stimme des Volkes irrte sich also nicht in den Thränen, die es dieser großen

Königin weihte. Maria Theresia hatte ihrem Sohne ein unermeßliches und blühendes Reich, befestigt durch die Liebe ihrer Unterthanen, hinterlassen. Sie hatte eine Menge von Verbesserungen bewirkt, wie sie der Fortschritt der Zeit forderte, zum Wohl ihres Landes, ohne Erschütterungen, ohne Gewaltthätigkeit. Vor Allem hielt sie darauf, den Frieden ihrer Unterthanen zu sichern, indem sie dieß das Hauptziel einer weisen Verwaltung nannte. Die Kaiserin lebte der Ueberzeugung: die beste Regierung sei die, welche sich am mindesten fühlbar mache; und daß die alte bewährte Ordnung die sicherste sei. Und obgleich sie, wenn es Noth that, weder der Thätigkeit noch der Festigkeit ermangelte, so beobachtete sie dennoch mehr, als sie handelte. Auf diese Weise stellt uns ihre Regierung ein glückliches und seltenes Bild jenes wahrhaft väterlichen Königthumes dar, das sich auf Liebe und Ehrfurcht gründet, und dem Volke eine Art von religiöser Ehrerbietung einflößt: ein Familienregiment in größerem Maßstabe, das wir in unserer Zeit, wo die Obrigkeit durchgehends als eine Delegation des Volkes erscheint, nur schwer begreifen. Joseph verunstaltete diese alte Weise, die der Monarchie ein wahres Ruhebett darbot, und bahnte so, ohne es zu wissen, dem neuen System die Wege. Die Weisheit seiner Mutter schien ihm Furcht und Schwäche; von einer unersättlichen Ruhmsucht beherrscht, wollte er zugleich Gesetzgeber, Reformator und Feldherr seyn, Dinge die schwer zusammen gehen. Die Lorbeeren des „großen“ Friedrichs und der Ruhm der „großen“ Katharina störten seinen Schlaf. Oft wiederholte er: daß eine Regierung zu ihrem Ruhme eines Krieges bedürfe. Er vergaß, daß ein Krieg auch unglücklich seyn kann, und daß er immer Blut kostet. Joseph wollte seine unermeßlichen Staaten manövriren sehen, wie seine Armeen, gehorsam den Befehlen ihres Generalissimus, nach Corps, nach Divisionen, nach Brigaden, nach Pelotons bis auf den letzten Mann. Durchdrungen von den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts und nicht den mindesten Verdacht gegen die Untrüglichkeit seines aufgeklärten Geistes hegend, und mit der höchsten Geringschätzung auf alles herniederblickend, was man Erfahrungen der Vergangenheit nannte, so zerstörte Joseph, um aufzubauen, und zweifelte nicht im Mindesten an dem Erfolg. Er hegte die Meinung: dem Gesetzgeber sei Alles möglich; Alles gehöre in den Bereich seiner Regierung: Religion, Dogmen, Ritus, Sitten, Gebräuche, Unterricht: Alles, Alles vermengte er mit der Polizei und Administration des Staates. Er wähnte, seine Völker unter seinen kunstfertigen Händen modeln zu können, wie der Töpfer den todten Thon formt. Philosoph, Philanthrop, Despot wollte er die Reformen zum grö-

Heren Heile der Menschheit durchsetzen, selbst gegen ihren Willen; jeder Wille sollte sich vor seinem erhabenen und höchsten Willen beugen. Wenige Könige haben darum so sehr dazu beigetragen, der reinen Monarchie in den Augen der Völker alles Vertrauen zu entziehen, als gerade Joseph II." *)

Hätte übrigens irgend etwas dem neuerungssüchtigen Kaiser den glücklichen Erfolg der Regierungsgrundsätze seiner einsichtigeren Mutter beweisen können, so war es wohl das Zeugniß, welches Fürst Kaunitz selbst davon ablegte, indem er in dem Vortrage, den er Joseph II. nach seiner Thronbesteigung über die Lage der Niederlande hielt, unter Andern sagte: „Gegenwärtig ist die gute Eintracht zwischen der Regierung und den Ständen, zum Vortheil des königlichen Dienstes, so wohl befestigt, daß man sich seit länger denn fünfzehn Jahren nicht mehr in dem Falle befunden hat, irgend eine Beschwerde von ihrer Seite zu den Füßen des Thrones zu bringen, und daß alle Ansinnen, welche die Regierung an sie gestellt, ohne Schwierigkeit bewilligt wurden." **). Das hieß wohl dem neuen Regenten eine friedliche, einträchtige, glückliche Zukunft voraussagen. Wie gänzlich aber sollten sich in wenigen Jahren die Dinge ändern unter der gewaltthätigen Herrschaft der neuen Grundsätze, zum Verderben Josephs, und zum Verderben der Niederlande, zum Unglück Oesterreichs und zum Unglück von Deutschland! Nicht nur wurde das vierzigjährige Werk der Kaiserin und ihres milden Statthalters, des Herzogs Karl von Lothringen, von Grund aus zerstört, nein, die Niederlande, die unter einer geliebten Kaiserin, wie Maria Theresia, sich mit dem Rufe: moriamur pro rege nostro! gegen die Revolution begeistert in den Kampf gestürzt und einen wahren Volkskrieg mit ihr geführt hätten, — sie wurden jetzt umgekehrt der erste Ring der Kette, den die französische Revolution um die Fürsten und Völker Europas durch so viele Jahre des Elendes und der Knechtschaft schlingen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Histoire des Pays-Bas par Gerlache. T. I. P. 149.

**) Histoire de la Revolution Belge de 1790 par Th. Juste. T. I. P. 61.

XXIX.

Zeitläufte.

Den 16. März 1851.

Wir haben jüngst mit Beifall und Zustimmung erwähnt, daß der „Lloyd" die Debatte über den Werth des Repräsentativsystems auf ein unmittelbar praktisches Feld verpflanzt, und die Frage aufgeworfen hat: ob und welcher Reformen die österreichische Verfassungsurkunde vom 4. März bedürftig sei? ehe sie zur lebendigen Anwendung kommen könne. Im Allgemeinen mit dem dort gegen den vulgären Constitutionalismus Gesagten einverstanden, haben wir aber auch, wie wir bereits in einem früheren Artikel erklärten, zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß wir dem, was die genannte Zeitung in Betreff der Umgestaltung der heutigen Repräsentativcharten sagt, größtentheils widersprechen müssen. Hüten wir uns, die eiternde Wunde für geheilt zu erklären, aus welcher der bösartige Krebs nicht rein ausgeschnitten, in der die Spitze des Splitters sitzen geblieben ist!

Bei dem so überaus niedrigen Stande der politischen Bildung und dem noch geringern Vorrathe von verständiger Einsicht in praktische Staatsangelegenheiten, der zu unserer tiefsten Beschämung in deutschen Landen vorfindlich ist, können

wir uns den Genuß nicht versagen, unsern Lesern eine der unsrigen sehr bestimmt entgegengesetzte Ansicht wörtlich und in ganzer Ausdehnung mitzutheilen. Es ist so selten in Deutschland einen Gegner zu finden, mit dem es ein ernstes Wort zu wechseln der Mühe lohnte und Ehre brächte! Der Lloyd spricht aber also:

„Nach mancherlei Erfahrungen, welche in Frankreich und in andern europäischen Ländern gemacht worden sind, hat man angefangen, ein Mißtrauen in die Theorie zu setzen, welche für die Repräsentation in einem Parlamente keine andere Basis als die Kopfzahl der Wähler kennt. Man hat begonnen, von einer Interessenvertretung zu reden, und geglaubt, das Uebel jenes Systems, welches mit Unrecht ein französisches genannt wird, dadurch zu beseitigen, daß man die größeren Grundbesitzer und die kleineren, die Gelehrten, die Industriellen, die Handwerker, die Kaufleute, die Capitalisten u. s. w. in Wahlkörpern vereinigt, welche ihre Abgeordneten in die Legislatur absenden. Es stehen jedoch einem solchen System auch die mannigfaltigsten Schwierigkeiten entgegen. Es ist noch Niemanden gelungen, die relative Wichtigkeit dieser Interessen einander gegenüber zu ermitteln, und für dieselbe einen festen Maaßstab zu finden, der eine gränzenlose Willkür ausschlöße. Dann existiren diese Interessen nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, in scharfer Geschiedenheit von einander, und wo sie existiren, werden sie oft von einem unwürdigen Geist, dem Geiste der Zunft und des niedrigsten Eigennutzes so durchhaucht, daß sie niemals eine wünschenswerthe Wirksamkeit in dem ersten parlamentarischen Körper eines Reiches ausüben könnten. Seitdem Geld die Eigenschaft annahm, Geld zu gebären, seitdem es alljährlich seinem Eigenthümer eine Frucht brachte, sind alle Linien, welche das Interesse eines Standes von dem des andern schied, mehr oder weniger verwischt worden. Der große Grundeigenthümer ist oft Fabrikant, Bergmann, Kaufmann, Eigenthümer von Eisenbahnen u. s. w. Der Gelehrte, welcher Advokat, Arzt, Leh-

rer u. s. w. ist, hat oft ein größeres Interesse im Staate als Hauseigenthümer, Grundbesitzer, Besitzer von Industrieactien u. s. w., wie als Gelehrter. Hiezu kommt, daß jeder Stand im Staate nicht Ein Interesse, sondern hundert verschiedene Interessen hat, welche, weil sie oft im schärfsten Widerspruche gegen einander stehen, nicht zu Einer Vertretung geeignet seyn können. Die Eisenindustrie hat z. B. ein Interesse, welches dem vieler übrigen Gewerbtreibenden schroff entgegensteht. Die Fabrikanten in Baumwolle, Schafwolle und Flachs stehen einander öfter gegenüber, als einander zur Seite. Der Weber hat ein anderes Interesse, als der Spinner u. s. w. Auch bei den Handwerkern herrscht eine große Getrenntheit der Interessen, oder welches gemeinsame Ziel sollten Zimmerleute und Schneider, Goldarbeiter und Gerber, Maurer und Schuhmacher zu verfolgen haben? Aber selbst anscheinend ganz gleiche Interessen haben ganz verschiedene Ziele im Auge in den verschiedenen Landstrichen unserer großen Monarchie. Der Landmann der Bukowina und der Landmann von Tirol haben nichts in ihren Interessen mit einander gemein. Die Schuhmacher in Wien mögen in Einer Sache mit einander übereinstimmen, ohne deßhalb mit den Schuhmachern von Bregenz oder von Mailand einig zu seyn."

„Da also ein Staatsbürger oft zehn und mehr „„Interessen"" haben kann, und es ihm selbst schwer werden dürfte, sein leitendes Interesse zu bezeichnen, da in dem modernen Staate nicht etwa zehn, sondern zehntausend getrennte Interessen existiren, da selbst anscheinend gemeinsame Interessen großentheils nur innerhalb eines gewissen Gebietes, das oft unendlich kleiner ist, als der ganze Staat, in Wahrheit gemeinsame sind, so mag man einige der Schwierigkeiten erkennen, welche sich einer sogenannten Interessenvertretung entgegenstellen. Hiezu kommt noch, daß fast Jedermann, sei er Landmann, Gelehrter, Handwerker oder Fabrikant, eingestehen wird, daß er sein allgemeines Interesse als Staatsbürger dem seines besonderen Standes weit voranstellt, und die Wenigen,

welche dieses Geständniß nicht machen, dürften schwerlich zu dem Berufe eines Gesetzgebers für einen großen Staat sehr geeignet seyn."

„Es gibt unserer Ansicht nur Ein gemeinsames Interesse, welches immer bestanden hat und immer bestehen wird: es ist das Interesse der Personen, welche auf einem gemeinsamen Boden neben einander wohnen. Ein solches hat eine Stadt, so wie ein ländlicher Bezirk, und zwar ein Interesse, das ungleich dem des gewöhnlichen Eigennutzes, gehoben und geläutert wird durch die dem Menschen angeborne, uneigennützige Liebe zur Scholle, welche seine engere Heimat bildet."

„Zehntausend Wähler, welche nebeneinander in einem mit Rücksicht auf das historische und nationale Moment zweckmäßig abgetheilten Bezirke wohnen, haben, unser Meinung nach, ein Interesse mit einander gemein, bedeutender, als das von zehntausend Bäckern, Brauern, Schneidern und Tischlern, die durch große Entfernungen von einander getrennt sind. Die Interessenvertretung ist somit durch die Vertretung einer Stadt, eines Bezirkes von selbst gegeben, in der That besser hergestellt, als durch irgend einen anderen, denkbaren Modus."

„In Anerkennung dieser Thatsache ist auch schon der Vorschlag gemacht worden, daß städtische Corporationen und die Vertreter von Kreisen oder Bezirken, das ist von einer Anzahl Gemeinden auf dem Lande, aus ihrer Mitte Abgeordnete nach dem Unterhause entsenden sollten. Man hat hiedurch geglaubt, manchen Uebelständen, welche sich bei einer direkten Wahl ergeben, zu begegnen. Dieser Plan, der neben manchen Vortheilen manche Nachtheile hat, wollen wir jedoch für's Erste unerörtert lassen, um einen Vorschlag zu machen, der uns, in Hinsicht auf die uns eigenthümlichen Verhältnisse, von großer Wichtigkeit erscheint."

„Wie die Wähler eines Distrikts durch die Bodeneinheit ihrer Wohnorte vermittelst eines gemeinsamen Interesses an-

einander gebunden sind, so verlangen wir, daß auch der Gewählte dieses Interesse mit ihnen theile. Wir fordern, daß der Abgeordnete zum Unterhause in demselben Wahldistrikte, wie seine Wähler, seinen Wohnort haben solle."

„Diese Proposition, so einfach sie lautet, hat eine ungeheure Tragweite. Sie nimmt den durchgreifendsten Einfluß auf die Zusammensetzung der Legislatur des Reiches. Sie vernichtet gewissermaßen die Kraft jener unverantwortlichen Clubbs und Besedas, welche die nationalen Parteien organisiren. Sie entzieht die Wähler in bedeutendem Grade den Machinationen und Wahlumtrieben der politischen Faiseurs. Sie bringt das conservative Element zur vorwiegenden Geltung." . . . . . .

„Wir haben uns zu Gunsten einer Interessenvertretung im Unterhause ausgesprochen, haben aber zu gleicher Zeit zu erörtern versucht, daß das örtliche Interesse dasjenige ist, welches vom Staate als das leitende Interesse der Bürger anerkannt werden sollte. Alle diejenigen, welche eine Vertretung nach den Interessen des großen Grundbesitzes, des kleinen Grundbesitzes, des Handels, der Industrie, des Gelehrtenstandes u. s. w. gefordert haben, verlangten, der Consequenz ihres Systems zufolge, daß jedes Interesse seine Vertreter aus seiner eigenen Mitte erwähle. Von diesem Principe können auch wir nicht abgehen. Das örtliche Interesse Südtirols kann nicht durch einen Galizier, noch das örtliche Interesse der Bukowina durch einen Mailänder vertreten werden. Das örtliche Interesse Triests kann nicht durch einen böhmischen Landmann, noch das örtliche Interesse der ländlichen Bevölkerung des Marchfeldes durch einen Triestiner vertreten seyn. Der Gewählte muß dieselbe Qualification, wie der Wähler haben. Der Letztere hat nicht sein Stimmrecht, bloß weil er ein Staatsbürger ist, sondern weil er ein in einer gewissen Oertlichkeit angesessener Bürger ist, und nur in dem Bezirke,

in welchem er wohnt, kann er dasselbe ausüben. Ist er z. B. zur Zeit einer allgemeinen Wahl abwesend von seinem Wohnorte, obgleich noch innerhalb der Gränzen seines Vaterlandes, so kann er dasselbe nicht gebrauchen. Es soll der Repräsentant, um Vertreter des örtlichen Interesses werden zu können, durch gleiche Bande an dasselbe gefesselt seyn, wie seine Wähler."

„Man hegt in der politischen Welt manchmal mit Unrecht, manchmal mit Recht, eine Aversion gegen neue Experimente in dem constitutionellen Mechanismus des Staats, und wir wollen daher gleich die Bemerkung einfließen lassen, daß unser Vorschlag keineswegs ein neuer, noch ein unversuchter ist. Bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution wurde von den Leuten der conservativen Partei der Vorschlag gemacht, daß der Repräsentant innerhalb seines Wahldistrikts wohnen solle, ein Vorschlag, den die radikale Partei in richtiger Erkenntniß ihres Interesses zu Boden fallen ließ. Aber schon zu jener Zeit war dieser Plan nicht neu. In den vereinigten Staaten von Nordamerika hat sich das System, dem wir das Wort reden, seit der Gründung der Colonien bis zum heutigen Tage glänzend bewährt. Die Gemeinderäthe der Städte müssen in dem Stadttheile wohnhaft seyn, welchen sie im Stadtrathe vertreten, die Mitglieder der Staatslegislatur in den Wahlbezirken, in denen sie erwählt worden, die Mitglieder des Hauses der Repräsentanten in ihren Wahlbezirken, die Senatoren in den Staaten, welche sie zum Congresse absenden. Eine mehr als hundertjährige Erfahrung — denn dieses System, welches mit einem freien Gemeindeleben fast identisch ist, existirte lange vor dem Unabhängigkeitskriege — hat dasselbe gut geheißen und die größten Staatsmänner Amerikas schreiben die Blüthe ihres Landes eben dieser Vertretung des örtlichen Interesses zu, während keine einzige Stimme sich bisher für Abänderung derselben erhoben hat."

„Wir wollen diese Andeutung nur beiläufig gegeben haben. Nicht, weil wir ein fremdes Beispiel nachahmen wollen, sondern weil eine Vertretung des örtlichen Interesses unmöglich ist, falls der Vertreter demselben ferne steht, haben wir unsern Vorschlag gemacht."

„Die conservative Partei hat längst mit Mißbilligung auf das moderne System der Volksvertretung geblickt, und dessen radikalen Fehler richtig in der Thatsache erkannt, daß dieselbe eben nicht den Geist des Volkes wiederspiegelt, noch dessen Willen erfüllt. Als die Kammer der Steuerverweigerer in Preußen aufgelöst wurde, da fragte man sich mit Recht, ob denn diese Advokaten und Schriftsteller, diese politischen Speculanten und Faiseurs, aus welchen die Kammer großentheils zusammengesetzt war, ein Recht hätten, sich in anderer, als formeller Weise für die Incarnation des Volksgeistes auszugeben. Man fand, was sich von den meisten Kammern jener Periode sagen ließ, daß die Volksvertretung auf einer Täuschung beruhte. Zwischen den Wählern und Gewählten existirte oft gar kein persönliches Band. Irgend ein demokratisches Wahlcomité hatte irgend einer Wählerschaft einen Namen geschickt, mit dem Auftrage, denselben in die Wahlurne zu werfen, oder werfen zu lassen, und das geschah. Oder irgend ein Mann hatte ein Buch geschrieben, eine Rede gehalten u. s. w., und ward deßhalb von einer Wählerschaft zum Repräsentanten erhoben, die weder sein Gesicht, sein Alter, seine Verhältnisse, noch seinen Charakter kannte. Oder irgend ein nationaler Clubb hatte sich in irgend einer Hauptstadt, sage in Prag, zusammengefunden, und die Namen seiner eigenen Mitglieder auf der Candidatenliste in das Land hinausgesandt, und auf der Repräsentantenliste wieder zurück erhalten."

„Man wird uns hier fragen, ob die Vertretung des örtlichen Interesses durch in dem Wahldistrikte ansässige Männer diesem Uebelstande abhelfen könne. Wir sagen unbedenklich: Ja. Es

mag freilich seyn, daß eine Wählerschaft einen Radikalen, eine andere einen nationalen Fanatiker erwählt. Aber es werden dieses auch respectable Radikale, achtbare Fanatiker seyn. (!!) Die politische Färbung des Candidaten wird jedenfalls nicht allein maaßgebend für seine Wähler seyn, sondern ganz andere Eigenschaften werden entscheiden. Die Wähler, welche so leicht irregeführt werden, wenn sie Männer wählen sollen, von denen sie nichts als den Namen kennen, lassen sich schwer beirren, wenn sie Männer aus ihrer eigenen Mitte mit einem Amte zu bekleiden haben. Wir können dieses bei den Gemeindewahlen erkennen. Der Charakter, die Würde der Persönlichkeiten, der Besitz, die dem Allgemeinen bereits gewidmeten Dienste kommen hier in Betracht, und geben gewöhnlich den Ausschlag bei den Wahlacten."

„Es ist der Krebsschaden bei unseren modernen Kammern gewesen, daß viele Repräsentanten nicht ihre Wählerschaft, deren nähere Interessen ihnen häufig ganz unbekannt und ganz gleichgültig waren, daß sie nur sich selbst vertreten haben. Die Kammer wurde zu einer Arena, in welcher Selbstsucht, Eigennutz und ungemessener Ehrgeiz um die höchsten Preise kämpften. Triebfedern rein persönlicher Natur, nicht öffentliche Beweggründe, bestimmten die Parteinahme bei den wichtigsten Maaßregeln, und das Gelüste nach einem Minister-Portefeuille mußte oft die Handlungsweise eines Deputirten erklären, der dieselbe nicht durch die Gesinnungen und die Willensmeinung seiner Wählerschaft zu rechtfertigen vermochte."

„Wir sind nun allerdings der Meinung, daß kein Wahlmodus irgend einer Art uns gegen die unberechtigten Kundgebungen eines persönlichen Ehrgeizes vollkommen schützen kann. Aber ein Wahlmodus kann es in einem höheren Grade, wie ein anderer. Unter dem jetzigen Wahlsysteme treten manche Männer in die Kammer, ohne durch ein bedeutendes Interesse an die Gesellschaft gefesselt zu seyn, die wenig zu verlieren und viel zu gewinnen haben, die sich einen Namen erwerben

und eine Carriere machen; die als reichstägliche Condottieri einen Strauß auf dem parlamentarischen Felde kämpfen wollen, die sich zu der Partei halten, welche ihnen am meisten Vortheil verspricht, und ihre Lanze wie ihre Treue Demjenigen widmen, der ihnen den höchsten Preis bietet. Zu dieser Klasse lassen sich selbst manche glänzende Talente und berühmte Namen unserer Zeit zählen, die freilich nach ihren Erfolgen einen andern Charakter angenommen haben, als vor denselben. Nach dem Wahlsysteme, welches wir vorgeschlagen haben, werden Männer gewählt werden, oft vielleicht von geringeren Rednergaben und geringerer Routine, als die Personen der vorhergenannten Klasse, aber Männer von Charakter, von Eigenthum und Erfahrung, von erprobtem Werthe und von dem gemäßigten Ehrgeize beseelt, mit Ehre und mit Vortheil für die Wählerschaft die eigene, geliebte Heimat im Rathe des Reiches zu vertreten."

„Der jetzige Wahlmodus beförderte auch eine schändliche Unabhängigkeit der Repräsentanten von seiner Wählerschaft. Er lebt nicht unter ihnen; er bedarf ihrer nur als eine Staffel zur höhern Macht; gefällt er ihnen, so ist es ihm recht; führt sein persönliches Interesse ihn dahin, ihren Willen zu mißachten, so wird er unter den dreihundert bis vierhundert Wählerschaften des Reiches schon eine andere finden, die ihn erwählt. So erwächst der Politiker vom Handwerk, der den Reichstag als seine Werkstätte betrachtet, in der sein eigenes Glück geschmiedet wird. Nach unserem Wahlsysteme hat jeder Einzelne nur die Aussicht, von Einer Wählerschaft im ganzen Reiche zum Deputirten erhoben zu werden. Wird er seinem Berufe und seiner übernommenen Pflicht ungetreu, so muß er zu denen zurückkehren, deren Mißachtung ihm für den Rest seines Lebens zu einer schweren Strafe wird. Hat er sein Amt treu verwaltet, so bleibt ihm die Aussicht auf dessen fernere Bekleidung, ohne jedoch dessen sicher zu seyn, sein ganzes Leben eine parlamentarische Macht zu bilden: ein Umstand,

der nach unserer Ansicht in keinem Falle ein Uebelstand genannt werden kann."

Behalten wir zunächst einen wichtigen Punkt im Auge, in welchem wir mit dem Verfasser der eben mitgetheilten Artikel vollkommen eins und einig sind. Jene Advokaten und Schriftsteller, jene politischen Spekulanten und Faiseurs, aus welchen die modernen Repräsentativkammern größtentheils zusammengesetzt sind, hatten und haben nicht das geringste Recht sich in anderer als formeller Weise (d. h. kraft einer hohlen, leeren, aus dem dürren Sande einer trügerischen Doctrin durch die Treibhaushitze des Journalismus und der Clubbs hervorgelockten Fiktion) für die Incarnation des Volksgeistes auszugeben. Ist also dieser Wahn eine große Lüge, so ist es die Aufgabe sie zu beseitigen und die Wahrheit an ihre Stelle zu setzen. —

Gehen wir auf den Anfangspunkt des ganzen Streites zurück, der das Unglück und die Quelle des Verderbens der heutigen Staaten ist. Die Frage in ihrer wahren Bedeutung gefaßt, und auf ihren kürzesten Ausdruck gebracht, lautet einfach: volkssouveraine Republik oder Monarchie? Hinter jedem dieser Standpunkte steht eine andere Reihe von Folgerungen. Wozu sollte es führen, wollten wir diesen Widerspruch verhehlen, den innern, nothwendigen Gegensatz vor uns und Andern bemänteln? Die in gewissen staatsmännischen Kreisen nur gar zu beliebte Neigung zu rein symptomatischen Kuren, durch welche die Wurzel des Uebels nicht berührt wird, eine Neigung, welche die Engeländer Expediency zu nennen pflegen, hat uns wenig Heil, die Gewalten aber, welche sich solchen Methoden hingaben, fast durchgängig um Ehre und Reputation gebracht. Was fruchteten die Lehren der Geschichte der jüngsten drei Jahre, wenn wir nicht einmal so viel daraus gelernt haben: daß man keinen Mittelweg suchen soll, wo es keinen gibt, und daß es ein von vornherein unmögliches Beginnen ist, seinen Standpunkt zwischen dem Fluße und dem Ufer zu nehmen!

Erscheint uns der Staat in seiner Wurzel und in seinem Princip als eine *souveräne Gesellschaft Gleichberechtigter*, so liegt die höchste Gewalt im „*Volke*.“ Daß zu diesem jedes lebendige Wesen männlichen Geschlechts, ohne Rücksicht auf Alter, Stand, Beruf, Beschäftigung, Bildung und Vermögen gehöre, ist eine Consequenz, zu welcher das Dogma der Volkssouveränität auf kürzerm oder längerm Wege, immer aber, kraft der in den Dingen liegenden Logik, nothwendig und unvermeidlich führen muß. Es scheint uns die Revolution hat für Jeden, der nicht unheilbar blind ist, die Wahrheit dieser Behauptung unwiderleglich bestätigt.

In weitern Verlauf schießen dann die souveränen und gleichen Staatsbürger aus ihrer Mitte einen Ausschuß aus, der die Majestät der Volksgemeinde repräsentirt. Ob man diese Volksrepräsentanten, Stände, Kammern, Parlament oder wie sonst immer nenne, ist gleichgültig, nothwendig aber, daß sie aus den *Kopfzahlwahlen* Aller oder möglichst Aller hervorgehen, und dieß zwar, weil die Staatsbürgereigenschaft eine allgemeine, jedem Landeseingebornen zukommende ist, der sie nicht aus einem besonderen Grunde verwirkt hat, und weil in Folge dessen, die Einzelnen *nicht* partikuläre Interessen irgend einer Art, sondern eben wiederum nur das Allgemeine, die Souveränität der Staatsbürgergesammtheit zu vertreten haben. Wie dieses Stück sich weiter abspielt, und wie das „souveräne Volk“ (d. h. die Faction, die sich dafür ausgibt,) die mit Schmach und Hohn bedeckten Trümmer des Königthums an die Seite zu schieben sucht, dieß haben wir, dünkt uns, im Verlaufe desselben Jahres in Paris, in Wien, in Berlin, in ganz Deutschland zu beobachten und zu erfahren genugsam Gelegenheit gehabt.

Zu den entgegengesetzten Folgerungen führt das monarchische Prinzip. Nach der Idee desselben ruht die fürstliche Gewalt auf eigner Macht und eignem Rechte. Wir haben jedoch an anderen Orten ausgeführt, daß es weder möglich noch klug ist, die monarchische Regierungsgewalt allein und

[illegible] Die
[illegible]
[illegible]
[illegible] Volk, [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Gemeinden, [illegible]
[illegible]
[illegible] Gesetz-
gebung wie bei der Ausführung der Gesetze, [illegible]
[illegible], sich jeder immer mehr [illegible] abschließenden, [illegible]
[illegible] Staats-
[illegible], und in diesem Sinne eine Brücke zwi-
schen Volk und Regierung bilden sollen. Wenn man aber alle
ist, so versteht es sich von selbst, daß Niemand Rath und Aus-
kunft ertheilen, Niemand durch seine Thätigkeit die Regierung
und Verwaltung des Landes unterstützen kann, als in den Din-
gen, die er versteht. Ein Jeder versteht aber nur das, was
er erfahren hat, und das am besten, was in den Kreis seines
Lebensberufes fällt. Darum also sind in wirklich monarchi-
schen Ländern, d. h. in allen denen, die keiner anderen Herr-
schaft fähig und bedürftig sind, als der fürstlichen, die aus
Kopfzahlwahlen hervorgehenden Volkstribunen und Parlaments-
phrasendrechsler eben so vom Uebel, als wirkliche Stände
geradezu unentbehrlich sind. Daß bei obwaltenden Widersprü-
chen zwischen den verschiedenen Interessen und ihren Vertre-
tern nicht der Loostopf, oder, was im Wesen dasselbe ist: die
Kopfzahlmajorität, sondern nur die fürstliche Regierung nach
ihrem besten Wissen und Gewissen entscheiden kann, bedarf
weiter keines Beweises.

In dem bisher Bemerkten sind die beiden Principien for-
mulirt, zwischen denen wir zu wählen haben. Eins oder das
Andere! Die Wahl ist unvermeidlich. Wollen wir den, theils
lächerlichen, theils verruchten Unfug des volkssouveränen Par-
lamentstreibens nicht, so können wir ihm nur das entgegen-

setzen, was wir oben als das Nothwendige bezeichneten, und was wir nicht kürzer als durch „ständische Vertretung“ bezeichnen können. Wollen wir nicht, daß die partikulären Interessen vertreten werden, die im Staate vorhandenen sonderthümlichen Standpunkte sich geltend machen sollen, so fallen wir ohne Rettung und Hilfe den revolutionären Principienkämpfen der Partheien anheim, von denen sich mit einer Sicherheit, die der mathematischen nahe kömmt, voraussagen läßt, daß in ihnen, mit dem Rechtssinne, dem Glauben und der Wahrheitsliebe des Volkes, auch die Kultur und die Gesittung der modernen Gesellschaft zu Grunde gehen muß. Und dieß Geschick wird uns werden, so gewiß die Blüthe Frucht, und die Frucht reif werden muß, es sei denn, daß eine wohlthätige, absolute Macht, ausgerüstet mit einer Gewalt, gegen die jede Auflehnung Wahnsinn wäre, den Occident noch rechtzeitig von dem ekelhaften Treiben unwürdiger Sophisten rettet!

Der Loyd erkennt den oben bezeichneten Gegensatz zwar auch bis auf einen gewissen Grad an, begnügt sich aber damit: nur die eine Hälfte der darin liegenden Folgerungen zu ziehen, indem er die andere ablehnen zu können glaubt. Er erkennt nämlich nur die Berechtigung der verschiedenen Oertlichkeiten, nicht die der besonderen Interessen auf getrennte Vertretung an. Mit anderen Worten: der Böhme soll zwar nicht die Triestiner, und der Triestiner nicht die Interessen des Marchfeldes vertreten dürfen; aber innerhalb der einzelnen Wahlbezirke soll auf die Verschiedenheiten und Gegensätze der Interessen nichts weiter ankommen; da soll auch der Eisenfabrikant den Weber, der Zimmermann den Spinner, der Advokat und der Journalist natürlich den einen wie den anderen repräsentiren. Die Volksvertretung, die den Unterschied der Oertlichkeiten nicht berücksichtigt, beruht, dieß gibt der „Loyd“ zu, auf einer Täuschung; aber einen Schritt weiter ist solche erlaubt. Wenn der Grundsatz durchgeführt, die Partikularität der Interessen anerkannt werden soll, was mehr scheinbar als wirklich seine Unbequemlichkeiten hätte, so geben wir lieber den Grundsatz

auf. In dem modernen Staate gibt es nicht zehn, sondern zehntausend getrennte Interessen. Man sollte meinen, desto eher und um so nothwendiger sei es, **jedes** derselben, so oft es mit den Maaßregeln und Gesetzen des Staats in Berührung tritt, zu Worte kommen zu lassen. Aber nein! der „Lloyd" folgert aus dieser Vielheit der Interessen nur, daß über sie alle die Rolle der modernen Staatsgleichheit hingehen soll.

Man sieht, das System führt weder zu jener **ständischen** Vertretung, die wir oben als das, was unsern heutigen Staaten vor Allem Noth thut, bezeichneten, noch aus den Partei- und Principienkämpfen heraus, in denen die heutige occidentalische Gesellschaft unterzugehen droht. Der „Lloyd" will die Wahlkriege mit all ihrer Erbärmlichkeit nur auf kleinere Lokalitäten eingränzen. Aber die Misere unserer Revolution beruht, selbst von der Sache abgesehen, ohnedieß schon großentheils auf der Kleinlichkeit der Dimensionen, in denen sie sich, anders wie in England und Frankreich, bewegt.

Ginge das System des Lloyd durch, und behielte es dabei sein Bewenden, so würden die liberalen Centralcomités in den großen Städten freilich vorher die Vorsicht nehmen müssen, ihre Candidaten, die sie in den einzelnen Bezirken aufstellen wollten, sich vorher innerhalb dieser letzteren domizilïren zu lassen. Dann würde der Parteikampf in den engbegränzteu Localitäten seinen gewohnten Weg gehen, nur noch kleinlicher, engherziger, gehässiger als im Jahre 1848. Wer, wo es den Kampf um politische **Principien** gilt, weitaus in den meisten Bezirken Sieger bliebe, bedarf wohl kaum der Frage. Im günstigsten Falle blieben eine Anzahl Lokalitäten rein auf sich selbst angewiesen. Denn würde die bornirte Mittelmäßigkeit wählen, und die Nullität aus der Urne hervorspringen, um auf dem großen politischen Hexensabbath eines sprach- und sinnverwirrten Reichstages blind und willenlos wiederum, wie im Jahre der Schande, die Beute der ärgsten und wüthendsten Schreier zu werden. Es ist ja Alles schon da gewesen! Und

dennoch will man oben, unten und in der Mitte, nicht klüger werden, und wird nicht müde in der Sysiphusarbeit: die Todeswunde der Revolution mit weißer Salbe zu heilen.

Wird es aber noch, wir wollen nicht sagen: zu einer gründlichen und nachhaltigen, sondern überhaupt zu irgend einer Reform der Repräsentativkonstitutionen der einzelnen deutschen Länder kommen? Wenn man die schweren Wolken ansieht, die trotz Olmütz und Dresden am Horizonte des gemeinsamen Vaterlandes heraufziehen, wenn man den Ton der tiefsten, gehässigsten Bitterkeit und des unversöhnlichen, herzlosen Grimms vernimmt, den preußische Blätter, — die fast täglich mit Melodie und Tonart wechselnde Kreuzzeitung voran, — auf's Neue gegen Oesterreich und seine Verbündeten anstimmen, so sollte man die Hoffnung: den Abgrund der Revolution geschlossen zu sehen, weiter wie je von sich weisen.

Den 17. März 1851.

Wir lesen in der Kreuzzeitung Folgendes:

„Wie mag Preußen ein gutes Beispiel geben, als dadurch, daß es seine eigene politische Persönlichkeit in der rechten Weise entwickelt, und das ihm von der Geschichte gesteckte, durch seine Individualität wie durch die Zeitverhältnisse bedingte Ziel mit seinen ureigenen Mitteln verfolgt? Die politische Persönlichkeit Preußens ist aber der protestantische Militärstaat, und seine politische Aufgabe, diesen seinen Charakter mit der wahren Freiheit und Volkswohlfahrt in Einklang zu setzen“ (was schwer halten dürfte!), „und überdieß in Europa, und noch mehr in Deutschland als der natürliche Schutzherr aller gleichartigen Bestrebungen aufzutreten. Es versteht sich von selbst, und soll von uns nicht durch Heuchelei vertuscht werden, daß hiemit

ein natürliches Streben Preußens nach Vergrößerung seiner Macht und seines Einflusses gegeben ist: jedes Princip strebt nach Sieg und Herrschaft, und eben so jeder Staat, so lange er überhaupt noch lebenskräftig ist."

Endlich doch einmal wieder eine Aeußerung, in Betreff wir der, jede Woche ihren Cours ändernden Kreuzzeitung nur aus ganzem, vollen Herzen beistimmen können! Ja wohl, wir haben es ja von jeher gesagt: Preußen ist der rastlos auf Vergrößerung seiner Macht und seines Einflusses bedachte protestantische Militärstaat, und betrachtet es als seine politische Aufgabe, in Europa und noch mehr in Deutschland der natürliche Schutzherr aller gleichartigen Bestrebungen zu seyn. Das heißt einmal wahr und offen gesprochen. Wir wollen einstweilen von dem kostbaren Geständnisse Akt nehmen.

Den 18. März 1851.

Bei der Wiederkehr der „großen Tage der Errungenschaften", welche vor drei Jahren Deutschlands Geschick auf lange hinaus, vielleicht auf immer entschieden haben, liegt es ungemein nahe, vom Standpunkte der Gegenwart aus den Blick rückwärts zu werfen. Wer einer unbefangenen Betrachtungsweise noch fähig ist, wird keinen Augenblick darüber in Zweifel seyn, daß Bosheit und Verrath, Feigheit und Schwäche der Menschen auf der einen, und naturnothwendiger Zusammenhang zwischen Saat und Aerndte auf der andern Seite zusammen wirkten, um die größte und traurigste Katastrophe herbeizuführen, von welcher die deutsche Geschichte Meldung thut. Aber über jenen beiden Factoren schwebte die Vorsehung des Allerhöchsten, und jetzt, nachdem die Märzereignisse von 1848 seit drei Jahren wie eine vollendete Thatsach hinter uns

liegen, jetzt, nachdem so viele beschämende Einzelheiten aus jenen Tagen der Schmach und der Trauer bekannt geworden, ist kein Zweifel mehr möglich, daß eine höhere Fügung, die der Pöbel Zufall zu nennen pflegt, zur Strafe und Besserung von Deutschland gerade jene Erfolge herbeiführen oder zulassen wollte. Wie oft hing es damals an den dünnen Fäden eines Spinnengewebes, daß Alles anders gekommen wäre! Dieß tritt am deutlichsten in Berlin hervor, und das merkwürdige und in mehrfacher Beziehung klassische Büchlein: „Die Berliner Märztage; vom politischen Standpunkte aus geschildert“ (Berlin 1850) gewährt über die eigentlich entscheidenden Momente Aufschlüsse, die wir, weil wir sie unsern Lesern nicht dringend genug zur Beherzigung empfehlen können, im Auszuge mittheilen wollen.

„Unser Berichterstatter“, sagt die Broschüre, „begab sich Abends, als das Gefecht in der Breitenstrasse beendet war, in die Halle, welche das Vorzimmer Sr. Majestät des Königs bildet. Das Zimmer war voll von Menschen: Offiziere, Herren vom Hofe, aber auch noch andere Personen. So stand an der Eingangsthür ein Mann in Reisekleidern, der als der bekannte Landtagsdeputirte, Herr v. Vincke bezeichnet wurde, angeblich durch Minister v. Thile eingeführt.“

„Nach etwa zehn Minuten kam der König und ging auf den v. Vincke zu, worauf dieser einen Schritt vortrat, und an S. M. mit lauter Stimme, in Form einer parlamentarischen Rede das Wort richtete. Er erzählte, wie er erst heute Abend angekommen, und Berlin in einer sehr bedenklichen Aufregung gefunden habe. Ueberall wären Truppen auf den Straßen, welche erschöpft und des Kampfes müde schienen. Alles das könne kein gutes Ende nehmen, wenn das Gefecht am Morgen wieder beginne. Er sey von mehreren Seiten aufgefordert worden, S. M. darüber Vorstellungen zu machen. Er bitte S. M. diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen; das Feuern auf den Straßen habe auf ihn einen unangenehmen Eindruck gemacht. — Mehrere Offiziere, die dicht dabei standen, als diese Worte gesprochen wurden, und denen die ganze Art des Vortrages des Herrn v. Vincke widerwärtig war,

konnten bei dieser Stelle eine Art von kurzem, vielleicht spöttischen Lachen nicht unterdrücken. Herr v. Vincke wendete sich darauf mit Emphase zu ihnen hin, und sagte: „„Heut meine Herren lachen Sie, morgen werden Sie vielleicht nicht lachen.““

„Dem Könige schien dieser Zwischenakt, sowie die ganze Scene in Gegenwart so vieler Menschen, unangenehm zu seyn. Er nahm Herrn v. Vincke bei Seite, setzte das Gespräch nur noch einige Minuten fort, und soll später mit Niemand mehr sich unterhalten haben. Es ist also keine gewagte Hypothese, wenn man annimmt, daß jene Unterredung Einfluß auf die Proclamation an die „„lieben Berliner““ ausgeübt hat, obwohl dies von anderer Seite bestritten wird. Gewiß ist, daß Herr v. Vincke, als man in der größten Noth während des nächsten Sommers daran dachte, ihm ein Ministerium anzubieten, daran erinnert wurde, wie mit durch seine Schuld die Truppen zurückgezogen worden seyen. Eben so gewiß hat er sich diese Erinnerung gefallen lassen.“

„Kurz vor Mitternacht wurde der Oberbefehlshaber nach dem Cabinet S. M. des Königs beschieden. Wahrscheinlich um über die Lage der Dinge zu berichten, denn da kein Dritter zugegen war, ist der Inhalt dieser Verhandlung ein Geheimniß geblieben. Wer aber die Gesinnungen des General-Lieutenant v. Prittwitz nur etwas kennt, und seinem Verfahren an jenem Tage mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird es für unmöglich erklären, daß er irgendwie zu den Maßregeln des folgenden Morgens beigetragen.“

„Und doch muß die verhängnißvolle Proclamation fast unmittelbar nachher entworfen worden seyn!“

Während des Kampfes in der Nacht vom 18ten auf den 19ten März war ein sehr bedeutender, und der unter allen Gesichtspunkten wichtigste Theil von Berlin im unbestrittenen Besitze der Truppen. Die Erschöpfung der Truppen war geringer, als man glauben möchte, und besonders ungleich geringer als bei den Rebellen, was leicht zu erklären ist. Diese erkannten sich für geschlagen, was Entmuthigung zur Folge haben mußte.

„Militärisch betrachtet, standen Morgens sechs Uhr die Ver-

hältnisse höchst günstig. Und dennoch war in diesem Augenblicke schon entschieden, daß alle Erfolge vergeblich seyn sollten.“

„Von dem edelsten Wohlwollen beseelt, hatte S. M. der König kurz nach Mitternacht jene Proklamation entworfen, die gewiß der Erinnerung des Lesers tief eingeprägt ist. Sie wurde dem Minister v. Bodelschwingh zugesendet, und dem gewissenhaften Ermessen desselben anheim gegeben, etwa nöthig scheinende Veränderungen anzubringen, und dann die schleunigste Veröffentlichung durch den Druck zu veranlassen. — Selten ist Wichtigeres und Folgenreicheres in die Hände eines Staatsmannes*) gelegt gewesen! Zunächst konnte sich ihm wohl die Frage aufdringen: wohin wird die Besetzung des Schlosses und Zeughauses führen, wenn — was das wahrscheinlichere war — die erhitzte Masse auch gegen diese Punkte anrückt? Wollte man sie thätig vertheidigen, also eintretenden Falles das Gefecht wieder aufnehmen, so war es unendlich angemessener, dies in der gewonnenen Stellung zu thun, von welcher aus den Rebellen ja auch Gnade angeboten werden konnte. Verzichtete man auf diese Art der Vertheidigung, und beschränkte sich auf den passiven Widerstand, wie ihn die Besatzung des Schlosses schon früher hatte leisten müssen, so stand binnen wenig Stunden die völlige Demoralisation der Truppen zu fürchten.“

---

*) Durch eine besondere Fügung der Nemesis wurde das Geschäft: den Stab über die monarchische Gewalt in Preußen zu brechen, in die Hand eines Mannes gelegt, der eilf Jahre früher als Hauptagent bei dem Attentat gegen den Erzbischof von Köln die frevelnde Hand an einen wehrlosen Priester (den Sekretär des Erzbischofs, Kaplan Michelis) gelegt, durch blinden Fanatismus jenes Zerwürfniß auf die Spitze getrieben, und durch seine Mitwirkung bei den selbstmörderischen Triumphen der Bureaukratie die Rache des Himmels herausgefordert hatte. Der damalige Uebermuth gegen die Kirche Gottes hat die Züchtigung verdient, mit der spätern demüthig kriechenden Schmiegsamkeit vor der bewaffneten Revolution zusammen gestellt zu werden.

Anmerkung des Verfassers der Zeitläufte.

der nach unserer Ansicht in keinem Falle ein Uebelstand genannt werden kann."

Behalten wir zunächst einen wichtigen Punkt im Auge, in welchem wir mit dem Verfasser der eben mitgetheilten Artikel vollkommen eins und einig sind. Jene Advokaten und Schriftsteller, jene politischen Spekulanten und Faiseurs, aus welchen die modernen Repräsentativkammern größtentheils zusammengesetzt sind, hatten und haben nicht das geringste Recht sich in anderer als formeller Weise (d. h. kraft einer hohlen, leeren, aus dem dürren Sande einer trügerischen Doctrin durch die Treibhaushitze des Journalismus und der Clubbs hervorgelockten Fiction) für die Incarnation des Volksgeistes auszugeben. Ist also dieser Wahn eine große Lüge, so ist es die Aufgabe sie zu beseitigen und die Wahrheit an ihre Stelle zu setzen. —

Gehen wir auf den Anfangspunkt des ganzen Streites zurück, der das Unglück und die Quelle des Verderbens der heutigen Staaten ist. Die Frage in ihrer wahren Bedeutung gefaßt, und auf ihren kürzesten Ausdruck gebracht, lautet einfach: volkssouveraine Republik oder Monarchie? Hinter jedem dieser Standpunkte steht eine andere Reihe von Folgerungen. Wozu sollte es führen, wollten wir diesen Widerspruch verhehlen, den innern, nothwendigen Gegensatz vor uns und Andern bemänteln? Die in gewissen staatsmännischen Kreisen nur gar zu beliebte Neigung zu rein symptomatischen Kuren, durch welche die Wurzel des Uebels nicht berührt wird, eine Neigung, welche die Engeländer Expediency zu nennen pflegen, hat uns wenig Heil, die Gewalten aber, welche sich solchen Methoden hingaben, fast durchgängig um Ehre und Reputation gebracht. Was fruchteten die Lehren der Geschichte der jüngsten drei Jahre, wenn wir nicht einmal so viel daraus gelernt haben: daß man keinen Mittelweg suchen soll, wo es keinen gibt, und daß es ein von vornherein unmögliches Beginnen ist, seinen Standpunkt zwischen dem Fluße und dem Ufer zu nehmen!

Erscheint uns der Staat in seiner Wurzel und in seinem Princip als eine souveräne Gesellschaft Gleichberechtigter, so liegt die höchste Gewalt im „Volke." Daß zu diesem jedes lebendige Wesen männlichen Geschlechts, ohne Rücksicht auf Alter, Stand, Beruf, Beschäftigung, Bildung und Vermögen gehöre, ist eine Consequenz, zu welcher das Dogma der Volkssouveränität auf kürzerm oder längerm Wege, immer aber, kraft der in den Dingen liegenden Logik, nothwendig und unvermeidlich führen muß. Es scheint uns die Revolution hat für Jeden, der nicht unheilbar blind ist, die Wahrheit dieser Behauptung unwiderleglich bestätigt.

In weitern Verlauf schießen dann die souveränen und gleichen Staatsbürger aus ihrer Mitte einen Ausschuß aus, der die Majestät der Volksgemeinde repräsentirt. Ob man diese Volksrepräsentanten, Stände, Kammern, Parlament oder wie sonst immer nenne, ist gleichgültig, nothwendig aber, daß sie aus den Kopfzahlwahlen Aller oder möglichst Aller hervorgehen, und dieß zwar, weil die Staatsbürgereigenschaft eine allgemeine, jedem Landeseingebornen zukommende ist, der sie nicht aus einem besonderen Grunde verwirkt hat, und weil in Folge dessen, die Einzelnen nicht partikuläre Interessen irgend einer Art, sondern eben wiederum nur das Allgemeine, die Souveränität der Staatsbürgergesammtheit zu vertreten haben. Wie dieses Stück sich weiter abspielt, und wie das „souveräne Volk" (d. h. die Faction, die sich dafür ausgibt,) die mit Schmach und Hohn bedeckten Trümmer des Königthums an die Seite zu schieben sucht, dieß haben wir, dünkt uns, im Verlaufe desselben Jahres in Paris, in Wien, in Berlin, in ganz Deutschland zu beobachten und zu erfahren genugsam Gelegenheit gehabt.

Zu den entgegengesetzten Folgerungen führt das monarchische Prinzip. Nach der Idee desselben ruht die fürstliche Gewalt auf eigner Macht und eignem Rechte. Wir haben jedoch an anderen Orten ausgeführt, daß es weder möglich noch klug ist, die monarchische Regierungsgewalt allein und

ausschließlich durch eine bezahlte Beamtenklasse auszuüben. Die fürstliche Herrschaft bedarf in dieser Zeit mehr als je, nicht minder wie ihre Unterthanen, unabhängiger, freisinniger Männer aus dem Volke, nicht als Oberherren oder Mitregenten, auch nicht als Vertreter einer souveränen Staatsbürgerschaft oder einer idealen Allgemeinheit, die es niemals gab, und am wenigsten in unsern modernen Staaten gibt, sondern als Gehülfen, Rathgeber, Sachverständige, Vertrauensmänner, die zu ihrem eigenen Wohle und zu dem des Ganzen bei der Gesetzgebung wie bei der Ausführung der Gesetze, mit und neben einer, (sich leider immer mehr kastenmäßig abschließenden, vom revolutionären Gifte zerfressenen, aber unentbehrlichen) Staatsdienerschaft mitwirken, und in diesem Sinne eine Brücke zwischen Volk und Regierung bilden sollen. Wenn dem aber also ist, so versteht es sich von selbst, daß Niemand Rath und Aufschluß ertheilen, Niemand durch seine Thätigkeit die Regierung und Verwaltung des Landes unterstützen kann, als in den Dingen, die er versteht. Ein Jeder versteht aber nur das, was er erfahren hat, und das am besten, was in den Kreis seines Lebensberufes fällt. Darum also sind in wirklich monarchischen Ländern, d. h. in allen denen, die keiner anderen Herrschaft fähig und bedürftig sind, als der fürstlichen, die aus Kopfzahlwahlen hervorgehenden Volkstribunen und Parlamentsphrasendrechsler eben so vom Uebel, als wirkliche Stände geradezu unentbehrlich sind. Daß bei obwaltenden Widersprüchen zwischen den verschiedenen Interessen und ihren Vertretern nicht der Loostopf, oder, was im Wesen dasselbe ist: die Kopfzahlmajorität, sondern nur die fürstliche Regierung nach ihrem besten Wissen und Gewissen entscheiden kann, bedarf weiter keines Beweises.

In dem bisher Bemerkten sind die beiden Principien formulirt, zwischen denen wir zu wählen haben. Eins oder das Andere! Die Wahl ist unvermeidlich. Wollen wir den, theils lächerlichen, theils verruchten Unfug des volkssouveränen Parlamentstreibens nicht, so können wir ihm nur das entgegen-

setzen, was wir oben als das Nothwendige bezeichneten, und was wir nicht kürzer als durch „ständische Vertretung“ bezeichnen können. Wollen wir nicht, daß die partikulären Interessen vertreten werden, die im Staate vorhandenen sonderthümlichen Standpunkte sich geltend machen sollen, so fallen wir ohne Rettung und Hilfe den revolutionären Principienkämpfen der Partheien anheim, von denen sich mit einer Sicherheit, die der mathematischen nahe kömmt, voraussagen läßt, daß in ihnen, mit dem Rechtssinne, dem Glauben und der Wahrheitsliebe des Volkes, auch die Kultur und die Gesittung der modernen Gesellschaft zu Grunde gehen muß. Und dieß Geschick wird uns werden, so gewiß die Blüthe Frucht, und die Frucht reif werden muß, es sei denn, daß eine wohlthätige, absolute Macht, ausgerüstet mit einer Gewalt, gegen die jede Auflehnung Wahnsinn wäre, den Occident noch rechtzeitig von dem ekelhaften Treiben unwürdiger Sophisten rettet!

Der Loyd erkennt den oben bezeichneten Gegensatz zwar auch bis auf einen gewissen Grad an, begnügt sich aber damit: nur die eine Hälfte der darin liegenden Folgerungen zu ziehen, indem er die andere ablehnen zu können glaubt. Er erkennt nämlich nur die Berechtigung der verschiedenen Oertlichkeiten, nicht die der besonderen Interessen auf getrennte Vertretung an. Mit anderen Worten: der Böhme soll zwar nicht die Triestiner, und der Triestiner nicht die Interessen des Marchfeldes vertreten dürfen; aber innerhalb der einzelnen Wahlbezirke soll auf die Verschiedenheiten und Gegensätze der Interessen nichts weiter ankommen; da soll auch der Eisenfabrikant den Weber, der Zimmermann den Spinner, der Advokat und der Journalist natürlich den einen wie den anderen repräsentiren. Die Volksvertretung, die den Unterschied der Oertlichkeiten nicht berücksichtigt, beruht, dieß gibt der „Loyd“ zu, auf einer Täuschung; aber einen Schritt weiter ist solche erlaubt. Wenn der Grundsatz durchgeführt, die Partikularität der Interessen anerkannt werden soll, was mehr scheinbar als wirklich seine Unbequemlichkeiten hätte, so geben wir lieber den Grundsatz

auf. In dem modernen Staate gibt es nicht zehn, sondern zehntausend getrennte Interessen. Man sollte meinen, desto eher und um so nothwendiger sei es, jedes derselben, so oft es mit den Maaßregeln und Gesetzen des Staats in Berührung tritt, zu Worte kommen zu lassen. Aber nein! der „Lloyd“ folgert aus dieser Vielheit der Interessen nur, daß über sie alle die Rolle der modernen Staatsgleichheit hingehen soll.

Man sieht, das System führt weder zu jener ständischen Vertretung, die wir oben als das, was unsern heutigen Staaten vor Allem Noth thut, bezeichneten, noch aus den Partei- und Principienkämpfen heraus, in denen die heutige occidentalische Gesellschaft unterzugehen droht. Der „Lloyd“ will die Wahlkriege mit all ihrer Erbärmlichkeit nur auf kleinere Lokalitäten eingränzen. Aber die Misere unserer Revolution beruht, selbst von der Sache abgesehen, ohnedieß schon großentheils auf der Kleinlichkeit der Dimensionen, in denen sie sich, anders wie in England und Frankreich, bewegt.

Ginge das System des Lloyd durch, und behielte es dabei sein Bewenden, so würden die liberalen Centralcomités in den großen Städten freilich vorher die Vorsicht nehmen müssen, ihre Candidaten, die sie in den einzelnen Bezirken aufstellen wollten, sich vorher innerhalb dieser letzteren domiziliren zu lassen. Dann würde der Parteikampf in den engbegränzteu Localitäten seinen gewohnten Weg gehen, nur noch kleinlicher, engherziger, gehässiger als im Jahre 1848. Wer, wo es den Kampf um politische Principien gilt, weitaus in den meisten Bezirken Sieger bliebe, bedarf wohl kaum der Frage. Im günstigsten Falle blieben eine Anzahl Lokalitäten rein auf sich selbst angewiesen. Denn würde die bornirte Mittelmäßigkeit wählen, und die Nullität aus der Urne hervorspringen, um auf dem großen politischen Hexensabbath eines sprach- und sinnverwirrten Reichstages blind und willenlos wiederum, wie im Jahre der Schande, die Beute der ärgsten und wüthendsten Schreier zu werden. Es ist ja Alles schon da gewesen! Und

dennoch will man oben, unten und in der Mitte, nicht klüger werden, und wird nicht müde in der Sysiphusarbeit: die Todeswunde der Revolution mit weißer Salbe zu heilen.

Wird es aber noch, wir wollen nicht sagen: zu einer gründlichen und nachhaltigen, sondern überhaupt zu irgend einer Reform der Repräsentativkonstitutionen der einzelnen deutschen Länder kommen? Wenn man die schweren Wolken ansieht, die trotz Olmütz und Dresden am Horizonte des gemeinsamen Vaterlandes heraufziehen, wenn man den Ton der tiefsten, gehässigsten Bitterkeit und des unversöhnlichen, herzlosen Grimms vernimmt, den preußische Blätter, — die fast täglich mit Melodie und Tonart wechselnde Kreuzzeitung voran, — auf's Neue gegen Oesterreich und seine Verbündeten anstimmen, so sollte man die Hoffnung: den Abgrund der Revolution geschlossen zu sehen, weiter wie je von sich weisen.

Den 17. März 1851.

Wir lesen in der Kreuzzeitung Folgendes:

„Wie mag Preußen ein gutes Beispiel geben, als dadurch, daß es seine eigene politische Persönlichkeit in der rechten Weise entwickelt, und das ihm von der Geschichte gesteckte, durch seine Individualität wie durch die Zeitverhältnisse bedingte Ziel mit seinen ureigenen Mitteln verfolgt? Die politische Persönlichkeit Preußens ist aber der protestantische Militärstaat, und seine politische Aufgabe, diesen seinen Charakter mit der wahren Freiheit und Volkswohlfahrt in Einklang zu setzen" (was schwer halten dürfte!), „und überdieß in Europa, und noch mehr in Deutschland als der natürliche Schutzherr aller gleichartigen Bestrebungen aufzutreten. Es versteht sich von selbst, und soll von uns nicht durch Heuchelei vertuscht werden, daß hiemit

ein natürliches Streben Preußens nach Vergrößerung seiner Macht und seines Einflusses gegeben ist: jedes Princip strebt nach Sieg und Herrschaft, und eben so jeder Staat, so lange er überhaupt noch lebenskräftig ist."

Endlich doch einmal wieder eine Aeußerung, in Betreff wir der, jede Woche ihren Cours ändernden Kreuzzeitung nur aus ganzem, vollen Herzen beistimmen können! Ja wohl, wir haben es ja von jeher gesagt: Preußen ist der rastlos auf Vergrößerung seiner Macht und seines Einflusses bedachte protestantische Militärstaat, und betrachtet es als seine politische Aufgabe, in Europa und noch mehr in Deutschland der natürliche Schutzherr aller gleichartigen Bestrebungen zu seyn. Das heißt einmal wahr und offen gesprochen. Wir wollen einstweilen von dem kostbaren Geständnisse Act nehmen.

Den 18. März 1851.

Bei der Wiederkehr der „großen Tage der Errungenschaften", welche vor drei Jahren Deutschlands Geschick auf lange hinaus, vielleicht auf immer entschieden haben, liegt es ungemein nahe, vom Standpunkte der Gegenwart aus den Blick rückwärts zu werfen. Wer einer unbefangenen Betrachtungsweise noch fähig ist, wird keinen Augenblick darüber in Zweifel seyn, daß Bosheit und Verrath, Feigheit und Schwäche der Menschen auf der einen, und naturnothwendiger Zusammenhang zwischen Saat und Aerndte auf der andern Seite zusammen wirkten, um die größte und traurigste Katastrophe herbeizuführen, von welcher die deutsche Geschichte Meldung thut. Aber über jenen beiden Factoren schwebte die Vorsehung des Allerhöchsten, und jetzt, nachdem die Märzereignisse von 1848 seit drei Jahren wie eine vollendete Thatsach hinter uns

liegen, jetzt, nachdem so viele beschämende Einzelheiten aus jenen Tagen der Schmach und der Trauer bekannt geworden, ist kein Zweifel mehr möglich, daß eine höhere Fügung, die der Pöbel Zufall zu nennen pflegt, zur Strafe und Besserung von Deutschland gerade jene Erfolge herbeiführen oder zulassen wollte. Wie oft hing es damals an den dünnen Fäden eines Spinnengewebes, daß Alles anders gekommen wäre! Dieß tritt am deutlichsten in Berlin hervor, und das merkwürdige und in mehrfacher Beziehung klassische Büchlein: „Die Berliner Märztage; vom politischen Standpunkte aus geschildert" (Berlin 1850) gewährt über die eigentlich entscheidenden Momente Aufschlüsse, die wir, weil wir sie unsern Lesern nicht dringend genug zur Beherzigung empfehlen können, im Auszuge mittheilen wollen.

„Unser Berichterstatter", sagt die Broschüre, „begab sich Abends, als das Gefecht in der Breitenstrasse beendet war, in die Halle, welche das Vorzimmer Sr. Majestät des Königs bildet. Das Zimmer war voll von Menschen: Offiziere, Herren vom Hofe, aber auch noch andere Personen. So stand an der Eingangsthür ein Mann in Reisekleidern, der als der bekannte Landtagsdeputirte, Herr v. Vincke bezeichnet wurde, angeblich durch Minister v. Thile eingeführt."

„Nach etwa zehn Minuten kam der König und ging auf den v. Vincke zu, worauf dieser einen Schritt vortrat, und an S. M. mit lauter Stimme, in Form einer parlamentarischen Rede das Wort richtete. Er erzählte, wie er erst heute Abend angekommen, und Berlin in einer sehr bedenklichen Aufregung gefunden habe. Ueberall wären Truppen auf den Straßen, welche erschöpft und des Kampfes müde schienen. Alles das könne kein gutes Ende nehmen, wenn das Gefecht am Morgen wieder beginne. Er sey von mehreren Seiten aufgefordert worden, S. M. darüber Vorstellungen zu machen. Er bitte S. M. diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen; das Feuern auf den Straßen habe auf ihn einen unangenehmen Eindruck gemacht. — Mehrere Offiziere, die dicht dabei standen, als diese Worte gesprochen wurden, und denen die ganze Art des Vortrages des Herrn v. Vincke widerwärtig war,

konnten bei dieser Stelle eine Art von kurzem, vielleicht spöttischen Lachen nicht unterdrücken. Herr v. Vincke wendete sich darauf mit Emphase zu ihnen hin, und sagte: „„Heut meine Herren lachen Sie, morgen werden Sie vielleicht nicht lachen.““

„Dem Könige schien dieser Zwischenakt, sowie die ganze Scene in Gegenwart so vieler Menschen, unangenehm zu seyn. Er nahm Herrn v. Vincke bei Seite, setzte das Gespräch nur noch einige Minuten fort, und soll später mit Niemand mehr sich unterhalten haben. Es ist also keine gewagte Hypothese, wenn man annimmt, daß jene Unterredung Einfluß auf die Proclamation an die „„lieben Berliner““ ausgeübt hat, obwohl dies von anderer Seite bestritten wird. Gewiß ist, daß Herr v. Vincke, als man in der größten Noth während des nächsten Sommers daran dachte, ihm ein Ministerium anzubieten, daran erinnert wurde, wie mit durch seine Schuld die Truppen zurückgezogen worden seyen. Eben so gewiß hat er sich diese Erinnerung gefallen lassen.“

„Kurz vor Mitternacht wurde der Oberbefehlshaber nach dem Cabinet S. M. des Königs beschieden. Wahrscheinlich um über die Lage der Dinge zu berichten, denn da kein Dritter zugegen war, ist der Inhalt dieser Verhandlung ein Geheimniß geblieben. Wer aber die Gesinnungen des General-Lieutenant v. Prittwitz nur etwas kennt, und seinem Verfahren an jenem Tage mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird es für unmöglich erklären, daß er irgendwie zu den Maßregeln des folgenden Morgens beigetragen.“

„Und doch muß die verhängnißvolle Proclamation fast unmittelbar nachher entworfen worden seyn!“

Während des Kampfes in der Nacht vom 18ten auf den 19ten März war ein sehr bedeutender, und der unter allen Gesichtspunkten wichtigste Theil von Berlin im unbestrittenen Besitze der Truppen. Die Erschöpfung der Truppen war geringer, als man glauben möchte, und besonders ungleich geringer als bei den Rebellen, was leicht zu erklären ist. Diese erkannten sich für geschlagen, was Entmuthigung zur Folge haben mußte.

„Militärisch betrachtet, standen Morgens sechs Uhr die Ver-

hältnisse höchst günstig. Und dennoch war in diesem Augenblicke schon entschieden, daß alle Erfolge vergeblich seyn sollten."

„Von dem edelsten Wohlwollen beseelt, hatte S. M. der König kurz nach Mitternacht jene Proklamation entworfen, die gewiß der Erinnerung des Lesers tief eingeprägt ist. Sie wurde dem Minister v. Bodelschwingh zugesendet, und dem gewissenhaften Ermessen desselben anheim gegeben, etwa nöthig scheinende Veränderungen anzubringen, und dann die schleunigste Veröffentlichung durch den Druck zu veranlassen. — Selten ist Wichtigeres und Folgenreicheres in die Hände eines Staatsmannes*) gelegt gewesen! Zunächst konnte sich ihm wohl die Frage aufdringen: wohin wird die Besetzung des Schlosses und Zeughauses führen, wenn — was das wahrscheinlichere war — die erhitzte Masse auch gegen diese Punkte anrückt? Wollte man sie thätig vertheidigen, also eintretenden Falles das Gefecht wieder aufnehmen, so war es unendlich angemessener, dies in der gewonnenen Stellung zu thun, von welcher aus den Rebellen ja auch Gnade angeboten werden konnte. Verzichtete man auf diese Art der Vertheidigung, und beschränkte sich auf den passiven Widerstand, wie ihn die Besatzung des Schlosses schon früher hatte leisten müssen, so stand binnen wenig Stunden die völlige Demoralisation der Truppen zu fürchten."

---

*) Durch eine besondere Fügung der Nemesis wurde das Geschäft: den Stab über die monarchische Gewalt in Preußen zu brechen, in die Hand eines Mannes gelegt, der eilf Jahre früher als Hauptagent bei dem Attentat gegen den Erzbischof von Köln die frevelnde Hand an einen wehrlosen Priester (den Sekretär des Erzbischofs, Kaplan Michelis) gelegt, durch blinden Fanatismus jenes Zerwürfniß auf die Spitze getrieben, und durch seine Mitwirkung bei den selbstmörderischen Triumphen der Bureaukratie die Rache des Himmels herausgefordert hatte. Der damalige Uebermuth gegen die Kirche Gottes hat die Züchtigung verdient, mit der spätern demüthig kriechenden Schmiegsamkeit vor der bewaffneten Revolution zusammen gestellt zu werden.

Anmerkung des Verfassers der Zeitläufte.

„Diese Auffassungsweise blieb Herrn v. Bodelschwingh fremd, wie aus einem, Morgens 3 Uhr an den Oberbürgermeister Krausnick erlassenen Schreiben hervorgeht. „„Der König hat eine sehr freundliche, herzliche Ansprache an seine lieben Berliner niedergeschrieben, welche ich soeben selbst in die Deckersche Hof-Buchdruckerei gebracht habe. Sie wird in der Nacht gedruckt. Sie versichert, daß, sobald sie zum Frieden zurückkehren, das Militär auf das Schloß und Zeughaus zurückgezogen werden soll. Lassen Sie sich die Proclamation in aller Frühe holen, setzen Sie sich mit dem xc. Fournier in einen Wagen, und vertheilen Sie solche selbst. Gebe Gott, daß dann die Ruhe wiederkehre. Lassen Sie die Proclamation an allen Orten verbreiten.““

„Der Zufall wollte, daß der Ueberbringer dieses Schreibens auf dem Rückwege angehalten, und als verdächtig verhaftet wurde. Da sonach der Minister ohne Antwort blieb, richtete er zwischen 5 und 6 Uhr Morgens an den Oberbürgermeister Krausnick und Stadtverordneten-Vorsteher Fournier folgendes Schreiben: „„Vielleicht stellt, unter Gottes gnädigem Beistand, die anliegende Ansprache des Königs den Frieden wieder her, wenn Sie vereint persönlich deren Verbreitung sich angelegen seyn lassen. Setzen Sie sich in einen Wagen, und durchziehen Sie mit ihr die unruhigen Straßen. Lassen Sie es noch andere Mitglieder des Magistrats thun. Ich schickte schon in der Nacht, aber mein Diener ist nicht zurückgekehrt. Mehr Exemplare sind in der Deckerschen Druckerei zu haben.““

„Um die Darstellung der im Laufe des Tages sich überstürzenden Ereignisse nicht unterbrechen zu müssen, erscheint es angemessen, schon hier einzuschalten, was über den Wechsel des Ministeriums bekannt geworden ist. Unser Bericht wird sich weiterhin freier bewegen können, wenn er die zum Handeln berufenen Personen jetzt selbstredend einführt.“

„In einem als Handschrift gedruckten Schreiben vom 1. October 1848 erklärt der Minister Graf v. Arnim: „„Als ich mich am Vormittage nach dem Schlosse begab, fand ich eine städtische Deputation, welche eben entlassen wurde und, soviel ich vernahm,

die Verheißung erhielt: daß, da die städtischen Behörden*) dann für Herstellung der Ruhe und Ordnung in der Stadt bürgen zu wollen erklärten, die Truppen die eingenommenen Straßen und Plätze räumen, und nur das Schloß, das Zeughaus und einige andere Gebäude besetzt halten sollten. Um auch selbst die Aeusserung meiner Privatansicht vor meinem Amtsantritte, obwohl dieselbe auf jenen Bescheid ohne Einfluß war, bei dieser thatsächlichen Schilderung nicht zu übergehen, bemerke ich, daß ich nachträglich mein Einverständniß mit dieser, bei meinem Eintreten schon ertheilten Verheißung, an die städtische Deputation äusserte, da durch die Proclamation die Zurückziehung der Truppen bis auf die Besetzung des Schlosses u. s. w. nach Wegräumung der Barricaden schon zugesagt, diese Wegräumung und die Herstellung der Ruhe aber, selbst bei vorhandenem Willen, sich praktisch als unausführbar ergab, so lange die mit Erbitterung Kämpfenden in Straßen und Häusern einander unmittelbar gegenüber standen.""

„„Wie ich vernehme, sind von mehreren Seiten vor meinem Eintreffen Gegenvorstellungen gegen diese Maßregeln erhoben worden. Von dem Augenblicke an, als ich eintrat, und bis die Deputation sich entfernte, und S. M. das Zimmer verlassen hatte, sind dergleichen nicht erfolgt. Es lag auch, nach meiner Ansicht, in dieser Modification der bereits verheißenen Maßregel keine Gefahr für die gute Sache. Denn die Besetzung des Schlosses, des Zeughauses und einiger anderer Gebäude war ausdrücklich vorbehalten. Ich durfte daher von der Voraussetzung ausgehen, daß dieselbe mit solchen Truppenmassen erfolgen werde, welche stark genug waren, um jedes Eindringen der Anführer in diese Gebäude unmöglich za machen, und nöthigenfalls sogar jede bedrohliche Annäherung zu hindern. Es konnten, selbst mit buchstäblicher Befolgung des Königlichen Befehls, in den Höfen und Räumen des Schlosses, im Zeughause und den Gebäuden am Platze zwischen der Brücke und den Linden, mehrere Regimenter Infan-

*) Daß die städtischen Behörden in der Deputation repräsentirt gewesen, bestreiten wir. Nur einige Mitglieder der städtischen Behörden waren dabei, ohne Auftrag und als bloße Privatpersonen, betheiligt. Anm. des Verf.

terie, mit Artillerie und Cavalerie placirt werden.*) — Mit einer solchen Besatzung konnte aber, wenn die Bürgerschaft die obige Bedingung, unter der allein die Einstellung der Feindseligkeiten verheißen war, nicht erfüllte, entweder aus der Defensive wieder in die Offensive übergegangen, und eine Verbindung mit den übrigen, in die Casernen, resp. vor die Thore gerückten Truppen hergestellt**), oder, nachdem die Königliche Familie sicher und in würdiger Weise Berlin verlassen, eine Stellung vor Berlin eingenommen werden."

""Ich will hier durchaus keine Kritik der militairischen Maßregeln üben. Aber ich muß meine Auffassung in dieser Weise darlegen, um die Ansicht zurückzuweisen, als wäre ich, indem ich mit jener Modification der Proclamation am Vormittage des 19ten einverstanden war, nur im entferntesten der Meinung gewesen: den König und die Königliche Familie in einen Zustand der Wehrlosigkeit oder Gefahr zu versetzen, und das Schloß und die wichtigsten Gebäude ohne eine hinlängliche und imponirende Besatzung zu lassen.***) Ich muß hier zur Rechtfertigung meiner Auffassung darthun, daß solcher Zustand durchaus nicht die nothwendige Folge jener Verheißung war.""

---

*) Gegen diese Behauptung legen wir Protest ein. Aber auch angenommen, eine solche Einschachtelung wäre möglich gewesen, so war es allein mit dem Aufstapeln noch keineswegs abgethan, wenigstens so lange, als Soldaten noch andere körperliche und geistige Bedürfnisse haben, wie die Figuren eines Schachspiels.
Anm. des Verf.

**) Also: um einer überaus zweifelhaften Wirkung auf das Volk halber, wollte man 1) die Truppen demüthigen, indem man sie nöthigte, die eroberten Stellungen im Angesicht der noch stehenden Barrikaden zu räumen, 2) eventualiter den Kampf aufnehmen, und gerade da wieder anfangen, wo man am 18ten Nachmittags begonnen hatte, nur diesesmal unter viel ungünstigeren Verhältnissen.
Anm. des Verf.

***) Die Wirkung einer imponirenden, aber zum passiven Widerstande gezwungenen Besatzung des Schlosses war am 15ten und Vormittage des 18ten gründlich geprüft worden. Anm. des Verf.

„„Während nun die in Funktion befindlichen Behörden mit der Ausführung beschäftigt waren, begab ich mich mit S. M. in Allerhöchstdessen Cabinet, und erklärte: daß wenn Allerhöchstdero am gestrigen Tage ausgesprochene Absicht: mir das Ministerium zu übertragen, bei den wesentlich veränderten Umständen noch dieselbe sei, ich es in dem jetzigen Augenblicke der Gefahr für meine Pflicht hielte, mich der Forderung S. M. wenigstens für die Zeit der Noth nicht zu entziehen.““

„„Als S. M. hierauf diese Forderung wiederholt an mich gerichtet hatten, schlug ich S. M. die Männer vor, mit welchen ich vorläufig das Werk zu beginnen wünschen mußte, und motivirte diese Vorschläge. Nachdem S. M. dieselben genehmigt, entwarf ich in Allerhöchstdero Gegenwart die Ordre, worin die am 18ten erfolgte Annahme der Entlassungs-Gesuche des bisherigen Ministerii und die Ernennung des neuen Ministerii ausgesprochen wurde. Nachdem sie von S. M. vollzogen (es mochte etwa gegen 12 Uhr geworden seyn), trat ich aus dem Zimmer S. M. und erwartete nach jenen, vor meinem Eintritt in das Ministerium ertheilten Befehlen, das Schloß mit bedeutenden Truppenmassen besetzt zu finden. Statt dessen vernahm ich das Lärmen aufgeregter Massen von Tausenden dicht um das Schloß, welche bereits durch den Schloßhof circulirten, wo die Wohnungen Ihrer Majestäten sich befinden, und sah, daß die ganze militärische Besatzung des letzteren aus einigen Compagnien Infanterie bestand. Auf meine Frage: ob denn dieß alle Truppen wären, welche zum Schutze des Schlosses vorhanden seien, und wo die übrigen sich befänden, erhielt ich die Antwort: daß die übrigen abgerückt wären. Wie ich gegenwärtig genauer vernommen, haben sich drei Compagnien auf diesem, und vier Compagnien auf dem andern Schloßhofe befunden, von deren letzteren Vorhandenseyn mir damals nichts bekannt geworden.““

„„Die Besatzung des Schlosses bestand daher in dem Augenblicke, in dem ich meine Functionen als Minister begann, nur in diesen sieben Compagnien Infanterie, von denen mir sogar nur drei als vorhanden bekannt waren. Die Besatzung des Zeughauses hatte, wie ich später vernommen, aus einem Bataillon bestanden, welches jedoch durch ein Mißverständniß abgerückt war. Die

Richtungen, welche die übrigen Truppen einzeln nach den Kasernen, und respective vor die Thore genommen, konnten im Schlosse nicht bekannt seyn *), und die Verbindung mit ihnen war durch die vielen Tausende, welche alle Straßen füllten, gänzlich abgeschnitten.““

„„Im Streben nach voller Gerechtigkeit dieser Darstellung halte ich es für Pflicht anzuführen, daß, wie ich während jener Unterredung im Cabinet Sr. Maj. vor meiner Uebernahme des Ministerii vernahm, — bei der Ausführung des obgedachten Allerhöchsten Befehls, eine Verschiedenheit der Ansichten in den Allerhöchsten Umgebungen hervortrat, in wieweit dieselbe buchstäblich zu nehmen, und ein Zurückziehen aller Truppen von den Straßen und Plätzen gemeint sei; man entschied sich (wie ich bei der gegebenen Königlichen Verheißung glaube, mit Recht) dafür, denselben ganz und buchstäblich auszuführen; es scheint aber, daß in Folge dieser Differenzen durch unberufene oder übereilte Bestellungen Einzelner, mißverständliche Befehle an einzelne Truppentheile gelangt sind, welche für die, durch buchstäbliche Ausführung jenes Befehls nicht nur nicht ausgeschlossene, sondern gerade darin liegende, hinlängliche Besetzung des Schlosses und der übrigen Gebäude von Nachtheil gewesen sind.““

„Diese, einer bedingten Oeffentlichkeit übergebene Mittheilung veranlaßte den Generallieutenant von Prittwitz, mit einem vom 22. October datirten, ebenfalls als Handschrift gedruckten Schreiben hervor zu treten. Eine nähere Erörterung scheint hier entbehrlich, da die Aeußerungen des Herrn Verfassers in gedrängter Kürze das Thatsächliche berühren, dessen Darstellung unsere Hauptaufgabe ist.“

„Um aber richtig aufzufassen, was nachher wirklich geschehen, ist es nothwendig, die Ereignisse im Schlosse zu betrachten,

---

*) General-Lieutenant v. Prittwitz befand sich während des ganzen Vormittags in dem kleinen Schloßhofe, zwanzig oder dreißig Schritt von dem Minister-Präsidenten entfernt, und zwar nicht allein, sondern mit seinen sämmtlichen Adjutanten. Anm. des Verf.

— natürlich nur insoweit, als sie durch glaubhafte Mittheilungen zu unserer Kenntniß gelangt sind."

„Eine Menge Personen, den Beruf und Willen fühlend zur Beilegung der Wirren beizutragen, waren dahin geeilt, und traten im Sternensaal als Deputationen zusammen, oder wollten wenigstens für solche gelten. Mit den meisten derselben wird S. M. unmittelbar verhandelt haben. Diese Deputationen traten nicht, wie am vorhergehenden Tage, mit forderndem, fast drohendem Tone, sondern sanft und mild auf, Unrecht eingestehend, und lediglich an die Gnade des Königs appellirend. Selbst knieend vorgebrachte Bitten kamen vor. Der Cardinalpunkt aller Bitten war aber: Zurückziehung des Militärs, und vertrauensvolles Hingeben des Monarchen an seine treuen Bürger. Von Seiten des letzteren wurde daran festgehalten, daß die Einwohner erst die Barrikaden niederreißen und zur Ordnung zurückkehren müßten, ehe vom Zurückziehen der Truppen die Rede seyn könne. Die meisten Rathgeber des Königs schienen unter dem Eindrucke der Proclamation zu stehen, und im Vertrauen zu der ausdauernden Festigkeit Sr. Maj. zu wanken. An ein bestimmtes energisches Durchführen des Kampfes dachte Niemand mehr, wohl aber an den Ausmarsch des Monarchen mit den Truppen, und an die Rettung des im Schlosse verwahrten Staatsschatzes."

„Schon um halb zehn Uhr erschien wieder eine Deputation von etwa fünfzehn Personen im Sternensaal, mit der abermaligen Bitte um Zurückziehen des Militärs. S. M. suchte ihr auseinander zu setzen, daß es ganz unzulässig sei, die Truppen zurück zu nehmen, und sich waffenlos den aufgeregten Massen hinzugeben. Dagegen ertheilten zwei Deputirte, an deren guten Glauben nicht zu zweifeln gewesen ist, Sr. Maj. die lebhaftesten Versicherungen: er könne sich auf die Liebe und Treue seiner Berliner verlassen, sie ständen mit ihrem Leben dafür u. s. w. — Der Widerstand des Königs gegen das immer erneute Andringen wurde schwächer. Es war die Nachricht eingegangen, daß auf dem Alexanderplatze und an der Königsbrücke noch Feindseligkeiten stattfänden; um diese einstellen zu können, verlangte man die Räumung der dortigen Barrikaden. Der König trat zu einer Berathung in das Nebenzimmer, kehrte etwa nach fünfzehn Minuten

zurück, und begann die Verhandlungen auf's Neue. Jetzt legten Stadtsyndicus Möwes und St. V. Vorsteher Fournier dem Monarchen ihre Bitten vor, der St. R. Nobiling war zurückgetreten, erfuhr aber bald nachher vom Generallieutenant v. Neumann, daß Se. Maj. jenen beiden das Zurückziehen der Truppen bewilligt, sofern die Barrikaden an der Neuen Königstraße niedergelegt würden. Zugleich ward ihm die Frage vorgelegt, ob er bereit sei, für diesen Zweck mitzuwirken, was Herr Nobiling, als in den Pflichten seines Amtes liegend, sofort bejahete. Die drei Genannten, denen sich der Stadtrath Seeger angeschlossen, verließen darauf den Sternensaal, und es stand damals noch fest, daß ihre Rückkehr und Meldung über den Erfolg ihrer Bemühungen abgewartet werden solle, ehe die eben ertheilte Verheißung weitere Folgen erhalte. Im Schloßhofe erbat sich die Deputation von dem General v. Prittwitz einen Offizier zur Begleitung, womit derselbe den Lieutenant v. Schimmelmann des ersten Garderegiments beauftragte."

„Was diese Deputation erreicht hat, kann erst später in dem Berichte über die Ereignisse auf den Straßen zur Darstellung gelangen. Nachdem sie abgetreten war, wurde General v. Prittwitz herbeigerufen, um Auskunft über die augenblickliche Lage der Dinge zu geben. Derselbe trug vor, was seit seinem letzten, um Mitternacht erstatteten Berichte geschehen war, und beharrte bei der schon öfter ausgesprochenen Ansicht: sich nicht stark genug zur Eroberung der ganzen Stadt, Straße um Straße, zu fühlen, wohl aber zum Behaupten der eingenommenen Stellung. Sollte die Einwohnerschaft sich nicht unterwerfen, so befürwortete er eine enge Einschließung, und machte außerdem auf den bedenklichen Zustand in mehreren Straßen — als Folge der seit dem Morgen eingetretenen Ungewißheit — aufmerksam. Alles dieß blieb ohne Widerspruch, aber auch ohne Antwort."

„Um zehn Uhr erschien wieder eine Deputation von etwa zwölf Personen, mit dem Bürgermeister Naunyn als Sprecher. Da sie die schwebende Frage endlich zur Entscheidung brachte, müssen wir uns umständlicher mit ihr beschäftigen."

„Minister v. Bodelschwingh nennt selbe: „„eine zahlreiche Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten, die sich für

Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung verbürgte."" Minister Graf Arnim nennt sie eine „„städtische Deputation,"" und fügt hinzu: daß, da die städtischen Behörden für die Herstellung der Ruhe und Ordnung in der Stadt bürgen zu wollen erklärten u. s. w. Diese Deputation war aber folgender Weise entstanden. Am Morgen des 19ten hatte Bürgermeister Naunyn an der Friedrichs- und Zimmerstraßen-Ecke eine beträchtliche Maße durch das Versprechen zu beschwichtigen versucht: er wolle das augenblickliche Zurücknehmen der Truppen bis in die Nähe der Leipziger Straße und ihr friedliches Verhalten vermitteln, sodann bei S. M. den Abzug sämmtlicher Truppen von den Straßen und Plätzen erbitten. Ersteres gelang insofern, als Major v. Rauchhaupt seine Schützen aus der Nähe der Zimmerstraße bis zur Krausenstraße zurückzog. Zur Erfüllung des zweiten Versprechens eilte Herr Naunyn nach dem Schloße, wo sich Stadtrath Dunker, der bekannte Dr. Stieber, Bezirksvorsteher Vollmer, Oberlehrer Dr. Richter und noch einige nicht näher bezeichnete Personen eingefunden hatten, und nun zusammen traten. — Der Leser möge selber entscheiden, ob die oben angeführten Bezeichnungen auf sie passen. Hinsichts der angeblich von den städtischen Behörden übernommenen Bürgschaft ist zu bemerken, daß Magistrat und Stadtverordnete am 18ten Nachmittags auseinander gegangen, und bis zum Vormittage des 19ten nicht wieder zusammengetreten waren. Von einer durch sie gewährten Bürgschaft kann also nicht die Rede seyn."

„Diese Deputation nun meldete S. M. — wie uns ein vollkommen glaubhafter Augenzeuge berichtet — daß man in der Königsstadt mit Wegräumung der Barricaden begonnen, und bereits drei abgetragen habe, sowie, daß nach Zurückziehung des Militärs die völlige Räumung derselben rasch vor sich gehen werde. Der Anblick der Truppen aber reize die Massen, gebe den Böswilligen einen Vorwand, sie immer mehr aufzuregen, und so die Erneuerung des Kampfes herbei zu führen. Mit der Entfernung der Truppen werde der Einfluß der guten Bürger überwiegen, und das irregeleitete Volk zur Besinnung zurückkehren. Die Deputation räumte ein, daß Berlin sich vergangen, das Militär vollständig gesiegt habe. Sie appellirte jedoch an das landesväterliche Herz des Monarchen, und flehte ihn an, fernerem Blutvergießen

vorzubeugen; sie verpfändete ihr heiligstes Wort, daß, wenn der König die Truppen zurückziehen lasse, Ruhe und Ordnung augenblicklich hergestellt seyn, das dankbare Volk die Gnade und das Vertrauen S. M. rechtfertigen werde."

„Der König sprach seine Freude darüber aus, daß man beginne, die Barricaden wegzuräumen, und fügte hinzu, man möge nur damit fortfahren, sobald sie sämmtlich geräumt seyen, werde Er das gegebene Versprechen heilig halten, und die Truppen zurückziehen. Bei dieser Audienz stand Herr v. Bodelschwingh zur Rechten, Graf Arnim links des Monarchen; als derselbe weiter sprechen wollte, machte der Graf eine Verbeugung gegen Herrn v. Bodelschwingh, und wiederholte sie auf die Frage: ob er S. M. noch einen Vortrag zu halten wünsche. Hierauf sagte der König, die Deputation möge einen Augenblick warten, und zog sich mit beiden Staatsmännern in sein neueingerichtetes Arbeitskabinet zurück. Bald nachher erschien Herr v. Bodelschwingh allein, und erklärte: „„da man begonnen habe, die Barricaden zu räumen, und versprochen, damit fortzufahren, und die Ordnung aufrecht zu erhalten, so befehle S. M. der König, daß die Truppen von den Straßen und Plätzen zurückgezogen würden."" Eine hohe Person unterbrach den Minister mit den Worten: Schloß, Zeughaus, Schloßplatz, Lustgarten müßten doch besetzt bleiben, Herr v. Bodelschwingh aber erwiederte, die Ausdrücke S. M. seyen bestimmt gewesen: „„von Straßen und Plätzen."" — Ein Mitglied der Deputation schlug vor, man möge erklären, von den Straßen und öffentlichen Plätzen, unter letzteren wären Schloßplatz und Lustgarten nicht verstanden. Minister v. Bodelschwingh rief jedoch in aufgeregtem, heftigem Tone: an einem Königlichen Worte dürfe nicht gedeutelt werden, es sey der letzte Befehl, den er als Beamter brächte u. s. w. Einige Mitglieder der Deputation riefen: nun nur rasch drei Stabsoffiziere bestimmen, welche zu den Truppen reiten, denn unseren Worten allein wird nicht geglaubt;*) andere äußerten Bedenken über die völlige Entfernung der Truppen. Der kurz vorher eingetretene General v. Prittwitz

*) Eine unwillkürliche Kritik der ganzen Maßregel. Anm. d. Verf.

erklärte bestimmt: daß bei dem augenblicklichen Zustande der Straßen ein allmähliges, schritt- und bedingungsweises Zurückgehen der Truppen unausführbar, das Verschwinden derselben von Straßen und Plätzen ganz unmöglich sey. Er erklärte weiter, daß, wenn dieses Verschwinden eintreten solle, nur übrig bleibe, die fremden Truppen nach den Cantonirungen, die einheimischen nach den Casernen abrücken zu lassen. Damit gehe aber sofort die Verbindung der einzelnen Truppentheile, nicht allein unter sich, sondern auch mit dem Befehlshaber verloren, Schloß und Zeughaus könnten nicht mehr unterstützt werden, und die Truppen sähen sich mit gebundenen Händen dem Gegner überliefert. Auch dieser Erklärung setzte der Minister den bestimmten Königlichen Befehl entgegen, und zwar in lebhafter, keinen Widerspruch duldender Weise." — —

„General v. Prittwitz führte die Deputation nach dem kleinen Schloßhofe, und rief hier (es mochte nicht völlig 11 Uhr seyn) einige mit Pferden versehene Offiziere zu sich, denen er eröffnete: S. M. habe nicht allein das Aufhören der Feindseligkeiten, sondern auch den Rückzug befohlen, jedoch unter der Bedingung, daß die Gegner die Barricaden niederlegten. Der Bürgermeister Naunyn erbat sich den Major Gr. Rödern zum Begleiter nach der Friedrichsstraße, Oberst Gr. Schlieffen ging mit dem Bezirksvorsteher Vollmer, dem Dr. Stieber und Dr. Richter nach dem Dönhofsplatze ab, Lieut. v. l'Estocq wurde zum General v. Möllendorf gesendet. Adjutanten eilten nach allen Punkten, wo sich kleinere Detachements befanden."

„Graf Rödern und Herr Naunyn begaben sich zum G. M. v. Thümen, welcher von letzterem verlangte, daß er zunächst bei der Barricade an der Zimmerstraße die Ruhe herstellen möge. Der Bürgermeister entschloß sich zu dem Versuche, und nach einiger Zeit entsprach der General dem empfangenen Befehle. Oberst Gr. Schlieffen nahm seinen Weg über die Schleusenbrücke, den Hausvoigteiplatz, die Jerusalemer Straße, den Dönhofsplatz, die Lindenstraße, die Husarenstraße, nach der Jacobsstraße, und von hier durch die Ritter- und Commandantenstraße wieder über den Dönhofsplatz, durch die Leipziger Straße bis zum Potsdamer Thor, wo er gegen 12 Uhr ankam. Auf die Mehrzahl der vielen Tau-

sende, welche beim Erscheinen der Abgesandten auf die Straße kamen, machte die Friedensbotschaft einen unverkennbaren freudigen Eindruck, und aus allen Fenstern weheten zum Gruße weiße Tücher. In den untersten Volksklassen war aber die Erbitterung noch nicht gewichen, und der Oberst sowie sein Adjutant, sahen zu verschiedenen Malen, wo Schußwaffen auf sie gerichtet wurden, ihr Leben ernstlich bedroht."

„Wir gelangen nun zu einer der widerwärtigsten Scenen der glorreichen Berliner Revolution. — Als die Herren Robiling, Fournier u. s. w. an der Königsbrücke anlangten, hatten die Truppen einem früher erwähnten Befehle gemäß, ihr Feuer beinahe eingestellt, und nur von der Caserne des K. Alexander-Regiments aus fielen noch hin und wieder Schüsse. Beim Erscheinen der mit weißen Tüchern winkenden Deputirten jenseit der Brücke, stürzte ihnen aus den nächsten Ecken des Alexanderplatzes ein Schwarm von vielleicht zweihundert Todesmuthigen mit dem lauten Rufe: Friede, Friede, entgegen."

„Herr Fournier hatte den G. M. v. Möllendorf beschworen, mit der Deputation vorzugehen, weil dieser Schritt das Vertrauen des Volkes beleben, und von günstiger Wirkung seyn werde. Der General wollte sich einem solchen Antrage nicht versagen, und faßte, dem vielseitigen Bitten um Einstellung des Feuers der Alexander-Caserne entsprechend, den Entschluß, selbst dahin zu gehen. Nach wenigen Schritten*) riß ihm ein etwa zwanzigjähriger Jude von rückwärts her den Degen aus der Scheide. Etliche hinzu gekommene Bürger nahmen demselben die Waffe wieder ab, stellten sie freundlichst dem General wieder zu, und octroyirten dem Juden bedeutende Prügel. Leider konnten sie nicht hindern, daß eine bewaffnete Rotte, unweit der Prenzlauer Straße hervorbrechend, Herrn von Möllendorf mit dem Rufe umgab: „„den müssen wir als Geisel für unsere Gefangenen behalten.""
Dagegen gelang ihren und den Bemühungen einiger vormaligen Soldaten der Garde, das Leben desselben gegen das wüthende Ge-

---

*) In diesem Augenblicke hatte die Deputation bereits den Rückweg nach dem Schlosse angetreten. Anm. des Verf.

findel zu schützen. Er wurde zuerst in ein Privathaus, sodann in das Gebäude der Schützengilde gebracht, und von den rechtlichen Leuten mit größter Rücksicht behandelt. Freilich machte sich der bekannt gewordene Vieharzt Urban vielfach unnütz, erreichte aber nichts weiter, als die schriftliche Weisung an den Befehlshaber in der Alexanderkaserne, das Feuer einzustellen. Diese Weisung wollte ja Herr v. Möllendorf eben mündlich ertheilen, als der verrätherische Anfall auf seine Person erfolgte."

„Am Morgen waren wieder Menschen in den Straßen der besetzten Stadttheile erschienen, zuerst Domestiken, welche Einkäufe machen wollten, dann Neugierige. Ihre Zahl wuchs namentlich in der Königsstraße beträchtlich, als die Passage der Langen Brücke freigegeben ward, und es versteht sich, daß bald auch ganz andere Elemente hinzutraten. Mehrmals schien ein Zusammenstoß mit den Truppen kaum noch zu vermeiden, und die Lage der letzteren war unter solchen Umständen höchst unangenehm. Endlich befreite sie daraus der durch Lieutenant von l'Estocq überbrachte Befehl zum Rückzug nach dem Schloß, welcher in musterhafter Ordnung und lautloser Stille, inmitten des beifälligen Jubels der Volksmassen ausgeführt ward."

„Mit Ausnahme der in den Kasernen, der Stadtvogtei, Bank und Seehandlung, dem Fouragemagazin, der Bäckerei und dem Anhaltischen Bahnhofe verwendeteten acht Compagnien, so wie des Detachements unter Major von Arnim, waren um halb ein Uhr sämmtliche Truppen hinter dem Schloß und beim Zeughause vereinigt. General von Prittwitz behielt sie möglichst lange beisammen, so daß die zuerst eingetroffenen Abtheilungen wohl eine Stunde verweilt haben mögen. Gewiß hinreichende Zeit für das Ministerium, sofern es etwa seine früheren Beschlüsse modificiren wollte, — welche Rücksicht der einzige, wenigstens entscheidende Grund dieses Aufenthaltes gewesen zu seyn scheint."

„Nach dem Wortlaute der Königlichen Proclamation und den bestimmten Verheißungen, welche Herr v. Bodelschwingh im Namen des Monarchen gegeben, durften die Truppen nicht noch länger stehen bleiben. Aber sie konnten auch nicht. Schon begannen die Volksmassen heran zu ziehen, und binnen kurzer Frist mußte ein Zustand eintreten, wie der früher geschilderte in der Kö-

nigsstraße. Dann blieb nichts übrig, als Waffengewalt, wovon nicht weiter die Rede seyn sollte, oder die Nothwendigkeit, vor dem Geschrei des, mit der Königlichen Proclamation in der Hand auftretenden Volkes zurück zu weichen. Wer ein Urtheil in solchen Dingen hat, wird über die Beantwortung der Frage: ob dann noch ein geordneter Abzug möglich, ob der Ingrimm des tief und bis in die verborgensten Falten seines Herzens verletzten Soldaten noch zu zügeln gewesen sei, und was sich nothwendig an solche Zustände knüpfen mußte, — keinen Augenblick in Zweifel stehen."

„Der Abmarsch nach den Kasernen und Kantonirungen wurde befohlen. Die Füsilier-Bataillone von K. Alexander und Franz bildeten die Besatzung des Schlosses, das erste Bataillon von Kaiser Franz sollte einstweilen im Zeughause bleiben. Einstweilen, da es unrathsam erschien, die ermüdete und hungernde Truppe noch lange oder gar über Nacht in einem Gebäude zu lassen, wo weder für ihre erträgliche Unterkunft noch Verpflegung etwas geschehen konnte."

„Ueber die ungefähr gleichzeitigen Vorgänge im Innern des königlichen Schlosses gibt es äußerst interessante Aufzeichnungen, von deren Benutzung wir absehen, nicht wegen Zweifel an ihrer vollkommenen Wahrhaftigkeit, sondern aus andern, leicht zu errathenden Gründen. Indeß, ein Punkt muß hervorgehoben werden, als für die Geschichte des preußischen Staats folgenreich und von entscheidender Wichtigkeit. Derselbe mag in dem Gewande einer bescheidenen Anfrage zur Darstellung gelangen. Ist es wahr,

1) daß unmittelbar nach dem Abmarsch der Truppen der Ministerpräsident Graf Arnim Seiner Majestät sagte: jetzt gebiete auch die Nothwendigkeit, unbedingtes Vertrauen zu zeigen, und er hege die Ueberzeugung, der Monarch werde dasselbe gerechtfertigt finden;

2) daß der Minister, als keine Antwort erfolgte, sich mit der Frage an die Anwesenden wendete: ob Jemand jetzt einen andern Rath geben könne?

3) daß ein Offizier etwa mit den Worten vortrat: Ja! und zwar den, daß Ihre Majestäten sich augenblicklich in die Mitte der beiden Bataillone (der Schloßbesatzung) begeben,

und mit ihnen die Stadt verlassen; noch ist der Weg zum Brandenburger Thore frei, noch sind sämmtliche Truppen im Marsche, und können sich beim ersten Widerstande der königlichen Colonne anschließen;

4) daß der Minister — obwohl natürlich Sr. Maj. die Entscheidung anheimgebend — sich entschieden und mit historischen Bezugnahmen gegen diesen Plan erklärte, der doch allein zur Rettung von Monate langem Elend diente?"

„Eine Deputation verlangte die Freilassung der im Keller verwahrten Gefangenen, welche mittelst der nach dem Schloßplatze gehenden Fenster in unmittelbarer Verbindung mit dem Volke standen. Die Entlassung wurde bewilligt, und auf die bereits nach Spandau Transportirten ausgedehnt."

„Unter das bisher ziemlich anständige Publikum auf dem Schloßplatze begannen allgemach sich andere Elemente zu mischen, — ächte Bassermann'sche Gestalten."

„Die von Sr. Maj. gewünschte Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten erschien, ohne anderes Resultat, als daß ihren Mitgliedern aufgegeben wurde, für das Abtragen der Barrikaden zu sorgen. (Nachmittags bald nach ein Uhr.)"

„Oberbürgermeister Krausnick, vom Pöbel sehr übel behandelt und genöthigt, dessen Verlangen nach Volksbewaffnung vorzutragen, kehrte in das Schloß zurück, was eine Berathung des Königs mit dem Grafen Arnim veranlaßte. Während dem verlangten Stimmen von dem vollgedrängten Schloßplatze, daß Graf Schwerin auf dem Balcon erscheine; es geschah, und der neue Minister versprach, dem Willen des souverainen Gesindels gemäß, den Monarchen herbei zu rufen" *).

---

*) Da zwischen dem Versprechen und dessen Erfüllung nur äußerst kurze Zeit lag, so müssen in jenem Augenblicke schon die Vorbereitungen zu der nachfolgenden Scene bemerkbar gewesen seyn. Feldmarschall Schwerin hätte vermuthlich errathen, was man beabsichtigte, und gewiß nöthigen Falles sein Leben gelassen, um der Königlichen Familie die nächsten Augenblicke zu ersparen.

Anm. des Verf.

„Damals entwickelte sich ein von wahrhaft teuflischer Bosheit ersonnener, und gewiß in seinem Endziel nicht erreichter Plan. Wie zufällig, aber ohne Frage, unter geheimer oberer Leitung, waren sieben oder acht Transporte getödteter Rebellen nach dem Schloßplatze gebracht und dort aufgestellt worden. — Wir ziehen einen Schleier über diese scheußliche Scene, und bemerken nur, daß der edelste Mensch zwar Vieles vergeben, aber Manches niemals vergessen kann."

„Unserem Gefühle nach hat Berlin in jenem Augenblicke den Vorzug verwirkt, Aufenthaltsort seiner Könige zu seyn."

Wir haben schon oben bemerkt, daß die Geschicke Preußens in jenen kritischen Momenten oft an dünnen Fäden hingen, und so oder anders fallen konnten. Wenn selbst nach dem Zurückziehen der siegreichen Truppen, welches heute jeder Vernünftige für unmöglich erklären würde, wenn es nicht geschehen wäre, der König das zunächst Liegende, mit der möglichst geringen Gefahr verbundene Auskunftsmittel gewählt, Berlin verlassen, dem General von Prittwitz den unumschränkten militärischen Oberbefehl übertragen, und dieser dann an diesem und den nächsten Tagen alle disponibeln Truppen gegen die empörte Hauptstadt zusammen gezogen hätte, wer hätte nach dem natürlichen Laufe der Dinge an dem Erfolge zweifeln dürfen? Und wenn dann ohne Härte, aber auch ohne Weichlichkeit geschah, was Recht und Gesetz mit sich brachten, — wahrlich wir müßten die deutsche Revolution nicht kennen, wenn wir nicht mit Gewißheit annehmen wollten: die unermeßliche Mehrheit der Bevölkerung Preußens hätte, geheilt von dem zauberähnlichen Schwindel, der in jenen Tagen durch alle Lande ging, die siegreiche Uebermacht und die neugegründete monarchische Autorität mit freudetrunkenem Jubel begrüßt. Dann wäre, ohne Ränke und List, ohne Gewalt und Rechtsbruch, wie ohne ängstliche Mühe, durch bloßes ruhiges Abwarten nach erfochtenem Siege, Preußens König, gleichviel ob vorläufig mit oder ohne Kaisertitel, Herr von Deutschland gewesen (auf wie lange? ist freilich eine andere Frage);

Preußen hätte fortan nicht nöthig gehabt darauf zu sinnen, wie es die Hegemonie erobern oder erschleichen könne; sie wäre ihm aufgedrungen worden. Aber der Alte der Tage hat es anders gewollt.

„Euch war das schöne Frankreich nicht beschieden,
Vom Sohne der Maria!“

sagt die Schiller'sche Jungfrau von Orleans.

XXX.

Radikale Giftblüthen aus der Schweiz.

Um die Revolutionspartei kennen zu lernen, muß man sie nicht bloß beobachten, wenn sie nach der Gewalt ringt, sondern auch, und vorzüglich dann, wenn sie in den Besitz der Gewalt gelangt ist. Die Revolutionspartei, so lange sie im Kampfe steht, treibt ein durchdachtes, abgefeimtes Heuchlerwerk; sie hat Großes damit erreicht. Es gelang ihr durch ein heuchlerisch ersonnenes Phrasenwerk von zeitgeistlichen Schlagwörtern sich selbst mit einer Art von Glorie zu umringen, ihre Gegner aber dem Hasse und dem Gespötte der Welt Preis zu geben; sie hat durch ihre Heuchelei nicht nur ein mächtiges Heer von Anhängern und Anbetern sich geschaffen, sondern auch einen großen Theil Jener, die aus Grundsätzen und Interessen natürliche Gegner derselben seyn sollten, getäuscht. Von dem Jahre 1848 war die Revolution die die öffentliche Meinung vom größten Theil von Europa bestimmende Macht.

Nach errungenem Siege und im Besitze der Gewalt ist es ihr aber nicht immer möglich, die gut eingelernte und treff-

lich gespielte Heuchlerrolle fortzusetzen; sie hat erreicht, was sie will, und muß sich bisweilen zeigen als das, was sie wirklich ist.

Die Revolutionspartei ist gegenwärtig noch in zwei Staaten im Besitze der Gewalt; sie herrschte eine zeitlang über den größten oder doch wichtigsten Theil von Europa; sie wurde aber überall, mit einziger Ausnahme der Schweiz und Sardinien, aus dem Besitze der Gewalt verdrängt. Sardinien hat für die Propaganda gleichsam nur eine lokale Wichtigkeit, bloß für Italien zum Behufe der beständigen Unterhaltung des in diesem verkommenen Lande fort und fort herrschenden Revolutionsfiebers; die Schweiz, im Herzen von Europa gelegen, ist für sie viel wichtiger. An Frankreich, Deutschland und Oesterreich angränzend, ist sie, wie kein europäischer Staat, zu einem Centralheerd der Revolution geeignet. Die Propaganda hat die Wichtigkeit dieser europäischen Centralfeste erkannt, Alles aufgeboten, um sie zu gewinnen, und hat sie wirklich unter den Augen einer unthätig und feig zusehenden Diplomatie erobert.

Kein Land bietet reichlicheren Stoff zu einem getreuen Charakterbilde der Revolutionspartei, als die Schweiz, weil keines so vollständig alle Phasen des Revolutionsprozesses durchgemacht hat, wie diese. Es würde zu weit führen, wenn wir aus jener Zeit, wo der Radikalismus in der Schweiz eine öffentliche Macht zu werden anfing, somit seit dem Jahre 1830 eine umfassende Charakterschilderung desselben liefern wollten; wir beschränken uns daher, einige der frappanteren Züge herauszuheben, wie sie theils in der Geschichte anheim gefallenen Thatsachen, theils in eigenen Worten radikaler Häuptlinge und Tonangeber liegen.

I.

Radikale Volkssouverainetät.

Eines der wirksamsten Schlagwörter der Revolutionspartei war Souverainisirung des großen Haufens. Dieser bietet wirklich das reichste Agitationsfeld für diese Partei, und man sollte glauben, daß sie es doch mit diesem Worte Ernst meint. Allein auch hier sogar, bei der Grundlage ihres ganzen Treibens, verläugnet sie ihren Grundcharakter nicht, auch hier heuchelt sie.

Im Jahre 1831 wurde in allen Verfassungen derjenigen Kantone, welche durch die damalige Revolution in die Gewalt der Revolutionspartei fielen, die Volkssouverainetät an die Spitze gestellt. Im Jahre 1831 wurde von der Tagsatzung das Princip der Nichtintervention in die neuen Angelegenheiten der Kantone ausgesprochen.

Schon im folgenden Jahre aber schlossen sieben radikale Regierungen ein Bündniß ab, worin dieselben sich gegenseitig gegen das eigene Volk in ihren Kantonen ihre Existenz garantirten, und sich das Recht zusprachen, wenn der Bestand einer von diesen sieben Regierungen durch das Volk gefährdet werden sollte, mit bewaffneter Macht zu interveniren, das Volk darniederzuhalten, und die Regenten auf den Sesseln zu sichern.

Kaum hatte man also den Götzen der Volkssouverainetät auf den Thron gestellt, so stürzte man ihn, weil es so im Interesse der Revolution lag, wieder hinunter; kaum hatte man die Souverainetät der Kantone durch das Princip der Nichtintervention anerkannt, so setzte man im benannten Bündnisse das Gegentheil fest.

Im Namen der Volkssouverainetät wurden alle Revolutionen in den einzelnen Kantonen bewerkstelligt, alle alten Friedensverträge zerrissen, katholische Einwohner eines Kantons, wo sie in Minderheit waren, zu Unterthanen einer protestantischen

Mehrheit gemacht. Die auf der Gasse zusammengelesenen Regenten von Freiburg stellten an die Spitze der von ihnen gemachten, von ihnen angenommenen, dem Volke gegen seinen Willen im Jahre 1848 aufgezwungenen Verfassung — die Souverainetät des Volkes. Als bei der Berathung der Frage im großen Rathe zu Freyburg, ob diese Verfassung dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden soll, ein konservatives Mitglied auf Volksabstimmung drang und bemerkte, eine Verhinderung dieser Volksabstimmung und eine bloße Selbstannahme durch den großen Rath, sei eine Verachtung des doch in der Verfassung selbst als souverain erklärten Volkes, so sprang ein bartloser, blutjunger radikaler Schreier der Versammlung von seinem Sitze auf und rief: „Ja wohl, wir sind seine Vögte." Die ganze Versammlung applaudirte zu dieser sonderbaren Volkssouverainetätssentenz.

Im Kanton Luzern hat man das Volk, welches in der Verfassung ebenfalls als souverain erklärt wird, des Wahlrechtes nicht zu berauben gewagt. Hier mußte man daher auf ein anderes Mittel denken, um dem souverainen Volke seine Souverainetätsrechte zu verleiden. Ein Regierungsabgeordneter oder Anhänger präsidirt die Wahlversammlungen, und erklärt bei der öffentlichen Abstimmung, mag die conservative Mehrheit so groß seyn, als sie will, immer nur den radikalen Candidaten als gewählt. Entsteht Murren, so wird von den eigends hiezu bestimmten Leuten eine Schlägerei angehoben, die Schuld derselben den Conservativen zugemessen, und es werden diejenigen unter ihnen, die sich gewehrt haben, mit Kriminalprozessen verfolgt.

Im neuen Bundesvertrage wird der Grundsatz obenan gestellt, daß es in der Schweiz keine Unterthanenverhältnisse gibt, daß die Freiheit und Rechte des Volkes garantirt sind, daß keine Verfassung vom Bunde die Garantie erhalten kann, wenn sie nicht die politischen Rechte des Volkes nach republikanischen Formen sichert, vom Volke nicht angenommen wor-

den ist, und nicht revidirt werden kann, wenn die absolute Mehrheit der Bürger es verlangt.

Man sollte nun glauben, damit hätten die Radikalen ihr eigenes Werk in Freiburg zerstört. Allein der Radikale ist erfinderisch; man machte für den neuen Bund ein Uebergangsgesetz, worin man erklärte, daß diese Bundesbestimmungen — für den Kanton Freiburg keine Anwendung haben!

Das ist die radikale Volkssouverainetät. Das Volk ist so lange souverain, als es mit den Radikalen mitheult, wie eine Puppe von ihnen sich leiten läßt; kehrt es sich gegen sie, so wird es plötzlich ein dummer Pöbel, der radikaler Vögte bedarf.

II.

Amnestielärmen des geschlagenen und die Amnestiehandlungen des siegenden Radikalismus.

Das beste Mittel zur Ermuthigung einer nach der öffentlichen Gewalt in einem Staate ringenden Partei ist Straflosigkeit für alle ihre Thaten und Verbrechen; das beste Mittel, die Gewalt, die man errungen hat, zu bewahren, so wähnt die radikale Partei, liege in der Verfolgung und Niederknechtung der Gegner.

Die Handlungsweise der Radikalen in der Schweiz ist nur eine immer wiederkehrende Bestätigung des Gesagten.

Als nach den beiden mißglückten Freischaarenzügen die Frage der Amnestie auf der Tagsatzung in Zürich zur Sprache kam, da waren es die radikalen Gesandten, welche laut nach einer allgemeinen Amnestie riefen, und sogar mit Verletzung des Bundesvertrages den Kanton Luzern zum Erlaß einer solchen zwingen wollten. Die Gesandten von Aargau riefen am lautesten nach einer solchen, die Gesandten eines Landes, wo man wegen eines unklugen Aufstandes des in seinen heiligsten Rechten be-

drohten katholischen Volkes Schaaren von Angeschuldigten Monate, ja Jahre lang in Kerkern herumschleppte, vier Jahre lang einen Monstreprozeß gegen sie führte, nach drei Jahren noch Todesurtheile gegen einzelne Angeschuldigte aussprach; nach Amnestie für die Freischärler, deren Verbrechen eine so große Anzahl Opfer gefordert hatte, lärmten die Regenten von Glarus, von Bern und Tessin, wo noch viele Opfer radikaler Verfolgungswuth in Verbannung im Auslande herumirrten, und wo man durch standrechtliches Erschießen die Mühe eines Prozesses sich erspart hatte. — Und als Luzern freiwillig für die große Zahl der Schuldigen eine Amnestie aussprach und die ganze Strafe in eine Bezahlung des Belaufes der Kriegskosten umwandelte, da heulte die ganze radikale Welt gegen diese Maßregel, fand sie ungenügend, verlangte volle Straflosigkeit.

Als aber die Radikalen den Sieg im Jahre 1847 errungen hatten, als sie unbestritten Herren der Schweiz geworden, da war das Wort Amnestie auf einmal aus ihrem Wörterbuche ausgestrichen. In unbändiger Wuth fielen sie über ihre besiegten Gegner her, verfolgten sie mit ungeheuren Geldcontributionen, mit Kriminalprozessen aller Art, sie verurtheilten, alles Recht verhöhnend, souveraine Behörden, verklagten andere als Hochverräther, und schleppen noch jetzt nach drei und einem halben Jahre den gegen sie angehobenen Prozeß herum; kein gemeiner Soldat wurde von ihrer Rache verschont, es irren solche noch immer flüchtig in der Welt herum, und die Gefängnisse des Kantons Aargau sind noch jetzt mit Verurtheilten angefüllt. Das Wort Amnestie durfte in den Behörden kaum ausgesprochen werden, es wurde mit Hohn begrüßt, und alle Begehren um eine solche verächtlich bei Seite geschoben.

Amnestie heißt also im radikalen Wörterbuche nichts Anderes, als ein Privilegium der Straflosigkeit für alle politischen Verbrechen der Revolutionspartei; für ihre Gegner hat es keinen Sinn und keine Anwendung.



III.

Freischärlerei.

Dieses Wort verdankt der Schweiz seinen Ursprung, die deutsche Sprache kannte es vorher in der Bedeutung, die es jetzt hat, nicht, und die französische hat noch jetzt kein passendes Wort dafür. Die meisten Schlagwörter, welche die europäische Revolutionspartei angewandt hat, verdanken ihren Ursprung dem Erfindungstalente des Schweizer Radikalismus.

Es ist die Freischärlerei eine kleine Probe jener Völkersolidarität, von welcher voriges Jahr der Präsident des schweizerischen Nationalrathes als dem probaten Mittel zum Siege der Revolution so viel zu sprechen wußte. Sie steht daher bei den Radikalen der Schweiz hoch in Ehren, sie haben sie häufig angewandt in der Schweiz, und deren Früchte den Nachbarstaaten Savoien, Lombardei und Baden kosten lassen. Als im Jahre 1845 auf der Tagsatzung zu Zürich ein Gesetz gegen das Freischaarenthum berathen wurde, erhob sich der Gesandte von Aargau, Wieland, einer der vielen Katholiken, die es nur dem Namen nach sind, im Grunde aber nichts so hassen, wie den Katholicismus, und rief aus: „die Freischärler sind den Kreuzfahrern an die Seite zu stellen, sie haben für eine noch höhere Idee gekämpft.“ — Der Gesandte eines katholischen Kantons erwiederte hierauf: „wenn die gottbegeisterten, edlen Kreuzfahrer diesen Schimpf im Grabe hören könnten, sie würden auferstehen, ihre Riesengestalten in ihrem eisernen Panzer mit dem Schwert, an dessen Griff das Kreuz der Erlösung in Händen, dröhnenden Schrittes in diesen Saal hereintreten, zum Sitz der aargauischen Gesandten hinschreiten und die Lästerer mit einem Blick stummer Verachtung messen.“

IV.

Die alte und die neue Flüchtlingskomödie.

Wir nennen die Flüchtlingsangelegenheit eine Komödie, weil darin der schweizerische Radikalismus als eine Art von Schalk und Hofnarr, die europäische Diplomatie als die Düpirte erscheinen.

Seit dem Jahre 1830 war die Schweiz der Sammelort des revolutionären Auswurfs von ganz Europa. Deutsche, französische, italienische, polnische Flüchtlinge trieben seit diesem Jahre sich daselbst herum, und gründeten in der Schweiz jene große Verbindung der Propaganda, welcher sie selbst den Namen des jungen Europas gaben, das gleich im Anfange vier große Zweigvereine, das „junge Italien, das junge Deutschland, das junge Polen und die junge Schweiz" vertreten. Druey, der vorjährige Präsident der Schweiz, war einer der Gründer der propagandistischen „jungen Schweiz" und Verfasser ihrer Statuten.

Die Wühlerei nach außen begann unmittelbar nach Gründung dieser Revolutionsvereine. Die Sache wurde so arg und so offen getrieben; vor den Augen der Diplomaten in Bern, namentlich unter der Handwerksbevölkerung wurden Vereine zum Umsturz der Staatszustände aller benachbarten Länder gegründet, daß die europäischen Kabinete endlich sich überdrüssig bezeigten und einen Notenkrieg mit den dieses Wühlerwesen der Propaganda beschützenden eidgenössischen Behörden anfingen. Man verlangte zuerst höflich, dann kategorisch Ausweisung der Flüchtlinge.

Was that die schweizerische Revolutionsparthei? Sie antwortete anfangs ganz hochmüthig, pochte auf den neutralen Boden der Schweiz, auf das seit Jahrhunderten geübte Asylrecht; endlich aber willigte sie mit einem erheuchelten unwirschen Sträuben und Knurren in die Forderungen der Diplomaten

ein, und so wurde im Jahre 1836 ein Beschluß der Ausweisung einer ganzen Legion namentlich aufgezählter Flüchtlinge gefaßt.

Die Flüchtlinge verließen natürlich zum größten Theile den Schweizerboden; die hohe Diplomatie freute sich ihres Triumphes, die Revolutionspartei der Schweiz aber lachte im Stillen, denn es gieng nicht lange, so kehrte Einer der Ausgewiesenen nach dem Anderen wieder heimlich zurück, zeigte sich bald wieder offen, schlenderte Arm in Arm mit seinen Freunden, die mit ihm die Ausweisungskomödie verabredet hatten, auf den Straßen herum. Es ist eine Thatsache, daß die propagandistische Wühlerei von der Schweiz aus nach dem Auslande, erst nach dem erwähnten Ausweisungsbeschluße zur eigentlichen Blüthe gedieh, daß erst jetzt die Associationen unter Flüchtlingen und Handwerkern ins Große getrieben und jene Entsittlichungsanstalten gegründet wurden, welche mit Entsetzen jeden redlichen, damit genauer vertrauten Menschen erfüllen mußten. Die Diplomatie sah fortan aber nichts mehr, mit dem papierenen Ausweisungsbeschluß von 1836 hatten sie sich blöderweise die Augen zudecken lassen.

Diese Comödie scheint nun neuerdings aufgeführt werden zu wollen. Der Flüchtlingsunfug und das propagandistische Unwesen erreichten nach der Revolution von 1847 in der Schweiz, und den Revolutionsstürmen in allen an dieselbe angränzenden Nachbarstaaten ihren Höhepunkt; Freischärlerei wurde nach Deutschland und Italien getrieben, und die geschlagenen Heere der Propaganda fanden auf dem neutralen Boden der Schweiz einen sicheren Zufluchtsort, und setzten ihre Wühlereien ohne Unterbrechung fort.

Da rieben sich die Diplomaten wieder den Staub aus den Augen und nahmen eine unwillige drohende Miene an. Die Revolutionspartei der Schweiz merkte wohl, daß ihre Lage etwas schlimmer als im Jahre 1836 sei, weil die Revolution die Männer des politischen Zuwartens und Gehenlassens von der Bühne weggefegt hatte; sie wartete daher klugerweise die

Schritte der neuen Diplomatie nicht ab, sondern fing von selbst unter erheucheltem großem Eifer für ihre völkerrechtlichen Verpflichtungen unter den Flüchtlingen, die ohnehin den schweizerischen Bevölkerungen zur Last fielen, aufzuräumen an. Ein bedeutender Theil erhielt den Laufpaß und die gleichen Behörden, welche früher die einzelnen sich weigernden Kantone durch einen Bundesbeschluß gezwungen hatten, das Flüchtlingsgesindel bei sich aufzunehmen und zu füttern, hatten sogar letzthin die Gewogenheit, die Kantone von diesem Zwang zu entbinden. — Man wird, wenn die Mächte es verlangen, nicht nur den Schweizerboden von allen Flüchtlingen säubern, sondern auch versprechen, was man nur verlangt, alles aber unter einer doppelten reservatio mentalis, erstens den Flüchtlingen die Thore der europäischen Felsenfeste und der Centralburg der Propoganda sobald wieder zu öffnen, als die bald durch die Umtriebe der Revolutionspartei sich ändernden politischen Verhältnisse es erlauben werden, und zweitens, die Versprechungen so lange, aber auch nicht länger zu halten, als man es im Interesse der Revolution für gut findet. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß die Diplomatie noch einmal sich täuschen läßt.

Wem fallen hier nicht die Worte Papst Pius VII. ein: Comediante, Tragediante.

XXXI.

Literatur.

Caroli Passaglia e S. J. in Rom. Coll. Theol. Prof. Commentarius de Praerogativis B. Petri Apostolorum principis auctoritate divinarum literarum comprobatis. Ratisbonae 1850. G. J. Manz.

Auf tausend Blättern der Geschichte, namentlich in den Denkmälern aus den Blüthenzeiten des Mittelalters, selbst in den Tagen der regellosesten Verwirrung und Barbarei, begegnet dem Historiker eine weltumfassende moralische Macht, geehrt von den christlichen Völkern, gefürchtet von deren Bedrückern, hohe politische Weisheit mit besonnener Thatkraft und Mäßigung vereinend, die mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer auch in den schwierigsten Lagen sich erhalten und nach allen Stürmen stets wieder sich neubefestigt hat. Der uralte Bischofsstuhl von Rom greift mächtig ein in die Schicksale und in die Entwicklung der europäischen Völker; die großartigsten Erscheinungen vieler Jahrhunderte knüpfen sich an ihn, gehen von ihm aus, oder werden von ihm getragen und gehoben. Da, wo der Staat am innigsten mit der Kirche verbunden war, wo die Völker am reinsten den christlichen Geist in sich

ausprägten, da erscheint sein Einfluß und seine geistige Macht auch auf das Glänzendste anerkannt und auf das Erfolgreichste bethätigt. Die Frage nach dem Ursprunge dieser beispiellosen Gewalt drängt sich dem denkenden Geschichtsforscher von selbst auf, und bald muß er sich überzeugen, wie alle Versuche, diese hierarchische Macht aus bloßer Schlauheit und Gewandtheit einzelner Individuen, oder auch aus anderen rein menschlichen, außerhalb des religiösen Gebietes gelegenen Factoren abzuleiten, nicht hinanreichen an das Phänomen, dessen allseitige Erklärung er sich vorsetzt. Auf der andern Seite aber liegt in den historischen Quellen selbst deutlich die Idee, daß wie das reale und lebendige Centrum des kirchlichen Lebens in dem die Einheit realisirenden Princip des durch einen obersten Hirten zusammengehaltenen und vertretenen Episkopates ruht, eben so auch die höhere Macht dieses Hauptes der christlichen Gesellschaft aus deren Innern heraus, und kraft einer uranfänglichen Institution in der hierarchischen Gliederung sich entfalten mußte; und der formale Einheitspunkt der Geschichte führt uns stets auf diesen realen Mittelpunkt des Katholicismus zurück. Der theologische Nachweis für den göttlichen Ursprung dieser obersten Jurisdictionsgewalt hat von jeher die bedeutendsten katholischen Theologen beschäftigt, und wenn in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die einseitigen Bestrebungen eines Eybel, Hontheim, Ries u. A. diesen sich gegenüberstellten, so fanden diese durch die glänzenden Leistungen von Zaccaria, Mamachi, Bolgeni, Ballerini, Muzzarelli und den Cardinälen Orsi und Gerdil die vollständigste Widerlegung. So hat sich von Roccaberti's Bibliothek an bis in die neuesten Zeiten, wo in Deutschland außer Binterim's Schriften Windischmann's Vindiciae Petrinae mehrere der hieher gehörigen Fragen würdigten, die katholische Literatur über den Primat des römischen Stuhles bis in's Unglaubliche vermehrt. Wenn wir nun, so weit es sich hier ziemt, auf ein in der Gegenwart erschienenes, hieher gehöriges Werk den Leser auf-

merksam machen, welches als ein in Deutschland schon gedrucktes Buch eines römischen Theologen Interesse erregt, so glauben wir in der That eine Erscheinung zu besprechen, die mit der Tendenz dieser Blätter zwar nicht in nächster, aber wenn auch untergeordneter, doch immer bedeutungsvoller Beziehung steht.

Der Katholik glaubt, daß Christus dem Apostel Petrus eine höhere Gewalt verliehen, welche in der Kirche stets fortdauert, und daher zu allen Zeiten in einem Individuum sich finden muß, als welches er den römischen Papst bezeichnet. Die letztere Frage hängt von der historischen Thatsache ab, daß Petrus in Rom das bischöfliche Amt verwaltet und daselbst den Martertod erlitten hat, deren Wichtigkeit wohl erkennend, die theologische Facultät in München neuerdings eine darauf bezügliche Preisfrage gestellt hat. Die Einsetzung, die Fortpflanzung und die Erhaltung des Primates sind aber eben so sehr Fragen von historischer, als dogmatischer Wichtigkeit: Das ganze Recht des Papstes beruht in letzter Instanz auf der von Christus dem Petrus verliehenen Gewalt und fast alle historischen Zeugnisse, welche den Vorrang des römischen Stuhles beurkunden, basiren sich auf die Schriftstellen, welche jene bezeugen. Wenn wir einzelne Aeußerungen ehrgeiziger Griechen abrechnen, welche die höhere Gewalt des Papstes deßwegen aus dem Vorrange Rom's, seines Sitzes, ableiteten, um dem Patriarchen von Constantinopel, als Bischof der neuen Roma, die höchste Würde unmittelbar nach ihm zu vindiciren, so sind die anderen Documente meist nur Anspielungen auf jene Schrifttexte und schließen sich ihnen innig in Wort und Gedanken an, so daß die Gegner dieser Lehre alle traditionellen Zeugnisse mit dem versuchten Nachweis entkräften zu können glauben, daß dieselben eben nur auf einer unrichtigen und haltlosen Erklärung der fraglichen Stellen beruhen. Die vorliegende Schrift nun entnimmt die Begründung des jurisdiktionellen Primates des Apostelfürsten zunächst aus dem biblischen Texte selbst, wo-

bei sie nicht allein die sogenannten klassischen, sondern alle mittelbar oder unmittelbar dahin bezüglichen Schriftstellen erörtert, jedoch mit Berücksichtigung der verschiedenen Beweiskraft und der daraus sich ergebenden Classification; dabei führt sie die fortlaufende exegetische Tradition uns vor, und weiset das Resultat der hermeneutischen Forschung als ein von der ältesten Kirche durchweg anerkanntes nach; endlich aber leitet sie nicht, wie oft geschehen, einen nach Inhalt und Umfang unbestimmten Vorrang Petri aus diesen Stellen ab, sondern sie zeigt auch aus ebendenselben Quellen, worin dieser Vorzug besteht, welche Rechte und Pflichten daraus hervorgehen, welche Consequenzen für den kirchlichen Gesammtorganismus daraus entspringen. In dieser dreifachen Rücksicht behauptet Passaglia's Commentar ein entschiedenes Verdienst vor vielen ähnlichen Werken, und gewinnt dadurch auch für die historische Auffassung des in seiner Einsetzung genau erkannten Primates eine weitaus sich breitende Bedeutung.

Eine eingehende theologische Kritik wäre hier nicht an ihrem Orte; nur Einiges sei uns noch zu bemerken vergönnt. Wenn man auf der einen Seite einen schönen und gewandten lateinischen Ausdruck mit einer vielseitigen, von den gründlichsten Studien zeugenden Erudition verbunden sieht, so daß diese Schrift dem angehenden Theologen wenn nicht alle, doch sehr viele Werke der hierin überaus reichen Literatur zu ersetzen im Stande ist: so wird man doch auf der andern eine gewisse Weitschweifigkeit und Breite kaum übersehen können. Indessen muß dieser Vorwurf sich um Vieles mindern bei der Erwägung, daß ein großer Theil des überflüssig Scheinenden für den Anfänger berechnet ist, dem es nicht ohne Nutzen seyn wird; während ein anderer Theil auf Rechnung jener bisweilen rhetorischen Ausschmückung kommt, die auch dem erfahrenen Theologen nicht überall unerquicklich ist, und ihn mehr befriedigt, als die bei aller Gedankentiefe doch oft ermüdende Dürre des präcisen Styls in der alten Scholastik. Auch das

dürfte nach unserer Ansicht dem Werthe dieser Schrift keinen bedeutenden Eintrag verursachen, daß von unserer protestantischen Literatur meist nur die in den drei ersten Decennien dieses Jahrhunderts erschienenen, nicht aber die neuesten Schriften Berücksichtigung gefunden haben; denn mit wenigen Ausnahmen ist das in neuester Zeit hierüber Geschriebene Reproduction des schon früher Vorgebrachten. Außerdem ist es schon überhaupt dem des Deutschen unkundigen Gelehrten im Auslande schwer, sich eine genauere Kenntniß und vollständige Uebersicht unserer theologischen Literatur der Gegenwart zu verschaffen; dazu sind die buchhändlerischen Verbindungen zwischen Deutschland und Italien noch bei weitem nicht diejenigen, welche für Gelehrte beider Länder, namentlich für katholische Theologen, wünschenswerth erscheinen. In so fern wird man auch gerne geneigt seyn, derartige Mängel zu entschuldigen. Dürften nun auch manche exegetische Einzelnheiten nicht den Beifall aller Gelehrten dieses Faches finden, was bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge kaum zu erreichen ist, so verdient doch dieses umfassende und auch typographisch schön ausgestattete Werk eine warme Empfehlung, namentlich bei Theologen und Freunden des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte. Mit Eifer und Begeisterung verfaßt, wird es auch Liebe und Eifer anregen für den Mittelpunkt kirchlicher Einheit, für den Stuhl Petri, und so das Seinige beitragen zur Befestigung einer klaren und ihrer Gründe wohl bewußten katholischen Ueberzeugung.

XXXII.

Stimmen und Bilder aus dem Volksleben.

V.

Von allerlei Schätzen und Schatzgräbern.

Wenn ich so über Berg und Thal auf meinen Wanderungen dahin schreite, und da und dort bei einem Brunnen, oder bei einer Hausthüre zuspreche, oder auch mit einem Bauern, der mir auf der Landstraße begegnet und denselben Weg geht, mich in ein Gespräch einlasse: dann geschieht es häufig, daß ich frage: ob man in dieser Gegend nichts von einem verborgenen Schatze wisse; ob es keinen alten heidnischen Grabhügel, kein verfallenes Gemäuer aus der Ritterzeit, keinen ehemaligen Schlupfwinkel von Räubern oder Falschmünzern gebe, wovon die Sage im Volke gehe, daß dort vor Zeiten ein Schatz vergraben worden, und ob er keine Schatzgräber kenne, die dort Nachgrabungen gehalten, und Niemand altes Geld habe, das beim Umackern oder bei einem Haus- oder Straßenbau in alten Steinsärgen gefunden worden.

So pflege ich zu fragen; nicht etwa, um dann selbst bei nächtlicher Stille in der Geisterstunde mit Schaufel und Brecheisen mich hinzuschleichen, und den goldenen Phönix auszuheben, oder um alte, kostbare Münzen für eine Sammlung ein-

zuhandeln. Nichts weniger; die alten Schätze dienen mir nur, um meines Begleiters Herz und Mund zu öffnen; um den Stummen zum Sprechen zu bringen, und Land und Volk kennen zu lernen.

Geschieht es ja nur äußerst selten, daß sie stumm bleibt diese Saite im menschlichen Herzen von verborgenen alten Schätzen, von unbekannten oder verfallenen californischen Bergwerken, wenn man sie anschlägt; und was knüpft sich nicht Alles daran! Die uralte Sage und das wirkliche Leben der Gegenwart; die ganze Gespenster- und Geisterwelt, die neidisch oder zur Strafe diese Schätze bewacht; so manche Erinnerung an gute und böse Thaten der Vorzeit, an Glück und Unglück, an Treue und Fleiß, an Mord und Geiz, an Segen und Fluch, das Alles steht mit den verborgenen Schätzen in Verbindung; das Geschick der Schatzgräber selbst nicht zu vergessen, die dort vielleicht einen Nibelungenhort alten Fluches gefunden nnd durch ihr übergroßes, unverdientes Glück dem Wahnsinn verfielen, oder ihr Hab und Gut dort vergruben, und sich zuletzt in Verzweiflung über dem Grab ihrer Begierden und thörichten Hoffnungen aufhingen!

Liegt ja doch eine dunkle Erinnerung, eine ungestillte Sehnsucht nach alten verlorenen Schätzen tief in des Menschen Brust; und verlangt ihn nicht nach den ewigen des Himmels, dann verzehrt ihn die brennende Begier nach den vergänglichen der Erde; und setzt er dabei nicht sein Vertrauen auf Gott, so soll die Hand der Geister oder des Teufels, oder das blinde Ungefähr, das Lotterieloos, ihm die Säcke mit funkelnden Dukaten in den Schooß schütten. So wird das Edelste und Reinste, diese Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, die mit geflügelter Kraft den Menschen zu den lichten Sternen emporhebt, sie wird in seiner Verkehrtheit auch wieder die Urheberin seines tiefsten Falles. Und diese Schwäche des verderbten Menschenherzens ist dann selbst wieder ein eigener Industriezweig geworden, den die gewinnsüchtige Arglist der Gauner mit der Blindheit und Leichtgläubig-

keit einer zügellosen Begierlichkeit ihrer Opfer treibt. Da gibt es keine blendenden Taschenspielerkünste, und keine raffinirten spitzbübischen Pfiffe, keine lächerlichen und keine ruchlosen Zauber- und Beschwörungsformeln und Künste, womit diese Begierlichkeit sich nicht hintergehen, und um Ruhe und Frieden, um Hab und Gut von schlauen Betrügern hätte bringen lassen.

„Wer gern tanzt, dem ist leicht gegeigt", das ist ein altes Sprichwort, das sich auch hierin bewährt. Wenn man manchmal über die wahrhaft geniale Feinheit der List staunen muß, womit ein solcher Speculativus selbst dem Klügsten durch die Aussicht auf vorgespiegelte Schätze seine guten, im sauren Schweiß ehrlich verdienten Thaler aus dem Beutel lockt, so muß man sich eben so oft auch über die ausnehmende Einfalt wundern, die in der Blindheit ihrer Gier sich bei hellem Tage mit offenen Augen von der Plumpheit aussäckeln läßt. Einen solchen, in der That lächerlichen Fall erzählte mir jüngst ein Freund, wie derselbe vor fünf und zwanzig Jahren bei dem Spruchgericht von Würzburg verhandelt wurde. Der Erzähler war selbst Mitglied dieses Gerichtes; es ist dieß also „eine wahre Geschichte", mit der es folgende Bewandtniß hatte.

Da war ein Bauer, der lieber auf einmal durch das große Loos ein reicher Herr geworden wäre, als sich sein Leben lang mit Pflügen und Egen im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu verdienen. Zu diesem kam ein alter Practicus in den „freien" Künsten, ein langfingeriger Lügenkepperl, und sagte ihm mit froher Miene: „Uns Beiden ist jetzt geholfen! wir sind gemachte Leute!" Der Bauer riß die Augen weit auf und fragte: wie er das meine; er habe nichts davon gemerkt, er müsse sich einen Tag wie den andern plagen. — „Wie ich das meine", antwortete jener, „das will ich dir gleich sagen. Denke dir, ich habe heute Nacht geträumt und da hab ich eine Erscheinung gehabt, und die hat mir ein Geheimniß entdeckt, das uns reich macht. Sie hat mir nämlich in deinem Garten einen Baum gezeigt, und bei

dem Baum eine Stelle, und unter der Stelle ist eine große eiserne Kiste vergraben, ein alter Schatz, voll harter alter Thaler. Ich habe mir Alles recht gemerkt; es ist auch Alles ganz genau so, wie ich es im Traume gesehen hab. Jetzt will ich dir die Stelle zeigen, dann wollen wir die Kiste heute Nacht, wenn es Niemand sieht, heimlich herausgraben; aber versteht sich unter der Bedingung, daß wir das Geld, was wir da finden, mit einander theilen; sonst zeig ich dir die Stelle nicht."

Dem Bauer gefiel die unverhoffte eiserne Kiste mit den alten harten Thalern gar wohl; was ihm aber nicht gefiel, das war das Theilen. Er mochte bei sich denken: wer weiß, vielleicht hat mein Urgroßvater dieß Geld da in Kriegszeit vergraben, es ist also unser gutes Familieneigenthum; jedenfalls aber liegt es in meinem Grund und Boden, und gehört ganz mein; geb ich die Hälfte davon ab, was bleibt mir dann übrig? Und die Hälfte bloß dafür ihm zu geben, weil ihm die Kiste im Traume ist verrathen worden, und er doch sonst gar keine Mühe damit hatte und keinen Anspruch darauf machen kann, das wäre doch gar zu viel. Kurz, der Mann hatte die Kiste mit dem Schatz noch nicht, und war schon in Kummer und Verdruß, daß er die Hälfte davon sollte abgeben. Es war ihm daher, als ob ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, als der Gauner nach einer Weile also anhob: „Weißt du was; wenn dir das Theilen vielleicht nicht ansteht, ich kann jetzt gerade einen vortheilhaften Kauf abschließen, womit mein Glück gemacht ist; es fehlen mir dazu nur noch fünfzig Gulden; gibst du mir nun auf der Stelle die fünfzig Gulden, daß mir der Kauf nicht entgeht, dann will ich dir meinen Antheil an der Kiste abgeben."

Wer war froher als der Bauer über dieß schöne Anerbieten! Ohne sich zu besinnen, sprang er zu seinem Schrank, nahm die fünfzig Gulden, ließ sich die Stelle im Garten zeigen, und zahlte ihn dann aus, indem er bei sich dachte: einen so guten Handel hab' ich in meinem Leben noch nicht gemacht.

Der Gauner seiner Seits, als er das Geld in Händen hatte, war nicht minder froh, und säumte sich nicht länger; er sprang davon um „seinen Kauf abzuschließen;“ was dem Bauer ganz recht war, dieweil er sich nun als alleinigen Besitzer seines Schatzes sicher glaubte.

Er konnte es kaum erwarten; die Zeit dünkte ihm eine Ewigkeit bis es dunkel wurde. Nun begab er sich in den Garten an die bestimmte Stelle, und fing in aller Stille zu graben an, und grub fort und fort, rechts und links, tief und tiefer; alles grub er rings um den Baum wie ein Maulwurf um und um; aber er mochte graben, so viel er wollte, keine eiserne Kiste und keine alten Thaler wollten zum Vorschein kommen. Es brauchte lange, bis er der Hoffnung auf seinen großen ihm allein gehörenden Schatz entsagte; er meinte immer noch, er müsse es mit seinem Graben zwingen; bis es ihm endlich klar wurde, daß er betrogen sei.

Nun lief er in Angst und Zorn zu dem alten Fuchs: er habe ihn belogen und er solle ihm seine fünfzig Gulden zurückgeben. Der aber entgegnete ihm kalt: er habe ihm nichts gesagt, als daß er von dem Schatz geträumt, wie es auch die Wahrheit gewesen; und um dieses geträumten Schatzes willen habe er ihm fünfzig Gulden gegeben; hätte er sich, wie er ihm vorgeschlagen, mit der Hälfte begnügen wollen, so hätte er sein Geld noch. Was er ihm versprochen, habe er ihm ehrlich gehalten und ihm die Stelle, die er im Traum gesehen, redlich gezeigt; daß kein Schatz vorhanden, sei ihm sehr leid, aber nicht seine Schuld; es sei das aber für den Bauern eine gute Warnung, künftig nicht allen Träumen zu trauen, und lieber nach Billigkeit zu theilen, und sich mit der Hälfte zu begnügen.

Der Bauer, mit Spott heimgeschickt, ging nun zu Gericht. Die Richter konnten sich natürlich des Lächelns über diesen seltsamen Prozeß nicht enthalten.

Jetzt weiß ich nicht, welches Urtheil da in dieser wunderlichen Sache gesprochen worden. Die Würzburger Richter einmal wußten wenig Trost für den geprellten Bauern; sie mein-

ten, es sei hinsichtlich der eisernen Kiste für ihn doch gleich gewesen, ob der verschmitzte Schnapphahn den Traum wirklich gehabt oder ihn nur damit belogen. Sie wiesen ihn daher mit seiner Klage ab; die fünfzig Gulden waren und blieben verloren; denn eher noch hätte man sie in seinem Garten als in der leeren Kammer des lockeren Gauners finden können: „Wie gewonnen, so zerronnen.“ Dieser aber stand noch mit so manchen anderen Schelmenstreichen bei den Richtern angekreidet, daß er ohnehin ihrer Strafe nicht entging.

Nun aber wird sich wohl Mancher über die große Einfalt des Bauern wundern und dieselbe schier unglaublich finden; mir scheint mit Unrecht. Vielleicht sind wir, ich und du, schon öfter in demselben Falle gewesen, und haben uns eben so gröblich anführen lassen. Ach! es darf ja nur etwas den Wünschen, den Hoffnungen und thörichten Begierden des Menschen schmeicheln, und er läßt sich wie dieser Bauer mit seinem Schatz täuschen und gibt, was er hat, und rennt den wahnsinnigsten Traumgebilden nach. Die große Welt ist auch nicht klüger. Die jüngsten Jahre seit 1848 haben uns davon gar manches denkwürdige Beispiel gegeben, was der Nachwelt auch unglaublich scheinen wird. Wenn ich z. B. an die Frankfurter Kaiserdeputation nach Berlin denke; hatte es damit etwa eine andere Bewandtniß, als mit dieser erträumten eisernen Kiste in dem Garten des fränkischen Bauern? Hätte Friedrich Wilhelm IV. diesen Kaisermachern, die sich selbst ohne Mandat zu Kurfürsten aufgeworfen, und mit einer Majorität von zwei oder drei Stimmen ihm die Krone im Namen der Volkssouverainität zuerkannt hatten, gesagt: „so zeigt mir sie doch, wo ist sie denn, euere Krone und wo liegt das Reich auf der Karte, über das ihr zu gebieten habt, daß ihr mir es zum Geschenke machen dürft?

„Saget an, wo habt ihr den Schatz? Wir möchten es wissen.“

Was hätten die Hochvermögenden dann anderes antworten können, als was weiland Reineke, der listige, sprach:

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu sprechen:
Höret! Im Osten von Flandern ist eine Wüste, darinnen
Liegt ein einzelner Busch, heißt Hüsterlo, merket den Namen!
Dann ist ein Brunn der Krekelborn heißt, ihr werdet verstehen,
Beide nicht weit aus einander. Es kommt in selbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schuhu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekelborn heißt die Stätte, das merket und nützet das Zeichen.
Selber müßt ihr dahin. Bei Krekelborn geht ihr vorüber,
Seht zwei junge Birken hernach, und merket! die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen; so geht nun, gnädigster König,
Grad auf die Birken los, denn drunter liegen die Schätze.
Kratzt und scharret nur zu; erst findet ihr Moos an den Wurzeln,
Dann entdeckt ihr sogleich die allerreichsten Geschmeide,
Golden, künstlich und schön, auch findet ihr Emmerichs Krone.
Manchen Zierat seht ihr daran und Edelsteine,
Goldnes Kunstwerk; man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?
Sehet ihr alle das Gut, o! gnädiger König, beisammen;
Ja ich bin es gewiß, ihr denket meiner in Ehren.
Reineke, redlicher Fuchs! so denkt ihr: der du so klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o mög' es dir immer,
Wo du auch seyn magst, glücklich ergehn!

König Nobel schenkte in der That dem Verschmitzten Glauben; wie aber sein Bote, der die Krone und die Schätze bringen sollte, mit dem Kopfe büßte, ist wohl jedem bekannt.

Und wog etwa diese wunderschöne Krone König Emmerichs bei Hüsterlo und Krekelborn leichter, als die der Frankfurter, oder als die eiserne Kiste des Bauern in Franken? und waren die Bedingungen der freigebigen Kurfürsten auch nur eben so billig, wie die jenes Bauernbetrügers? Wollten sie die Krone mit ihm gleichmäßig theilen, oder sich gar mit fünfzig Silberlingen begnügen? O nein: der Titel wäre sein gewesen, das Regiment aber ihnen zugefallen, und dazu hätte er ihnen noch seine Armee leihen sollen, um ihnen diese Krone

figuren bedient; als nämlich der Prinz von Anhalt Bernburg sich über seine Brüder beschwerte, die seine Vermählung als eine Mesalliance nicht anerkennen wollten, lautete sein allerhöchster Bescheid:

„Stinkent Fet und Schmirige buter — ne Finke.“ —

Und auf das Gesuch des General-Lieutenants von Dierecke, der für seinen Schwager sich die Erlaubniß zu einer solchen unebenbürtigen Heirath erbat, schrieb er die königliche Randglosse:

„Fui wohr er So was vorschlagen Kan.“

Fürst Sulkowsky wünschte bei seiner Durchreise seine Aufwartung zu machen; Friedrichs Antwort:

„Ich hätte in beiden Händen das Podagra.“

Ein französischer Quacksalber bietet ihm seine Mittel für dieß Podagra seiner königlichen Hände an; darauf die eigenhändige Rückäußerung:

„ich danke vohr der Cuhr und lasse die Natur Valten.“

Wie die Revolution sich 1848 hinter das preußische Erbkaiserthum steckte, um ihre Volkssouverainetät einzuschmuggeln, so benutzte 1766, wie es scheint, eine Anzahl speculativer Kaufleute eine adeliche Dame, um ihre Contrebande an den Mann zu bringen; die verwittwete von Hake bat den König: Leinen und Taffent in einer Lotterie von 2500 Loosen ausspielen zu dürfen, darauf Friedrich:

„ob sie Meinet das ich so Einfeltig bin nicht zu Merken das Sich Kaufleute hinter ihr gestochen haben um mit Taft die Centrebande zu Machen? Sie mögte Mihr mit Solchen unbesonnenen Bitten verschonen oder ich würde sehr übele opinion von ihr haben.“

Fürst Jablonowsky bittet um den lebenslänglichen Rentengenuß der eingezogenen Starostei Schwetz in Westpreußen:

„Consilium abigundi.“

Die Gräfin Paradis bittet, ihren Sohn aus dem bayerischen in's preußische Militär hinüberzunehmen, damit er durch gute Discplin vom Trunk abgehalten werde:

Ach! und Niemand kömmt schlimmer bei ihr weg, als unser armes Bayern, das die fromme in ihrem heiligen Zorne mit einem Hohn übergießt, der manchmal stark ins Revolutionär-Röthliche hinüber schillert. Den geschmähten Bayern schmecken indessen ihre Knödel und ihr Bier nicht minder, und sie lachen dieser Prahlhanserei und Eisenfresserei, worüber der bekannte zu München in Arbeit stehende Potsdamer in den stürmischen Novembertagen 1850 das folgende Brieflein an sein Mütterlein nach Hause schrieb: „Jeliebde Mutter! Is et denn wirklich wahr, was ich neulich jehört habe, daß uns're kühnen Preußischen Landsmänner die Baierns uf dat Butterbrod streichen und so ufessen wollen? Na, da wünsch' ich juten Appetit dazu, ich meenes Theels möchte niche mitehalten; da jiebt es harte Nüsse zu knacken, besonders wenn sie eenmal an die Miesbacher und Tölzer kommen. Ich kann überhaupt mich jar niche denken, wat unser jroßer König mit dem armen Baierlande will, denn dat is ne janz schlechte Provinz jejen unsere jottvolle Mark. Denk't euch nur, Mutterken! hier zu Lande is et so unfruchtbar: daß man den Sand als Rarität in den Straßen herumführt und immer dazu schreit „„Kaaft's Sand! Kaaft's Sand!““ — det heeßt in jutes reenes Deutsch überjetragen: „„koopt Sand! koopt Sand!““ — Du juter Jott! wenn ich daheeme an den Sand denke, der eenem in der Mark bis über die Waden reicht, so jehen mich die Oogen über. Doch sind die Leute hier so arm und so weit in der Ufklärung zurücke, dat sie nich enmol Schnaps trinken, sondern sie behelfen sich mit Biere, und dat is nischt, denn es macht keenen Katzenjammer nicht. Ueberhaupt lobe ich mir nur die Mark! Wat hat man ooch hier? jute ufjejangene Dampfnudeln, dat is wohl wahr — aber wir hinjejen, wir haben e e n i n D e u t s c h l a n d u f j e j a n g e n e s P r e u ß e n! Adjes!“ — Allein die Kreuzzeitung will nichts weniger als: „e e n i n D e u t s c h l a n d u f j e j a n g e n e s P r e u ß e n!“ Sie hat vielmehr mit Preußen und „u n s e r e r E h r e“ ganz andere „ureegjene“ Großmachts- und Weltstellungs-Projekte. Vergessend das Wort ihres Kö-

nigs: „Ich weiß, daß ich nicht der erste, aber auch nicht der dritte, sondern der zweite bin", verlangt sie mit Oesterreich volle Parität. Fordert sie aber für ihr minder mächtiges Preußen diese volle Gleichstellung mit dem mächtigeren Oesterreich in dem neuen Bunde: was hätte sie dann für eine Erwiederung, wenn Bayern mit gleichem Egoismus auch seiner Seits ganz gleichen Antheil an der Bundesgewalt wie Preußen, und Würtemberg wieder wie Bayern, und Baden wie Würtemberg, und endlich Lichtenstein wie Waldeck verlangte. Da belehrt uns aber dieselbe Kreuzzeitung: wie Preußen auch heute noch ein „protestantischer Militärstaat" sei, der seine „ureigene Bestimmung" zu verfolgen habe; denn, da Preußen zwei Millionen Slaven habe, sei es kein reindeutscher Staat; die sieben Millionen katholischer Unterthanen (Heloten?) aber nehmen ihm in ihren Augen nicht seinen rein „protestantischen Militärstaatscharakter", sondern sind im Gegentheil verpflichtet, ihr Gut und Blut für die ureigenen, protestantisch-preußischen Militärzwecke mit patriotischer Begeisterung zu opfern! O Krone König Emmerichs zu Hüsterlo und Krekelborn, o Schatzgräber-Schwindelei und kein Ende!

Was würde Friedrich II. zu ihrem Redacteur und seinem Trosse sagen, wenn er solche Tiraden läse, die die Regierung eines feierlich für paritätisch erklärten Staates nur compromittiren können, und das Mißtrauen in den Herzen von Millionen aufwecken müssen; vielleicht, was er seiner Zeit dem seligen geheimen Rath Philippi auf seine Polizei-Verbesserungs-Vorschläge erwiederte:

> „ich habe gedacht, daß er ein vernünftiger Mensch wäre, aber daß ist ja lauter dum zeug Was er mir da schreibt, wenn er ein so nerscher Mensch seyn will, so muß ich mihr nach einen andern in seine Stelle umsehen."

Oder wie er sich gegen einen andern Vielschreiber äußerte:

> „er Schreibet dem Teufel ein ohr ab er Sol nicht schreiben als wan es der mühe Werth ist."

Oder auch, was er schrieb, als die zur Aufklärung des pe-

XXXII.

Stimmen und Bilder aus dem Volksleben.

V.

Von allerlei Schätzen und Schatzgräbern.

Wenn ich so über Berg und Thal auf meinen Wanderungen dahin schreite, und da und dort bei einem Brunnen, oder bei einer Hausthüre zuspreche, oder auch mit einem Bauern, der mir auf der Landstraße begegnet und denselben Weg geht, mich in ein Gespräch einlasse: dann geschieht es häufig, daß ich frage: ob man in dieser Gegend nichts von einem verborgenen Schatze wisse; ob es keinen alten heidnischen Grabhügel, kein verfallenes Gemäuer aus der Ritterzeit, keinen ehemaligen Schlupfwinkel von Räubern oder Falschmünzern gebe, wovon die Sage im Volke gehe, daß dort vor Zeiten ein Schatz vergraben worden, und ob er keine Schatzgräber kenne, die dort Nachgrabungen gehalten, und Niemand altes Geld habe, das beim Umackern oder bei einem Haus- oder Straßenbau in alten Steinsärgen gefunden worden.

So pflege ich zu fragen; nicht etwa, um dann selbst bei nächtlicher Stille in der Geisterstunde mit Schaufel und Brecheisen mich hinzuschleichen, und den goldenen Phönix auszuheben, oder um alte, kostbare Münzen für eine Sammlung ein-

zuhandeln. Nichts weniger; die alten Schätze dienen mir nur, um meines Begleiters Herz und Mund zu öffnen; um den Stummen zum Sprechen zu bringen, und Land und Volk kennen zu lernen.

Geschieht es ja nur äußerst selten, daß sie stumm bleibt diese Saite im menschlichen Herzen von verborgenen alten Schätzen, von unbekannten oder verfallenen californischen Bergwerken, wenn man sie anschlägt; und was knüpft sich nicht Alles daran! Die uralte Sage und das wirkliche Leben der Gegenwart; die ganze Gespenster- und Geisterwelt, die neidisch oder zur Strafe diese Schätze bewacht; so manche Erinnerung an gute und böse Thaten der Vorzeit, an Glück und Unglück, an Treue und Fleiß, an Mord und Geiz, an Segen und Fluch, das Alles steht mit den verborgenen Schätzen in Verbindung; das Geschick der Schatzgräber selbst nicht zu vergessen, die dort vielleicht einen Nibelungenhort alten Fluches gefunden und durch ihr übergroßes, unverdientes Glück dem Wahnsinn verfielen, oder ihr Hab und Gut dort vergruben, und sich zuletzt in Verzweiflung über dem Grab ihrer Begierden und thörichten Hoffnungen aufhingen!

Liegt ja doch eine dunkle Erinnerung, eine ungestillte Sehnsucht nach alten verlorenen Schätzen tief in des Menschen Brust; und verlangt ihn nicht nach den ewigen des Himmels, dann verzehrt ihn die brennende Begier nach den vergänglichen der Erde; und setzt er dabei nicht sein Vertrauen auf Gott, so soll die Hand der Geister oder des Teufels, oder das blinde Ungefähr, das Lotterieloos, ihm die Säcke mit funkelnden Dukaten in den Schooß schütten. So wird das Edelste und Reinste, diese Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, die mit geflügelter Kraft den Menschen zu den lichten Sternen emporhebt, sie wird in seiner Verkehrtheit auch wieder die Urheberin seines tiefsten Falles. Und diese Schwäche des verderbten Menschenherzens ist dann selbst wieder ein eigener Industriezweig geworden, den die gewinnsüchtige Arglist der Gauner mit der Blindheit und Leichtgläubig-

keit einer zügellosen Begierlichkeit ihrer Opfer treibt. Da gibt es keine blendenden Taschenspielerkünste, und keine raffinirten spitzbübischen Pfiffe, keine lächerlichen und keine ruchlosen Zauber- und Beschwörungsformeln und Künste, womit diese Begierlichkeit sich nicht hintergehen, und um Ruhe und Frieden, um Hab und Gut von schlauen Betrügern hätte bringen lassen.

„Wer gern tanzt, dem ist leicht gegeigt“, das ist ein altes Sprichwort, das sich auch hierin bewährt. Wenn man manchmal über die wahrhaft geniale Feinheit der List staunen muß, womit ein solcher Speculativus selbst dem Klügsten durch die Aussicht auf vorgespiegelte Schätze seine guten, im sauren Schweiß ehrlich verdienten Thaler aus dem Beutel lockt, so muß man sich eben so oft auch über die ausnehmende Einfalt wundern, die in der Blindheit ihrer Gier sich bei hellem Tage mit offenen Augen von der Plumpheit aussäckeln läßt. Einen solchen, in der That lächerlichen Fall erzählte mir jüngst ein Freund, wie derselbe vor fünf und zwanzig Jahren bei dem Spruchgericht von Würzburg verhandelt wurde. Der Erzähler war selbst Mitglied dieses Gerichtes; es ist dieß also „eine wahre Geschichte“, mit der es folgende Bewandtniß hatte.

Da war ein Bauer, der lieber auf einmal durch das große Loos ein reicher Herr geworden wäre, als sich sein Leben lang mit Pflügen und Egen im Schweiße seines Angesichtes sein Brod zu verdienen. Zu diesem kam ein alter Practicus in den „freien“ Künsten, ein langfingeriger Lügenseppert, und sagte ihm mit froher Miene: „Uns Beiden ist jetzt geholfen! wir sind gemachte Leute!“ Der Bauer riß die Augen weit auf und fragte: wie er das meine; er habe nichts davon gemerkt, er müsse sich einen Tag wie den andern plagen. — „Wie ich das meine“, antwortete jener, „das will ich dir gleich sagen. Denke dir, ich habe heute Nacht geträumt und da hab ich eine Erscheinung gehabt, und die hat mir ein Geheimniß entdeckt, das uns reich macht. Sie hat mir nämlich in deinem Garten einen Baum gezeigt, und bei

dem Baum eine Stelle, und unter der Stelle ist eine große eiserne Kiste vergraben, ein alter Schatz, voll harter alter Thaler. Ich habe mir Alles recht gemerkt; es ist auch Alles ganz genau so, wie ich es im Traume gesehen hab. Jetzt will ich dir die Stelle zeigen, dann wollen wir die Kiste heute Nacht, wenn es Niemand sieht, heimlich herausgraben; aber versteht sich unter der Bedingung, daß wir das Geld, was wir da finden, mit einander theilen; sonst zeig ich dir die Stelle nicht."

Dem Bauer gefiel die unverhoffte eiserne Kiste mit den alten harten Thalern gar wohl; was ihm aber nicht gefiel, das war das Theilen. Er mochte bei sich denken: wer weiß, vielleicht hat mein Urgroßvater dieß Geld da in Kriegszeit vergraben, es ist also unser gutes Familieneigenthum; jedenfalls aber liegt es in meinem Grund und Boden, und gehört ganz mein; geb ich die Hälfte davon ab, was bleibt mir dann übrig? Und die Hälfte bloß dafür ihm zu geben, weil ihm die Kiste im Traume ist verrathen worden, und er doch sonst gar keine Mühe damit hatte und keinen Anspruch darauf machen kann, das wäre doch gar zu viel. Kurz, der Mann hatte die Kiste mit dem Schatz noch nicht, und war schon in Kummer und Verdruß, daß er die Hälfte davon sollte abgeben. Es war ihm daher, als ob ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen, als der Gauner nach einer Weile also anhob: „Weißt du was; wenn dir das Theilen vielleicht nicht ansteht, ich kann jetzt gerade einen vortheilhaften Kauf abschließen, womit mein Glück gemacht ist; es fehlen mir dazu nur noch fünfzig Gulden; gibst du mir nun auf der Stelle die fünfzig Gulden, daß mir der Kauf nicht entgeht, dann will ich dir meinen Antheil an der Kiste abgeben."

Wer war froher als der Bauer über dieß schöne Anerbieten! Ohne sich zu besinnen, sprang er zu seinem Schrank, nahm die fünfzig Gulden, ließ sich die Stelle im Garten zeigen, und zahlte ihn dann aus, indem er bei sich dachte: einen so guten Handel hab' ich in meinem Leben noch nicht gemacht.

Der Gauner seiner Seits, als er das Geld in Händen hatte, war nicht minder froh, und säumte sich nicht länger; er sprang davon um „seinen Kauf abzuschließen;“ was dem Bauer ganz recht war, dieweil er sich nun als alleinigen Besitzer seines Schatzes sicher glaubte.

Er konnte es kaum erwarten; die Zeit dünkte ihm eine Ewigkeit bis es dunkel wurde. Nun begab er sich in den Garten an die bestimmte Stelle, und fing in aller Stille zu graben an, und grub fort und fort, rechts und links, tief und tiefer; alles grub er rings um den Baum wie ein Maulwurf um und um; aber er mochte graben, so viel er wollte, keine eiserne Kiste und keine alten Thaler wollten zum Vorschein kommen. Es brauchte lange, bis er der Hoffnung auf seinen großen ihm allein gehörenden Schatz entsagte; er meinte immer noch, er müsse es mit seinem Graben zwingen; bis es ihm endlich klar wurde, daß er betrogen sei.

Nun lief er in Angst und Zorn zu dem alten Fuchs: er habe ihn belogen und er solle ihm seine fünfzig Gulden zurückgeben. Der aber entgegnete ihm kalt: er habe ihm nichts gesagt, als daß er von dem Schatz geträumt, wie es auch die Wahrheit gewesen; und um dieses geträumten Schatzes willen habe er ihm fünfzig Gulden gegeben; hätte er sich, wie er ihm vorgeschlagen, mit der Hälfte begnügen wollen, so hätte er sein Geld noch. Was er ihm versprochen, habe er ihm ehrlich gehalten und ihm die Stelle, die er im Traum gesehen, redlich gezeigt; daß kein Schatz vorhanden, sei ihm sehr leid, aber nicht seine Schuld; es sei das aber für den Bauern eine gute Warnung, künftig nicht allen Träumen zu trauen, und lieber nach Billigkeit zu theilen, und sich mit der Hälfte zu begnügen.

Der Bauer, mit Spott heimgeschickt, ging nun zu Gericht. Die Richter konnten sich natürlich des Lächelns über diesen seltsamen Prozeß nicht enthalten.

Jetzt weiß ich nicht, welches Urtheil du in dieser wunderlichen Sache gesprochen hättest. Die Würzburger Richter einmal wußten wenig Trost für den geprellten Bauern; sie mein-

ten, es sei hinsichtlich der eisernen Kiste für ihn doch gleich gewesen, ob der verschmitzte Schnapphahn den Traum wirklich gehabt oder ihn nur damit belogen. Sie wiesen ihn daher mit seiner Klage ab; die fünfzig Gulden waren und blieben verloren; denn eher noch hätte man sie in seinem Garten als in der leeren Kammer des lockeren Gauners finden können: „Wie gewonnen, so zerronnen.“ Dieser aber stand noch mit so manchen anderen Schelmenstreichen bei den Richtern angekreidet, daß er ohnehin ihrer Strafe nicht entging.

Nun aber wird sich wohl Mancher über die große Einfalt des Bauern wundern und dieselbe schier unglaublich finden; mir scheint mit Unrecht. Vielleicht sind wir, ich und du, schon öfter in demselben Falle gewesen, und haben uns eben so gröblich anführen lassen. Ach! es darf ja nur etwas den Wünschen, den Hoffnungen und thörichten Begierden des Menschen schmeicheln, und er läßt sich wie dieser Bauer mit seinem Schatz täuschen und gibt, was er hat, und rennt den wahnsinnigsten Traumgebilden nach. Die große Welt ist auch nicht klüger. Die jüngsten Jahre seit 1848 haben uns davon gar manches denkwürdige Beispiel gegeben, was der Nachwelt auch unglaublich scheinen wird. Wenn ich z. B. an die Frankfurter Kaiserdeputation nach Berlin denke; hatte es damit etwa eine andere Bewandtniß, als mit dieser erträumten eisernen Kiste in dem Garten des fränkischen Bauern? Hätte Friedrich Wilhelm IV. diesen Kaisermachern, die sich selbst ohne Mandat zu Kurfürsten aufgeworfen, und mit einer Majorität von zwei oder drei Stimmen ihm die Krone im Namen der Volkssouverainität zuerkannt hatten, gesagt: „so zeigt mir sie doch, wo ist sie denn, euere Krone und wo liegt das Reich auf der Karte, über das ihr zu gebieten habt, daß ihr mir es zum Geschenke machen dürft?

„Saget an, wo habt ihr den Schatz? Wir möchten es wissen.“

Was hätten die Hochvermögenden dann anderes antworten können, als was weiland Reineke, der listige, sprach:

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu sprechen:
Höret! Im Osten von Flandern ist eine Wüste, darinnen
Liegt ein einzelner Busch, heißt Hüsterlo, merket den Namen!
Dann ist ein Brunn der Krekelborn heißt, ihr werdet verstehen,
Beide nicht weit aus einander. Es kommt in selbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schuhu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekelborn heißt die Stälte, das merket und nützet das Zeichen.
Selber müßt ihr dahin. Bei Krekelborn geht ihr vorüber,
Seht zwei junge Birken hernach, und merket! die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen; so geht nun, gnädigster König,
Grad auf die Birken los, denn drunter liegen die Schätze.
Kratzt und scharret nur zu; erst findet ihr Moos an den Wurzeln,
Dann entdeckt ihr sogleich die allerreichsten Geschmeide,
Golden, künstlich und schön, auch findet ihr Emmerichs Krone.
Manchen Zierat seht ihr daran und Edelsteine,
Goldnes Kunstwerk; man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?
Sehet ihr alle das Gut, o! gnädiger König, beisammen;
Ja ich bin es gewiß, ihr denket meiner in Ehren.
Reineke, redlicher Fuchs! so denkt ihr: der du so klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o mög' es dir immer,
Wo du auch seyn magst, glücklich ergehn!

König Nobel schenkte in der That dem Verschmitzten Glauben; wie aber sein Bote, der die Krone und die Schätze bringen sollte, mit dem Kopfe büßte, ist wohl jedem bekannt.

Und wog etwa diese wunderschöne Krone König Emmerichs bei Hüsterlo und Krekelborn leichter, als die der Frankfurter, oder als die eiserne Kiste des Bauern in Franken? und waren die Bedingungen der freigebigen Kurfürsten auch nur eben so billig, wie die jenes Bauernbetrügers? Wollten sie die Krone mit ihm gleichmäßig theilen, oder sich gar mit fünfzig Silberlingen begnügen? O nein: der Titel wäre sein gewesen, das Regiment aber ihnen zugefallen, und dazu hätte er ihnen noch seine Armee leihen sollen, um ihnen diese Krone

und dieses Reich, von dem sie eben auch nur geträumt hatten, erst zu erobern!

Und doch konnte die Berliner Politik, die der Kaiserwahl und dieser Deputation kein Hinderniß in den Weg gelegt, sich nicht entschließen, die Schwindler, die ihr fremdes Gut anboten, rundweg abzuweisen; nein sie behielt sich ihr „Anrecht", das sie aus dem „Unrecht" herleitete, vor! Ist ja die Krone, nicht zwar die König Emmerichs, wohl aber die Karls des Großen auch ein alter Berliner Traumschatz, nach dem die dortigen Schatzgräber schon lange in dem Sande kratzen und wühlen, graben und scharren. Da also Reineke dieses Lied anstimmte, konnten sie dem süßen Ton nicht widerstehen und folgten der Spur des listigen Heuchlers in das Labyrinth ihrer Parlaments- und Unionspolitik, nach Hüsterlo und Krekelborn, in die pfadlose Wüstenei, wo nur die Eul' und der Schuhu wohnen!

Friedrich II., der auch ein sehr weites Gewissen hatte, wenn es die „preußische Ehre" und „unsere Weltstellung" galt, oder wo sich irgend etwas zu „erobern oder zu theilen" fand, er hätte dennoch ohne allen Zweifel den Meister Reineke mit seinen Schatzgräber-Schwindeleien ganz anders abgefertigt, da er dort, wo für ihn weder Ehre noch Gewinn herausschaute, klug genug war, wenig Umstände zu machen, wie einige Proben dieses „stillus" Fridericianus sattsam zeigen.

So als ein Obrist von W... ihm einen windigen Plan einreichte, wie er ohne grössere Auflagen eine und eine halbe Million mehr einnehmen könne, schrieb er an den Rand:

„er Mögte die Millionen vohr Sich behalten."

Hienach hätte die Antwort an die Frankfurter vielleicht auch gelautet:

„sie mögten die Krone vohr Sich behalten, so nerisch bin ich nicht, Wint, Wint, Wint."

Oder er hätte sich vielleicht auch der folgenden, wenn auch eben nicht sehr königlichen, doch jedenfalls sehr bündigen Rede-

figuren bedient; als nämlich der Prinz von Anhalt Bernburg sich über seine Brüder beschwerte, die seine Vermählung als eine Mesalliance nicht anerkennen wollten, lautete sein allerhöchster Bescheid:

„Stinkent Fet und Schmirige buter — ne Finke.“ —

Und auf das Gesuch des General-Lieutenants von Dierecke, der für seinen Schwager sich die Erlaubniß zu einer solchen unebenbürtigen Heirath erbat, schrieb er die königliche Randglosse:

„Fui wohr er So was vorschlagen Kan.“

Fürst Sulkowsky wünschte bei seiner Durchreise seine Aufwartung zu machen; Friedrichs Antwort:

„Ich hätte in beiden Händen das Podagra.“

Ein französischer Quacksalber bietet ihm seine Mittel für dieß Podagra seiner königlichen Hände an; darauf die eigenhändige Rückäußerung:

„ich danke vohr der Cuhr und lasse die Natur Vallen.“

Wie die Revolution sich 1848 hinter das preußische Erbkaiserthum steckte, um ihre Volkssouverainetät einzuschmuggeln, so benutzte 1766, wie es scheint, eine Anzahl speculativer Kaufleute eine adeliche Dame, um ihre Contrebande an den Mann zu bringen; die verwittwete von Hake bat den König: Leinen und Taffent in einer Lotterie von 2500 Loosen ausspielen zu dürfen, darauf Friedrich:

„ob sie Meinet das ich so Einfeltig bin nicht zu Merken das Sich Kaufleute hinter ihr gestochen haben um mit Taft die Centrebande zu Machen? Sie mögte Mihr mit Solchen unbesonnenen Bitten verschonen oder ich würde sehr übele opinion von ihr haben.“

Fürst Jablonowsky bittet um den lebenslänglichen Rentengenuß der eingezogenen Starostei Schwetz in Westpreußen:

„Consilium abigundi.“

Die Gräfin Paradis bittet, ihren Sohn aus dem bayerischen in's preußische Militär hinüberzunehmen, damit er durch gute Disciplin vom Trunk abgehalten werde:

„ich Suche guhte Officiers aber was liderlich ist wirdt wekgejaget mit der gleichen leute ist mihr nicht gedient.“

Gesuch eines verabschiedeten Capitains, da seine beabsichtigte Heirath fehlgeschlagen, ihn wieder in der Armee zu placiren:

„die Armée ist Kein bordel wohr man herein und heraus lauft, hat er quitiret So hat er Keine ambition und dergleichen officiers Seind mihr ein Greul.“

Der Bauer Ghele, wegen Blutschande zur Festungsstrafe verurtheilt, bittet um Amnestie:

„das ist zu gropf.“

Kaufmann Krüger et Comp. bitten um Concession und Unterstützung zu Anlegung einer Arrac- und Rumfabrik:

„ich wills den Teufel thun ich wünsche daß daß giftig garstigs Zeug gar nicht da Wäre und getrunken würde.“

Der Bereiter Volny bittet, zur Belohnung des in England besorgten Pferdeankaufs, um Ernennung zum Stallmeister:

„er hat braf bey Seinen Einkaufe gestohlen er Sol zufrieden Seindt das ich dahzu Stille Sweige aber ihm davohr zum Stalmeister Machen So Nerisch bin ich nicht.“

Randglossen in diesem „stillus“ hatten wenigstens das Gute, daß die Minister über ihren Sinn nicht im Zweifel seyn konnten, und daß die von ihnen danach Beschiedenen wußten, woran sie waren, was man von den Actenstücken der heutigen Berliner Diplomatie bekanntlich nicht immer rühmen kann, der nicht leicht etwas, und wäre es auch: „Stinkent Fet und Schmirige buter“, „zu gropf“ ist, und die sich kaum entschließen mag, ihren windigen Projecten das „consilium abigundi“ zu geben, da ihr die Krone und der Schatz von Hüsterlo und Krekelborn immer wieder vor Augen schweben.

Und nun kommt auch noch die salbungsreiche Kreuzzeitung, und singt uns das Lied von „der preußischen Ehre“ in dem Tone des alten Gassenhauers:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen:
So läuft die ganze Reichsarmee
Panduren und Franzosen.“

Ach! und Niemand kömmt schlimmer bei ihr weg, als unser armes Bayern, das die fromme in ihrem heiligen Zorne mit einem Hohn übergießt, der manchmal stark ins Revolutionär-Röthliche hinüber schillert. Den geschmähten Bayern schmecken indessen ihre Knödel und ihr Bier nicht minder, und sie lachen dieser Prahlhanserei und Eisenfresserei, worüber der bekannte zu München in Arbeit stehende Potsdamer in den stürmischen Novembertagen 1850 das folgende Brieflein an sein Mütterlein nach Hause schrieb: „Jelübde Mutter! Is et denn wirklich wahr, was ich neulich jehört habe, daß uns're kühnen Preußischen Landsmänner die Baierns uf dat Butterbrod streichen und so ufessen wollen? Na, da wünsch' ich juten Appetit dazu, ich meenes Theels möchte niche mitehalten; da jiebt es harte Nüsse zu knacken, besonders wenn sie eenmal an die Miesbacher und Tölzer kommen. Ich kann überhaupt mich jar niche denken, wat unser jroßer König mit dem armen Baierlande will, denn dat is ne janz schlechte Provinz jejen unsere jottvolle Mark. Denk't euch nur, Mutterken! hier zu Lande is et so unfruchtbar: daß man den Sand als Rarität in den Straßen herumführt und immer dazu schreit „„Kaaft's Sand! Kaaft's Sand!““ — det heeßt in jutes reenes Deutsch überjetragen: „„koopt Sand! koopt Sand!““ — Du juter Jott! wenn ich daheeme an den Sand denke, der eenem in der Mark bis über die Waden reicht, so jehen mich die Oogen über. Doch sind die Leute hier so arm und so weit in der Ufklärung zurücke, dat sie nich enmol Schnaps trinken, sondern sie behelfen sich mit Biere, und dat is nischt, denn es macht keenen Katzenjammer nicht. Ueberhaupt lobe ich mir nur die Mark! Wat hat man ooch hier? jute ufjejangene Dampfnudeln, dat is wohl wahr — aber wir hinjejen, wir haben een in Deutschland ufjejangenes Preußen! Adjes!“ — Allein die Kreuzzeitung will nichts weniger als: „een in Deutschland ufjejangenes Preußen!" Sie hat vielmehr mit Preußen und „unserer Ehre" ganz andere „ureegjene" Großmachts- und Weltstellungs-Projekte. Vergessend das Wort ihres Kö-

nigs: „Ich weiß, daß ich nicht der erste, aber auch nicht der dritte, sondern der zweite bin", verlangt sie mit Oesterreich volle Parität. Fordert sie aber für ihr minder mächtiges Preußen diese volle Gleichstellung mit dem mächtigeren Oesterreich in dem neuen Bunde: was hätte sie dann für eine Erwiederung, wenn Bayern mit gleichem Egoismus auch seiner Seits ganz gleichen Antheil an der Bundesgewalt wie Preußen, und Würtemberg wieder wie Bayern, und Baden wie Würtemberg, und endlich Lichtenstein wie Waldeck verlangte. Da belehrt uns aber dieselbe Kreuzzeitung: wie Preußen auch heute noch ein „protestantischer Militärstaat" sei, der seine „ureigene Bestimmung" zu verfolgen habe; denn, da Preußen zwei Millionen Slaven habe, sei es kein reindeutscher Staat; die sieben Millionen katholischer Unterthanen (Heloten?) aber nehmen ihm in ihren Augen nicht seinen rein „protestantischen Militärstaatscharakter", sondern sind im Gegentheil verpflichtet, ihr Gut und Blut für die ureigenen, protestantisch-preußischen Militärzwecke mit patriotischer Begeisterung zu opfern! O Krone König Emmerichs zu Hüsterlo und Krekelborn, o Schatzgräber-Schwindelei und kein Ende!

Was würde Friedrich II. zu ihrem Redacteur und seinem Trosse sagen, wenn er solche Tiraden läse, die die Regierung eines feierlich für paritätisch erklärten Staates nur compromittiren können, und das Mißtrauen in den Herzen von Millionen aufwecken müssen; vielleicht, was er seiner Zeit dem seligen geheimen Rath Philippi auf seine Polizei-Verbesserungs-Vorschläge erwiederte:

> „ich habe gedacht, daß er ein vernünftiger Mensch wäre, aber daß ist ja lauter dum zeug Was er mir da schreibt, wenn er ein so nerscher Mensch seyn will, so muß ich mihr nach einen andern in seine Stelle umsehen."

Oder wie er sich gegen einen andern Vielschreiber äußerte:

> „er Schreibet dem Teufel ein ohr ab er Sol nicht schreiben als wan es der mühe Werth ist."

Oder auch, was er schrieb, als die zur Aufklärung des pe-

bantischen „unjebildeten“ Deutschlands bestimmte, weltberühmte Berliner Akademie der Wissenschaften ihm den ersten Theil ihres „Journal littéraire“ überreichte:

„die Reflectiones Seindt sehr ordinair und der Stil ist nicht der Beste.“

Und läse er die rohen, maßlosen Verunglimpfungen Oesterreichs und Bayerns und ihrer Minister-Präsidenten Schwarzenberg und Pfordten, eine Polemik, deren „Stil auch nicht der beste“ ist, und wie sie sich nicht entblödet, die, welche ihrem für Preußen wie für Deutschland gleich verderblichen protestantisch-militärischen Preußen-Egoismus entgegentreten, für bezahlte „österreichische Preßmusikanten“ auszugeben, dann würde Friedrich II. der Kreuzzeitung vielleicht denselben Bescheid ertheilen, wie einem gewissen Landwirth Namens Filegel aus Grätz, der um die Erlaubniß bei ihm anhielt, ein adeliches Gut in Preußen ankaufen zu dürfen:

„Flegels haben Wir genung im Lande, dergleichen Colonien Dihnen nicht.“

Da sind wir nun aus dem Süden, von den Ufern des Mains, und von den vergrabenen Schätzen, aus dem Gebiet der Sagen und Geister, in den Norden, in die Brandenburger Fluren und die Labyrinthe der nordischen Diplomatie hineingerathen, in die Regionen, von denen der Araber sagt: wo der Himmel ist grau und wolkenbedeckt und flau die Politik hinter Phrasen sich steckt. Drum breit' ich des Phantasus buntfarbiges Wunschtüchlein aus, und darauf wollen wir zurück über Wald und Strom mit des Gedankens flüchtiger Schnelle in des Südens blauen Himmel fliegen, über Donau und Inn, zu den hohen schneeblitzenden Alpen, zu den staublosen, luftigen Felsengipfeln, wo die Alpenrose blüht und das Schneehuhn nistet, und die Quellen der Ströme und Flüsse dem Ferner entspringen und über die steilen, blanken Wände hinabstürzen; dort senken wir uns zur Erde nieder, im tapferen Tirolerland, mitten im grünen Zillerthal, auf seinen weichen, sanftgeschwellten,

duftenden Alpenwiesen, mit ihrem bunten Alpenflor; und da lassen wir uns etwas von des Königs Laurinus heimlichen Schätzen und den Geheimnissen der einsamen verborgenen Bergwelt erzählen.

Hier gieng ich im Jahr 1837 an einem sonnenhellen Tage im grünen Thalgrunde an den freundlichen Häusern vorüber, und blickte horchend in die Fenster hinein. Da sah ich eine Wiege; ein Kindlein lag darinnen und schlief einen süßen Schlaf! es wußte nichts von den Nöthen und Sorgen, von dem Streit und Hader des Lebens; und neben ihm saß die alte Großmutter beim Spinnrad. Von Zeit zu Zeit schaukelte sie die Wiege und dann spann sie wieder und sang dazu mit zitternder Stimme; denn der Schlag hatte die freundliche alte Frau mit den weißen Haaren schon einmal gerührt:

Heia popeia, die Fischerl
Die schwimmen im Weiher;
Die Fischerl, die schwimmen
Im Wasser gar tief;
Schlaf du mein Buberl,
Schlaf du gar süß!

Heia popaia, Marikle die Kuh,
Wer thut di den melken,
Wenn i heirathen thu?

Ich grüßte die Alte; sie gab mir freundlich Red und Antwort; dann ging ich weiter nach Zell. Dort kehrte ich im Wirthshaus „beim Wälschen" ein. Der Wirthssohn, er hinkte an einem Fuß, und Seppi hieß er — setzte sich zu mir vor die Thüre des Wirthshauses. Der Abend dunkelte herein, ich schaute die hohen, grauen Berggipfel hinan, und fragte ihn, nachdem wir vertraulicher geworden, nach ihren Schätzen und Geistern. Er wußte mir mancherlei zu erzählen, und sprach unter anderem: „da ist eine Alm, die heißt die Marbacher Alm, und dort war ein Senner, der blieb einmal im Herbst allein zurück, um das übrige Heu aufzufuderen, als die andern mit

der Heerde schon von der Alpe hinabzogen ins Thal. So hauste er da oben mutterseelen allein, und da war es wohl einsam rings um die Hütte und überall tiefe Stille; und da hörte er eines Abends in der Hütte ein Geräusch. Aber er konnte nicht herausbringen, woher es kam, und wunderte sich darüber gar sehr. Und da er nun, ehe er sich zur Ruhe legte, vor der Hütte unter freiem Himmel niederkniete, denn es war ein frommer gottesfürchtiger Mensch, und sein Abendgebet verrichtete, hörte er aufs neue und fort und fort dasselbe seltsame Geräusch, so daß er sich zuletzt ganz daran gewöhnte. Das währte so eine Zeit lang; bis er einmal, als er sich schon zum schlafen niedergelegt hatte, plötzlich vor seinem Lager eine unbekannte Frauengestalt stehen sah."

Als ich den Seppi fragte: wie sie ausgeschaut? erwiederte er fortfahrend: „Wie wird sie ausgeschaut haben! sie wird wohl halb schwarz, halb weiß gewesen seyn, denk ich. Der Hirte schaute sie erstaunt an, und da begann sie zu sprechen und sagte: „Fürchte dich nicht; ich bin eine verbannte Seele und du kannst mich erlösen. Wie? — das will ich dir sagen. Tritt nochmal hinaus vor die Hütte, und verrichte dort dein Gebet. Dann werden Schweine kommen; laß dich aber ja nicht durch sie in deiner Andacht stören, sondern sprich ruhig dein Gebet zu Ende; dann wird dir eine Schlange erscheinen, die wird dich ganz umringeln. Doch fürchte dich nicht, wie schrecklich die Schlange auch aussieht, sie wird dir kein Leid zufügen, sondern dir einen Schlüssel in den Mund stecken. Hast du den Schlüssel, dann wird eine schöne Jungfrau vor dir stehen, und eine eiserne Thüre wird deinen Augen sichtbar werden, die in das Innere des Berges führt. Nimm die Jungfrau bei der Hand; öffne die Thüre mit dem Schlüssel; führe sie hinein. Aber was du drinnen auch Kostbares sehen und Verlockendes hören magst, laße, ich bitte dich, um Alles ja die Jungfrau nicht los; das ist die Probe; bestehst du sie, läßt du dich von der Begierlichkeit nicht überwinden, dann hast du mich erlöst."

Der Senner war zu dem Werke bereit, und that wie ihm geheißen. Und da er betete, kamen die Schweine grunzend auf ihn zugeschossen; er aber ließ sich in seiner Andacht nicht stören, und da verschwanden die Thiere wie Rauch; aber in demselben Augenblicke sah er auch eine Schlange, eine ungeheuer große, daß es wohl zum fürchten war, die umringelte ihn von den Füßen bis zum Scheitel. Er hielt aber unverzagt still, und da steckte sie ihm richtig den Schlüssel in den Mund. Dann fiel die Schlange in sich zusammen, die schöne Jungfrau aber stand vor ihm, und neben sich sah er die eiserne Thüre, von der er sonst nichts bemerkt hatte. So trat er mit der Jungfrau in den hohlen Berg. Wie aber staunte er, da er hier Alles ringsum voll von Gold und Kostbarkeiten sah, und Alles blitzte und glänzte, daß es nicht zu sagen ist. Und viele Männlein mit schneeweißen Bärten kamen von allen Seiten herzu und schleppten die Kostbarkeiten herbei und hielten sie ihm vor die Augen und ließen sie in ihren wunderschönen Farben flimmern und glitzern und boten ihm all die reichen Herrlichkeiten an, wenn er ihnen dafür die Jungfrau geben wolle. Er aber ließ sich von all dem Glanz nicht blenden; er sprach: nein! die Jungfrau geb ich nicht; und hielt sie bei der Hand und ließ sie nicht los, so daß die Männlein abzogen, wie die Schweine verschwunden waren. Kömmt da aber ganz zu letzt so ein kleines altes Männlein mit einer Violine zuwegen, und das Männlein fängt mit seiner Violine flink zu spielen an, und spielt so sackerisch, daß man dazu hüpfen mußte, und daß man nichts lieblicheres und schöneres und lustigeres hören konnte; ja es war nicht zu sagen, wie wacker es spielte. Nun war aber der Hirte selbst ein Liebhaber von der Violine, und wie er den Ton hörte, da vergaß er alles Andere und dachte nur: er wollte die Jungfrau gern für die Violine hergeben. Wie er das aber so dachte, da that es auf einmal einen furchtbaren Krach: Alles stürzte „zsammen“, und Gold und Edelsteine und Violine und Spielmann, Alles war in einem Augenblicke hin und verschwunden,

und er stand außerhalb des Berges, wo er gebetet hatte; aber neben sich hörte er ein Jammern und ein Klagen und eine Stimme, die seufzend ihm rief: „Ach! nun muß ich noch ferner hier bleiben, und bin nicht eher wieder zu erlösen, bis das kleine Bäumlein dort zu einem großen Baume geworden, und ein Anderer kömmt, der die Bedingungen besser erfüllt."

So erzählte mir der hinkende Seppi aus dem Zeller Wirthshause diese Geschichte von dem Senner der Marbacher Alm, der die Lust der Augen überwunden, den aber die Begierlichkeit der Ohren zu Falle gebracht; und da ich ihn fragte: wann sich denn das seltsame Begegniß zugetragen, sprach er: „das mögen nun so ein fünfundzwanzig oder dreißig Jahre her seyn." — Ich fragte weiter: wie der Hirt heiße und wo er wohne, und ob ich mich bei ihm selbst darüber erkundigen könnte. „Nein", sprach er, „er ist bald darnach gestorben und einen Sohn hat er auch nicht hinterlassen, der darüber weitere Auskunft geben könnte, denn er war ledig; aber eine wahre Geschichte ist's."

So hat mich der Seppi versichert. Nun weiß ich zwar nicht, was das Spruchcollegium in Würzburg für ein Urtheil über diese seine „wahre Geschichte" fällen würde; aber das weiß ich, daß es auf, über und unter der Erde gar mancherlei gibt, von dem unsere Gelehrten ohngefähr eben so viel wissen, als die Kälber mit ihren blöden, stieren Augen von den Wundern des gestirnten Himmels.

Ehe ich den Seppi weiter erzählen lasse, muß ich noch ein anderes seltsames Abentheuer anführen, das zwar ganz grob und einfältig lautet, aber doch auch einen guten Sinn hat, und das sich wohl Mancher merken könnte, der, ohne es zu wissen, in demselben Falle ist, und seinen selbstgemachten Heinzelmann füttert und anbetet, und darüber seines Schöpfers und Herrn vergißt. Ich meine die Sage von der „Schindhütten" in der Stilluppe, die im Zillerthale jedes Kind kennt, wenn man ihm nur die Verse sagt:

Den Ersten find i,
Den Andern schind i.

Ein Bauer aus Fügen und Andere erzählten mir also davon: „Vor alten Zeiten war das Schneegebirg, wo man es jetzt Schinderalm nennt, eine schöne, lustige, grüne Alm. Dort hüteten ihrer Drei, zwei Melker und ein Kühbub. Die Melker waren gar böse, frevelhafte, gottlose Menschen; die führten da oben ein ausgelassenes Leben in Saus und Lust, und schnitzten sich in ihrer Bosheit einen Götzen, einen Holzebock, in Gestalt eines kleinen Männels, und banden ihm einen Zopf von Stroh an. Und wenn sie aßen, dann warfen sie, statt zu beten, dem Heinzel, dem Holzebock mit seinem Strohzopf, auch etwas von ihrem Käse, der Gottesgabe, zu, und sagten: „„so friß, da hast du auch was!““ Und das hölzerne Männel, der Götze, glotzte mit den Augen sie an, sperrte den Mund auf, und fraß, was sie ihm darboten. Für einen Glaubensartikel geb ich's zwar nicht, und es kann Jeder davon denken, was er mag, aber es war der Teufel. Das war nun gut, und ging eine Weile so fort. Da kömmt zu ihnen eines Tages ein steinalter, eisgrauer Mann, und warnt sie, sie sollten um Gottes Willen endlich von dem Frevel lassen, es werde ein böses Ende nehmen. Sie lachten aber über seine Warnung, und gaben ihm in ihrem sündhaften Uebermuth zur Antwort: sie hätten ja Dings vollauf, und der Lump da, der Holzebock, müsse auch was haben; nur der Kühbub, der junge, der noch nicht so böse war, schwieg nachdenklich zu ihrer gottlosen Rede, und wollte keinen Theil haben. Der Alte kam zum zweitenmal und warnte die Melker wieder, abzulassen von ihrem Teufelsdienst, der Böse, der Holzebock, werde seine Diener holen; aber wieder vergeblich. Der Abend kömmt; es wird Nacht; und still wird's in den Bergen, und still in der Hütte; der Heinzel aber sitzt mit seinen glotzenden Augen auf dem Tisch und frißt; da, wie sie ihn beim rothen Feuerschein so anschauen, wird den Melkern vor ihm bange; ein Grauen erfaßt sie vor

der unheimlichen Gestalt; voll Entsetzen ergreifen sie ihn und werfen ihn zur Hütte hinaus. Nun aber fallen ihnen die Worte des Alten schwer auf die Seele, und es erfaßt sie eine große Angst, der Holzebock werde kommen und sich an ihnen rächen. Keiner will sich der Hüttenthüre zunächst legen. Der Schuldloseste, der Kühbub, der sich am wenigsten fürchtete, legte sich darum vorn hin; der Gottloseste aber in die Mitte und hinter ihn der Dritte. Da kam um Mitternacht der Böse daher gefahren; sie hörten ihn schon von Weitem; er trat in die Hütte mit feurigen Augen, und sprach in drohendem Tone:

Den Ersten find i,
Den Andern schind i,
Den Dritten wirf i über's Hüttendach aus.

Und wie er gesprochen, also geschah es auch: die Hütte stürzte zusammen, die Alm verwandelte sich in einen Eisberg, und nur der Eine entrann dem Verderben; die Melker aber kamen elendiglich um!

Der Seppi erzählte weiter: „Da ging einmal ein Bauer von Fügen, einige seiner Schaafe zu suchen, die sich in den Bergen verloren hatten. Er ging lange und weit umher, konnte aber nichts finden. Die Zunge klebte ihm vor Durst am Hals, und er sah sich überall nach einer Quelle oder einem Brünnlein um; wo er aber hinsah, war die Erde allum dürr und trocken und nirgends ein Tropfen Wasser, oder eine Feuchtigkeit zu verspüren. Da schnitt er sich Entienwurzeln aus der Wiese heraus, um sie zu kauen. Wie er aber so in die Erde bohrte, kam er auf etwas Hartes; es war eine Steinplatte und dabei fand er ein Crucifix, und rings um das Crucifix lagen Steine, in denen etwas, so groß wie ein Nagelskopf, sonderbar glänzte und blinkte. Nun schnitt der Fügener aus mehreren von den Steinen das Glänzende heraus und steckte es in seinen Beutel. Einige Steine aber stellte er aufrecht im Kreise bei Seite, um den Ort einmal wieder zu finden. Dann nahm er das Crucifix und ging nach Hause.“

„Als er am andern Tage im Wirthshaus seine Zeche zahlen wollte, war da einer vom Bergwerk, der sah die Küchelchen in seinem Beutel und fragte ihn, wo er die her habe, nahm sie in die Hand, betrachtete sie sich aufmerksam und sprach: „„Das ist ja gediegenes Gold.““ Spricht der Bauer: „„Wenn das wahr ist, dann bin ich reich, vielleicht gar ein Millionär; denn ich weiß einen Ort, wo es solche Steine zu Tausenden gibt.““ — Also gingen sie mit einander, der Fügener und der Bergknappe, am andern Tage hin, und fanden auch richtig die aufgestellten Steine. Aber von etwas Glänzendem, von Goldküchelchen war nirgend etwas zu finden; worüber der Bauer sich wunderte und bei sich dachte: hätte ich nur das Crucifix, das vielleicht ein frommer Mensch dort in der Einsamkeit zum Trost der armen Seelen und zur Ehre Gottes hingestellt, nicht mitgenommen, dann wäre der Schatz vielleicht nicht unsichtbar geworden. Die Geschichte aber ist wahr; mein Vater hat oft die goldenen Küchelchen des Bauern gesehen, und der Mann bekam für eines, ich weiß nicht mehr wie viele Dukaten.“ So sprach der Seppi.

Dieser und ähnlicher Geschichten gehen hunderte im Munde des Volkes im Tirol um, das einst einen so reichen Bergsegen besaß, und in dessen Bergen viele tausende von Knappen beschäftigt waren. Und noch heute träumt und sinnt gar Mancher in schlafloser Nacht, wie den verborgenen Erzen doch nur beizukommen wäre; er meinte den Schatz schon in Händen zu haben: da that es einen Krach! — und ach! auf einmal war wieder Alles versunken und verschwunden!

Es ist in der That etwas Eigenes um das Leben eines solchen Hirten in der starrenden Einsamkeit, in der schweigenden Wildniß der abgeschiedenen Bergwelt. Ist hier in der geräuschlosen Stille Gott dem Geiste des Menschen gleichsam näher, so ist es auch der Teufel mit seinen Begierlichkeiten und seinen Blendwerken. Gar Mancher, der hier Tag für Tag, sich selbst und seinen grübelnden Gedanken überlassen, die harten, starren Felswände anschaute, die ihr geheimnißvol-

les, vielleicht gar so reiches Innere so fest verschlossen halten, wurde von der Begierde nach ihren verborgenen Schätzen entflammt, daß es ihn nun nicht mehr ruhen ließ, und er alle guten und alle bösen Geister um ihren Beistand anrief, und von dem an nur nach den edlen Erzen und den Kleinodien der Zwerge bis zum letzten Athemzuge mit fieberhafter Hand, Tag und Nacht, „kratzte und scharrte."

Gar häufig ist daher der Hang nach Schatzbeschwörerei und Schatzgräberei gerade in den Berggegenden zu Hause, und wehe der unglücklichen Familie, deren Vater in den „Bergspiegel" geschaut und mit seinen verblendeten Augen die Gier nach Gold — auri sacra fames — in sich hineingetrunken!

Die Sonne des Frühlings scheint vom blauen lichterfüllten Himmel auf die duftenden Wiesen so hell hernieder; das goldene Kreuz der Dorfkirche glänzt; die Vögel singen so lieblich aus den frischgrünen Zweigen; eine kühle belebende Morgenluft kräuselt spielend die Wellen des durchsichtig hellen Sees und siehe! dort geht der unglückliche Schatzgräber durch die lachende Frühlingsau. Seine Augen, von unersättlicher Gier und immer täuschenden Hoffnungen verzehrt, blicken unsicher, scheu, zerstört, gespensterhaft und wild umher! Seine Farbe ist fahl wie die Erde! Seine Wangen eingefallen, seine Züge gespannt und abgehärmt! Der arbeitmüde Körper schleppt sich schwankenden Schrittes nur mühsam; er meidet das Dorf; er schleicht sich auf einem Umweg vorüber; händeringend folgt ihm das bleiche abgehärmte Weib ihr jüngstes Kind auf dem Arm; sie will ihn zurückhalten; er stößt sie von sich; die Kinder und das Weib kehren weinend in die arme, einst so saubere, so wohlhabende Hütte zurück, wo nun Elend, Schmutz und Verkommenheit herrschen. Er geht mit Schaufel, Hammer und Brecheisen und dem zerrissenen Brodsack, so schnell er kann, an dem alten Crucifix vorüber, ohne es mit dem Hut zu grüßen; er sieht es nicht einmal, er denkt ja nur an seine Schätze in der Tiefe; die Glocken rufen zur Kirche, er hört sie vor den klingenden Metallen nicht; so eilt er schwankend und wankend in den

Wald, in die wüste Einsamkeit; am Ziele angelangt, sieht er sich vorsichtig nach allen Seiten um, mißtrauisch lauschend, wenn eine Amsel durch die dürren Blätter raschelt; daß ja Niemand den Eingang zu seiner Schatzgrube entdecken möge! Dort verschwindet er, um fort zu arbeiten wie ein Verdammter an dem hoffnungslosen, seit Jahren begonnenen Werke, während daheim Weib und Kind hungerbleich ihres Elendes kein Ende sehen, und in schlaflosen Nächten vergeblich seiner Heimkehr harren!

So ist es gar Manchem ergangen; und das sind auch „wahre Geschichten", die wohl kein Spruchcollegium in Zweifel ziehen wird. Eine solche hat, — nicht der Seppi im Zillerthal, — sondern eine Stadtdame in München jüngst erzählt, wie sie sich unweit des Zillerthales, am Saum unseres bayerischen Gebirges, an dem Kochelsee begeben, an dessen Ufern die uralten Klöster Benediktbeuern und das Chorherrnstift Schlechdorf stehen. Die gute Tante Amalie, die bereits drei Generationen auf ihren pflegmütterlichen Armen getragen und heranwachsen gesehen, hat sie nicht nur erzählt, sondern auch selbst mit erlebt. Und wie er in ihrem Gedächtniß noch immer in jugendlicher Frische lebt, so soll er hier folgen:

Der Schatzgräber am Kochelsee.

„Es war etwas Ungewöhnliches, daß wir einmal, und zwar im Kriegsjahre 1813, schon im Monat Mai nach unserm geliebten Schlechdorf am Kochelsee zogen, wo unsere Familie sonst regelmäßig alle Jahre die Herbstmonate heiter und glücklich zuzubringen pflegte. Und noch jetzt ziehen die Enkel und Urenkel dahin, wo damals die Großeltern und ich, die Großtante, so vergnügt waren; und wo ich Zeuge nachstehender Begebenheit wurde, die mich damals tief bewegte und deren Andenken für mein Alter so werthvoll und tröstend ist."

„Wir bewohnen dort an dem schönen See hergebrachter Weise das geräumige ehemalige Kloster, was jetzt ganz leer steht. Der Hauptschmuck des Gebäudes, eine stattliche schöne

Kirche mit einer ausgezeichneten Orgel ist noch in gutem Stande und erfreut jeden Fremden, der da betet. Sonst sind die weiten Räume leer und verödet. Aber gerade das Frühjahr und sein erstes Grün ist am Kochelsee so schön und lieblich. Die Vegetation erscheint ja hier oft früher, da der See rings von Bergen eingeschlossen und gegen rauhe Winde geschützt ist."

„An so einem schönen Maitage also, der den Menschen mit Macht unwiderstehlich hinaus ins Freie lockt, machten wir eine Spazierfahrt ins Raut. So heißen nämlich einige Häuser in einem schönen grünen Bergwinkel am Fuß der Rasen — wie sie den Berg nennen — unweit des Seeufers."

„Eine kurze Strecke davon entfernt steht eine einzelne Bauernhütte, die damals sehr ärmlich und vernachläßigt aussah. Als ich in die Stube trat, wie von meinem Schutzgeist hingeführt, sah ich die große Armuth und Verkommenheit: 7 halbnackte Kinder bewegten sich ärmlich und erbärmlich in der Stube und die Mutter sah nicht weniger verkümmert aus. Hier, dachte ich, ist das Elend groß, und thut die Hülfe noth; den Kindern will ich gleich Hemdchen und Röckchen machen. „„Aber Mutter,"" sagte ich, „„warum laßt denn deine Kinder gar so elend verschlampen? ich will ihnen was zurecht machen von Kleidern."" — „„A was,"" antwortete das Weib ruhig und sicher, „„laßt's es nur, die kriegen schon e mal Hemden."" — Ich war hierüber nicht wenig erstaunt und bot ihr wieder meine Hülfe an; aber das Weib hielt sich immer dran: sie bekämen schon amal a schöners Gewand. Dieß fiel mir sonderbar auf, und ich fragte weiter: „„wo is denn aber der Mann?"" — Sie wollte anfänglich durchaus nicht mit der Sprache heraus; da ich aber nicht abließ, so vertraute sie mir endlich an, daß ihr Mann schon sieben Jahre im Berg unter der Erde gräbt, wo er ganz sicher Gold finden wird. „„Schauens,"" sagte sie und zeigte mir eine Menge großer Steine, die oben um das Ehbett lagen, „„'s geht schon ganz gelflet (gelblich) her. Wissens mir bhaltens Gold net alloan, mir thoaln schon mit 'n König; aber lang gehts nimmer her, denn 's kömmt schon

ganz gelflet. Alle Samstag kimmt er und holt si in Sack a Mehl und a Schmalz; nacher bleibt er wieder die ganze Wochen im Berg drinn, wo er sei Pfanne hat und si was kocht.'''' Mir schien gleich diese Geschichte der armen Frau sehr bedenklich, und voll Mißtrauen nahm ich so ein paar ihrer „gelfleten'' Sandsteine und trug sie hinaus, wo mein Bruder und der alte bergkundige Herr von Moll waren. Er sagte gleich auf den ersten Blick: wo diese Steine gefunden wurden, kommt man nie auf eine Goldader. Dieß war mir nun ein fürchterlicher Gedanke, der armen Leute wegen. Sie waren schon ins größte Elend gekommen; lebten nur von Almosen und vom Borgen, was sie Alles mit dem künftigen Gold bezahlen wollten."

„Von nun an war mein steter Gedanke Tag und Nacht, wie diesen Menschen geholfen werden könnte. Ich redete mit meinem Bruder darüber, aber dieser sagte: Wie kannst du diesen Leuten helfen? Du mußt alle Schulden bezahlen, die der Mann gemacht, weil er seit sieben Jahren nichts verdient hat; mußt dann seine Familie kleiden und mußt ihm Arbeit verschaffen."

„Dieß war freilich etwas Schweres für mich, was auch mir anfangs unausführbar schien; aber ich glaubte einmal bestimmt zu seyn, die Retterin der Unglücklichen zu werden und dieser Gedanke war meiner Seele so lieb, daß sie sich nicht mehr davon trennen wollte. Und wie ich fest glaube, der liebe Gott bietet uns solche Gelegenheiten, uns tüchtig für die Menschen und den Himmel zu machen, gar oft als kostbare Geschenke an, aber weil sie meistens mit Mühen und Opfern verbunden sind, wollen wir sie lieber nicht verdienen und überlassen sie Andern, ohne zu wissen, welche Schätze wir aus der Hand geben. Gilt es aber einen kleinen irdischen Gewinn, dann sparen wir Tag und Nacht keine Mühe und verschmähen es nicht, unsern Rücken recht tief vor unwürdigen Menschen zu beugen."

„Wir fuhren also an einem Samstag wieder hin, um den

Mann zu sehen. Dieser kam mit einem leeren Sack über der Schulter, um denselben für die künftige Woche zu füllen und sein Weib und die Kinder einmal wieder zu seh'n. Sein Kopf war mager und eingefallen wie ein Crucifixbild, ein langer grauer Bart hing vom Kinn herab. Er war still, des Redens und des menschlichen Umganges entwöhnt; auf seinem Gesicht drückten sich schwere Sorgen aus und man erkannte bald, daß er wenig Hoffnung auf den künftigen Reichthum hatte. Auch er wollte nicht gleich mit der Sprache heraus, doch endlich erzählte er uns seine Geschichte."

„Ein Bauer von Haidhausen hier, Namens Schwarz, ließ ihn vor sieben Jahren in einen Erdspiegel sehen, wo er die Gegend, sein Haus und sein Weib zu sehen glaubte. Darin zeigte ihm der Betrüger — der sich ohne Zweifel für seine Zauberlaterne gut bezahlen ließ — den Berg, wo er, wenn er zehn Klafter tief gegraben hätte, sicher Gold finden würde. Der arme Ranter glaubte wirklich daran; ging nach Haus, wo ihm die anderen Bauern das Werkzeug verschafften, und fing das unglückliche Werk an, was ihn nicht allein an den Bettelstab brachte, sondern auch so in Schulden stürzte, daß er in seinem Elend sagte: „„obwohl mein Vertrauen nimmer gar groß ist, jetzt muß ich doch einmal fortarbeiten, fünf Klafter tief bin ich schon, die zehn muß ich erreichen. Was wäre ich sonst in Schande! wer würde mir noch leihen und womit soll ich meine Schulden bezahlen?"" — Nur die Verzweiflung stählte noch seinen Muth, die trostlose Arbeit fortzusetzen, während das Weib sich schon als reiche Frau auf dem Kanapee sitzen sah. Diesen Jammer konnte ich nicht ertragen; wir verließen also den Ort, und der Mann ging mit seinem gefüllten Bettelsack wieder in den Berg."

„Als wir darauf in die Stadt kamen, setzte ich eine Collekte auf. Eines Abends war der alte geheime Rath von Schilcher bei uns und der war der erste, dem ich die Sache vortrug. „„Nun,"" sagte er, „„so will ich auch den Grundstein legen, und warf in meine Sparbüchse einen Doppellouisd'or.

Meine Freude war unbeschreiblich und mein Muth jetzt noch einmal so groß. Ich hatte gute Freunde bei Hof und hier unter den Reichen — natürlich aber mußte ich immer Stillschweigen bedingen, denn sonst wäre der unglückliche Mann noch obenein gerichtlich belangt und hart gestraft worden. — Der König Max I. selbst, Gott tröste ihn, schenkte mir 100 Gulden; aber auch von Unbekannten, vom Militär und von allen Seiten kamen mir Beiträge, kleine und große zu, so daß ich in acht Tagen schon 300 fl. beisammen hatte."

„Nun ließ mein Bruder den Rauter zu sich bescheiden. Es war Abend und wir ließen zwei Lichter auf den Tisch setzen. Ich war versteckt hinter dem Vorhang, in einem der tiefen Fensterbögen. Mein Bruder redete dem geschlagenen Mann eindringlich zu: „Ihr müßt", sprach er, „mich jetzt als euern weltlichen Beichtvater ansehen, und mir getreulich Alles auf's genaueste angeben, was ihr schuldig seid; nur dann kann ich sehen, wie und ob euch zu helfen ist." Der Mann fing nun eine Litanei an: „25 fl. dem Leineweber, der mir für Weib und Kinder Leinen vorgestreckt; dem Wirth 50 fl. . . . . . . dann muß i noch an Bruder nausheirathen, dem muß i 75 fl. Heirathsgut nauszahln; aber mein, er is schon a alts Load, er heirath nimmer." — Und so ging es eine Weile fort; es kam eine Summe nach der andern, daß mir alle Hoffnung schwand mit meinen 400 Gulden, die ich beisammen hatte, da helfen zu können. Mein Bruder aber, der weiter dachte und sich einen bestimmten Plan machte, ließ sich nicht abschrecken und sagte, nachdem der Mann fertig war: „Nun, verliert den Muth nicht, es haben sich gute Menschen gefunden, die euch helfen möchten und vielleicht auch ganz helfen können." Der Rauter, der indessen hartnäckig darauf bestand, noch sein verzweifeltes Graben fortzusetzen, mußte nun vor Allem das Versprechen geben, daß wenn er bis zum August nicht mehr Aussicht auf Gold haben werde, er den Spaten nicht mehr anrühren wolle. Dann sagte mein Bruder: wißt Ihr auch, wer sich eurer so angenommen hat? dort im Fenster steht eure

Wohlthäterin. Als der arme Mann nach Schauen und Suchen mich hinter dem Vorhang in der Dunkelheit meines Versteckes entdeckte, warf er sich in seiner Freude vor mir auf die Kniee und überhäufte mich mit Dank und Händeküssen und Vergeltsgott; ich war aber selbst so selig und über seine Dankbarkeit so gerührt, daß ich den Mann vor lauter Freude umarmte.

Den Sonntag darauf verkündete der Pfarrer nach dem Hochamte, daß, wer auf den Rauter Bauer eine Schuldforderung zu machen habe, der möge sich nächsten Sonntag nach dem Gottesdienste im Kloster bei der Herrnfamilie einfinden.

Der nächste Sonntag kam. Mein Bruder setzte sich an den Tisch und ließ die Bauern, Einen nach dem Andern, jeden allein, zu sich hereinkommen. Dann legte er Jedem einzeln die Sache und das Unglück des Rauter an's Herz, daß er betrogen worden und ein verlorner Mann sei, und daß er und die Seinen noch Hungers sterben müßten, da an der Stelle, wo er die sieben Jahre gegraben, in alle Ewigkeit nach dem Ausspruche der Sachverständigen sich kein Gold finden werde. Es hätten sich nun wohlthätige, barmherzige Menschen gefunden, die ihm gern um Gotteswillen helfen wollten; aber wenn sie nicht auch so christlich dächten, so könne nichts daraus werden. Da sagte der Eine: „Ich hab 25 fl. zu fordern, will aber von dem armen Häuter net mehr als 18 fl.; ein Anderer: i hätt 30 fl. zu fordern, aber i bin mit 20 fl. zufrieden, i will a net schuld sei, daß ihm net g'holfen werden kann." So erließ Jeder einen Theil seiner Forderung, daß die Schulden immer minder wurden und meine Summe immer weiter reichte. Dann gab ihnen mein Bruder noch einen tröstenden Zuspruch mit auf den Weg: wie viel Segen ihnen die erlassene Summe bringen würde, und so gingen denn Alle recht zufrieden wieder heim.

Der August kam, ohne daß sich die „gelfleten" Steine in Gold verwandelten. Da endlich legte der Rauter, wie er versprochen, Hammer und Spaten nieder und kehrte aus seinem

dunkeln Loch in den Kreis seiner Familie zurück, um sich von seinem mühseligen Werke auszuruhen. Er fand die Seinen immer noch in großer Armuth. Wir zahlten nun die Gläubiger, und Gottes Segen war so auf dem Gelde, daß wir noch auf sein Haus ein neues Dach machten, den verflechten Brunnen herrichten ließen und Alles wieder in guten, wohnlichen Stand stellen konnten. Ja es reichte noch hin, daß ich der Frau ein Jahr lang alle Monat 5 Gulden in die Haushaltung geben konnte, bis sie sich ein wenig erholten. Auch der Wirth von Schlechdorf gab dem Manne bis zu seinem Tode täglich 42 Kreuzer, wofür er Holz hauen mußte.

Das Weib konnte nach dem langen Elend das Glück nicht fassen, sie starb, bald halb geistesverwirrt. Der Mann heirathete aber noch einmal, und jetzt sind seine Kinder, Gott Lob und Dank! ganz wohlhäbige Bauersleute, die sich statt der Goldgräberei redlich von ihrer Bauernarbeit ernähren. Sein Sohn ist Hirt und erbte das Häuschen. Wenn aber Jemand von uns zum Rauter kommt, so wird er mit Freuden und Dank empfangen, und der junge Rauter erzählt gern die Geschichte seines Vaters, „der hat Gold finden wollen."

Als wir aber einmal zu seinem Verführer in Haidhausen gingen und ihn zu Rede stellten, sagte er: „Warum ist der Lali hingegangen und hat nachgraben, hätt' er si nit denken können, daß wenn da Gold z'finden wär, daß i schon lang vor ihm darnach g'sucht hätt'!"

Das ist die Geschichte des Schatzgräbers am Kochelsee, der seinen Blick in den Bergspiegel mit sieben Jahren fruchtloser Arbeit büßen mußte, und aus einem Goldgräber wieder ein Holzhacker wurde.

Allein auch dort, wo er nicht, wie hier, von einem betrogenen, unwissenden Menschen betrieben wird, ist der Dienst der edlen Metalle, der Bergbau, ein harter Beruf. Welchen Mühen und Gefahren ist der arme Bergmann nicht ausgesetzt!

Vom Lichte der Sonne und der Sterne geschieden, in seinem feuchten, dunkelen, tiefen Schachte, bei seiner trüben Lampe, jeden Augenblick von bösen, entzündbaren Luftarten, von wilden Wassern, von einstürzenden Erdschichten und Gesteinen bedroht, so arbeitet er in gebückter Stellung mühselig sein Leben fort, nicht selten auf dem Rücken liegend, fern von Weib und Kind, die er kaum einmal in der Woche sieht, und dann weiß er nicht, ob die edle Ader nicht vielleicht morgen plötzlich aufhört, und damit sein saurer Verdienst auf einmal ein Ende hat; da bedarf es wohl eines genügsamen, gottvertrauenden Sinnes, um mit Kraft den Hammer gegen das harte, taube Gestein zu führen. Daher die armen Knappen, die jenseits des Brenners, hinter Sterzing, in dem einst so blühenden, nun so armen Schneeberg arbeiten, stille, gutmüthige, in sich gekehrte, religiöse Leute sagen: „Unsere Heimath ist oben im Himmel und unter der Erde, nur nicht auf dieser Welt."

Aber nicht nur die Bergknappen da unten im finsteren Schooß der Erde, auch der Hirte oben auf den grünen, lichten, luftigen Höhen der Eisgebirge, in der wilden Bergwelt, ist tausend Gefahren ausgesetzt, von denen der Bewohner der Ebene nichts weiß. In seiner Einsamkeit und Verlassenheit, in stetem Kampfe mit den übermächtigen Naturgeistern, tritt die Flüchtigkeit und Nichtigkeit des Lebens nur zu oft vor seine Augen, da lehrt ihn die Noth beten und alle seine Hoffnung auf Gott setzen. Und so ist es sein heiliger Glaube, der ihn mit festem, heiteren Lebensmuthe erfüllt, daß er seine schwere Bürde unverdrossen den steilsten, höchsten Felsenpfad hinanträgt, und oben auf der schwindelnden Felsenzinke mit heller, weit hin schallender Stimme in die Tiefe hinausjodelt. Und nahen die Feinde seinen Bergen; flammen die Kreidefeuer auf den einsamen Gipfeln; rufen die Sturmglocken von Thal zu Thal: dann zieht er mit dem gleichen frohen, gottvertrauenden, todtverachtenden Sinne jubelnd in den Kampf; dann knallt es rings von den Höhen und in allen Pässen und Klausen,



und fernhin treffen seine Kugeln ihr sicheres Ziel. Und hat er sie heldenmüthig hinausgeworfen die Eindringlinge, dann setzt er ihnen, Gott dankend, ein Mal, wie das an der Kapelle im Eisackthal unter Sterzing gen Brixen zu, wo 1797 Joubert geworfen wurde: das Bild der heiligen Jungfrau, wie sie den bedrängten Ihrigen zu Hülfe eilt und die Feinde zurückschreckt, mit der Aufschrift:

„Bis dahin und nicht weiter,
Kamen die feindlichen Reiter.“

Und dieser fromme, gläubige Sinn, der über die Güter und Schätze der Erde hinaus das Auge der Ewigkeit zukehrt und heiter durch das Leben und heiter in den Tod geht, er hat in entscheidenden Tagen nicht nur die Männer der Berge, sondern auch die Frauen und Jungfrauen im Pulverdampf, im Kugelregen, im Gewühl der Schlacht mit fröhlichem Heldenmuth erfüllt. So bewahrt die Geschichte noch immer das Andenken des tapferen Mädchens von Spinges eben aus jenem Jahre 1797; da Joubert mit seinen dreißig tausend Mann sich eine Gasse in's Herz von Tirol hauen wollte, da, als der heißeste Kampf auf dem Friedhof von Spinges wüthete, stand das Mädchen fechtend unter den Bauern und verschwand, keinen Ruhm suchend, namenlos nach dem Sieg. Und sie war nicht die Einzige: auch die Mädchen und Frauen der Latzfonser und Velthurnser stellten sich in weißlodenen Mänteln den Hereindringenden entgegen, und warfen mit den Männern die Franzosen Sturm auf Sturm zurück. Und so lebt auch noch die tapfere Mundschenkin in heiterem Andenken im Liede fort:

„Auf dem Kopf' ein blankes Fäßchen,
In der Hand ein volles Gläschen,
Schreitet die Tirolerin
Durch der Kämpfer Reihen hin.

Sieht sie einen, der ermattet,
Einen Rückschritt sich gestattet,
Reicht sie ihm den Rebensaft,
Neuen Muth und neue Kraft.

Wohl gewahret sie mit Grausen,
Wie der Feinde Kugeln sausen,

Und wie mancher Freund schon ruht
Todt und kalt in seinem Blut.

Doch sie hält mit Fleiß sich heiter,
Heiter mahnend auch die Streiter:
„Vorwärts, Brüderln! haltet Schrit!
Fürchtet die Dampfnudeln nit!“

Ruft's! da fährt der Kugeln eine
In und durch das Faß, das kleine —
Daß der Wein sich d'raus ergießt,
Ihr auf Brust und Nacken fließt.

Und sie nimmt das Faß vom Kopfe;
Daß sie beide Löcher stopfe,
Dazu hat sie Rath im Nu:
Jede Hand hält eines zu.

„Brüder!“ ruft sie jetzt gar munter:
„Haltet frisch das Gläsel unter!
Besser noch: vor jedem Spund
Halte einer seinen Mund!“

„Macht! i habe nur zwei Hände;
Bohren mir die Feind' am Ende
Noch ein Löchel in das Faß,
Lauft die Gottesgab' in's Gras.“

Und die jugendkräft'gen, flinken,
Schier verliebten Bursche trinken! —
Feinde nah'n, das Faß ist leer,
Frisch greift jeder zum Gewehr.

So möge ihnen denn Gott ihren besten Schatz, ihren alten katholischen Glauben bewahren, und Alles, was ihm entspringt: die fromme, von den Vätern ererbte Sitte, den fröhlichen Heldensinn, die alte Treue und Redlichkeit, den Fleiß und die Genügsamkeit, das wünsche ich Allen Dießseits und Jenseits der „Granitz“ — und wenn dann, was nicht ausbleiben kann, mit Gottes Beistand, dem Holzbock und allen Diplomatenkünsten der nordischen Schatzgräberei zum Trotz, endlich die wurzel- und laublosen giftigen Bäume auf den Gränzen, die Schlagbäume meine ich, verdientermaßen fallen, und Handel und Wandel zwischen den Bruderländern, wie es längst hätte geschehen sollen, frei wird: dann wollen wir, Tiroler und Bayern, daraus ein hohes Freudenfeuer anzünden, der deutschen Einigkeit zu Ehren, und dann lassen wir uns, statt Marseillaise und Heckerlied, den Radetzky-Marsch spielen, und bringen bei süßem Tirolerwein und bayerischem Waizenbrod dem Kaiser drüben und dem König hüben ein fröhliches Hoch aus, und lassen das alte heilige Reich leben, — dem Holzebock aber, dem leidigen Zwietrachtsteufel und seiner verdammten Schatzgraberei geben wir das

„Consilium abigundi.“

XXXIII.

Die fortschreitende Entchristlichung der Völker und die Kirche.

I.

Es war eine Zeit, in der die falsche und widerchristliche Aufklärung nur in den höheren Kreisen der Gesellschaft und unter den gebildeteren Ständen verbreitet war, während man immerhin dem gemeinen Mann seine Religion als ein nothwendiges Zuchtmittel belassen zu müssen glaubte. Die Weisheit war damals nicht für die Menge, für den Pöbel, sondern allein für die elegante Welt, für die Elite der Menschheit; nicht durfte die arbeitende Klasse an ihr Theil nehmen, sondern die auserlesenen Glückskinder, die der Arbeit nicht bedurften, sollten sich ihres Alleinbesitzes erfreuen; höchstens fielen dem niederen Volke einige spärliche Brosamen vom Tische der Reichen zu. Die Philosophie und Schöngeisterei des achtzehnten Jahrhunderts hatte ihren behaglichen und genußreichen Wohnsitz in den Salons der Großen; nur die Bevorzugten unter den Sterblichen sollten vorerst in diesen Göttertempel eintreten, von wo eine Weltreligion ihren Ausgang zu nehmen schien. Aber das Große und Herrliche läßt sich nicht einschließen im engen Raum; es will die weite Welt sich erobern, es verlangt die Huldigung der ganzen Erde. Die neue

Göttin der Vernunft hatte nicht im Sinne, die Gottheit einer, wenn auch noch so edlen, doch immer beschränkten Klasse von Menschen zu seyn; es ward ihr zu enge in den weiten Salons; ihr Erbtheil war ja die ganze Menschheit. War ja doch schon durch die große Umwälzung des sechszehnten Jahrhunderts das hohe geistige Gut freier Schriftforschung errungen für Jedermann, war ja doch von den gefeierten Bannerträgern der Neuzeit das Princip der individuellen Freiheit anerkannt und vertheidigt; was sollte da der Macht der einmal entfesselten Ideen noch Schranken setzen? Die geläuterte Religiosität, die eben darin bestand, keine Religion zu haben, mußte naturgemäß sich bald aus allen Klassen von Menschen Proselyten erwerben, und allmählig durchdringen bis zu den untersten Schichten der Gesellschaft. Was die Koryphäen der Literatur in ihren Kunstgärten sorgsam angepflanzt, mußte in gereifter Frucht Allen dargeboten, mußte in Prosa und Poesie zugänglich und mundgerecht gemacht werden für jede Bildungsstufe, wie es ja die Meister der Schule von jeher beabsichtigt; was die leuchtenden Fixsterne am philosophischen Himmel im vollen Strahlenglanze verkündet, das verbreiteten untergeordnete Planeten mit ihren Trabanten im ganzen Bereiche ihres solaren Systems, gaben das Licht, das sie empfangen, bald stärker wieder, bald schwächer, je nachdem es die Sphäre bedurfte, die sie zu erhellen die Macht und den Beruf in sich fühlten. So ward der „Religion der Vornehmen" allgemach eine größere Ausdehnung zu Theil und ihre Allherrschaft angebahnt, sie selber zum Gemeingut des ganzen Geschlechtes erhoben. Die Noblesse sollte eine Religion haben mit dem Pöbel; „Freiheit, Wohlstand, Bildung für Alle", das war die Devise der neuen Aera. Jetzt muß das niedere Volk vor Allem der Finsterniß entrissen, dem Lichte und der Aufklärung gewonnen werden; dringend fordert das die Zeit (denn mit der Zeit hat die Politik sich geändert); Befreiung vom Aberglauben ist unabweisbares Bedürfniß; Aufklärung der Massen — das ist der große Ruf der Gegenwart. Weg mit dem Christenthum!

kreuzigt die Religion des Kreuzes; dann ersteht der neue, der wahre Messias, dann erblüht der Völker Heil! War der Inhalt der Pandorabüchse einmal geleert, so war es vergebens, ihn wieder mit verbrauchten Zauberformeln in das frühere Behältniß bannen und einschließen zu wollen, und mit eiserner Nothwendigkeit eilte das System, welches sich die Aufgabe gestellt, das christliche Abendland zu „dekapuziniren", immer größeren Siegen entgegen. Der Geist der Entchristlichung veränderte bald seine frühere zweideutige Stellung, immer deutlicher hervortretend; sein Reich ward intensiv und extensiv mächtiger und furchtbarer. Jetzt geht sein offener Krieg auf Destruction alles Christlichen in allen Kreisen, namentlich in den untersten Schichten der Gesellschaft, in deren Hand vorzugsweise die Loose der Zukunft gelegt werden sollen.

Daß der moderne Staat als solcher nicht mehr christlich ist, das hat sich deutlich genug gezeigt. In dem Maße aber, in dem er nicht mehr christlich ist, was er einst gewesen und noch seyn sollte, in eben dem ist er antichristlich; das Göttliche sieht schon jede Gleichgültigkeit gegen sich in dem, der es erkennen könnte, als eine Verwerfung an; ein Abbrechen der geheiligten Bande mit ihm, ist ihm wenig Anderes, als ein offener Fehdebrief, und volle Geltung hat hier das Wort: Wer nicht für mich, der ist wider mich. Hat auch den Staat seine Todfeindin, die Revolution, in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen successive erst zur Lockerung, dann zur völligen Lostrennung dieser Bande in der Art fortgetrieben, daß ihm selber das klare Bewußtseyn dessen fehlte, wozu er gebracht ward; ist auch die Kirche weit davon entfernt, den jetzigen Lenkern der Staaten die volle Verantwortung des einmal so Gewordenen beizumessen, und den Staat geradezu als ihren Feind zu betrachten, oder ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten: so steht doch als Resultat historischer Entwicklung einmal fest, daß der neuere Staat principiell und thatsächlich von dem innigen Bunde mit dem Christenthum sich losgesagt und

des specifisch Christlichen sich mehr und mehr entäußert hat, wie das in Frankreich am augenfälligsten zur Erscheinung kam, und mehr oder minder ausgeprägt ist, in den nach französischen Mustern zusammengesetzten Verfassungen der anderen Länder. Ist aber nun der Staat kein christlicher mehr, so fragt es sich, ob das Volk eben so wenig christlich sei; ob es bei entchristlichten Staaten noch christliche Völker geben könne; oder ob mit demselben Rechte von den europäischen Völkern gesagt werden könne und müsse, sie hätten aufgehört, christlich zu seyn; und endlich inwieweit das antichristliche Princip bereits als in das Volksleben eingedrungen zu betrachten sei. Diese Fragen verdienen sicher eine genauere Erörterung.

Das vieldeutige Wort „Volk" tönt uns allenthalben entgegen. Man redet unaufhörlich von Volksbeglückung, von Volkswünschen, vom Volkswillen, von Volksrechten, von Volksvertretung, von Volksfreiheit, von Volkssouverainetät u. s. f. bis zur Volksapotheose. Wie man früher gar oft nur von den Rechten des Monarchen sprach, ohne der Pflichten desselben zu gedenken: so spricht man jetzt immer von den Rechten des Volkes und nimmt Umgang von seinen Pflichten; die Despotie bleibt sich immer gleich, ob sie eine monarchische oder polyarchische Gestalt hat, gilt hier gleich. Wenn der altfranzösische Absolutismus seine Tendenz und Gesammtanschauung in der gewichtigen Parole: L'état c'est moi zu erkennen gab: so sagt der heutige Radikalismus nicht minder emphatisch und bezeichnend: Le peuple c'est moi — ein Wort, das in der Schweiz, wie nicht minder in Schleswig-Holstein, seine Kraft bewährt hat; was eben die „Volksfreunde" wollen, wird ohne Weiteres als heiliger und unverletzlicher Wille des Volkes proclamirt. Daß dieses „Volk" nicht das Volk ist, welches der Natur der Sache gemäß mit diesem Namen bezeichnet werden sollte, erleidet keinen Zweifel. Ist das Volk auch nur die concrete Totalität aller Angehörigen eines Staates,

der Inbegriff der Bewohner eines Landes; wird es auch nur im allgemeinsten und oberflächlichsten Sinne als eine bei allen individuellen Verschiedenheiten in sich specifisch gleichartige Masse von Personen und Familien aufgefaßt: so ist doch jener radikale Begriff des Volkes, der sophistisch mit dem wahren combinirt wird, schon darum eine Unwahrheit, weil er nicht eine concrete und lebendige Totalität, nicht eine wahre und vollständige Allgemeinheit, sondern nur eine abstrakte und fingirte Gesammtheit, wie die pantheistische Allheit es ist, nur eine unwahre und relative Allgemeinheit umfaßt und voraussetzt. Die gehören den Radikalen nicht zum Volke, die nicht ihrer Meinung sind; vermuthlich schon darum, weil sie aus dem Volke ausgerottet zu werden die Bestimmung haben. Der Name Volk ist ihnen der Name ihrer Partei, die allein stimmfähig und stimmberechtigt, der Kern und der edlere Theil unter der Menge ist. Und dieses „Volk“ ist allerdings unchristlich und widerchristlich, ja der Träger der antichristlichen Ideen, dessen Werk eben die Entchristlichung des Staates, dessen Endziel die Entchristlichung der gesammten Menschheit ist.

Wir wollen nicht ausführlich auf alle anderen Bedeutungen dieses Wortes, wie sie die lateinische Sprache in den Ausdrücken: gens, populus, natio, so wie plebs und vulgus scheidet, hier eingehen; nur die uns wichtigsten Bedeutungen des Wortes wollen wir hervorheben. Wir verstehen einmal unter Volk die organische Gesammtheit der Glieder eines Staates, die durch Einheit des Ziels, der Regierung und der Gesetzgebung verbundene und zusammengehaltene Masse von Individuen, einen coetus jure sociatus nach Cicero's Ausdruck, die höhere Einheit mehrerer Familien und Gemeinden, wie sie erfahrungsgemäß besteht, ohne Rücksicht auf ihre einzelnen Bestandtheile und die geschichtliche Entwicklung ihrer Verschmelzung zu Einem Ganzen; sodann aber die niederen Stände der Gesellschaft, jenen größeren Theil der Bevölkerung, den man

mit Unrecht schlechtweg als Pöbel bezeichnet hat, welcher Name von rechtswegen auch viele von denjenigen unter sich begreift, die zu den höher Stehenden und Gebildeten sich rechnen. Zwischen diesen beiden Bedeutungen des Wortes, die sich zu einander verhalten, wie das Ganze zu einem seiner Theile, steht eine dritte, in der das Volk dem Herrscher als die Gesammtheit der Regierten dem Regierenden gegenübersteht; diese findet sich auch im kirchlichen Sprachgebrauch, wo Clerus und Laien, Priester und Volk unterschieden werden. Wer darnach fragt: Was denkt, was will das Volk? — der fragt nach der wenigstens moralisch allgemeinen Denkweise und Stimmung, Tendenz und Erscheinung der in einem bestimmten Lande eben so durch politische und rechtliche, als durch natürliche und geschichtliche Bande geeinten Anzahl von Individuen; der hat die entscheidende Mehrzahl im Auge, und richtet seine Aufmerksamkeit auf den gemeinsamen Typus und die Physiognomie, welche die Einzelnen in ihrer Gesammtheit und in ihrem socialen Verbande an sich tragen; und diese moralische Mehrheit ist in den drei angegebenen Bedeutungen des Wortes Volk enthalten. In diesem dreifachen Sinne nun läßt sich behaupten, daß das Volk nicht nothwendig entchristlicht ist, eo ipso, daß der Staat als solcher sich dem Christenthume entfremdet. Mit der Lossagung der Regierenden von den christlichen Ideen ist nicht zugleich auch die der Regierten gegeben; die Entchristlichung der niederen Stände, des sogenannten gemeinen Volks, ist noch nicht durch die der höheren Klassen involvirt; die Abweichung der Verfassung und Gesetzgebung vom christlichen Standpunkte ist nicht zugleich die der moralischen Gesammtheit, welche durch jene zusammengehalten wird. Wie die Christen der ersten drei Jahrhunderte wahrhaft ein christliches Volk im unchristlichen Staate waren: so ist auch jetzt noch ein christliches Volk in dem wiederum entchristlichten Staate gedenkbar, und in wie fern noch ein Theil der alten Nationalverschiedenheiten besteht, auch noch christliche Völker. Je mehr aber die Verfassung eines Staates aus dem inneren

leben und Bewußtseyn des Volkes heraus sich entwickelt hat; je mehr sie in den Anschauungen und Bedürfnissen der Nation ihre Wurzeln und Stützen findet: desto mehr muß ihr ein durchgreifender und entscheidender Einfluß auf den religiösen Standpunkt der durch sie regierten Menge, auf dessen Alteration und Umgestaltung beigemessen werden, der nur durch das Eingreifen höherer und übermenschlicher Thätigkeit überwunden und beseitigt werden kann. Nun ist aber der moderne Constitutionalismus, der in den meisten europäischen Staaten herrschend geworden ist, nirgends auf volksthümlichem Boden erwachsen; erst allmählig und mühsam verschlingt er sich mit dem Volksleben und prägt diesem nur nach und nach seine Richtung auf. Darum geben die auf antichristliche Ideen basirten Constitutionen, die dem Demokratismus zur Brücke dienen sollen, nicht mit dem bloßen Factum ihres Bestehens diesen Ideen die Herrschaft über das Leben und die Entwicklung des Volkes; dem christlichen Volke wird nur nach und nach und unter den nothwendigen Constellationen, ihm selber größtentheils unbewußt, der Geist eingeimpft, der in den papierenen Götzen seiner Constitutionen sich geltend gemacht hat.

Ist nun aber auch nicht unmittelbar und vermöge logischer Nothwendigkeit mit der Entchristlichung des Staates, der Regierungen und der Regierungsformen die des Volkes als regierten Menge gegeben: so stehen doch beide in einem so wesenhaften Zusammenhange, daß die eine nicht leicht auf die Dauer ohne die andere besteht, und jene sogar diese wenigstens theilweise selber voraussetzt. Denn was zunächst das Letztere angeht, so erfordert die Entfremdung des Staates von den christlichen Ideen selbst schon einen gewissen Grad der Dechristianisirung mindestens eines Theils des Volkes; das christliche Bewußtseyn muß schon in einem ziemlichen Theile der Nation, namentlich unter der intelligenteren Bevölkerung umdüstert seyn, ehe in der Verfassung das widerchristliche Princip eine rechtliche Gestaltung zu gewinnen vermag. Eben so

aber muß, ist der Staat als die rechtliche Lebensform des Volkes, einmal unchristlich geworden, auch das christliche Bewußtseyn des letzteren mehr und mehr verschwinden und dessen Fortbestand vielseitig gefährdet werden. Daher ist das Aufgeben des christlichen Standpunkts von Seite des Staates zum Theil Grund, zum Theil Folge der Entchristlichung des Volkes. Der Geist der Verneinung ist nicht gewillt, auf halbem Wege stehen zu bleiben; so lange der heidnische Sauerteig noch nicht die ganze Masse durchdrungen hat, so lange ist seine Herrschaft nicht bleibend gesichert. Aber auch das Volk selbst kann bei dem Umschlage des christlichen Staates in den heidnischen nicht theilnahmslos bleiben; es wird nothwendig von ihm berührt, und sein ganzes Leben wird durch ihn in seinen innersten Tiefen erschüttert. Bliebe es gleichgültig und nähme es dieselbe religiöse Indifferenz an, die in seiner Verfassung bereits zum Princip erhoben ist, so könnte nur eine Gleichgültigkeit gegen den religiösen Glauben entstehen, die selbst ein Abfall von der Religion wäre, oder doch eine völlige Abgestumpftheit gegen alle höhern Interessen verriethe. Fügt es sich der veränderten Lebensform, sei es aus Stumpfsinn, sei es, weil es in einer Täuschung befangen ist, sei es, weil es selber der großen Mehrzahl nach dem Christenthume untreu geworden, so wird es selbst unchristlich werden müssen, nur je nach der Verschiedenheit dieses Grundes bald in längerer, bald in kürzerer Frist, bald in größerem, bald in geringerem Maße; denn die Abirrungen vom Christenthume haben ihre Gradationen, wie auch die Häresie bald mehr, bald weniger Dogmen über Bord wirft; aber der Verlust einiger christlichen Elemente zieht einen immer größeren nach sich, und führt zuletzt zum totalen Antichristianismus, wie ein der Gewalt der Zerstörung preisgegebenes Kunstwerk erst minder, dann mehr, zuletzt ganz entstellt und unkenntlich werden muß. Fügt sich aber das Volk dem antichristlichen Princip nicht, so muß es gegen dasselbe reagiren. Allein eine allgemeine und durchgreifende Reaction gegen die Entchristlichung ist um so seltener, als diese einerseits

unvermerkt vor sich geht, wenigstens in ihren Anfängen, und eine spätere Hülfe gewöhnlich eine zu späte ist, andererseits schon im Volke dergestalt vorbereitet seyn muß, daß ein großer Theil desselben dem Widersacher verfallen, und deßhalb der Widerstand nur ein schwacher und beschränkter ist; eine theilweise Reaction aber kann auch nur einen Theil von dem Unheil bewahren, und deren Umsichgreifen kann leicht durch despotische Gewaltmittel verhindert werden. Wie leicht sich aber hier die Masse den herrschenden Ideen und dem peremtorischen Willen ihrer Tyrannen fügt, davon geben viele deutsche Länder vor und nach dem westphälischen Frieden ein trauriges Beispiel; der anfängliche Widerstand gegen eine aufgedrungene Religion oder Irreligion wird immer schwächer, und die späteren Generationen wissen nicht mehr, auf welche Art ihren Vätern eine ursprünglich ihnen fremde Anschauung aufgenöthigt ward, zumal wenn die Macht der häuslichen und der öffentlichen Erziehung zu deren Gunsten gebrochen ist, wie sich dieses bei der Einführung des Protestantismus namentlich im skandinavischen Norden gezeigt hat.

In der That, hat sich die heidnische Richtung einmal im Staate festgesetzt, hat der Geist der Gottvergessenheit und Gottlosigkeit, der Irreligiosität und der steten Negation ihn ergriffen: so geht auch dieser mehr und mehr auf die einzelnen Glieder der Gesellschaft über, und zersetzt in einem oft nur sehr kurzen Gährungsprocesse alle noch übrig gebliebenen christlichen Elemente im Leben des Volkes. Nicht nur kalte Gleichgiltigkeit gegen alle Religion, sondern auch gänzliche Verläugnung und Verachtung derselben tritt dann ein, der Unglaube herrscht; der Egoismus erstickt jede Regung christlicher Liebe; an die Stelle der alten Einfachheit und Genügsamkeit treten Genußsucht und Verschwendung; die Moralität wird gefährdet und angegriffen, die conscientia publica, das allgemeine Gewissen wird weiter und weiter, so daß es dem Magen jener Thiere gleicht, die alles Mögliche in sich aufnehmen, und doch

sich behaglich fühlen können. Hier im Gewissen berühren sich die göttliche und die menschliche, die geistliche und die weltliche Gewalt; das äußerlich bestehende Recht und die religiösen Pflichten treffen hier zusammen; tritt da eine Collision ein, so ist schnell das Dictamen bereit, dem zu folgen, was die Staatsgesetze zulassen und begünstigen, was die Beispiele der Gewalthaber empfehlen, was die allgemeine Zeitrichtung zu verlangen scheint, was den Beifall der Gesinnungstüchtigen ärndtet, was die Leidenschaften anrathen, was den zeitlichen Interessen besser dient. Je mehr aber der unchristliche Staat nach absoluter Herrschaft über alle Lebenskreise strebt, und alle ihn beengenden Lebensäußerungen in eiserne Fesseln schmiedet: desto mehr muß das christliche Princip dem Geiste der Verneinung weichen und in den Hintergrund zurücktreten; desto mehr wird auch die Erziehung sein Monopol und der religiöse Unterricht wird, wenn nicht ganz verboten und proscribirt, doch herabgewürdigt und der Verhöhnung eitler Thoren überantwortet, denen alles Christliche, wie alles Tiefe ein Aergerniß und eine Thorheit ist. Schnell erlangt der krasseste Unglaube die Herrschaft in hohen und niedern Schulen, wie in der Presse, in den Gerichtshöfen, wie in den politischen Vereinen, in den Casino's und selbst in den Dorfschenken. Wie weit es in dieser Beziehung bereits auch in solchen Staaten, die nicht unchristlich seyn wollen, gekommen ist, wie sehr in Büchern und öffentlichen Vorträgen unter dem Namen der Wissenschaft die haltlosesten Theorien und die lächerlichsten Vorurtheile gegen Kirche und kirchliches Leben verbreitet werden, wie sehr Unklarheit im Denken, Mangelhaftigkeit der Erziehung, irreligiöse Lecture und die verkehrte Wirthshausbildung den Kopf des gemeinen Mannes verwirren, und ihn in kürzester Zeit von allen seinen früheren Gewohnheiten abbringen, davon haben sich im „Jahre der Errungenschaften" zahllose Beispiele gezeigt, und was seither sich zugetragen, ist eben nicht geeignet, das fernere Vorkommen und die Wiederholung solcher Exempel zu verhindern. In einem ganz katholischen

Landstädtchen Süddeutschlands suchte im Jahre 1848 die Frau eines Handwerkers ihren sonst immer in der Erfüllung seiner kirchlichen Pflichten eifrigen Gatten vergebens zur Ablegung seiner österlichen Beichte zu bewegen; der aufgeklärte Kleinstädter schlug ihre Argumente siegreich aus dem Felde mit dem einfachen Wort: „Ich noch beichten? Jetzt ist ja Freiheit!“ So genügt oft ein einziges, wie immer verstandenes Schlagwort des Tages, um den schlichten Bürger mit einem Male über alle religiösen Ideen und Begriffe hinweg auf das Glatteis der Irreligiosität zu führen, und selbst alle früheren Angewöhnungen zu verwischen, in denen das kirchliche Leben sonst sich aussprach. Man muß aus der Erfahrung kennen, wie groß die Leichtgläubigkeit und Einseitigkeit, wie maßlos die Vorurtheile, wie unbegründet die Voraussetzungen und Schlüsse, wie unklar überhaupt das Denken des größeren Theiles der niederen Volksklassen ist, um die schnelle und oft plötzliche Umwandlung ihrer Gesinnung und das Inconsequente und Bizarre ihrer Haltung vollständig zu begreifen. Ein einziges in einem Wirthshause von wem immer gehörtes Wort genügt bei Vielen, um ihre Liebe in Haß umzusetzen, und ihre Sympathien in einem Augenblick einem Gebiete zuzuwenden, das ihnen früher ganz gleichgiltig oder unbekannt war, ihnen Lehren und Grundsätze beizubringen, auf die sie für sich niemals gekommen wären, das Unpopulärste von der Welt, wie es die Grundideen des Socialismus und Communismus sind, auch den besitzenden Volksklassen vermittelst künstlicher Täuschung in einem feenhaften Lichte zu zeigen. Um aus unzähligen Beispielen nur Eines anzuführen, theilen wir folgendes kurze Gespräch mit, das im Sommer 1849 in einer Maingegend zwischen einem Geistlichen und einem sonst gut gearteten Bürger Statt fand, der jenem sonst sehr ergeben war, diesesmal aber ihm sehr mürrisch und verdrieslich begegnete. Nach dem Grunde befragt, gab dieser zur Antwort: Ich habe immer die Geistlichen sehr geliebt; jetzt kann ich sie nicht mehr leiden. — Und warum denn, mein Lieber? — Ach! weil sie

dem Volke „die Grundrechte“ nicht gönnen. — Wißt Ihr denn, worin diese „Grundrechte“ bestehen? — Je nun, nicht so genau; doch wohl darin, daß Jeder Herr ist über seinen Grund und Boden, und davon keine Abgaben und Steuern zu bezahlen braucht. Und diesem, sagt man, stehen die Geistlichen entgegen. — Aehnlich wie dieser Mann die „Grundrechte“, verstanden in manchen Gegenden Bayerns die Landleute die Preßfreiheit, nämlich als die Freiheit von den „Pressern“, womit sie Steuereinnehmer, Gerichtsdiener, Juden und andere ihnen mißliebige Personen bezeichneten. Aber noch gefährlicher sind Unwissenheit und Täuschung in den wichtigeren Angelegenheiten des religiösen Lebens und Glaubens. Gar oft müssen sich die kirchlichen Dogmen Erklärungen und Auslegungen gefallen lassen, die auf ein Haar der gelehrten Erörterung eines Nürnberger Cicerone gleichen, welcher bei Betrachtung der Glasgemälde einem Fremden den Ursprung der Bilder in den christlichen Kirchen mit den Worten erklärte: „Vor der Reformation, wo der papistische Clerus das Volk in der Unwissenheit erhalten und es selbst nicht unterrichtet hat, mußten die Bilder die Stelle der religiösen Belehrung vertreten; sie waren dem Volke Katechismus, Bibel und Predigt.“ O du armes papistisches Zeitalter! Du gesegnete Reformation! Du glückliches Nürnberg! Wird nicht einst die Nachwelt auch sagen müssen: „Vor dem großen Freiheitsjahre 1848 war es stockfinster auf der weiten Erde; es leuchtete keine Sonne; denn es brannten nur Kerzen in den Kirchen, auch da wo es, wie man glaubte, Tag war; erst das Jahr der Freiheit hat der Menschheit die Wohlthat des Lichtes gespendet?“ O arme vormärzliche Zeit! O glückseliges Freiheitsjahr! O aufgeklärtes, erleuchtetes Deutschland! Gewiß, die Aufklärung hat einen hohen Grad erreicht, wenn die Glaubenszweifel, sonst beim katholischen Landvolke eine Seltenheit, auch bei diesem sich einstellen, wenn Bauern bei Bier und Wein über das Daseyn eines höchsten Wesens und des Menschen Unsterblichkeit disputiren, wenn sich die Handwerker an den freisin-

nigen Witzen über veraltete Dogmen und Moralgesetze ergötzen, wenn sie bereits ihr Heldenthum darin suchen, über die engherzigen Satzungen ihrer Religionsgenossenschaft sich hinwegzusetzen, wenn selbst das weibliche Geschlecht, sonst fester gebannt an religiöse Vorurtheile, allmählig sich diesen entwindet und mit jener einfachen Wirthin, die, obschon ehedem strenge die kirchlichen Fasttage beobachtend, doch seit drei Jahren keinem altgläubigen Katholiken mehr Fastenspeisen verabreicht, auf alle frömmelnden Zumuthungen die hochherzige Antwort gibt: „dafür sind wir bereits zu viel aufgeklärt!"

Aber bei dieser Aufklärung reichen sich Unwissenheit und Betrug die Hand, und die schlaue Agitation hat ihren Verbündeten in dem Wankelmuth der größeren Masse; die Leichtigkeit, mit der ihr Urtheil zu bestechen ist, reizt zu immer stärkeren Angriffen auf ihren Glauben. Das erheuchelte Mitleid radikaler Volksbetrüger mit den wahren und erdichteten Leiden der unteren Klassen und deren traurigen Zuständen erweckt in diesen das Gefühl der Unruhe und der Unzufriedenheit; die christlichen Prediger, die zu Gehorsam und Geduld mahnen, erscheinen leicht der erhitzten Phantasie als Bundesgenossen der unerträglichsten Tyrannei. Ist nun das Volk überhaupt so vielen Täuschungen und falschen Vorspiegelungen ausgesetzt, versteht es zudem die meisten der modernen Schlagwörter nicht, und denkt es sich unter diesen lieblichen Zauberklängen nur das, was es in seiner Lage als wünschenswerth erachtet, identificirt es endlich, in vielen Stücken dem Kinde vergleichbar, die Sache mit der Person, die sie vertritt, die Religion mit ihren Dienern: so inficirt auch das ihm beigebrachte meuchelmörderische Gift seine religiöse Ueberzeugung, und bereitet ihm die furchtbarste aller Illusionen, wobei der Haß gegen die ihm einmal verdächtigten Diener der Kirche auf diese selbst übergeht; so werden die Herzen derer, die sonst der Kirche mit aufrichtiger, wenn auch nicht tief eingewurzelter Liebe ergeben waren, von ihr abgewendet, ohne daß dieser

noch eine Einwirkung auf die Bethörten möglich wäre, die jede Be[illegible]ng mit ihr fliehen als eine peinliche Erweckung ihres betäubten Gewissens. Je mehr sich aber die Verführten dem Einflusse der Kirche entziehen, desto ungetheilter geben sie sich den Inspirationen der Feinde alles Glaubens hin. Was früher mühsam durch vereinzelte Traktätchen und Flugschriften versucht ward, das wird auf leichterem Wege und mit systematischer Consequenz durch die radikalen Tagesblätter bewerkstelligt, die bis zu den Hütten der Bauern und den Werkstätten der Handwerker vorgedrungen sind, und in den öffentlichen Wirthshauslokalen meist das ausschließliche Heimathsrecht genießen. Die Wühlerpresse drängt sich den Leichtgläubigen bald als ein Orakel der Weisheit und Bildung auf; wer eine Zeitung lesen kann, glaubt Alles zu wissen, Alles zu verstehen. Durch frivolen Spott und wohlberechnete Mährchen wird jene der betrogenen Einfalt ein neues Evangelium, und der bäurische Hochmuth brüstet sich mit dem Besitz so wohlfeil errungener Bildung, und erhebt sich nicht nur über Seinesgleichen, sondern über Alles, was höher steht, als er. Die maßloseste Ignoranz der wichtigsten Religionswahrheiten nimmt damit überhand; besonders aber wird noch der kleinstädtische Bürger von der Lecture religiöser Schriften und vom Besuche der Predigten abgehalten; er, ein aufgeklärter Mann, muß sich ja schämen, sich auch nur sehen zu lassen in einer Kirche. In einer deutschen Provinzialstadt äußerte ein bärtiger Demokrat, es gebe gar keinen erträglichen Prediger mehr in der Stadt, ein Mann von Bildung könne solchen Vorträgen gar nicht anwohnen. Dieses Wort eines Aufgeklärten, der anderwärts sich rühmte, seit mehr als zehn Jahren gar keine Predigt mehr gehört zu haben, fand Beifall, und ein bedeutender Theil der männlichen Einwohnerschaft fand es bequem, seine Belehrung fortan nur im Wirthshause, nicht mehr in der Kirche zu suchen. Derlei einzelne Züge könnten noch mit zahllosen anderen vermehrt werden, woraus sich unbestreitbar ergibt, wie der Wankelmuth und die Unentschiedenheit der Massen,

die Unwissenheit und der Betrug, die schlechten Beispiele und Gesellschaften, die kirchenfeindliche Presse und Literatur, und endlich die rohen Begierden und Leidenschaften in ihrem Zusammenwirken schnell und sicher bei einem großen Theile der Menschheit alle christlichen Elemente zu vertilgen im Stande sind. Aus diesem Allem erhellt zur Genüge, wie leicht bei der Verbreitung der falschen Aufklärung unter allen Ständen die Entchristlichung des Staates die des Volkes nach sich zieht, wenn auch nicht unmittelbar und an und für sich betrachtet, doch mittelbar in der Entfaltung aller ihrer Consequenzen, in der Anwendung aller jener Hebel und Lokomotive, die mit ihr in engster Verbindung stehen, in der Beimischung aller jener homogenen Ingredienzien, welche die baldige Wirkung des Gifttranks zu erleichtern und zu befördern im Stande sind. Wohl kann der Staat untergehen, ohne daß darum das Volk untergeht; aber der Staat kann nicht unchristlich werden und auf die Dauer unchristlich bleiben, ohne daß das Volk selber des christlichen Glaubens verlustig geht.

In wieweit aber nun die Entchristlichung bei den einzelnen Völkern Europas vorschreitet, das ist von mehrfachen Factoren bedingt, wie denn überhaupt die gesammte Entwicklung eines Volkes, seine Vervollkommnung und seine Verschlimmerung, von verschiedenen äußeren und inneren Zuständen, von klimatisch-geographischen, wie von geschichtlich-rechtlichen Verhältnissen, von seinem angestammten Charakter, so wie von seinen Schicksalen und Erlebnissen abhängt, von dem Boden, den es bewohnt, von der Luft, die es athmet, von der Nahrung, die es genießt, von der Sprache, die es redet, von der Arbeit, die es beschäftigt, von dem Geiste, der es beseelt, von der Anlage, die es von Haus aus mitbringt, von der sittlichen Qualität, die es sich erworben, von den Gewohnheiten und Gebräuchen, die es angenommen. Als entscheidende Momente lassen sich hier betrachten: der natürliche und angestammte Charakter der einzelnen Stämme und Völker, die

vorherrschende Richtung in ihren Bestrebungen, die Art ihrer Erziehung und Entwicklung, der Grad der Intensivität der unter ihnen herrschenden feindlichen Elemente, das Maß ihrer politischen und bürgerlichen Thorheiten, Sünden und Leidenschaften; alles dieses ist hier in Betracht zu ziehen. Darum lassen sich aber auch keine allgemeinen Urtheile aufstellen, und keine Alles normirende Gränzen ziehen. Es gelten hier beiläufig dieselben Gesetze, wie bei der religiösen Qualification der Individuen, ganz nach dem alten, schon von Cicero anerkannten Satze: Quod in singulis, id est in populis, aber im erweiterten Maßstabe. Der christliche Charakter eines Volkes muß sich durch eklatante Proben erhärtet und durch viele Generationen festgesetzt haben, soll ihm das Prädicat der relativen Unverwüstlichkeit und Indelebilität zuerkannt werden. Eine solche Feuerprobe hat vor Allem das katholische Volk in Irland bestanden; nicht minder haben die Spanier oftmals diesen christlichen Heroismus bewährt, und auch das italienische Volk, obschon weniger fest und beständig, kann seiner natürlichen Anlage und seiner gesammten Bildungsweise gemäß kaum seinem katholischen Glauben auf längere Zeit völlig entfrembet und entzogen werden. Das deutsche Volk, welches das Bild einer kompakten Einheit, trotz aller Unionstendenzen, am wenigsten darstellt, ist dergestalt auch in religiöser Beziehung in sich zerrissen und gespalten, daß von ihm als Ganzem unmöglich eine solche Anhänglichkeit an das christliche Volksleben ausgesagt werden kann; nur einzelne Stämme und Völkerschaften, wie namentlich die katholischen Tiroler und ein beträchtlicher Theil der Altbayern, zeigen uns eine so feste Haltung und einen noch so unverfälscht christlichen Sinn, daß das christliche Element immer noch als das unter ihnen vorherrschende angesehen werden muß, und sich bei ihnen zwar eine temporäre Verirrung und theilweise Verdunkelung des christlichen Bewußtseyns, nicht aber eine totale Destruction desselben als wahrscheinlich erweiset. Ueberhaupt ist, wie bei

den Individuen der Charakter, die Heranbildung, die Geschichte und die Auflösung der Stämme und Völkerschaften äußerst mannigfaltig. Je mehr ein Volk noch Naturvolk ist, je mehr uranfängliche Traditionen in ihm fortleben, je gleichförmiger und einfacher seine Sitten geblieben, je spröder es Neues und Ungewohntes von sich zurückgewiesen, je sorgfältiger es die ihm mit der Zeit von außen aufgedrungenen, seinem Organismus widerstrebenden Elemente von sich ausgeschieden: desto weniger gewährt es der Verbildung und Entchristlichung Eingang, wie auch der ächte Natursohn edleren Gefühlen zugänglicher und für das Höhere ungleich empfänglicher ist, als der verbildete und verzärtelte Sohn der Mode und des Fortschritts. So suchet ihr auch das „eigentliche Volk" vergebens unter dem buntfarbigen und gezierten Gewoge der Städter, bei denen Verfeinerung und Rohheit, Halbbildung und Unwissenheit in einem seltsamen Gemische geeint sich finden, das rein Natürliche entstellt und oft bis zur Unnatur verzerrt erscheint, und fast alle specifisch nationalen Elemente mehr und mehr untergegangen, oder doch zurückgedrängt und verdunkelt sind; unter dem Landvolke ist allein noch der gesunde Kern der Nationen, das ächte Volk zu finden. Mit welcher Zähigkeit die schlichten Landbewohner an ihrer Religion noch festhalten, davon kann man die sprechendsten Belege auch in manchen protestantischen Gemeinden finden, die trotz der zahllosen Bemühungen rationalistischer und glaubensloser Prädikanten jene Reste christlicher Anschauung treu bewahren, welche sie bei ihrem oft durch Gewaltmaßregeln erzwungenen Ausscheiden aus der alten Kirche noch mit hinüber nehmen durften. Wo aber das katholische Volksleben noch nicht ganz untergegangen, sondern sich in einem gewissen Grade der Blüthe bewahrt hat, da begegnet uns oft eine so innige Pietät, eine so reine Gesinnung, ein so ehrenhafter Charakter, daß wir mit Recht erwarten können, auch die angestrengtesten gegnerischen Bestrebungen hier vereitelt und zu Schanden gemacht zu sehen.

In vielen Thälern Tirols und der Urschweiz, selbst in einzelnen Theilen von Südfrankreich und Italien, zeigt sich eine entschieden ausgeprägte katholische Ueberzeugung, die wie eine liebliche Oase in der unwirthlichen Wüste Blick und Herz wahrhaft erquickt, ja man findet, trotz der Verschiedenheit der Dialecte und der Sitten, einen gemeinsamen Typus an dem ächten katholischen Landvolk selbst verschiedener Länder, der die schöne Idee eines christlichen Volkes auf eine wohlthuende Weise in das Gedächtniß ruft. Man konnte sich in den drei letzten Jahren überzeugen, wie die althergebrachten Prozessionen des katholischen Landvolks keineswegs unterblieben trotz des Hohnes der Aufgeklärten, ja wie sogar die Zahl der Wallfahrer zu verschiedenen berühmten Gnadenbildern noch zugenommen hat. Rührend ist es, wie oft die ärmsten katholischen Dorfgemeinden in rauhen und unfruchtbaren Gebirgsgegenden die schwersten und empfindlichsten Opfer nicht scheuen, um ein ihren Bedürfnissen entsprechendes, geräumiges und selbst schönes Gotteshaus zu erhalten, wie sie an dem Schmucke ihrer Kirchen gleichsam eine Entschädigung finden für die Armuth ihrer Hütten und für die kargen Früchte, die ihr saurer Schweiß dem stiefmütterlichen Boden abringen muß, wie sie, weil die Erde ihnen nichts als Noth und Mühe bietet, desto vertrauensvoller den Blick zum Himmel richten, dessen Vorbild und Vorgeschmack sie in dem steinernen Gottesbau erkennen und wahrnehmen. Unter einem solchen Völkchen finden sich die nüchternsten und besonnensten Urtheile, die heiterste und genügsamste Ruhe, der seligste Friede; von diesem Volke gilt wahrhaft das Wort des römischen Dichters: Interdum vulgus rectum videt. Hier muß man oft mit dem göttlichen Meister der Gläubigen dem Vater danken, daß er den Kleinen und Einfältigen geoffenbart, was vor den Großen und Weisen der Welt verborgen bleibt.

Aber ganz anders zeigt sich das Landvolk da, wo die verpestete Luft des städtischen Treibens es umweht, wo die

alten einfachen Sitten den neuen weichen mußten, wo Rohheit und Verwilderung, starke und ungebändigte Leidenschaften, namentlich Hang zum Trunk und Spiel, zu Raufereien und zur Blutrache, zur Wollust und zum Sinnengenuß die schönsten Blüthen geknickt haben. Bei einem sehr bedeutenden Theile des Landvolkes hat das Krebsübel der aufgeklärten Klassen um sich gegriffen, und ist tief eingedrungen in sein innerstes Lebensmark. Meineid, Treulosigkeit und Gotteslängnung finden auch hier ihre Anhänger, und es wird den Verführern der Masse nicht schwer, die Leidenschaften, diese stärksten Verbündeten des Unglaubens, in der rohen Masse aufzustacheln, sie zu berauschen mit dem wildesten politischen Fanatismus, der je unklarer und gedankenloser in Bezug auf Zweck und Ziel, desto fürchterlicher raset und tobt, sie zu entflammen bis zur Wuth des Tiegers und der Hyäne. Es ist nur zu wahr, daß das Volk in eben dem Maße entsittlicht und entwürdigt wird, als es entchristlicht wird; aber es ist eben so wahr, daß es in demselben Maße zur Entchristlichung gebracht wird, als es gelingt, es zur Entsittlichung zu führen. Je mehr die Nationen als solche vernichtet werden, desto mehr zieht sich der ehedem edle und hervorstechende Volkscharakter auf einzelne Individuen zurück; wir können nach den Erfahrungen der neuesten Zeiten, wo Heuchelei, Meineid und Verrath eine so gewichtige Rolle spielen, nicht mehr mit Recht von der vielgepriesenen Treue des deutschen Volkes reden, sondern nur von der Treue einzelner Deutschen, höchstens einiger Stämme; das Auszeichnende der Nation hinterläßt nur noch schwache Spuren in Einzelnen, als Merkmal der Gesammtheit hört es auf zu bestehen. Das Volksleben im civilisirten Europa hatte bisher seine christliche und auch seine heidnische Seite; neben dem christlichen Charakter, als dem überwiegenden, dauerten immer noch Reminiscenzen an das frühere Heidenthum fort, und troß des vorherrschend christlichen Geistes haben sich durch das ganze Mittelalter herab noch paganistische Elemente wie

Unkraut unter dem Waizen erhalten, die jetzt den antichristlichen Ideen zu Anküpfungspunkten dienen und, sorgsam durch sie gepflegt, nun üppiger wuchern als je, während die edleren Pflanzen als Unkraut betrachtet, und mehr und mehr ausgerottet und vertilgt werden. Aber während man mit dem Heidenthum die Natur und die Leidenschaften vergöttert, muß man bei der fortgeschrittenen Entwicklung noch weiter fortschreiten, als der alte Ethnicismus, so daß die besseren Geister des letzteren noch weit das neue und restaurirte Heidenthum beschämen, damit das Prophetenwort auch hier seine Geltung habe: Confudentur ab idolis, quibus sacrificaverunt.

Je mehr aber die Nationen als solche aufhören zu bestehen, wornach der verkehrte Zeitgeist strebt, desto weniger kann mehr von einer christlichen Nation die Rede seyn; das „allerchristlichste Volk" hat am augenfälligsten diesen Charakter verläugnet. Noch sind nicht alle Spuren eines christlichen Volkes vernichtet, aber sie werden schwächer und schwächer; noch gibt es christliche Völker, aber sie sind im Begriffe, ihre Existenz zu vernichten, sie sinnen auf — Selbstmord. Die einzelnen Völker haben keine anderen Garantieen für ihre Beharrlichkeit im Christenthume, so wenig der einzelne Gerechte hienieden eine Bürgschaft für seine perseverentia finalis aufzuweisen im Stande ist. Aber ein christliches Volk wird es immer geben; dafür bürgt eine unerschütterliche Verheißung; der Zusammenhalt der einzelnen christlichen Stämme, das für die Erhaltung der Religion Christi eingesetzte Institut, ist nur die Kirche, und nur diese hat die Gewißheit eines dauernden Bestandes bis zum Ende der Zeiten. Daran nimmt jedes christliche Volk Theil, wenn und so lange es im Verbande dieser Kirche ist. Hier, wie im Leben des Einzelnen, concurriren Gnade und Freiheit; und darum sind die Gesetze menschlicher Entwicklung für sich allein nicht maßgebend. Die Kirche hat es vermocht und vermag es immer noch, alte Völker wieder zu verjüngen, die Todten zum Leben neu zu erwecken; sie

wird es thun, bis ihre Mission erfüllt ist, und alle Geschlechter und Familien der Erde ihr unterworfen sind, auf daß sie dieselben Christo, und Christus als das Haupt der regenerirten Gemeinschaft sie dem Vater unterwerfe, der Alles in Allem ist. Es ist eine tiefe psychologische Wahrheit, daß der Mensch, welcher der Stimme der Natur folgt, einer Religion bedarf; eben so bedarf ihrer das Volk, so lange es aller naturgemäßen Entwicklung noch nicht ganz abgestorben ist; und so tief wurzelt in ihm der Glaube, daß wer ihm den Glauben nimmt, es nur zum Aberglauben bringen kann. Entspricht nun allen Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens allein die katholische Wahrheit: so wird das verirrte Volk zuletzt auch wieder zurückkehren müssen zu ihr. Ist das Christenthum in sich unverwüstlich und kann es nie ohne eine bedeutende Anzahl von Bekennern seyn: so wird die Rückkehr zu ihm immer offen bleiben müssen, und alle Plane der Finsterniß sind vereitelt. Können also auch die Völker unchristlich werden: so werden sie es nicht für immer; wehe aber dem Geschlechte, das mit Bewußtseyn unchristlich zu werden sich abmüht! Ihm gehen die Segnungen des christlichen Lebens verloren, und seine Bildung wird zur Barbarei; das Christenthum selbst aber bleibt, und sein Bleiben ist noch die letzte Hoffnung für das verirrte und trostberaubte Geschlecht.

XXXIV.

Kirchlich-Politisches

aus der oberrheinischen Kirchenprovinz.

Es liegt für Manche ein gewisser Reiz darin, über die gegenwärtige Weltlage sich in allgemeinen Betrachtungen zu ergehen, in Vermuthungen sich auszulassen, was geschehen und nicht geschehen kann, und Erörterungen über Thatsachen und Verhältnisse daran zu knüpfen, welche als besonders bedeutsam oder bemerkenswerth sich darstellen. Besitzt der Betrachtende jene unbefangene Sicherheit und Schärfe, welche nur eine Folge gereifter Erfahrung und geübten Nachdenkens seyn kann, so wird er, so fern er sich berufen hält, die Ergebnisse seiner Beobachtungen zum Gemeingut zu machen, sich vor Allem hüten, in leeren Allgemeinheiten und unbestimmten und darum leicht mißdeutbaren Bildern sich auszudrücken; noch weniger aber wird es ihm geschehen, daß die Anwendung allgemeiner Grundsätze auf einzelne Thatsachen und Erscheinungen ihn zu Einseitigkeiten und schiefen Urtheilen verleitet. Letzteres wäre ein Beweis großer Unklarheit, welche, obwohl nicht Wenige an ihr leiden, deßungeachtet nicht berufen seyn kann, ihr Gutachten in was immer für einer Angelegenheit öffentlich abzugeben. Solche und ähnliche Gedanken erwecken in mir die so verschiedenen Urtheile und Vorschläge, die da und dort zur Regelung unserer kirchlichen Ver-

hältnisse und über die Stellung der Bischöfe zu der Staatsgewalt gemacht worden. Je verschiedener der Zustand unserer einzelnen Diöcesen ist, um so mißlicher und gefährlicher wird es seyn, hier allgemeine Grundsätze aufzustellen. Ich nehme als Beleg meiner Ansicht z. B. mit Berücksichtigung der oberrheinischen Kirchenprovinz die Verhältnisse der Diöcese Limburg, die jüngst in diesen Blättern besprochen wurden und knüpfe, diese Besprechung ergänzend, meine Bemerkungen hieran; denn wollte man dieselbe zur allgemeinen Norm nehmen, so würde man damit in anderen Diöcesen nur verderbliche Verwirrung anrichten.

Um mit der Diöcese Limburg selber zu beginnen, so hat allerdings hier der hochwürdigste Bischof „sich förmlich auf den Boden der vollendeten Thatsache gestellt, die Kirchenfreiheit als fait accompli angenommen und sofort darauf weiter gebaut", d. h. er hat vor einem Jahre mehrere Väter aus der Versammlung des allerheiligsten Erlösers aus Altötting zu Abhaltung von Volksmissionen berufen, und wenige Monate darnach hat derselbe mit seltener und nachahmungswürdigster Aufopferung ein eigenes Missionshaus für seine Diöcese zu gründen unternommen. Bei all diesen Schritten hat der hochw. Bischof nur Gott und sein Gewissen zu Rathe gezogen, denn er war von der sicherlich nicht unrichtigen Ueberzeugung geleitet, daß Er allein dazu befugt sei, darüber endgiltig zu entscheiden, von wem und wie seiner Heerde das Wort Gottes verkündet und die heil. Sacramente gespendet werden sollen; und nur bei sich selber konnte er die apostolische Vollmacht finden, die als besonders geeignet erscheinenden Priester zu berufen und auszusenden. Was hätte es aber zu bedeuten gehabt, wenn er vor Ausführung der als heilsam und unerläßlich erachteten Maßregeln mit den bestehenden Gewalten unterhandelt hätte? Er hätte, um es kurz zu sagen, auf seine von Gott empfangene Vollmacht verzichtet; denn indem er die Staatsgewalt als den über sich und die geistlichen Bedürf-

nisse seiner Diöcese in letzter Instanz entscheidenden Richter anrief, oder indem er das endgiltige Urtheil über die Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit von Volksmissionen der Staatsbehörde anheim stellte, so hätte er eben damit anerkannt, daß er seine Vollmacht, in rein geistlichen Angelegenheiten zu entscheiden, nicht von Gott unmittelbar habe, sondern wenn er sie ausübe, er sie nur im Namen und mit allergnädigster Bewilligung der herzoglich nassauischen Regierung ausübe. Daß solche Zumuthungen auch jetzt noch, nach so bitteren Erfahrungen, von den Staatsbehörden an die Träger der Kirchengewalt gemacht werden, und dieß nicht bloß in der oberrheinischen Kirchenprovinz, ist eine traurige, die Einsicht und den guten Willen derselben sehr bezeichnende Thatsache. Wie unangenehm auch die an der Bevormundung der Kirche längst gewohnte Beamtenwillkür sich durch die bischöfliche Handlungsweise berührt fühlen mochte, der Bischof ließ sich nicht beirren und nicht bloß seine Diöcese, sondern die ganze oberrheinische Kirchenprovinz ist ihm zum Danke verpflichtet, daß er den krampfhaften Anstrengungen des alten Staatskirchensystems, der Wiederherstellung der wahren und göttlichen Ordnung sich zu erwehren, eine unerschütterliche Beharrlichkeit auf dem einmal betretenen Wege entgegensetzte. Es ist in der That auch nicht mehr zu früh, wenn einmal in der oberrheinischen Kirchenprovinz die Ueberzeugung allgemein durchgedrungen ist, daß die Katholiken nicht als eine rechtlose Masse auf Gnade und Ungnade den protestantischen Regierungen zugeworfen sind, sondern daß sie das Recht haben, die volle Erfüllung der ihnen auf dem Papier gemachten Verheißungen einer von jeder Einmischung der Staatsgewalt unbeirrten und vollkommen unabhängigen Ordnung ihrer kirchlichen Angelegenheiten zu fordern.

Der hochwürdige Bischof von Limburg steht jedoch in seiner Handlungsweise nicht allein, vielmehr hat unseres Wissens kein anderer Bischof der Provinz es für nöthig befunden,

die Staatsgenehmigung für Abhaltung von Volksmissionen einzuholen, obwohl es nicht zu läugnen ist, daß die Volksmissionen mit dem in allen ihren Diöcesen von Staatswegen beliebten willkürlichen Bevormundungssystem im schroffsten Widerspruche stehen. Dieses System hatte mit Hülfe dienstbeflissener oder durch Ordensverleihungen beschwichtigter Domherren jene legale, lautlose Verfolgung gegen den katholischen Glauben eröffnet, der nach menschlicher Voraussicht nur mit dem Erlöschen der Kirche endigen konnte. Die wohlberechneten, kein Mittel verschmähenden Angriffe auf die Disciplin und hierarchische Gliederung der Kirche, die rohe, stumpfsinnige Befeindung des kirchlichen Gottesdienstes, wobei mit dämonischem Instincte gerade jene Elemente am hartnäckigsten zu ertödten gesucht wurden, welche den tiefsten Einfluß auf das religiöse Leben des Volkes äußern, endlich die schonungslose Barbarei eines unheilbaren, verkommenen Indifferentismus, welcher neue Gottesdienstordnungen dictirte und Gesang- und Andachtsbücher schrieb, welche die letzten Ueberlieferungen einer besseren Vergangenheit auftrocknen sollten — diese sämmtlichen Erscheinungen benehmen über das mit Beharrlichkeit angestrebte Ziel des oberrheinischen Staatskirchenrechtes den leisesten Zweifel. Was konnte nun den Trägern dieses Systemes unwillkommener seyn, als die großartige Theilnahme des katholischen Volkes an den durch Redemptoristen und Jesuiten geleiteten Missionen? Man hat sie allerdings nicht mit Gewalt verhindert, allein man hat da und dort dem Unvermeidlichen mit dem Troste zugesehen, daß die Missionen als eine Art Modesache ihr Interesse eben so verlieren würden, wie etwa politische Versammlungen und Volksbewaffnung. Die Bureaukratie hatte vor der Revolution die Segel gestrichen oder mit ihr ein möglich verträgliches Abkommen zu finden gesucht, was ihr um so leichter geworden, als sie sich mit ihr in dem einen und selben Princip zusammen gefunden hatte. Jetzt nun, da der Sturm sich etwas gelegt, fand sie wieder Zeit, nach der Kirche zu blicken, und die alten Gelüste haben

sich wieder zu regen begonnen. Während Oesterreich und Preußen die der Kirche gebührende Stellung anerkennen und verfassungsmäßig sicher stellen, hat solche Einsicht in den kleineren deutschen Staaten noch wenig Platz gegriffen. Durch die Natur der Verhältnisse in die Unmöglichkeit versetzt, eine eigene Politik zu haben, haben sie dessenungeachtet an allen übeln Folgen ungemessener Selbstüberschätzung und Verkennung ihrer Stellung zu leiden gehabt. Während die Kammern in endlosen Rodomontaden europäische Politik trieben, und die engeren Bedürfnisse des Landes häufig nicht nach dem wahren, sondern nach doctrinärem Parteiinteresse verhandelten, während der in engste Landesgränzen eingeschlossene Constitutionalismus in der nur ihm möglichen Lächerlichkeit „die Akten auf den Tisch des Hauses“ forderte, den er nicht besaß, und zwar in Angelegenheiten, in welchen er besten Falles nur leeres Phrasengepolter in die Wagschaale legen konnte — waren Staatsregierungen ebenfalls befangen und eitel genug, die Fortschritte eines systematisch gepflegten religiösen und politischen Rationalismus als Eroberungen oder Machtwirkungen auf dem geistigen Gebiete zu betrachten, bei denen man sich über den Mangel einer thatsächtlichen und wirklichen Größe und Macht sollte trösten können. Man schmeichelte sich so gerne, daß die kleineren Staaten die Träger der politischen Reife und Mündigkeit seien, daß nicht bloß die Volksbildung durch ein geordnetes Volksschulwesen auf die höchste Stufe getrieben sei, sondern daß auch auf ihren hohen Schulen die wichtigsten Probleme ihre Erörterung, und die tiefsten Fragen eine ungehemmte wissenschaftliche Lösung fänden — allein das Bild, das in Baden und Württemberg sich aufgerollt, zeigt deutlich, mit welchen Opfern diese geistige Größe erstrebt, und auf welchen Grundlagen sie erbaut worden ist. Wie kommt es aber, daß die kleineren Staaten gerade in Lösung der Lebensfrage der Gegenwart nicht blos den größeren Monarchieen nicht vorausgeeilt sind, sondern daß sie sich sogar sträuben, mit ihnen nur die gleiche Bahn des Fortschrittes einzuhalten? Sprechen

wir es unverholen aus, es ist nach oben der unerträgliche Gedanke, daß die erträumte politische Größe und Bedeutsamkeit eine illusorische ist, welche Erwägung durch den Anblick jener Kirche unablässig erneuert wird, welche, durch keine Landesgränze eingeengt, als Eine und ungetheilte Gemeinschaft alle Völker und Zonen umschließt. Vor dem Forum einer auf der in sich nichtigen Theorie vom Socialcontract ruhenden Staatsordnung, die den schwankenden, durch die Kammermajoritäten repräsentirten Tagesmeinungen sich unterwirft, ist es eine ungeheure Anmaßung, wenn die Kirche Gottes ein ganz anderes Fundament ihres Bestandes in Anspruch nimmt, als eine bloße Fiction, und wenn sie ihr Recht und ihre Gewalt aus einer höhern denn menschlichen Auctorität ableitet. Da die Kirche auf ihren göttlichen Charakter, auf ihren göttlichen Ursprung und ihre göttliche Gewalt nicht verzichten kann, und da jeder einzelne Priester, so er der Kirche treu ist, durch sein ganzes Leben und Wirken hievon Zeugniß geben muß, so darf man sich nicht wundern, wenn der sterile bornirte Rationalismus des modernen Staatsrechtes der Kirche eine unversöhnliche Feindschaft geschworen hat. Das Schicksal, das kirchliche Fragen in den Kammern unserer Kleinstaaten hatten, ist bekannt. Ein anderes konnten sie nicht haben — wie wäre es möglich, daß die unselbstständige, urtheilslose, dem Zeitgeiste fröhnende und auf die Schlagwörter ihrer Führer horchende Mittelmäßigkeit, welche in den meisten Fällen als Majorität zählt, eine Entscheidung geben könnte, zu der doch Unbefangenheit, Einsicht und Charakter gehören! So konnten die Katholiken auf dem politischen Gebiet, ähnlich wie auf dem engeren theologischen die Erfahrung machen, daß der Rationalismus, sobald ihm etwas Uebersinnliches entgegentritt, für Recht und Billigkeit, für Vernunft und Wahrheit durchaus kein Gefühl hat. Er ist nach allen seinen Richtungen hin in Beziehung auf höhere übersinnliche Gebiete eine intellectuelle und moralische Impotenz, mit der weder ein Verständniß möglich, noch irgend ein Abkommen zu treffen ist.

Die Ereignisse des Jahres 1848 haben die rationalistische Staatsweisheit in ihrer ganzen Jämmerlichkeit dargethan; sie hatte vollständig Bankerott gemacht, und die Hoffnung schien erlaubt, es könnte die bittere Noth dazu treiben, die ausgefahrenen Gleise zu verlassen und in eine vernünftige Bahn einzulenken. Die Kirche nahm dem Verfalle gegenüber die unbeschränkte Ausübung ihrer von Gott empfangenen Mission in Anspruch: sie bot den Völkern ihre Heilsmittel, die sie sehnsüchtig aufnahmen; allein kaum scheint das Ungewitter verzogen, so soll sie die alten Fesseln wieder um sich nehmen. Bei dem Anblick solcher Verblendung ist es leicht erklärlich, wenn der Verfasser des angezogenen Artikels die Worte vernehmen konnte, „es müsse noch einmal eine Revolution kommen, solle die Kirche einer dauernden und gesicherten Unabhängigkeit sich erfreuen.“ Es ist mit diesen Worten nichts Anderes ausgesprochen, als daß die Mißachtung der Gerichte Gottes neue und größere Züchtigungen herabrufen werde. Sollen nicht die Gräuel einer raffinirten Barbarei über Europa hereinbrechen, so muß die Kirche frei werden, da sie allein davor bewahren kann. Ist uns darum nach dem Rathschlusse der ewigen Erbarmung eine Zukunft beschieden, so wird Gott seine Kirche auch dahin führen, daß sie den Kampf mit der in völlige Verwilderung umgeschlagenen Hypercultur des modernen Staats bestehen kann. — Es ist allerdings wahr, daß einzelne Priester sich vom Strudel revolutionären Treibens fortreißen ließen; allein zum Theil hatten sie schon vorher mit der Kirche innerlich gebrochen, zum Theil führte sie ihre politische Verirrung auch zum Bruche mit der Kirche. Glücklicher Weise läßt die Demokratie, so wenig als der ganz sterile, jedes gesunden Gedankens unfähige „Altliberalismus“ keine Gelegenheit vorbeigehen, ohne einen fanatischen Haß gegen die Kirche kund zu geben, so daß ohne offenbare Heuchelei kein Priester einer dieser Richtungen aus vorgeblich kirchlichem Interesse sich anbiedern kann. Erst dieser Tage hat das Organ von Mathy-Bassermann an den „religiösen Sinn“ der Bewohner Mann-

heims appellirt, der dem „Missionswesen wenig geneigt sei", um dem gefürchteten Einfluß der dort beginnenden Mission vorzubeugen; der Stuttgarter Beobachter aber, der eben eine radikale Volksversammlung zusammentreibt, sucht auf alle Weise Polizeimaßregeln zu gewaltsamer Unterdrückung der Volksmissionen hervorzurufen, da es diesem ehrlichen Blatte nicht gelingen will, durch Verläumdungen und Verdächtigungen der Missionäre die Theilnahme des Volkes an den Missionen zu mindern. Mögen die Katholiken in Baden und Würtemberg nicht vergessen, daß der Beobachter und seine Genossen mit der Kirchenfreiheit gerade so verfahren würden, wie die Musterregierung zu Freiburg in der Schweiz. Die brutale Willkür, zu welcher diese Sorte von Demokraten sich bekennt, deren Schleppträger zu seyn „der Altliberalismus" sich bescheidet, ist nicht für die Freiheit, wohl aber für die Knute reif. Eine Verständigung mit dieser Richtung gehört in das Reich der Unmöglichkeit.

Der in Rede stehende Artikel aus Limburg findet darin, „mit einigem Zusatz von Lächerlichkeit, eine revolutionäre Bahn, daß der niedere Clerus an manchen Orten Versammlungen hielt, um Forderungen an seine geistliche Behörde zu formuliren u. dgl." Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß sehr viele solcher Versammlungen den bezeichneten Charakter an sich getragen haben; so allgemein gehalten ist indessen auch diese Aeußerung einer Mißdeutung fähig. Solche Versammlungen des niederen Clerus finden noch z. B. zu dieser Stunde in der Diöcese Rottenburg statt; und sie haben durch ihre, „an die geistliche Behörde formulirte Forderungen", d. h. Bitten, bei dem hochwürdigsten Bischof eine solche Billigung gefunden, daß er sie jüngst durch eine eigene Currende zu befördern suchte. Diese Versammlungen hatten allerdings mit dem Jahre 1848 ihren Anfang genommen, weil das allgemein gefühlte Bedürfniß, das zu ihnen trieb, durch die Ereignisse dieses Jahres besonders gesteigert wurde. Dieses Bedürfniß war und ist kein anderes, als das des ca-

nonischen Gehorsames; welcher nicht bloß für den einzelnen Priester in jeder Lage und in allen Verhältnissen eine untrügliche Stütze ist, sondern auch für die Priesterschaft im Ganzen die stärkste Einigung bildet, ohne welche das Ganze unrettbar zerbröckelt. Da Alles aus den Fugen zu weichen schien, wurde unter dem Clerus die Erkenntniß immer allgemeiner, daß der unbedingte Gehorsam gegen die kirchliche Auctorität das einzige Heil gewähre. Niemanden fiel es bei, es sei jetzt die Zeit, über die Kirche zu Gericht zu sitzen, und „zeitgemäße Reformen" einzuführen; im Gegentheil war das Verlangen nie größer, als daß einmal dem Clerus der Segen einer canonischen Leitung, und somit auch die Möglichkeit eines canonischen Gehorsams zu Theil werde. Ohne Compaß und Steuerruder hatte das Domkapitel, während Erledigung des bischöflichen Stuhles umhergetrieben, indem es sich einzig von der sprüchwörtlich gewordenen „Berücksichtigung der Umstände und Verhältnisse" bestimmen ließ; und wie es selber als oberstes Gesetz die Willkür der Staatskirchenbehörde anerkannte, so sollte auch der Clerus nicht an die canonische Ordnung, sondern an ein bodenloses System von „Rücksichten der Klugheit und Friedensliebe" sich halten. Daß mit diesem System in den Stürmen des Jahres 1848 nicht mehr auszukommen war, kann nicht wundern; darum hat auch der Clerus seinen neuen Bischof mit so viel Freude begrüßt, und ihn um Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung und Beseitigung aller jener Maßregeln gebeten, welche ein glaubensfeindlicher Indifferentismus zur Verheerung seines Weinberges getroffen hatte. Solche Bitten sind nicht bloß von Einzelnen, sondern auch von ganzen Versammlungen ausgegangen; und der Charakter der letzteren zeigt sich am deutlichsten darin, daß sie Alles, was dem Eifer des einzelnen Priesters überlassen ist, auf die kirchlichen Normen zurück zu führen suchen. Statt also etwa über die Hirscherschen Reformvorschläge zu debattiren, werden Bitten um Priesterexercitien formulirt, verpflichtet man sich zur gewissenhaften Recitation des Breviers, zur stren-

gen Beobachtung der kirchlichen Rubriken u. dgl. Ein Hauptgebrechen aber, das sich seiner Natur nach nicht durch bloße Decrete von oben herab heilen läßt, sondern nur durch eifriges Mitwirken des niederen Clerus insgesammt, bildet einen ganz besonderen Gegenstand der berührten Versammlungen; es ist dieß die durch den Mangel eines gründlichen Moralstudiums entstandene grundsatzlose Verwaltung des heiligen Bußsacramentes. Lange Zeit hindurch hatte in der oberrheinischen Kirchenprovinz die sogenannte Moral von Hirscher ein beinahe ausschließliches Ansehen genossen, allein die vollkommene Losschälung dieses Buches von aller theologischen Gründlichkeit, der gänzliche Mangel fester Grundsätze und bestimmter Begriffe welcher durch einen auch noch so großen Reichthum an sententiösen Phrasen nicht ersetzt werden kann, hat endlich seine Geltung auf ein Kleinstes zurückgeführt. Je allgemeiner die Erkenntniß seiner völligen Unzulänglichkeit wurde, und je mehr der Clerus in der Ueberzeugung sich bestärkte, daß er das kirchliche Richteramt ohne genaue Kenntniß der canonischen Normen und Gesetze so wenig verwalten könne, als ein weltlicher Richter in seiner Sphäre ohne Kenntniß seines Canons urtheilen und entscheiden kann, um so größere Theilnahme mußten freiwillig veranstaltete Conferenzen finden, welche die Beförderung der Kenntniß jener Gesetze sich zur Aufgabe machen.

So hat in der oberrheinischen Kirchenprovinz ein Heilungsproceß auch von unten auf begonnen, dessen Verlauf um so glücklicher seyn wird, je enger sich alle Priester und Gläubigen um ihre Hirten schaaren, welche im innigsten Anschlusse an das gemeinsame Oberhaupt der Kirche, und damit an den ganzen katholischen Episcopat der Kirche Gottes die ihr gebührende rechtliche Stellung zu erringen trachten.

XXXV.

Radikale Giftblüthen aus der Schweiz.

V.

Der Wolf im Lammsfelle.

Der Zweck heiliget die Mittel, ist eines der obersten Dogmen, zu dem die ganze radikale Welt, ohne Ausnahme, sich bekennt, und nach welchem sie handelt. Heuchelei, Verstellung ist daher eines der häufigsten Mittel, das sie anwendet, weil es eines der wirksamsten ist. Für seine Wirksamkeit hat sie die Erfahrung und sogar die heiligen Bücher für sich, die den Teufel den Vater der Lüge nennen.

Der Schweizer Radikalismus hat in der Heuchelei eine Meisterschaft erlangt, wie sie keiner Revolutionspartei eines anderen Landes eigen ist. Seine ganze Revolutionsthätigkeit seit dem Jahre 1830 ist nichts als ein Gewebe von lauter Trug und Heuchelei; es würde zu weit führen, ein treues, umfassendes Gemälde davon zu liefern. Wir heben nur zwei Thatsachen heraus, welche so recht offen das Innere der Heuchlerpartei herausstellen.

Am 20sten Weinmonat 1847 erließ die radikale Zwölfermehrheit eine Proclamation an die Landesbehörden und das

Volk der sieben katholischen Kantone, worin folgende merkwürdige Stellen vorkommen:

„Ihr fürchtet Gefahr für Eure von den Vätern ererbte Rechte und Freiheiten, für Eure künftige Stellung im Bunde, für Euren Glauben, Eure Religion."

„Wir geben Euch nun aber die feierliche Versicherung, daß jede Absicht, diese Eure theuersten Güter zu gefährden, ferne von uns ist."

„Die eidgenössische Tagsatzung will keine Bedrückung von Bundesgenossen, keine Vernichtung von Kantonalsouverainetäten, keinen gewaltsamen Umsturz bestehender Bundeseinrichtungen, keine Einheitsregierung, keine Verletzung Eurer Rechte und Freiheiten, keine Gefährdung Euerer Religion" rc. rc.

Das waren sehr schöne Reden, aber die Handlungen, die ihnen unmittelbar folgten — waren das direkteste Gegentheil derselben. Die Nämlichen, welche so sprachen, stürzten wenige Wochen nachher, nach errungenem wohlfeilen Siege, die Regierungen und Verfassungen in allen sieben katholischen Kantonen, selbst denjenigen, welche vor dem Kampfe von der Sache der sieben Kantone abgefallen waren und sich dem Feinde unterworfen hatten; sie vernichteten die ein halbes Jahrtausend alte politische Bedeutung und souveraine Existenz der Urkantone der Schweiz, sie gaben dem Volke von Freiburg in seiner heillosen Bubenregierung Vögte, gegen deren Tyrannei diejenige eines Geßlers Kinderspiel genannt zu werden verdient. Gegen die katholische Religion aber besonders brach eine maßlose Verfolgung aus; über vierzig Klöster und Stifte wurden aufgehoben, deren Gut geraubt, katholische Priester massenhaft verfolgt, eingekerkert, verbannt, ein edler Bischof wie ein Verbrecher zum Lande hinausgeschleppt. Die Verfolgungswuth ging so weit, daß der freiburgische Regierungspräsident sich erfrechen durfte, das Beten in den Schulen als fanatisches Zeug zu verbieten. Der heilige Vater nennt mit

Recht in seinem Sendschreiben an den ehrwürdigen Bischof Marilley von Freiburg dieses Treiben „einen furchtbaren“ Krieg, den man in der Schweiz unserer heiligsten Religion machte.

Man sollte meinen, nachdem so offen vor der Welt der Wolf das Lammsfell weggeworfen und in seiner wahren Gestalt sich gezeigt hatte, daß er sich schämen sollte, vor den Augen der Welt dieses noch einmal anzuziehen. Allein, wessen schämt sich der Radikale? Alle seine Scham, sein Gewissen, sogar sein Ehrgefühl sind in dem einen Satze: „der Zweck heiliget die Mittel“, aufgegangen.

Als in jüngster Zeit das Volk von Freiburg in einer großartigen Volkspetition von den Bundesbehörden Befreiung von dem unerhörten Joche und Rückgabe der ihm geraubten, übrigens durch den neuen Bund und die eigene Kantonsverfassung garantirten Rechte verlangte, wies man ihm im Bundessaale höhnisch die Thüre, schickte ihm dann eine Proclamation nach, welche mit folgenden Heuchlerworten schloß:

> „Schaart Euch also mit erneuerter Liebe um das heilige Sinnbild unseres Glaubens, um das eidgenössische Kreuz, das unsern und Eurern Vätern in guten wie in trüben Tagen vorgeleuchtet, das die Eidgenossenschaft jeweilen aus jedem Dunkel siegreich zum Lichte hindurchgeführt hat.“

Haben wir zu viel gesagt, wenn wir behaupteten, keine Revolutionspartei in keinem Lande habe eine solche Meisterschaft in der Heuchelei erworben, wie sie die Schweizer Revolutionspartheī besitzt?

VI.

Radikale Gerechtigkeitspflege.

Das gänzliche Verschwinden des Gerechtigkeitssinnes bei einem Individuum oder einer Nation ist einer der sichersten Zeugen der tiefen sittlichen Versunkenheit derselben. Es gibt aber auch hier eine gewisse Stufenfolge. Es kann die Gerechtigkeitsliebe bei einer Faction in einem Staate auf Null stehen, dieselbe aber doch für passend finden, für alle ihre Ungerechtigkeiten nach einem Schein des Rechtes noch zu haschen und jene damit zuzudecken; sie kann aber auch jenen Grad der Schamlosigkeit erreicht haben, wo sie jenes Scheins gar nicht mehr bedarf, und offen und ohne Scheu ihre ungerechten Thaten der Welt zur Schau trägt; sie kann endlich so tief sinken, daß von ihr allem voraus gerade die Justiz zur Verübung von Ungerechtigkeiten aller Art auserkohren wird.

Die Schweiz liefert uns mehrfache Beispiele von allen diesen Stufen sittlicher Versunkenheit. Gerechtigkeit ist dort keine mehr vorhanden, Alles wird nach Parteiinteressen und Parteizwecken behandelt, bisweilen dafür ein legaler Deckmantel hervorgesucht, häufig aber frech und offen jedes Gefühl von Gerechtigkeit gehöhnt, und diese schmachvolle Aufgabe besonders den Gerichten übertragen. In mehreren Kantonen sind gerade die Gerichte mit den frechsten, unverschämtesten Parteileuten besetzt, welche keine höhere Aufgabe, als die der Verfolgung ihrer Gegner kennen.

Wir wollen drei schlagende Thatsachen zum Beweise anführen.

Die Mitglieder des gestürzten großen Rathes von Luzern sind gegen das Ende des letzten Jahres von den dortigen radikalen Gerichten wegen des gegen die Revolutionspartei geleisteten Widerstandes eines Criminalverbrechens schuldig befunden und zu einer großen Geldcontribution und zum Verlust

ihrer bürgerlichen Rechte verurtheilt worden. Nach der Verfassung von Luzern ist der große Rath die oberste souveraine Behörde im Lande, und ein über die Verantwortlichkeit der Behörden und Beamten erlassenes Gesetz verfügt wörtlich Folgendes: „der große Rath ist für seine Handlungen nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich.“ Dennoch wurden die Mitglieder des von der Revolutionspartei gestürzten großen Rathes von den Luzerner Gerichten wegen politischer, vollständig in ihrer Competenz gelegenen Handlungen verurtheilt. Unter eilf Mitgliedern des Gerichts fanden sich nicht vier, welche für Freisprechung stimmten, indem diese Zahl zu einer solchen nach dem Strafgesetze genügt hätte. Das hier gegebene Beispiel, daß ein Souverain von dem ihm Untergebenen für seine Handlungen verantwortlich gemacht wird, hat nur zwei ähnliche in der Geschichte, in der englischen und französischen Revolution.

Ein zweites merkwürdiges Zeugniß für die sonderbare Gerechtigkeitsliebe des Schweizer Radikalismus liefert der noch schwebende Hochverrathsprozeß gegen die Mitglieder des ehemaligen Kriegsrathes der sieben katholischen Kantone. Dieser Kriegsrath war eine aus Repräsentanten souverainer Staaten zusammengesetzte Behörde; die Mitglieder derselben konnten daher für ihre Handlungen Niemanden als ihren Mandanten, ihrem betreffenden Souverain, verantwortlich seyn. Gegenüber dem Kanton Luzern und seinen Behörden waren sie in der Stellung von Gesandten eines mitverbündeten souverainen Staates, und genossen die völkerrechtlichen Vorrechte von solchen. Wenn sie daher wirklicher Verbrechen sich schuldig gemacht hätten, so konnten sie nicht von den Gerichten von Luzern dafür belangt werden.

Dennoch haben sie die obersten Behörden der Schweiz mit einer Criminalanklage vor den Gerichten von Luzern verfolgt. Der Prozeß dauert seit drei und einem halben Jahre fort und wird mit Absicht wieder hinausgeschleppt, weil abgesehen

von aller Incompetenz der Gerichte, nicht die leiseste Spur einer verbrecherischen Handlung vorliegt. Derselbe ist ja zu keinem anderen Zwecke angehoben worden, als um auf diese Art seine Verfolgungswuth und Rachsucht befriedigen zu können; da man keine Mittel hiezu ausfindig machen konnte, mußte die Justiz selbst das Werkzeug der Verfolgung werden.

Die schauerlichste Erscheinung aber zeigt der Prozeß über die Ermordung von Jos. Leu. Das Geständniß des Mörders lehrte einen Theil der intellectuellen Urheber des Mordes kennen, andere Anzeichen führten auf benachbarte Kantone hin als den Ort, wo der Mord verabredet worden war. Den Untersuchungsbehörden von Luzern wurde aber jede Mitwirkung zur Ausmittlung der Verbrecher von den radikalen Regenten der umliegenden Kantone verweigert, die vom Mörder angegebenen Mitschuldigen fanden dort ein sicheres Asyl. — Nach der Revolution von 1847 werden sodann von den aufgestellten radikalen Gerichten alle des Mordes Schuldigen in Folge einer eigenen Prozeßrevision freigesprochen, einige mit Staatsämtern belohnt; es sitzen solche sogar in der obersten Landesbehörde. — Eine grauenvollere Verhöhnung der Justiz ist nicht wohl möglich.

XXXVI.

Rheinische Zustände am Vorabend der französischen Revolution.

Joseph II. und die belgische Revolution von 1790; Oesterreich und Preußen.

Das Schicksal der Niederlande lag jetzt in den Händen Josephs II.; die Neuerer sahen der Zukunft mit Freude und Hoffnung, die Freunde des alten Rechtes und der alten Sitte mit Furcht und Kummer entgegen, denn die Gesinnungen Kaiser Josephs waren bekannt; weit entfernt, ein Geheimniß aus ihnen zu machen, trug er sie vielmehr mit rücksichtloser Ostentation zur Schau; mit dem neuen Kaiser beginnt eine neue Ordnung der Dinge, sagte Friedrich II., und musterte seine Streitkräfte.

Es war der moderne Geist, der mit der französischen Sprache in französischem Gewande, damals von den Höfen ausgehend, die höhere Gesellschaft, die sogenannte gebildete Welt, in Europa beherrschte. Dem positiven Glauben und dem positiven Rechte absagend, verkündete er, als Vorspiel der Volkssouverainetät, die Souverainetät der individuellen Vernunft: dem Meinen und Gutdünken des Einzelnen Religion, Moral und Gesetzgebung unterwerfend; und so verbreitete er sich

in dem neuen französischen Modekleid mit dem Glanze einer oberflächlichen encyclopädischen Wissenschaftlichkeit, mit den Reizen verlockender Frivolität, mit geistreichem heiteren Spott und einer schrankenlosen Zweifelsucht, die sich für Geistesstärke ausgab, während sie in Wahrheit die stärksten und feurigsten Geister schwächte, lähmte, erkältete und zerbrach.

Schon 1750 schrieb Voltaire unter dem 24. October von Potsdam, wohin ihn der „Protector der deutschen Musen und der deutschen Freiheit“ gerufen hatte, triumphirend an den Marquis de Thibouville: „Ich befinde mich hier in Frankreich. — Je me trouve ici en France. Man spricht nur unsere Sprache. Das Deutsche ist für die Soldaten und die Pferde (l'Allemand est pour les soldats et pour les chevaux); man bedarf seiner nur auf der Reise. Als guter Patriot bin ich über diese kleine Huldigung, die man unserem Vaterlande drei hundert Stunden von Paris entfernt zu Theil werden läßt, ein wenig geschmeichelt. Ich finde hier Leute, die in Königsberg erzogen sind, die meine Verse auswendig können und mir nicht neidig sind und mir auf keinen Schabernak sinnen“ *). Und 1766 schrieb derselbe Voltaire an den Grafen d'Argental: „Gegenwärtig gibt es keinen deutschen Fürsten, der kein Philosoph wäre.“

Und in der That, die französischen Denker und Dichter waren damals die Spender des Ruhmes; die mächtigsten Fürsten bewarben sich in kriechender Demuth um die Brodsamen ihres Lobes, studirten ihre Werke und fühlten sich geehrt, ihre Schüler genannt zu werden. Die mächtige Autokratin des Nordens, Katharina II, die ihr Reich bis zum Dniester, über den Caucasus und Georgien bis zu den Gränzen Persiens ausdehnte, die es in zweimaliger Theilung mit den polnischen Provinzen, und mit Kurland und Finnland vergrößerte, und ihm

---

*) Supplément au Recueil des Lettres de Mr. de Voltaire. T. I. Paris 1808. p. 207.

den taurischen Chersones, den Sitz der tartarischen Khane, die Krimm, mit kriegsgewaltigem Arme eroberte, diese stolze Czarin, die Gesetzgeberin ihrer Reiche, nannte 1787 dem Fürsten von Ligne Voltaire ihren „*bon protecteur*", und sagte: „Wissen Sie, daß er es ist, der mich zur Mode gemacht. Für den Geschmack, den ich an ihm finde, ihn mein ganzes Leben hindurch zu lesen, hat er mich reichlich belohnt, und während er mich unterhielt, habe ich gar Mancherlei von ihm gelernt" *).

Und Friedrich II., der sich wiederholt über Voltaire's Persönlichkeit in den verächtlichsten, wegwerfendsten Ausdrücken aussprach, überhäufte nichts desto weniger sein Genie mit den übertriebensten und abgeschmacktesten Schmeicheleien, wie wir sie sonst nur im Munde kriechender Höflinge zu begegnen pflegen: „Ich bin", so schrieb der Philosoph von Sanssouci dem Philosophen von Ferney, „ich bin wie der Prometheus der Fabel; ich entwende Ihnen zuweilen von ihrem göttlichen Feuer, um meine schwachen Schöpfungen damit zu beleben. Allein der Unterschied zwischen dieser Fabel und der Wahrheit ist der, daß die Seele Voltaire's, ungleich größer und hochherziger als die des Königs der Götter, mich nicht zu der Strafe verurtheilt, die der Verbrecher jenes himmlischen Raubes erlitt" **). In der Vorrede, die er als Kronprinz für eine von ihm in England, 1739, beabsichtigte Prachtausgabe der Henriade Voltaire's schrieb, sagte er: „Ein Gedanke der Henriade wiegt die ganze Iliade Homer's auf." Und am 20. Januar 1739 schrieb er an ihn in seiner Ueberschwänglichkeit: „Im Heidenthum brachte man den Göttern die Erstlinge ihrer Aerndte und der Weinlese; dem Gotte Jakobs wid-

---

*) Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires du Prince de Ligne. Tome XX. p. 252. Portrait de feu Sa Majesté Imp. de toutes les Russies.

**) Oeuvres complètes de M. le comte de Ségur. Tome II. p. 125.

mete man die Erstgebornen unter dem Volke Israel; in der römischen Kirche gelobt man den Schutzheiligen nicht bloß die Erstlinge, nicht bloß die jüngeren Söhne, sondern ganze Königreiche, wie das der heilige Ludwig beweist, der dem seinigen zum Besten der Jungfrau Maria entsagte. Ich für meinen Theil habe keine Erstlinge der Aerndte, keine Kinder und kein Königreich zu geloben; aber ich weihe Ihnen die Erstlinge meiner Dichtkunst aus dem Jahre 1739. Wäre ich ein Heide, so riefe ich Sie unter dem Namen Apollo an; wäre ich ein Jude, so hätte ich Sie vielleicht mit dem königlichen Propheten und seinem Sohne verwechselt; und wäre ich ein Papist, so hätte ich Sie zu meinem Schutzheiligen und zu meinem Beichtvater gemacht; aber da ich nichts von dem Allen bin: so begnüge ich mich damit, daß ich Sie philosophisch hochschätze, Sie als einen Philosophen bewundere, als einen Dichter liebe und als einen Freund verehre.“ So schrieb der Jüngling im ersten Feuer des jugendlichen Enthusiasmus; aber auch der königliche Greis verfaßte auf den Gestorbenen eine Lobrede für seine Akademie, schrieb in seiner autokratischen Despotenmanier an d'Alembert unter dem 1. Mai 1780: „Obschon ich keinen Begriff von einer unsterblichen Seele habe, so wird man doch für Voltaire's Seele (in Berlin) eine Messe lesen“ — und ließ, hierin der Revolution um einige Jahre in seiner Huldigung voraneilend, in Paris einen Kupferstich verfertigen, der die „Apotheose Voltaire's“ darstellte!

Inzwischen begnügten sich die gekrönten Häupter nicht damit, die gefeierten Geisteswerke zu lesen, zu studiren, auswendig zu lernen und zu deklamiren, ihren Verfassern Weihrauch zu streuen und nach ihrem Lobe zu haschen: sie bemühten sich auch im Schweiße ihres Angesichtes als gute Schüler Aehnliches hervorzubringen, und so ward ein allgemeines Schriftstellern in Prosa und Versen nach dem Vorbilde der Pariser Muster in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts an den europäischen Höfen zur Tagesmode.

Kaiser Joseph, der 1777, auf seiner Rückkehr von Frankreich, in Bern den deutschen Dichter und Gelehrten Haller besucht hatte, an Ferney dagegen, gehorsam dem Wunsche seiner Mutter, vorübergegangen war, und die unphilosophische Eitelkeit seines Besitzers durch seine Mißachtung empfindlich gekränkt hatte, ergoß, nicht lange nach seiner Thronbesteigung, in einem Schreiben an van Swieten seinen Spott über diese gekrönte Schriftstellerei.

Dieser van Swieten *), ein Holländer, ein Jansenist, ein Haupt der Wiener Illuminaten, war zuerst kaiserlicher Leibarzt, wurde dann Rector Magnificus der Universität von Wien, und endlich allgewaltiger Minister des öffentlichen Unterrichts, in welcher Stellung er als einflußreichster Rathgeber des Kaisers in Kirchen- und Unterrichtssachen auch für die Niederlande eine Quelle des Verderbens wurde. An diesen Mann richtete der Kaiser seine Kritik der fürstlichen Schriftsteller. Sein Spott würde von größerem Gewichte gewesen seyn, hätte nicht Joseph II. selbst das Talent zur Schriftstellerei gefehlt, wovon das seltsame Schreiben nebenbei Zeugniß gibt, es lautet:

Mon cher!

„Ich weiß nicht, wie einige Monarchen auf die Kleinigkeiten gerathen sind, sich literarische Vorzüge zu verschaffen; eine Art Größe darin zu suchen, wenn man Verse macht, einen Riß zum Theater zeichnet **), der ein Pendant für die Werke eines Palladio seyn solle.“

„Zwar sehe ich wohl die Obliegenheit ein, daß die Könige im Reich der Wissenschaften nicht ganz unbekannt seyn

*) Der Cardinal von Frankenberg und sein Kampf für die Freiheit der Kirche und die bischöflichen Seminarien unter Joseph II. von A. Theiner. Freiburg 1850. S. 3.

**) Eine Anspielung auf Friedrichs II. Baupläne.

sollen, daß man aber als Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich äußerst unnöthig."

„Der Markgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssecte geworden, die sich damit beschäftigte, Memoirs, Gedichte und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben. Die Kaiserin Rußlands*) folgte ihm nach, las Voltairen, und schrieb Schauspiele und Verse an Vanhal, dann

---

*) Die Kaiserin von Rußland, Katharina II., verstand sich in der That besser darauf, Länder zu erobern, als Verse zu machen. Graf Segur, der französische Botschafter, erzählt in seinen Memoiren, wie sie ihn auf der berühmten Reise nach der Krimm bat, ihr die Verskunst zu lehren. Er gab sich acht Tage lang alle Mühe, allein sie hatte durchaus kein Ohr für den Rhytmus des Versbaues, und keinen Sinn für eine blühende, bilderreiche, poetische Sprache. Der englische Botschafter Fitz-Herbert rieth ihr daher, sich mit ihren ersten kaiserlichen Versen auf einen ihrer Hunde, Namens Anderson, der ihren Doctor Rogerson gebissen, zu begnügen:

„Ci-gît la duchesse Anderson,
Qui mordit monsieur Rogerson."

Die Czarin schloß sich indessen zu Barzeisarai ein, brachte aber, wie der Fürst von Ligne erzählt, nach vierstündigem Nachdenken, nicht mehr zu Stande, als die beiden Verse:

„Sur un Sopha du Kan, sur des coussins bourrés:
Dans un Kiosque d'or de grilles entourés."

Sie sagte, sie hätte nun für ihr Leben des Versemachens genug, und Segur rieth ihr, ferner nur Gesetze und Eroberungen in Prosa zu machen. Ihre Briefe an Voltaire, an Zimmermann und de Ligne, ihr: „Czarowitz Chlore, conte moral", fünf ihrer Theaterstücke (Théâtre de l'Ermitage) sind gedruckt. Gegen den ihr ungünstigen Abbé Chappe: *„Voyage en Siberie"* schrieb sie als Widerlegung ein Buch: Antidote, und für ihre Enkel, Alexander und Constantin, verfaßte sie die: *„Contes moreaux"*, und ein „Abrégé de l'histoire des premiers temps de la Russie." S. Oeuvres complètes de M. le comte de Ségur T. III. p. 72 u. T. II. p. 218. Mélanges du Prince de Ligne Tome XXI. p. 27.

einige Oden an ihre Alziden; Stanislaus Lesczinsky aber Friedensbriefe; endlich der König von Schweden welche im Tone der Freundschaft."

„Die Veranlassungen hiezu sind eben so sonderbar, als die Produkte ihres Geistes. Der König von Preußen fing seine akademischen Beschäftigungen zu Rheinsberg an, wohin ihn sein Vater exilirte, und wo er kaum wie ein Oberster meiner Armeen leben konnte. Wie er König wurde, setzte er seine Gelehrtenbeschäftigungen fort; gleich versammelten sich eine Menge französischer Champions, und besangen seine Siege in Schlesien, d. i. die Eroberung eines Landes, das zwei Infanterieregimenter zur Besatzung hatte, und das er mit 40,000 Mann überschwemmte. Späterhin trieb ihn die Begierde, Verse zu machen, an, mit Voltairen Freundschaft zu stiften, die aber unterbrochen, wieder erneuert, getrennt, und bis zu dem Tod des Uhrmachers von Ferney fortgesetzt wurde."

„Die Kaiserin von Rußland unternahm es aus Stolz; sie suchte in jeder Gattung von Ruhm zu glänzen, das übrige thaten Zeit und Umstände, Freundschaft und Leidenschaft, und eine Portion Eitelkeit mitunter."

„Stanislaus war ein gutgesinnter Mann; er träumte wie der Abt St. Pierre, und hätte, wär es möglich gewesen, von seinem Luneville aus der ganzen Erde Friede geboten. Die Majestät aus Stockholm hatte andere Ursachen; Gustav ward in Frankreich mit Würde behandelt, und schrieb nach seiner Rückkunft so zärtliche Briefe nach Paris, und an den Hof zu Versailles, daß man ihm das Kompliment zu machen genöthigt war, außer dem König wär er ein sehr liebenswürdiger Privatmann."

„Sehen Sie, so denke ich über diese Gegenstände. Mir sind weder die großen Griechen, noch Römer unbekannt; ich kenne die Geschichte des deutschen Reichs, und jene meiner Staaten insbesondere; aber meine Zeit hat mir nie erlaubt, Epigrammen zu machen und Vaudevilles zu schmieden. Ich habe gelesen, um mich zu unterrichten; ich bin gereist, um

meine Kenntnisse zu erweitern; und indem ich die Gelehrten unterstütze, erweise ich ihnen einen größeren Dienst, als wenn ich und einer derselben an einem Pulte Sonnetten faselten. Adieu!"

Joseph.

Wien, im December 1781.

Wenn Joseph II. sich in diesem Schreiben seiner Kenntniß der Alten rühmt, und wie er Länder und Völker beobachtet habe, und wenn er in einem andern Schreiben an seine Mutter (Jaromirs, 18. August 1778) ironisch von „Seiner philosophischen Majestät" von Preußen, Friedrich II. spricht: so hätte man denken sollen, er würde im Gegensatz zu den gekrönten Versemachern und Schauspieldichtern in seiner Regierung sich nicht von den abstracten, willkürlichen Theorien der neuen kosmopolitischen Philosophie leiten lassen, sondern das Bestehende, das Leben, die Wirklichkeit achten, und die natürliche und historische Verschiedenheit der Länder und Völker mit schonender Weisheit berücksichtigen. In der Ausführung fand indessen das Gegentheil statt; die philosophische „Königssecte" verfuhr in Regierungssachen ungleich weniger „philosophisch", als der Sohn der frommen Maria Theresia, der Zögling der Jesuiten, der katholische Kaiser.

Wie philosophisch auch Katharina II. in ihrem Innern denken mochte, und wie locker und anrüchig ihre Sittlichkeit war, als Kaiserin duldete sie an ihrem Hofe keinen Spott gegen die Religion, noch unmoralische, den sittlichen Anstand verletzende Reden. Voll von tausend ehrgeizigen Projecten und Reformen aller Art, und eifrig bemüht, die alte Barbarei mit dem Glanzfirniß der neuen Civilisation zu überdecken, wich sie indessen klug zurück und gab nach, so bald sie einen ernsthaften Widerstand spürte. Es fiel ihr nicht ein, ihrem Reiche ihre „philosophischen" Reformen um den Preis einer Revolution aufzuzwingen. So schrieb sie zwar eigenhändig in französischer Sprache ein neues Gesetzbuch für Rußland nach den Maximen Montesquieu's; sie ließ das philosophische

Machwerk französischen Geistes in's Russische übersetzen, versammelte Notabelen aus den verschiedenen Ländern ihres weiten Reiches, und legte ihrem Gutachten die neue Gesetzgebung vor. Als aber ein Theil der Versammelten gegen die Freigebung der Bauern protestirte, ein anderer Schmälerung ihrer Kronrechte, Einschränkung ihrer unumschränkten Macht zu Gunsten der Aristokratie begehrte, entließ die philosophische Czarin die Versammelten in Gnaden, und gab ihr Gesetzbuch, ohne weiter auf seiner Ausführung zu bestehen, ruhig in die öffentliche Bibliothek von Petersburg, wo es als eine literarische Curiosität aufbewahrt wird. Wegen Montesquieu ihre Krone auf's Spiel zu setzen, fiel ihr nicht ein; denn ihrem praktischen Verstande leuchtete ein, was auf jener russischen Nationalversammlung die Deputirten der wilden samojedischen Stämme sprachen: „Wir sind schlichte, einfache, arme Leute", sagten diese, „unser ganzes Geschäft besteht darin, unsere Rennthiere zu weiden, dafür aber bedürfen wir keines Gesetzbuches; wir bitten darum die Czarin nur um die einzige Gnade, den Russen, unseren Nachbaren und Mitstaatsbürgern, und den Beamten, die sie über uns setzt, Gesetze zu geben, die dieselben verhindern, uns zu bedrücken. Damit sind wir zufrieden, Anderes bedürfen wir durchaus nicht."

Als Bewunderin, Freundin und Schülerin der französischen „Philosophen" lud Katharina II., die von ihren Pariser Schmeichlern als die Kleopatra, die Semiramis, das helleuchtende Licht des Nordens gepriesen wurde, dieselben ein, nach Petersburg zu kommen. Namentlich forderte sie Diderot auf, dort seine Encyclopädie zu vollenden. Der intolerante Fanatiker des Unglaubens, der Patriarch des Materialismus, der Läugner der Unsterblichkeit, kam auch in der That herbeigeeilt, in der sicheren Erwartung, durch seine kaiserliche Freundin und Schülerin die russische Barbarei nach den aufgeklärten Grundsätzen der encyclopädischen Philosophie umzugestalten, und aus dem Czarenreich ein philosophisches Frankreich zu machen. „Ich unterhielt mich", erzählt Katharina II. über seine Absich-

ten, „oft und lange mit diesem Diderot, indessen mehr zur Befriedigung meiner Neugier, als mit wirklichem Nutzen. Hätte ich ihm geglaubt, so wäre Alles in meinem Reiche von oberst zu unterst gekehrt worden; Gesetzgebung, Administration, Politik, Finanzen, Alles und Alles hätte ich umstürzen müssen, um dafür unpraktische Theorien an die Stelle zu setzen. Da ich ihm indessen meist zuhörte und nur selten und wenig sprach, so hätte ein Zeuge, der unseren Zusammenkünften beigewohnt, von uns Beiden glauben müssen, Herr Diderot wäre ein gestrenger Schulmeister und Katharina seine demüthige Schülerin. Wie mir scheint, glaubte er es auch selbst; denn da er nach einiger Zeit keine einzige von all den großen Neuerungen, die er mir angerathen, wirklich in's Leben treten sah, drückte er mir in einem gewissen Tone stolzen Mißmuthes darüber sein Erstaunen aus. Da hielt ich es endlich an der Zeit, ihm freimüthig meine Meinung zu sagen. Herr Diderot, sprach ich, ich habe mit dem größten Vergnügen alles angehört, was ihr glänzender Geist Ihnen eingegeben; allein mit allen ihren großen Grundsätzen, die ich sehr wohl verstehe, würde man schöne Bücher, aber schlechte Geschäfte machen. In all ihren Reformplänen vergessen Sie gänzlich den Unterschied in unserer beiderseitigen Stellung; „Sie, Herr Diderot, arbeiten nur auf dem **Papier**, das sich Alles gefallen läßt; es ist glatt, es ist weich, hängt wohl zusammen und setzt ihrer Einbildungskraft und ihrer Feder nicht das geringste Hinderniß entgegen; ich aber, ich arme Kaiserin muß auf der **Menschenhaut** arbeiten, die ganz anders empfindlich und reizbar ist. So sprach ich, und ich bin überzeugt, daß er seit diesem Augenblicke nur Mitleiden mit mir hatte, da er mich jetzt als einen beschränkten, ordinären Geist ansah. Er sprach von dem an mit mir nur noch von Gegenständen der Literatur, die Politik dagegen war aus unseren Unterhaltungen verschwunden."

Die Kaiserin erwies sich ihm übrigens sehr gnädig, kaufte ihm für 50,000 Franken seine Bibliothek ab, die sie ihm ließ,

und kaufte ihm überdieß ein Haus in Paris; allein mit Diderot's Reformen hatte es, wie mit Montesquieu's Codex sein Bewenden; sie hütete sich wohl, sich von ihren philosophischen Neuerungen allzuweit hinreißen zu lassen. So mochte es denn wohl geschehen, daß gar Manches von dem, was die Unermüdliche in ihrem weitreichenden Ehrgeize reformirte und aufbaute, noch zu ihren Lebenszeiten in Ruinen stürzte, und Joseph II. konnte von seiner taurischen Reise, wo er mit ihr am 20. Mai 1787 unweit Kaydak am Borysthenes den Grundstein von Katarinoslaw gelegt, nach Wien heimgekehrt, von den luftigen Scheinbauten der Kaiserin mit heiterer Ironie sagen: „Wir haben ein wunderbar großes Werk vollbracht, an einem Tage hat die Kaiserin den ersten, und ich den letzten Stein zu einer Stadt gelegt"; allein wie Vieles, was nicht vollendet wurde oder alsbald wieder zusammenfiel, die Kaiserin auch anfangen mochte, so beging sie doch nicht die Thorheit, ihr Reich, mit Verachtung des Bestehenden, um ihrer Philosophie willen in Flammen zu setzen, und so ihren Thron selbst zu untergraben.

Friedrich II. hielt es nicht anders; spöttelte der preußische Monarch auch ziemlich rücksichtslos über die Finanzen der Czarin, über ihre Politik, die schlechte Taktik ihrer Truppen, die Knechtschaft ihrer Völker und die geringe Solidität ihrer Macht: so stimmte er doch vollkommen hierin mit „unserer Schwester von Rußland" überein, daß man mit den Theorien der französischen „Philosophen" schöne Bücher, aber schlechte Geschäfte mache. Auch ihm waren Montesquieu, Voltaire und Diderot sehr lieb, aber sein Thron und seine autokratische Herrschergewalt noch lieber. Seine Philosophie betrachtete er wie seine Flöte: sie war sein Privatvergnügen, und hatte sich nicht in seine Regierungsgeschäfte zu mischen. Stundenlang ging der Weise von Sansouci jeden Tag mit dieser seiner Flöte in den Gemächern des Schlosses auf und ab, dudelte sich darauf Etwas vor, gab aber dabei seinen Kabinetsräthen Bescheid, befaßte sich mit Staatsgeschäften, und

der königliche Flötenspieler dachte nicht an sein Flötenspiel. So waren auch Friedrich der freisinnige Philosoph, und Friedrich der unumschränkte König, ganz verschiedene Leute, von denen Jeder seine eigenen Wege ging. Er wünschte sich auch nichts weniger, als aufgeklärte Philosophen zu Unterthanen, und sagte zu dem Fürsten de Ligne: „die geistreichen Leute taugen den Teufel nichts zum Regieren — les hommes d'esprit ne valent pas le diable à gouverner — und ein König, der sie regieren soll, hat das schlechteste Loos." — Und als er den aufgeklärten Schweizer Sulzer fragte, wie es mit den unter seiner Leitung stehenden Schulen gehe, und der theoretische Schulmann in gut „philosophischer" Manier antwortete: Seit man auf Rousseau's Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sei, fortgebaut habe, fange es an, besser zu werden, erwiederte Seine philosophische Majestät: „mein lieber Sulzer, er kennt die verfluchte Race nicht genug, der wir angehören. — Ah mon cher Sulzer, Vous ne connoisez-pas assez cette maudite race, à la quelle nous appartenons."

Um diese „verfluchte Race" zu regieren und „gute Geschäfte" zu machen, d. h. seine Macht zu behaupten und zu vergrößern, fand er, trotz seiner Bewunderung und seiner Schmeicheleien, die „Philosophie" seiner Pariser Freunde wenig geeignet, und darum stimmt auch seine Regierungsweise in vielen Stücken durchaus nicht mit seinen Büchern und schönen Versen überein.

Friedrich, der Philosoph, pries in Prosa und Versen die Friedensliebe der Fürsten und verdammte den blutigen Ehrgeiz der Eroberer als den Fluch der Völker. — Friedrich, der König, dagegen begann seine Regierung damit, daß er sogleich das große Heer seines militärischen Vaters noch vergrößerte und, die Welt durch einen „coup d'eclat" überraschend, in Schlesien einfiel. Diesen Widerspruch des Schriftstellers und Königs hat auch Joseph II. bemerkt, indem er in dem Schreiben an Maria Theresia sagt: „wohl in seinen

Schriften, aber niemals auf dem Schlachtfeld hat der König von Preußen Menschenblut zu schonen gewußt."

Friedrich, der Philosoph, pries die Freiheit, und nannte sich den ersten Diener des Volkes. — Friedrich, der König, dagegen herrschte als unumschränkter Autokrat, bis in das Einzelnste und Kleinste, that für die Freiheit und Selbstständigkeit des Volkes nichts, sah den Staat als eine Maschinerie an, dessen einzige gebietende Seele er war, und griff selbst in die Verwaltung der Justiz unmittelbar ein, indem er richterliche Strafen nicht nur milderte, sondern auch schärfte, und Richter, die nicht, wie er vorgeschrieben, geurtheilt, entsetzte.

Friedrich, der Philosoph, nannte Recht und Gerechtigkeit die Richtschnur der Fürsten. — Friedrich, der König, eroberte Schlesien, und theilte Polen und sah die Schulen als die Versorgungsanstalten der Invaliden seiner Kriege an.

Friedrich, der Philosoph, verkündete die Gleichheit der Menschen und spottete Derer, die sich auf ihre Abstammung stolz zeigten. — Friedrich, der König, behandelte die Offizierssstellen seiner Armee und die höheren Stellen der Verwaltung grundsetzlich als ein Privilegium des Adels; gestattete den Bürgerlichen nicht den Ankauf adelicher Güter, und als das Oberconsistorium 1779 ihm zur Berücksichtigung bei der Stipendien-Vertheilung als einen der fähigsten, geschicktesten und bedürftigsten Jünglinge, den Sohn eines Spritzenmachers empfahl, schrieb er an den Rand: „was wil ein feuerspritzen Meisters Sohn Studiren, der mus Feuer Spritzen vom Vahter lernen. Die andern Müsen aufgesuchet werden nach Capassité."

Friedrich, der Philosoph, proclamirte die Denkfreiheit. — Friedrich, der König, dagegen hielt es mit der Censur, und 1772, als die Presse der Encyclopädisten ihm wegen Polen und der Türkei unbequem ward, schrieb er an d'Alembert: „Wegen der Preßfreiheit und der Spottschriften, die eine unvermeidliche Folge davon sind, gestehe ich, so viel

ich die Menschen kenne" (la maudite race), „mit denen ich mich ziemlich lang beschäftigt habe, fast überzeugt zu seyn, daß abhaltende Zwangsmittel erforderlich sind, weil die Freiheit stets mißbraucht wird; also, daß man die Bücher zwar einer nicht strengen, aber doch hinreichenden Prüfung unterwerfen muß, um Alles zu unterdrücken, was die allgemeine Sicherheit, wie das Wohl der Gesellschaft gefährdet, welche die Verspottung nicht verträgt."

Friedrich, der Philosoph, erklärte die Wahrheit als das höchste und heiligste Gut. — Friedrich, der König, hielt den Bruch der Verträge nach Umständen gestattet, und eine politische Lüge einem Kleinstaat *), wie Preußen, für erlaubt.

---

*) Man sieht, daß damals Preußen die Prärogativen eines Kleinstaates in einem sehr ausgedehnten Sinne in Anspruch nahm, wie jüngst seine Erbkaiser- und Unionspolitik umgekehrt seine Ansprüche als „europäische Großmacht" in ein seltsames Licht stellte. Die sehr bequeme Theorie: wie zwar der gemeine Mann; nicht aber ein Staat oder ein Fürst, an Wort und Vertrag gebunden sei, sondern mit Klugheit nach Umständen zu verfahen habe, hat bekanntlich der philosophische König gleich im Eingange zu seiner „Histoire de mon temps" auseinandergesetzt. Was würde indessen die tugendhafte Kreuzzeitung sagen, wenn heute das von ihr so verächtlich behandelte Bayern die Lüge als ein Vorrecht der Kleinstaaten in Anspruch nehmen wollte? Wie der Antimachiavell Friedrich II. über die ewigen Grundsätze des Rechts dachte, wie er einen Unterschied zwischen der Politik der Klein- und Großstaaten statuirte, oder wie nach ihm Alles von den Umständen, d. h. von dem augenblicklichen Vortheil, abhängt, erzählt uns der Fürst von Ligne, einer seiner enthusiastischen Verehrer, in seinem Mémoire sur le Roi de Prusse Frédéric le Grand, das zuerst zu Berlin gedruckt erschien. Der Fürst wohnte bekanntlich 1770 der Zusammenkunft Josephs II. und Friedrichs II. zu Neustadt in Mähren bei; indem er nun in seiner Schrift der mancherlei Gespräche der beiden Monarchen gedenkt, sagt er:

„Un jour de confiance, ils parlerent Politique ensemble. „*Tout le monde ne peut pas avoir la même*"", disoit le

Friedrich, der Philosoph, war ein Kosmopolit, und nannte die Völker Brüder — Friedrich, der König, aber ein exclusiver, fiscalischer Preuße, liebte hohe Zölle gegen außen und Monopole nach innen.

Friedrich, der Philosoph, pries die Menschenwürde in schönen Versen, und rühmte die Menschlichkeit, die Sanftmuth, die Güte, die Großmuth. — Friedrich, der König, rief ein Heer französischer Finanzbeamten nach Preußen, die sein Volk auspreßten; entließ die Freicorps, nachdem er ihrer nicht mehr bedurfte, ohne Entschädigung; ließ Hubertsburg barbarisch plündern und verwüsten; und schaltete unter seiner Dienerschaft mit dem brandenburgischen Stock *), während seine Hunde **) den Ehrensitz einnahmen.

Roi. „„*Elle dépend de la situation, de la circonstance, et de la puissance des Etats. Ce qui peut m'aller, n'iroit pas à Votre Majesté. Par Exemple, j'ai risqué quelquefois un mensonque politique.*““ — „„*Qu'est-ce que c'est que ce la?*““ dit l'Empereur en riant. „„*C'est, par exemple*““, dit le Roi aussi fort gaiement, „„*d'imaginer une Nouvelle, que je savois bien devoir être reconnue fausse au bout de vingt-quatre heures. N'importe; avant qu'on s'en soit apperçu, elle avoit déja fait son effet.*““

Diese Theorie läuft zuletzt auf den Grundsatz hinaus, den der ultraradikale Republikaner Drouet ausgesprochen: „in der Politik gibt es keine Gerechtigkeit“, und den die französische Revolution und Napoleon ihrer Seits gegen Preußen anwandten, als es keinen Friedrich II. an seiner Spitze hatte.

*) Der königl. preuß. Historiograph Preuß sagt hierüber in seiner „Lebensgeschichte Friedrichs des Großen“ Band I. Seite 424: „Gegen seine Domestiken war Friedrich äußerst strenge. Er strafte sie mit harten Worten, mit Faust- und Stockschlägen, mit Verhaftung und Verabschiedung, steckte sie auch unter die Soldaten. In den letzten Lebensjahren war er darin glimpflicher.“

**) Preuß sagt hierüber Bd. I. S. 415: „Diesen Hunden waren un-

In religiösen Dingen glaubte Friedrich der Philosoph an keine höhere, geoffenbarte Wahrheit, an keine positive Religion; fast Alles war ihm zweifelhaft; er schmähte über die „Pfafen" als Heuchler und schrieb, als ihm ein Feldprediger zum dritten theologischen Professor für Königsberg vorgeschlagen wurde: „ein *Teologus* ist leicht zu finden, das ist ein Thier Sonder Vernunft" — als König jedoch fand er es keineswegs angemessen, für diese seine Aufklärung und seinen traurigen Unglauben Propaganda zu machen; im Gegentheil, er warf sich zum Schützer der Jesuiten auf, und nannte sich selbst den „Exjesuiten von Sanssouci."

In seinem Antimacchiavell stellte er schon als Kronprinz den Grundsatz auf: „die bürgerliche Verwaltung mit Kraft führen und Jedem die Freiheit seines Gewissens lassen; immer König seyn und nie den Priester machen — être toujours Roi et ne jamais faire le Prêtre — ist das sichere Mittel, seinen Staat vor Stürmen zu bewahren, welche der dogmatische Eifer der Theologen immer zu erregen sucht." — War er so als Philosoph für unbedingte Gewissens- und Glaubensfreiheit, und also Gleichberechtigung aller Religionen und Confessionen, und schrieb er auch mit eigener Hand: „hier mus ein jeder nach Seiner Faßon Selig werden", und: „Was die Gesangbücher angehet, so stehet einem jeden frey zu singen **nun ruhen alle Wälder**, oder dergleichen dummes und thörigtes Zeuch mehr", so ordnete dennoch Friedrich der König auch diese Freiheit seiner Politik unter; und wie er vorzüglich die Niederlassung solcher Sectirer in

---

glaubliche Unarten gestattet. . . Wenn sie zur Karnevalszeit in einer sechsspännigen Kutsche nach Berlin fuhren; so saß der Lakai allemal auf dem Rücksitze, während die Windspiele den Vordersitz einnahmen; auch sagt man, der Bediente habe sie nicht anders als mit Sie angeredet: „„Biche, sein Sie doch artig!"" — „„Alcmene, bellen Sie nicht so!""

seinen Staaten begünstigte, die, mit Capital versehen, eine vortheilhafte Profession oder Fabrikation herüberpflanzten: so wollte seine Toleranz von einer Gleichberechtigung oder Begünstigung der Juden, ihres schädlichen Wuchers wegen, nichts hören; als daher 1765 der Schutzjude, Meyer Benjamin in Magdeburg, um Bewilligung der Rechte christlicher Kaufleute daselbst nachsuchte, schrieb er an den Rand: „der Jude Sol Sich So vohrt aus Magdeburg Paquen, oder der Comandant wird ihm heraus Schmeißen“, und als die Breslauer Kaufleute Itzig und Ephraim ihn 1778 baten, sie bei den ihnen bereits verliehenen christlichen Rechten zu schützen, lautete seine Glosse: „was wegen ihres Handels ist, behalten sie. Aber daß sie ganze Völkerschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein gantzes Jerusalem draus machen wollen, das kann nicht seynd.“

So hielt es der aufgeklärte König mit seiner „Philosophie“; weit entfernt, sie zur Herrscherin seines Reiches, und sein Volk, auf die Gefahr einer Revolution, zu „Philosophen“ zu machen: war ihm diese Philosophie eine seiner Politik gänzlich untergeordnete, demüthige Dienstmagd, die ihn in den Stunden der Muße erheitern durfte. Und wie hätte sie ihm auch etwas mehr seyn können: da Aermste ja für ihn weder einen Himmel, noch eine Hölle, noch einen ewig lohnenden und strafenden Richter hatte, ja ihm nicht einmal die Unsterblichkeit seiner Seele verbürgte, sondern nur Zweifel darbot, und ihm die Eigenliebe, den Egoismus, als höchstes Princip für das menschliche Handeln aufstellte.

Ganz anders der gute Joseph II. in der Einfalt seines Herzens; ihm war es mit dem, was er seine „Philosophie“ nannte, bitterer Ernst; er wollte sich für dieselbe etwas Namhaftes kosten lassen, und schrieb daher in emphatischem Eifer, — Maria Theresia war noch nicht ein Jahr todt, — an seinen Minister in Rom, den Kardinal Herzan:

Herr Kardinal!

„Seitdem ich den Thron bestieg und das erste Diadem der Welt trage, habe ich die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reichs gemacht."

„Zu Folge ihrer Logik wird Oesterreich eine andere Gestalt bekommen, das Ansehen der Ulemas eingeschränkt, und die Majestätsrechte in ihr erstes Ansehen wieder kommen. Es ist nothwendig, daß ich gewisse Dinge aus dem Gebiete der Religion entferne, die nie dahin gehört haben."

„Da ich den Aberglauben und die Saducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden, die Klöster derselben aufheben, und sie den Bischöfen ihres Bezirks unterwerfen."

„In Rom werden sie das für Eingriff in die Rechte Gottes erklären; ich weiß es, man wird, die Herrlichkeit Israels ist gefallen, laut ausrufen, darüber Klagen führen, daß ich dem Volk seine Tribunen wegnehme, und zwischen den Begriffen von Dogma und Philosophie eine Gränzlinie ziehe, noch mehr aber erbost werden, wenn ich alles das unternehme, ohne daß ich hierüber die Gutheißung von dem Knechte der Knechte Gottes habe."

„Wir haben diesen Dingen den Verfall des menschlichen Geistes zu verdanken. Nie wird es ein Diener des Altars zugeben wollen, daß ihn der Staat dahin weist, wohin er eigentlich gehört, wenn er ihm keine andere Beschäftigung, als das Evangelium allein läßt; und wenn er es durch Gesetze verhindert, daß die Kinder Levi mit dem Menschenverstand kein Monopolium treiben."

„Die Grundsätze des Monachismus, von Pachomius an bis auf unsere Zeiten, sind dem Licht der Vernunft gerade entgegen gewesen; sie kommen von der Hochschätzung ihrer Stifter bis zur Anbetung selbst, so, daß wir in ihnen die Israeliten wieder aufleben sahen, welche gegen Bethel gingen, um goldene Kälber anzubeten."

„Diese unächten Begriffe von der Religion verbreiteten sich auf den gemeinen Mann; er kannte Gott nicht mehr, und hoffte alles von seinen Heiligen!“

„Die Rechte der Bischöfe, die ich wieder einsetzen werde, müssen die Denkungsart des Volks zum Theil mit umschaffen; ich werde dem gemeinen Mann statt des Mönchs — den Priester; für die Romanen der kanonisirten Leute — das Evangelium, und im Religionsunterschied — die Moral predigen lassen.“

„Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichtet, dauerhaft bleibe. Die Generalseminarien sind Pflanzschulen für meine Priester; die Seelsorger, welche darin gebildet werden, bringen einen geläuterten Geist mit in die Welt, und theilen ihn durch einen weisen Unterricht dem Volke zu.“

„So werden nach einem Zeitraum von Jahrhunderten Christen seyn; so werden, wenn ich meinen Plan vollbracht, die Völker meines Reichs genauer die Pflichten kennen, die sie Gott, dem Vaterland und ihren Nebenmenschen schuldig sind, — so werden uns noch die Enkel segnen, daß wir sie von dem übermächtigen Rom befreiet, die Priester in die Gränzen ihrer Pflichten zurückgewiesen, und ihr Dortseyn dem Herrn, ihr Daseyn aber dem Vaterland allein unterworfen haben.“

Joseph.

Wien, im October 1781.

In der gleichen Weise hatte er sich schon in einem früheren Schreiben an den aufgeklärten Erzbischof von Salzburg ausgesprochen.' Der katholische Kaiser schreibt dem Primas von Deutschland, Wien, im Februar 1781:

„Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrschet, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei des Geistes unterdrückt, und jeder meiner Unterthanen in dem Genuß seiner angebornen Freiheiten eingesetzt werden.“

„Das Mönchthum hat in Oesterreich überhand genommen; die Anzahl der Stifter und Klöster ist zum außerordentlichen emporgestiegen. Die Regierung hatte bis nun nach den Regeln dieser Leute kein Recht über ihre Personen gehabt, und sie sind die gefährlichsten und unnützesten Unterthanen in jedem Staat, da sie sich der Beobachtung aller bürgerlichen Gesetze zu entziehen suchen, und bey jeder Gelegenheit sich an den Pontifex Maximus nach Rom wenden.“

„Mein Staatsminister, Freiherr von Kresel, der aufgeklärte van Swieten, der Prälat Rautenstrauch, und noch einige Männer von bewährten Kenntnissen werden zur Hofkommission verordnet, die ich zur Aufhebung der ohnnöthigen Mönchen- und Nonnenklöster niedergesetzt habe; und ich kann von ihrem Eifer für die gute Sache und für die Anhänglichkeit an die Krone alle gute Dienste erwarten, die sie dem Vaterland damit leisten.“

„Wenn ich dem Monachismus den Schleier hinweggerissen, wenn ich Andromachens Gewebe der Ascetenlehre von den Lehrstühlen meiner Universitäten verbannet, und den blos beschaulichen Mönch in den wirkenden Bürger umgeschaffen habe, dann mögen vielleicht einige von der Zelotenpartei anderst von meinen Reformen raisonniren.“

„Ich habe ein schweres Geschäft vor mir; ich solle das Heer der Mönche reduziren, solle die Fakiers zu Menschen bilden, Sie, vor deren geschornen Haupt der Pöbel in Ehrfurcht auf die Kniee niederfällt, und die sich eine grössere Herrschaft über das Herz des Bürgers erworben haben, als irgend etwas, welches nur immer einen Eindruck auf den menschlichen Geist machen konnte. Adieu!“

Hätte Friedrich II. diese Schreiben gesehen, er würde vielleicht gesagt haben: Voilà des lettres joliment philosophiques de „mon frère le sacristain“ à Vienne, ruhig den Verwirrungen und Stürmen entgegensehend, die sie seinem Nebenbuhler erregen mußten. Denn während der neue Kaiser

in dieser gespreizten, hochfahrenden Weise, gleich nach seiner Thronbesteigung, seinem Reiche die Herrschaft seiner Philosophie, der Kirche aber den Umsturz ihrer Verfassung, ohne Einvernehmen mit ihrem Oberhaupte, und dem „Monachismus" den Untergang, den Klöstern die Säcularisation verkündete, schrieb Friedrich (20. Februar 1751) an seinen Freund Algarotti: „Sie können besser als irgend ein anderer der Bürge meiner Bewunderung und meiner Gefühle für den heiligen Vater seyn, und daß die Katholiken in meinen Staaten nicht nur geduldet (tolerés), sondern selbst begünstigt (protegés) sind." Und als bereits Joseph seine gewaltsamen Reformen in Oesterreich und den Niederlanden mit rücksichtsloser Härte begonnen und 624 Klöster aufgehoben hatte, erließ Friedrich II., im vollsten Gegensatze, Breslau den 26sten August 1782, an den apostolischen Vicar, Weihbischof Anton von Rothkirch in Breslau, die folgende, nicht minder von der Politik, wie von der Gerechtigkeit gebotene beruhigende Erklärung: „Würdiger, vester, lieber Getreuer. Ich finde für nöthig, der katholischen Geistlichkeit, besonders in denen Stiftern und Klöstern eine Deklarazion in folgender Art zu machen: nämlich sie könnten versichert seyn, daß so lange sie sich wie treue und redlich gesinnte Unterthanen verhalten, sie von mir nichts zu befürchten hätten. Ich würde nie was rühren, und ändern in denen Sachen, wie es einmal eingerichtet wär, außer, was die zu bezahlende Kontribuzion sei, in der Art, wie das vorjetzt festgesetzt wäre, sonsten würde ich nicht das Mindeste weiter von irgend einem Stift und Kloster was verlangen, noch weniger was einziehen; dagegen müßten sie sich aber auch zu allen Zeiten als getreue, rechtschaffene Unterthanen betragen, und besonders in Kriegszeiten keine Untreue gegen mich und das Land bezeigen, widrigenfalls, und wo ich dergleichen gewahr werde, so würden sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn ich würde genöthigt seyn, ein dergleichen Stift oder Kloster, in welchem sich dergleichen unge-

treue Geistliche oder Mönche befänden, aufzuheben. Ich habe euch demnach hiedurch auftragen wollen, diese Deklarazion in meinem Namen sämmtlichen Stifts- und Klostergeistlichen auf eine Art, wie ihr es am besten für gut befindet, öffentlich bekannt zu machen und bin übrigens euer gnädiger König."

Wie aber kam der katholische Kaiser, der bei all seinen Reformen stets betheuerte, daß es ihm nur um das wahre Beste der Religion zu thun sei, und der seinen Unterthanen wiederholt versicherte, daß er in seinem Herzen ein Christ und ein gläubiger Katholik sei, — was er auch in der That auf seinem Todesbette gezeigt hat, — wie kam Joseph mit seinen kirchenfeindlichen Gewaltthaten in einen so unnatürlichen, schreienden Gegensatz zu einem protestantischen König, wie Friedrich II., der aus seinem Unglauben kein Hehl machte, und dabei seine Souverainetätsrechte in vollstem Maße geltend zu machen wußte?

Joseph II. hatte von der Mutter her einen guten, natürlichen Verstand; die Jesuiten, seine Religionslehrer, hatten seinem Herzen einen Grund religiösen Glaubens eingeprägt; im Uebrigen aber waren seine Geisteskräfte ohne besonderen Schwung und Umfang, mäßig und beschränkt, weder nach der Höhe noch nach der Tiefe gerichtet, weder überschauend noch vorschauend, eben nur dem Nächsten und Greifbarsten, dem Mittelmäßigen und Nüchternen, hausbacken Nützlichen zugewendet; sein Unterterricht war dürftig und mangelhaft; was er wußte, mußte er sich selbst durch das Leben erringen.

Nun kam diesen oberflächlichen Kenntnissen eines beschränkten Geistes die frivole französische Aufklärung der Zeit mit ihrem blendenden Pfauenschweif entgegen. Wie Friedrich II. und Katharina II., so sprach auch Joseph II. in der sogenannten Gesellschaft nur Französisch, und mit der Sprache sog er auch die modernen herrschenden Ideen ein, die die Sprache bereits durchdrangen. So stieg ihm die neue „Phisophie" zu Kopf; nicht wie der ruhige, kalte Friedrich II. mit seinem scharfbli-

denden, Alles wohl überlegenden Geist beherrschte er sie; sondern umgekehrt, sie nahm seinen Kopf ein, besaß und beherrschte vielmehr ihn; wie er sie denn auch in jenem Schreiben zur Beherrscherin seines Reiches, zur obersten Gesetzgeberin seiner Völker, erklärte.

Joseph, der Knabe, zeigte sich hoffärtig, ließ sich von den Hoffrauen die Hand küssen, und unterschied in den Familienbildnissen gar wohl die, welche dem Habsburgischen Kaiserstamm angehörten, von denen, welche bloße Herzoge von Lothringen waren; Joseph, den Mann, verzehrte eine brennende Ruhmbegier, eine krankhafte Sucht nach Popularität; er wollte der Vater seines Volkes, der Held, der Gesetzgeber, der Erneuerer seines Jahrhunderts seyn.

Dieser Ruhmbegier, dieser Eitelkeit schmeichelte die neue Philosophie, die die bestehende kirchliche Ordnung und das bestehende Recht der omnipotenten Souverainetät der weltlichen Staatsgewalt unterwarf. Durch sie wurde er Alles in Allem; sie lieh ihm den Titel der Berechtigung zur Durchführung jeder seiner Reformen; sie war darum seiner ruhmbegierigen Seele als bestes Werkzeug willkommen.

Joseph war von Natur aus eine gutmüthige, deutsche Natur; schon als Knabe hatte er von dem Spieltische seiner Mutter die Dukaten genommen und sie den Soldaten geschenkt; als Kaiser hörte er mit unermüdlicher Geduld die Bitten der Nothleidenden, empfing ihre Petitionen, beantwortete sie pünktlich, zeigte sich hülfreich und wohlthätig, und verschwieg ungerechte Klagen; mit diesem Wohlwollen, mit diesem Bewußtseyn, daß er nur das Beste seines Reiches, dessen ersten Diener er sich nannte, das Wohl seiner Völker wolle, beruhigte er sein Gewissen, wenn er seine Macht durch den Umsturz bestehender Rechte auf's Höchste steigerte; unterwarf er sich ja selbst diesem Besten seines Reiches, wie er es erkannte, zu Lieb opferbereit den größten Entbehrungen, Gefahren und Mühen, wie der Geringste; und konnte er in Wahrheit von sich sagen,

daß er der Geplagteste und Mühseligste unter seinen Unterthanen sei.

Dann war in der That in den bestehenden Zuständen gar Vieles morsch und grundfaul, während vielen der Forderungen der neuen Lehre, recht verstanden und in den gehörigen Schranken, wirklich eine Wahrheit und eine Berechtigung zu Grunde lag; beide Betrachtungen trieben ohne Zweifel den Kaiser auf seiner reformirenden Bahn voran, wenn er, erschrocken über die unerwarteten Hindernisse, straucheln mochte.

Hiezu kamen nun noch zwei anscheinend ganz entgegengesetzte Züge seines Charakters; eine ängstliche Pedanterie, die Alles genau nach den gleichen Normen uniformiren und nach dem Richtscheid in Ordnung bringen wollte, und eine unruhige, vielgeschäftige Hast, die Alles in Unordnung brachte und verwirrte.

Für wahre Freiheit, für die reiche Mannigfaltigkeit des Lebens hatte Joseph, wie seine Zeit, keinen Sinn. Das klassische Muster eines wohlmeinenden deutschen Pedanten, voller Bedenklichkeiten und Pünktlichkeiten, wollte er in Allem, selbst in seinen Liebschaften, nach Methode und vorausbestimmten, abstracten Grundsätzen verfahren. „Vor der Freundschaft", sagt der ihm treu ergebene Fürst von Ligne, „hatte er Bedenken, weil er fürchtete, sich ihr zu sehr hinzugeben; Jemanden sein volles Vertrauen zu schenken, trug er wieder Bedenken, weil er andere Fürsten von ihren Mätressen, Beichtvätern, Ministern oder Freunden betrogen sah. Nachsichtsvolle Milde machte ihm abermal Bedenken, weil er gar zu sehr nur gerecht seyn wollte. So wurde er streng ganz gegen seinen Willen, und glaubte dabei nur pünktlich zu seyn. Man besaß vielleicht sein Herz, ohne es zu wissen, jedenfalls jedoch war man sicher, seiner Achtung nicht zu ermangeln. Er fürchtete sich, in der Ertheilung seiner Gnaden für parteiisch zu gelten; so gewährte und verweigerte er sie ohne Grazie. Er forderte mehr Edelsinn von dem Adel, und verachtete ihn mehr als einen

andern Stand, wenn er ihn nicht hatte; aber falsch ist es, daß er ihm hätte Unrecht thun wollen. Er nahm die höchste Gewalt für sich in Anspruch, damit nicht Andere sie hätten, um damit Böses zu thun."

Wie er auf diese Weise selbst in Allem nach Methode und Principien verfuhr, so verlangte er dasselbe von allen seinen Unterthanen; und als oberste, unbeschränkte Autorität und höchste Intelligenz schrieb er Jedem, im Namen der „Philosophie", Methode und Principien vor. Eine mechanische Centralisation und Uniformität erschien ihm daher als höchstes Ideal der Politik, und ein von einer Mitte aus im Ganzen und im Einzelnen bureaukratisch regiertes und kasernenmäßig eingerichtetes Reich das Muster eines wohlgeordneten Staates. Seine Uniformitätsliebe steigerte sich bei ihm bis zu einer Art von nüchterner Phantasterei, die die Stelle der Poesie vertrat.

Diesem peinlichen methodischen Ordnungssinn trat nun jene ruhelose, vielgeschäftige Hast gegenüber, die sich zu Tod abhetzte und abarbeitete; die keinen Augenblick abwarten konnte; die Alles und Alles anfieng, ohne es reifen zu lassen, ohne in ihrer athemlosen Eile das Ende zu bedenken, und womit er Alles in Unordnung und Verwirrung brachte. Daher Friedrich II. von ihm sagte: „sein Kopf ist ein Magazin, in dem die Depeschen, die Projekte, die Dekrete wirr über einander aufgehäuft lagen." Und der Fürst von Ligne schreibt in derselben Weise: „Er wußte nichts Anderes zu trinken, nichts Anderes zu essen, er kannte kein anderes Vergnügen, keine andere Lektüre — als Staatspapiere. Von acht Uhr bis Mittag spazirte er diktirend, schreibend, corrigirend in seinen Kanzleien umher; er commandirte im Detail zu viel, und herrschte im Ganzen zu wenig; er beunruhigte den Papst, den Großtürken, das Reich, Ungarn, Preußen, Holland und die Niederlande. Aber diese Unruhe seiner Regierung rührte von der Unruhe seines Blutes her, die sich oft in Blutgeschwüren kund gab."

Joseph wurde nur neunundvierzig Jahre alt und es scheint ein Vorgefühl dieses frühen Todes war mit die Quelle jener fieberhaften, stets mit neuen Projekten umgehenden Aufregung und rastlosen Neuerungssucht, womit er sich und seine Völker unglücklich machte.

Hiezu kam denn endlich noch, daß „die Philosophie" oder die Aufklärung der Zeit, die er auf den Thron gesetzt, ihn gar oft in harten Zwispalt mit den religiösen Ueberzeugungen, die seit seiner Jugend mit dem Andenken seiner Mutter verbunden im Grunde seiner Seele ruhten, bringen mußte; denn er wollte troß seiner Reformen ein Christ seyn und das Heil seiner Seele retten. Auch daß die neue Lehre in manchen ihrer Folgerungen zum Umsturz der Throne führe, konnte seinem von Natur gesunden Urtheil da und dort unmöglich entgehen. Er wollte aber die Monarchie bewahren. Um sich aus diesen Nöthen zu helfen, mußte er daher gar häufig seiner „Philosophie" in ihren Folgerungen die Spitze abbrechen, wodurch seine Reformen, bei all ihrer Härte und Gewaltthätigkeit, wieder einen weichmüthigen, schwächlichen Charakter der Halbheit und des inneren Widerspruches erhielten, der weder den Einen noch den Andern genügte: ein Mischmasch von Freigeisterei und Christenthum, von Revolution und Despotie.

Und hatte er in seiner stürmischen Hast eine entscheidende, tief einschneidende Maßregel beschlossen und übereilt begonnen, und stellten sich ihm dann die Hindernisse der mißachteten Natur und des verletzten Rechtes berghoch entgegen, und galt es jetzt mit der Schärfe des Schwertes sie rücksichtslos niederzuschmettern: dann erwachte wieder sein religiöser Sinn und sein Gewissen; seine gutmüthige Philanthropie scheute sich, das Blut von Tausenden zu vergießen, er wich zurück, machte Versprechungen und Concessionen, suchte zu transigiren; allein mehr eigensinnig, als beständig, und seiner guten Absicht sich bewußt und ganz beherrscht von der geistigen Strömung seiner Zeit,

konnte er sich nicht zu einem offenen, loyalen Aufgeben seiner Pläne entschließen; er suchte nur Zeit zu gewinnen, um das alte unglückliche Spiel, mit eingebüßtem Vertrauen, nur noch unglücklicher von neuem zu beginnen. Kein Wunder, wenn er daher auf sein Grab die Inschrift gesetzt wünschte: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen."

So wenig durchschaute der unglückliche Joseph seine Zeit, in solchen Täuschungen wiegte sich sein Geist, daß er, — wie dieß sein Schreiben an den Grafen Ferdinand von Trautmannsdorf, kaiserlichen Gesandten in den Niederlanden, Wien im September 1787 bezeugt, — unmittelbar vor dem Ausbruch der französischen Revolution und ihrer Kriege, von einem „Universalfrieden" träumte; die Revolution brach unerwartet über ihn herein, wie ein Donnerschlag vom heitersten Himmel!

So war der neue Herrscher beschaffen, und als solchen werden wir ihn in seinem Kampfe mit Alt-Niederland und seiner Freiheit kennen lernen.

XXXVII.

Die Symbolik der Strafe.

(Aus dem Schreiben eines Oesterreichers.)

Es ist einmal gesagt worden, „daß, gäbe es keine Hölle, man wohl daran thäte, sie zu erfinden“, wir möchten sagen, „hätte nicht die Cassation cum infamia je bestanden, so würde man sie jetzt einführen sollen“; — dagegen hat man gerade in neuerer Zeit (wo sie am angezeigtesten um die wenigen schlechten Elemente von den reinen zu scheiden, — den Grundbegriff militärischer Ehre recht klar und deutlich hinzustellen und makellos zu bewahren) für gut befunden, sie bei den Sentenzen der Militärgerichte — abzuschaffen.

Der Grund davon ist leicht zu durchschauen. Die Cassation cum infamia war ein Brandmal, welche die militärische, — die Standesehre, — vernichtete. Man konnte zur Festungsstrafe verurtheilt werden und nach ausgestandener Strafzeit wieder seine soziale Stellung einnehmen, ja auch wieder hoffen, in die Reihen der Armee aufgenommen zu werden, war man nicht mit dem Makel der Infamie gebrandmarkt. Die infame Cassation aber z. B. wegen Feldflüchtigkeit, Hochverrath, Diebstahl rc. rc. tilgte jede frühere kameradschaftliche Verbindung, wies jede Hoffnung auf Wiedereintritt in das

Heer ab. Es konnte z. B. A wegen eines groben Excesses kassirt und auf zwanzig Jahre Festung verurtheilt seyn, B wegen Subordinations-Verbrechen zu zehn, — C dagegen wegen Feldflüchtigkeit oder Betrug aber infam cassirt nur auf ein Jahr Festung verurtheilt werden. Nach ausgestandener Strafzeit wird jeder Kamerad, A und B, vielleicht freundlich die Hand drücken, — C hingegen durch seinen Diener die Thüre haben weisen lassen. — A und B hätten Hoffnung gehabt, wieder die militärische Laufbahn mit Aussicht auf Beförderung zu betreten. C hingegen wäre von keinem Offiziercorps aufgenommen worden. Hieraus ergab sich natürlicherweise die Thatsache, daß die militärische Ehre nicht mit der Wiedereinsetzung in die bürgerlichen Rechte gesühnt sei. Daß dieß den Männern des Fortschrittes, welche guten Grund haben, den Stempel der Infamie nicht etwa jenen treubrüchigen oder feigen Soldaten aufzudrücken, mit denen sie doch noch einmal in den Reihen der Mobilgarden zusammentreffen könnten, ein Gräuel seyn muß, ist einleuchtend und, Dank sei es ihren Bemühungen und Vorspiegelungen, ist jetzt der wegen Hochverrath, Feldflüchtigkeit, Diebstahl und Betrug seiner Stelle entsetzte Offizier nach ausgestandener Strafzeit ganz gleich jenem gestellt, den ein unglücklicher Zufall, ein unbewachter Augenblick in der Hitze der Leidenschaft vor die Schranken des Kriegsrechtes führten.

Auch die Formalitäten der Cassation cum infamia machten einen großen und tiefen Eindruck, der, besonders bei der gemeinen Mannschaft, — unverlöschlich an das Ereigniß erinnert, welches sie herbeigeführt hatten. Aufschläge und Distinctionszeichen wurden dem Schuldigen herabgerissen, der Degen zerbrochen, vor die Füße geworfen *) u. s. w.

*) Bei der französischen Armee gehören dahin z. B. das öffentliche Herabreißen der Epaulettes, Aufschläge und Knöpfe selbst bei den à travaux forcés verurtheilten Soldaten, und sind noch im Gebrauche.

Im dreißigjährigen Kriege und noch in der folgenden Epoche spielte dabei der Profoss cum suis — (den sogenannten Stöckelknechten) eine wichtige Rolle*). — Sollen Strafen als abschreckendes Beispiel wirken, besonders auf Massen, so müssen sie mit besonderer Feierlichkeit und die Einbildungskraft erregenden Formen vollzogen werden. — Der Scharfrichter im rothen Blutmantel, mit dem langen breiten Schwerte, ist wirklich lange für einen großen Theil der Bevölkerung der Engel an der Pforte des verbotenen Paradieses gewesen. Wird die Todesstrafe aber von einem gemüthlichen Künstler in schwarzem Frack, der aus der Westentasche eine dünne Schnur herauszieht und sie mit allem Anstand dem Galgenkandidaten an den Hals legt, vollzogen, so wird man unwillkürlich an eine Klinik erinnert, und der Blutrichter erscheint nicht anders, als wie ein Chirurg, der eine Operation vornimmt, nur mit dem Unterschiede, daß ersterer um so geschickter ist, je früher der Patient es überstanden hat, letzterer hingegen, trotz seiner Geschicklichkeit, den Patienten früher in die andere Welt schickt, als man es vermuthet.

Man ehre die alten Formen, man zerstöre nicht die Symbole, will man nicht auch die Wesenheit zerstören. Ob man die Armee, so wie sie ist, erhalten will, wissen wir nicht; wohl aber daß, wenn man viel an den Gesetzen, Formen und Gebräuchen ändert, die sie bis jetzt von ihrem Ursprunge bis

*) Im dreißigjährigen Kriege wurde nach der Schlacht bei Nördlingen ein Kürassier-Regiment dezimirt, und mehrere Offiziere erschossen und aufgeknüpft, nachdem vorher der „Profoss cum suis“ an ihnen alle Formen der infamen Cassation vor der Front umständlich vorgenommen hatte. Es wäre in unseren Zeiten auch nicht überflüssig gewesen, bei den vorgenommenen Hinrichtungen wegen Meineid, Desertion oder Hochverrath an Offizieren, vorher durch diese ergreifenden Formen im Gedächtnisse der Mannschaft die bildliche Erinnerung an dieses warnende Exempel festzustellen. Wer den gemeinen Mann kennt, wird gewiß unserer Meinung seyn.

in die Gegenwart geleitet haben, — von den Ansichten, Sitten und Grundsätzen, welche sie in neuerer Zeit zum Heile des Thrones und der Gesittung befreit haben, auch keine lange Dauer versprochen werden könnte.

XXXVIII.

Die fortschreitende Entchristlichung der Völker und die Kirche.

II.

Bei großen und durchgreifenden Bewegungen im Leben der Völker ist es fast immer der Fall, daß die richtige und besonnene Beurtheilung, wie des neu zu Schaffenden des Bestehenden, ja selbst der gehörige Standpunkt für dieselbe der größeren Anzahl verloren geht und einem stürmischen Andrang weichen muß, der unüberlegt und tollkühn handeln zu müssen glaubt, ehe er, was zu thun ist, klar erfaßt hat; wie schon einer der größten griechischen Staatsmänner, Perikles (bei Thucydid. II, 20), bemerkt hat, ist die Politik des Unverstandes unüberlegtes, sich überstürzendes Drängen, während die reife Ueberlegung bedächtiges Zögern und stufenweises Voranschreiten mit sich bringt. Fehlt bei großen geistigen Umwälzungen, die, wenn auch längst angebahnt, doch bei ihrem offenkundigen Hervortreten der großen Menge immer unerwartet erscheinen, die nöthige Vorbereitung und die gehörige geistige Disposition auf Seite der Meisten, um das, um was es sich handelt, zu erkennen; tragen oft auch selbst die Vertreter der wissenschaftlichen Entwicklung, anstatt der herrschenden Begriffsverwirrung und principiellen Unentschie-

denheit mit der vollen Kraft des Geistes entgegenzutreten, anstatt der Gedankenlosigkeit und chaotischen Verworrenheit in den niederen Volksklassen zu steuern, nicht minder das Ihrige bei zur Vermehrung der allgemeinen Consternation und Verblüfftheit, sind sie oft sogar selbst deren Haupturheber, wie es sich namentlich in den letzten Sturmesjahren deutlich kund gab: so tritt auch auf Seite derjenigen, die ihrer gesellschaftlichen Stellung nach zunächst berufen wären, die falschen und gefährlichen Elemente der Bewegung von den wahren und harmlosen auszuscheiden und jene, kraftvoll einschreitend, zu unterdrücken, nicht selten eine ähnliche Verwirrung und eine solche Taktlosigkeit ein, welche den gefährlichen Explosionen politischer und socialer Leidenschaften keinen Damm zu setzen vermag und oft in unschlüssiger, schüchterner Verlegenheit die Flamme, die zu löschen wäre, nur desto stärker anzufachen geeignet ist. Dabei setzen gar oft selbst die wohlwollendsten und sonst einsichtsvollen Träger der öffentlichen Gewalt ihr Vertrauen auf Mittel, die weder ausreichend, noch allseitig zuverlässig sind, jene unbeachtet lassend, die eben so die zweckdienlichsten, als in sich die besten sind; das Uebel wird oft nur zum Theile erkannt, oder aus Mangel an Geistesgegenwart wird eine Arznei angewendet, welche nur eine untergeordnete, partielle, momentane Wirkung hervorbringt, und in keinem Verhältnisse steht zu der Größe der drohenden Gefahr. Bei der Menge der Rathgeber, bei der Divergenz ihrer Ansichten, bei dem Drange der Umstände werden alsdann Maßregeln ergriffen, welche die Repräsentanten der Ordnung nur in eine schiefe Stellung versetzen können, deren Unhaltbarkeit oder Halbheit nach und nach in den traurigsten Folgen sich zeigt. Und je mehr die Staatsgewalt nach allen Seiten des Lebens hin ihre Thätigkeit ausgebreitet und alle Kreise umschlungen hält, desto größer werden für sie die Verlegenheiten, wie der Gefahr in allen ihren Richtungen und Verzweigungen entgegenzutreten sei, wie das Eine ohne den Verlust des An-

deren gewahrt und wie ein Uebel beseitigt werden könne, ohne ein anderes, und vielleicht größeres, herbeizuziehen.

Nur Eine Macht ist es, die nicht zu solcher Rathlosigkeit herabsinkt, die unter allen Zeitverhältnissen weiß, was sie zu thun hat, und ihrer genau vorgezeichneten Stellung stets sich vollkommen bewußt ist, die eben so den Beruf, als den Willen, eben so die Mittel, als den Endzweck hat, rettend einzugreifen in die Geschicke der Menschheit und das Entgegenstehende zu heilsamer Eintracht zu versöhnen. Es ist die Kirche. Geleitet von göttlichem Beistand, festhaltend an einer unerschütterlichen Grundlage, ausgerüstet mit den starken Waffen des Geistes, treu sich selber und dem Plane ihres Stifters, beseelt von einer sich selbst hinopfernden Liebe besitzt sie alle Eigenschaften, welche ein segenbringendes Einwirken auf alle Geschlechter bedingen, in einem Maße, wie sie sonst nirgends sich vereint finden. In ihrer Mission hat die Kirche ein fortdauerndes Lehr- und Erziehungsamt erhalten, das ihr Wirken für die Gesammtheit wie für den Einzelnen fordert, ein allseitiges Wirken nach innen und außen, wodurch das Göttliche mit dem Menschlichen vermittelt, das Vergängliche zum Ewigen verklärt werden soll. Die Normen ihrer Thätigkeit sind ihr klar vorgeschrieben; ihre Verfassung ist deutlich ausgeprägt und unverletzlich; ihre Einheit und Festigkeit unzerstörbar. Während Diplomatencongresse, Parlamente, Volksversammlungen nach den langwierigsten Debatten kaum in einigen Punkten sich einigen: bieten die Versammlungen der katholischen Hierarchen auch noch in der Gegenwart das schönste und erhebendste Bild der Einheit und Einigkeit dar; hier ist kein unschlüssiges sich Hin- und Herwenden, keine Unsicherheit, keine Rathlosigkeit bemerkbar. Und überall da entfaltet die Kirche diese Macht, wo sie ihrem Wesen ganz treu geblieben, und in dem Maße eine Einzelkirche an dem Charakter der Gesammtkirche participirt, in dem Maße ist sie auch fähig, ihre helfende und rettende Thätigkeit zu bewähren. Je unge-

hinderter sie wirken und walten kann in ihrer Sphäre, desto mehr vermag sie ihre große Aufgabe zu lösen.

Aber vermag sie es auch dann noch, wenn sie selbst angegriffen ist in ihren Grundlagen und auf eine Weise in den politischen Weltkampf mitverflochten wird, daß ihr eigener Fortbestand gefährdet scheint? Gewiß sie vermag es auch dann, ja erst da enthüllt sich die Fülle und Intensivität der ihr inwohnenden Kraft, wenn die Pforten der Hölle sie vergebens zu überwältigen suchen. Zu allen Zeiten war sie verfolgt, und ihr erster Kampf mit der heidnischen Weltmacht, ein Kampf auf Tod und Leben, hat ihre wahre Größe erprobt. Stets mußte sie aufbauen und zugleich kämpfen; ihr ist der Auftrag zu Theil geworden, wie einst dem Propheten: Ecce constitui te super gentes et super regna, ut evellas et destruas, ut disperdas et dissipes, ut plantes et aedifices. Aber mehr als je ist ihr jetzt ihr Bauen erschwert, heftiger als sonst ist der Kampf. Einst konnte sie unangefochten ihre mütterlich erziehende Thätigkeit entfalten; allein bald ward sie vielfach gehemmt durch andere Mächte, die eine bessere und vernünftigere Pädagogik proclamirten; einst kam ihr der Staat fördernd und hilfreich entgegen, allein bald trat er ihr, eifersüchtig auf ihre höhere geistige Gewalt, hindernd in den Weg; einst ging die Wissenschaft ihr schwesterlich zur Seite; jetzt hat sie sich feindlich ihr gegenübergestellt; einst beugten sich die Völker willig unter ihr sanftes Joch, jetzt suchen sie es gänzlich von sich abzuwerfen. Während man sie vordem verdächtigte, als schmälere sie die Majestätsrechte der Souveraine, greife störend ein in die Räder der Staatsmaschine, hemme die Thätigkeit der Regierungen, begünstige eine ungezügelte Liebe zu politischer Unabhängigkeit und zu bürgerlicher Freiheit, werde dem Bestande der Monarchie gefährlich: so führen die Gegner der Kirche jetzt gerade die entgegengesetzte Sprache, indem sie ihr Verrath am Volke zu Gunsten der Tyrannei, und Beeinträchtigung der Volksinteressen im Sinne des Absolutismus

zum Vorwurf machen. Ihr Hauptverbrechen aber ist ihr zähes Festhalten an ihrer göttlichen Offenbarung, und da die Tendenz auf Entchristlichung an ihr allein den nachhaltigsten und kraftvollsten Widerstand findet, so wird sie vor allen andern religiösen Genossenschaften bekämpft; nur sie hat ja das volle und ganze Christenthum, während anderwärts nur Bruchtheile sich finden; und nur zu gut wissen die Gegner, daß erst mit ihrem Sturze und nur durch ihren Sturz das Christenthum selber gestürzt ist. Alle Mittelwege, alle juste milieu's religiöser Halbheit werden mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt; dem furchtbaren Geiste der Protestation wider das Christliche im Einzelnen wie im Ganzen steht nur die eine katholische Kirche gegenüber als vollendeter, entschiedener Gegensatz. Um so mehr hat also jetzt die Kirche mit dem Werke des Aufbauens ihrer Gottesstadt den Kampf gegen die zu verbinden, welche den Aufbau des Tempels zu hindern bemüht sind; das Böse abwehrend und das Gute anpflanzend, zeigt sie sich nicht bloß als die allein berechtigte Vertreterin des positiven Christenthums, sondern auch als die erste und vorzüglichste Retterin der hienieden im Kampfe begriffenen Geschlechter.

Welch ein weites Feld ist hier ihrer Thätigkeit eröffnet! Welche reiche Zukunft breitet sich aus vor ihr! Welche Macht liegt in allen ihren Lebensäußerungen! Wenn sie die imposante Macht der christlichen Wahrheit in ihrer Fülle entfalten kann, wenn sie vertreten wird, wie sie es verdient und erfordert, wie bald ist da die Lüge ihres erborgten Glanzes beraubt! Wie arm gegen die Stimme eines einzigen Predigers, der durchdrungen ist von der Heiligkeit seines Amtes und der Untrüglichkeit seines Glaubens, erscheinen alle hohlen Phrasen der Tageshelden, alle falschen Redekünste der Ungläubigen! Welche Fülle von anregenden und belebenden Mitteln im innersten Lebenskreise der katholischen Kirche liegt, davon geben die großartigen Erfolge der neuesten Volksmissionen in Baden, Würtemberg und

andern deutschen Ländern allein schon das sprechendste Zeugniß. Die Kirche, welche die Völker herangezogen aus roher Wildheit zu edler Gesittung, aus unbändiger Barbarei zu reineren Sitten sie geführt, sie wiedergeboren und verjüngt, sie genährt und gestärkt mit Aufopferung ihrer edelsten Glieder, mit dem Blute der Glaubensboten das widerstrebende Erdreich befruchtend, deren Heroismus nur die größte moralische Verkommenheit als wahnsinnigen Fanatismus bezeichnet, diese Kirche wird nicht müde, an dem Heile der Völker zu arbeiten, für die sie seither unablässig gearbeitet, gerungen und gestritten hat; und sie wird dessen um so weniger müde, als ihre herrliche Vergangenheit sie zu fortwährender energischer Kraftentwicklung ermuntert, und ihre Stiftungsurkunde ihr ein unvergängliches Bestehen und eine ewig junge Kraft für die Durchführung ihrer Aufgabe gewährleistet. Doch betrachten wir diese Aufgabe der Kirche in der Jetztzeit näher und im Einzelnen.

Wie die Kirche ihre lehrende, erziehende und veredelnde Thätigkeit vorzüglich durch die drei Mittel vollendet, durch ihr Dogma, durch ihre Moral, so wie durch ihre ganze äußere Lebensentfaltung im Clerus und in der Disciplin: so sind es auch alle diese drei, die den steten Angriffen ihrer inneren und äußeren Feinde ausgesetzt sind, und die der Geist der Entchristlichung gleichmäßig zu zerstören trachtet. Unglaube und Irrglaube streiten gegen ihr Dogma, Unsittlichkeit und Laster gegen ihre Moral, fremdartiger, ihr aufgedrungener Einfluß der weltlichen Macht gegen ihre gesammte Lebensentfaltung. Um aber noch nicht ganz verdorbene Gemüther nicht abzuschrecken und den Schein des Ankämpfens wider die höchsten Interessen der Menschheit zu vermeiden, hüllen sich diese Feinde der Kirche in Lichtgestalten; der Unglaube hüllt sich in den Mantel der Wissenschaft, die sittliche Versunkenheit erscheint als Verfeinerung und Aufklärung; der störende und hemmende Einfluß der weltlichen Gewalt gibt sich den Anschein einer

vernünftigen Politik und einer naturnothwendigen Maßregel. Diese drei Hauptfeinde der Kirche, die falsche Wissenschaft, die gleißnerische Verfeinerung und die haltlose Staatskunst, bewirken die Entchristlichung der Völker durch den Vertilgungskampf gegen die drei göttlichen Tugenden: der skeptische Zeitgeist sucht durch trügerischen Philosophismus den Glauben zu zerstören; die gottlose Politik sucht durch Hinlenken aller Thätigkeiten auf das Reinzeitliche und die Bewältigung alles religiösen Lebens die christliche Hoffnung zu vertilgen; die sittliche Verworfenheit und falsche Verfeinerung sucht die Liebe auszulöschen, deren Feuer nur ein reines, makelloses und uneigennütziges seyn kann. Sind diese drei Grundfesten untergraben, dann ist es leicht, das Gebäude der Kirche zu stürzen und über den Trümmern des alten Christenthums den Siegspäan zu Ehren der neuen antichristlichen Aufklärung anzustimmen, dem die Hölle freudig zujauchzen muß.

Der Unglaube findet seinen Ausgangspunkt in der falschen Wissenschaft, die an allem Hehren und Heiligen rüttelt, und einzig in dessen Bekämpfung ihre Kraft hat. Die seichte und oberflächliche Bildung der Halbwisser ist seine vorzügliche Pflegemutter, und erst von dieser aus gelangt er zu den unteren Klassen des Volkes, die an sich wenig zum Unglauben geneigt sind, und erst durch die Aufreizung der in ihnen schlummernden Leidenschaften in seine Arme getrieben werden, wo sie Schutz suchen vor den warnenden und strafenden Einreden ihres Gewissens. Wird aber die Glaubenslosigkeit meist erst durch die weitausgedehnte Klasse der Halbgebildeten unter die ungebildeteren Stände verpflanzt, und ist es hauptsächlich die sogenannte Wissenschaft, die sie zu Tage fördert und verbreitet: so muß die Kirche vor Allem dieser Sphäre ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die Bildung ihrer zukünftigen Diener vor solchen Abirrungen bewahren und sie in den Stand setzen, erfolgreich dem dreisten Wissensdünkel der Ungläubigen die Stirne zu bieten. Während sie aber das Wort ihrer Wahr-

heit dem niederen Volke meistens frei verkünden kann, ist sie in vielen Ländern immer noch beengt und gehindert in der Erziehung ihrer Vertreter und in dem Einflusse auf den höhern Unterricht, der nur zu oft in einem ihr ganz entgegengesetzten Geiste geleitet wird. Vom Protestantismus aus hatte sich auf die Universitäten Deutschlands und Frankreichs eine der Kirche feindliche Richtung verpflanzt; und noch ist diese, wenn auch beschränkt und zurückgedrängt vor dem plötzlich kräftig durchdringenden katholischen Geist, noch ganz und gar nicht allseitig überwunden. Man könnte ein Compendium schreiben über alle Verkehrtheiten, die auf den Cathedern Vertreter finden; die philosophischen Systeme haben das Ihrige gethan, den Glauben in vielen Herzen zu vertilgen; selbst bei katholischen Lehrern der Theologie finden sich noch zahlreiche Reste des Febronianismus und Josephinismus, und vielfache Anklänge an die jansenistischen und hermesischen Theorien. Neben vielen und trefflichen katholischen Gelehrten, deren Deutschland mit Recht sich rühmen kann, gibt es viele, sogar auch Theologen, die den Kampf gegen die Autorität festhalten und mit einem rationalistischen Subjectivismus das kirchliche Bewußtseyn befehden, oder die, einer sogenannten freisinnigen Richtung ergeben, dem politischen Messias der Demokratie auch in der Kirche ein Plätzchen anzuweisen für gut halten, oder die es doch gerne sehen, wenn hin und wieder dem alten steifen Orthodoxismus ein kleiner Schlag bereitet wird. Es gibt — wir dürfen es uns nicht verhehlen — noch Männer, die katholisch seyn und katholische Dogmen bekämpfen für vereinbar halten, die mit geglätteter Rede und mit der erkünstelten Ruhe völliger Selbstgenügsamkeit das erhabene Schiedsrichteramt auszuüben sich berufen glauben zwischen der Kirchenlehre und der modernen Weltweisheit, und dabei diese der alten Wahrheit unvermerkt substituiren; stolz auf den von alten Gnostikern und neuen Rationalisten erborgten Flitter und auf die prunkvolle Ascese des geistigen Hochmuths. Manches, was nicht wagen darf, vor die Augen des katholischen Publikums zu treten, was in

der theologischen Literatur sich keines Anklangs erfreuen kann, das wird nur zu leicht unerfahrenen Studenten unter dem Namen katholischer Wissenschaft vorgetragen und von diesen als tief, geistreich und originell bewundert, wenn es auch aus geplünderten protestantischen Schriften entlehnt ist, und eben darum die Oeffentlichkeit der bleibenden litera scripta vermeiden muß. Solches Gift wirkt um so verderblicher, je verborgener es ist. In dem Maße wie unsere Universitäten sich von dem Geiste der Kirche, aus dem sie einst hervorgegangen, entfernten, in dem Maße wurden sie auch die Verbreitungsanstalten des krassesten Unglaubens und die wichtigsten Werkzeuge der Entchristlichung. Vieles ist in dem zweiten Viertel unseres Jahrhunderts in dieser Beziehung besser geworden; wir sehen an vielen Orten die gewandtesten und geistreichsten Vertreter der katholischen Sache auf den akademischen Lehrstühlen; aber noch ist der alte Sauerteig nicht hinweggeschafft, und nur zu oft tritt er stark genug hervor. Wenn aber schon weniges Ferment die ganze Masse verderben kann: so ist die Gefahr um so größer, die von diesen Resten einer in der neuesten Theologie bereits überwundenen Periode ausgeht; und sie darf, so sporadisch auch ihre Manifestationen seyn mögen, keineswegs unterschätzt werden, da der Feind im eigenen Innern, wenn auch machtloser als die äußeren Widersacher, immer doch der gefährlichste bleibt. Die Kirche, welche zu allen Zeiten die Wissenschaft gepflegt hat, kann bei dem Kampfe der Gegenwart, der Leben und Wissen gleichmäßig berührt, nicht gleichgiltig bleiben; sie muß die Kräfte vereinigen, die ihr frei und mit ganzem Herzen huldigen; unter ihrer Leitung erblüht eine Wissenschaft, die nicht gleich einem Proteus wechselt, nicht wie die Schlange sich windet, nicht das Wort und dessen Deutung verdreht, die sich an den großen Geistern der kirchlichen Vergangenheit nährt, und nicht bei den Außerkirchlichen bettelt um die Ueberbleibsel ihrer Mahlzeiten. Je mehr unsere Zeit in Bezug auf die geistigen Kämpfe den ersten christlichen Jahrhunderten sich

annähert, und der Unglaube einen dem altheidnischen verwandten Standpunkt behauptet: desto mehr müssen die Vertreter des Glaubens gleich den ersten christlichen Apologeten kampfgerüstet sich um das Heiligthum schaaren, dessen unerschrockene Vertheidigung trotz des Tobens der Feinde dem schönsten Triumphe entgegengeht. Dieser kirchliche Geist muß sich durch alle Bildungsanstalten verbreiten; höhere und niedere Schulen muß er durchdringen, soll der Katholicität des Unglaubens gesteuert und die Menschheit seinen destructiven Einflüssen entzogen werden. Wenn die Männer des blutrothen Umsturzes auf die heranwachsende Generation hauptsächlich ihre Hoffnung setzen: so kann nur durch deren christliche Erziehung das Unheil abgewendet werden; und ganz andere Lehrer des Volkes sind erforderlich, als die, welche man in den meisten Ländern bisher gebildet, um die Jugend für die Sache Gottes und der Kirche zu gewinnen. Daß die Kirche hier vor Allem helfen kann, liegt klar am Tage; ist das aber der Fall, so muß auch ihr allseitiger Einfluß auf die Erziehung nicht behindert werden. Gewiß ist, daß der Staat sich durch die Verkümmerung der kirchlichen Freiheit seine grimmigsten Feinde selbst erzogen hat; nur der kirchliche Glaube bietet ihm die nöthigen Garantien für den Gehorsam seiner Angehörigen und damit für seine eigene Sicherheit. Aus der Erziehung gewinnt allmählig der Glaube seine Herrschaft über das Leben, und in ihm wurzelt das ganze Christenthum. Nur da wird es vertilgt, wo der Glaube erstorben ist. Diese rein geistige Macht der religiösen Ueberzeugung bildet das sicherste Gegengewicht gegen jede Theorie des Umsturzes, und ihre Wirksamkeit ist unermeßlich.

Aber der moderne Pseudopoliticismus verkennt immerfort noch das richtige Verhältniß zwischen dem Glauben und der menschlichen Gesetzgebung, zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, zwischen Kirche und Staat; und während er die Entfaltung des katholischen Lebens hindert, wird er selber eine

Beute des Geistes der Entchristlichung. Er verkennt, was theilweise selbst Hegel anerkannt hat, der in seiner Philosophie der Geschichte (2te Ausg. S. 538) schreibt: „Wenn die Religion und der Staat auch dem Inhalt nach verschieden sind: so sind sie doch in der Wurzel Eins, und die Gesetze haben ihre höchste Bewährung in der Religion." Wird die Religion als ein bloß untergeordnetes Moment im Staatsleben betrachtet, als eine der vielen Rubriken in den Schemen und Tabellen der Bureaukratie, wie Agrikultur, Handel, Industrie, Polizei u. s. f., so wird die Hintansetzung derselben dieselben Erscheinungen hervorrufen, wie sie die volle Indifferenz des Staates gegen alle Religion hervorruft. Ist einmal der richtige Standpunkt verlassen, so macht es wenig Unterschied, nach welcher Seite hin die Abirrung erfolgt. Der Staat hat seinen Blick ganz auf das Diesseits gerichtet, während die Kirche für das Jenseits erzieht; er vertritt die natürliche Ordnung, während diese die Gnadenordnung vertritt. Die christliche Hoffnung beruht zunächst auf dem Jenseits und auf dem übernatürlichen Reiche. Je mehr daher die Menschen dem bloß Zeitlichen, Natürlichen, Materiellen zugewendet werden: desto mehr geht die christliche Hoffnung verloren. Indem der Staat nun das kirchliche Leben durch fortwährende Controle und Beaufsichtigung in den Kreis seiner Befugnisse hineinzieht, entkleidet er es seines höhern übernatürlichen Charakters, den es nur in seiner Unabhängigkeit behaupten kann; indem er es ganz ignorirt und mißachtet, ruft er dieselbe Gleichgiltigkeit und Mißachtung bei dem Volke hervor; die materiellen Interessen, die ohnehin dem sinnlichen Menschen schon so nahe liegen, wenden ihn immer mehr von den höheren religiösen ab, und wenn die Staatsbürgerpflichten, die der entchristlichte Staat an die Spitze stellt, in diesem die Zeit und die Gedanken des Bürgers mit der größten Ausdehnung in Anspruch nehmen, so wird er bald nicht mehr es sich viel angelegen seyn lassen, seinen religiösen Pflichten nachzukommen. Daß dem Volke Religion nothwendig sei, ist ein Satz, den auch

viele der kurzsichtigsten Bureaukraten zugeben; aber woher kann allein dem Volke die Religion kommen? Diese Frage beantworten sie sich nicht. Wohl kann der Staat allmählig die Religion untergraben; aber wiederherstellen kann er sie nicht für sich allein; er kann den Unglauben befördern, aber er kann keinen Glauben geben. Der Glaube ist eine freie Ueberzeugung; er läßt sich nicht anbefehlen, nicht aufdringen; die Hoffnung auf eine bessere Welt, welche allein den Unzufriedenen mit den ihn beengenden Zuständen der Gegenwart dauernd auszusöhnen vermag, kann nur aus dieser freien Ueberzeugung hervorgehen. Diese freie Ueberzeugung wird durch die Kirche in den Herzen der Menschen bewirkt, und zwar mit um so größerem Erfolge, je mehr diese selbst frei ist, je weniger eine despotische Willkür in der unmäßigen Ausdehnung des jus circa sacra beschränkt, je weniger eine antichristliche Staatsgewalt in ihrem usurpirten jus contra sacra sie unterdrückt. Und darum muß die Kirche nothwendig kämpfen für ihre Freiheit, und dieses Losungswort der Zeit hat bei ihr seine wahre Bedeutung, seine volle Berechtigung. Aber gerade darum wird ihre Freiheit am meisten gefürchtet und von denen am meisten bekämpft, die diese Devise sich zu eigen machen; während sie jeder Meinung, jeder Secte alle Freiheit gönnen, wollen sie der Braut des Himmels allein diese vorenthalten wissen. Das hat sich schon vor mehreren Jahren bei dem Kampfe des französischen Episcopates für die Freiheit des Unterrichts gezeigt; nicht übertrieben war die Schilderung der Gefahren, die das dortige Universitätsmonopol dem Heile des französischen Volkes bereitete; die Schriften eines Cousin, Villemain, E. Quinet, Michelet, Libri, Matter, Génin, Burette, Jouffroy u. A. lieferten dafür die sprechendsten Belege; und wie diese in der Literatur der übrigen europäischen Völker ihre Analogien finden, so ist auch die damals dort angeregte Frage von allgemeiner europäischer Bedeutung. Das einzige Mittel, die Probleme der Gegenwart befriedigend zu lösen, und die Staaten und Völker vor blutigen Katastrophen so viel als möglich

zu bewahren, liegt in der Anerkennung der ursprünglichen und unveräußerlichen Freiheit der Kirche. Der ganz abstrakte Staat unserer Philosophen läßt wohl auf dem Papier sich zeichnen, nicht aber im Leben verwirklichen. Eben so wenig als ein dem Grabe entstiegenes Skelett ohne übernatürliche Dazwischenkunst und göttliches Wirken die Functionen eines lebendigen Leibes vorzunehmen im Stande ist, kann der resuscitirte Staat von Rom und Athen mit seinen heidnischen Elementen auf einem ihm fremden Boden bei dem jetzigen Stande der europäischen Bildung eine lebensfrische Gestaltung gewinnen und behaupten. Er trägt den Keim des Todes in sich selbst, und kann vor dem christlichen Geiste nicht bestehen. Diesen zu vernichten, wird Lebensfrage für ihn; darum muß die Wahrheit gefesselt, die Lüge fessellos, der Weltgeist emancipirt, die Kirche geknechtet werden. Geschieht aber dieses, dann fällt seine Bundesgenossin, die Lüge, über ihn selbst her; er hat keine Garantieen mehr; wie die Noth ihn schuf, löst die Noth ihn auf, er zerfällt in sein Nichts. Die Lüge kann nicht retten und befreien; nur wen die Wahrheit befreit, der wird wahrhaft frei seyn.

Wo aber Glaube und Hoffnung gesunken sind, da sinkt auch die Liebe, und nur wo jene erblühen, da blüht auch diese. Wohl redet man viel von Humanität und Philanthropie außerhalb des Christenthums; aber die Früchte haben sich noch nirgends oder nur sehr schwach gezeigt; wohl declamirt man viel von der staunenswürdigen Höhe der Bildung unserer Tage; aber je näher man der Barbarei ist, desto mehr spricht man von Civilisation. Die von der Religion getrennte Moral findet sich auf den Lippen, aber nicht im Herzen; der Geist der Selbstsucht beseelt sie; Opfer zu bringen, ist sie nicht im Stande; die Genußsucht wächst, mit ihr die Ueppigkeit der Laster. Der Egoismus macht Alles subjectiv; Alles stellt er der individuellen Freiheit anheim; jede Schranke der Willkür räumt er hinweg. Von der Wuth der entflammten Leidenschaften der Zeit geht eine infernale Bosheit selbst in die Ergüsse der Poesie über;

bei dem Scheine eines solchen Höllenfeuers erscheint natürlich das Licht der Kirche als Finsterniß; und sollte einst die Nachwelt unser Zeitalter aus den poetischen Erzeugnissen eines Heine, A. Meißner u. A. beurtheilen, so wird sie in ihm nur den Stempel der tiefsten moralischen Verworfenheit zu erkennen im Stande seyn. Unter der Hülle unschuldiger Ergötzlichkeiten sucht man das Volk zu demoralisiren, durch frivole Dichtungen, durch boshafte Satyren, durch verlockende theatralische Productionen den Geschmack des Publikums zu korrumpiren, durch die vom Lügengeiste besoldete Tagespresse alle Achtung vor jeder Autorität, alle wahre und ächte Menschenliebe zu ersticken. Man sammelt für Unglückliche, aber zur Ostentation; und die reichlichsten Spenden der Aufgeklärten kommen nur in die Taschen der berühmten Freiheitsmartyrer, deren Unterstützung einen unsterblichen Ruhm erwirbt. Die Nächstenliebe gilt nur für die Gleichgesinnten; die Finsterlinge, welche „der Zeit Rechnung zu tragen" sich weigern, müssen gehaßt, verfolgt, moralisch vernichtet werden. Für die ärmeren Klassen der Gesellschaft eifert man fortwährend; dennoch nimmt der Pauperismus überhand, und bei dem Reden wird das Thun vergessen. Auch hier kann nichts Anderes helfen, als die volle energische Thätigkeit der freien Kirche; sie kann allein wahre Liebe einflößen, sie allein Vereine gründen, die nicht der Eigennutz, sondern heilige Begeisterung zusammenhält, sie allein die Sitten bessern und mildern, durch das Wort nicht allein, sondern mehr durch lebendiges Beispiel; ihre Geschichte beweiset es. Wenn nicht die falsche und widersinnige Staatskunst sie knechtet, wenn sie ihrer Wohlthätigkeit keine beengenden Schranken setzt, nicht die Ausübung ihrer Disciplin unmöglich macht, nicht, wie so oft geschehen, sittenlose Geistliche gegen ihren Bischof in Schutz nimmt: dann kann allein eine Verbesserung dieser Corruption in Aussicht stehen, dann kann wie die Entchristlichung, so die Entsittlichung der Massen ein Ziel und eine Gränze finden. In ihrer gesammten Thätigkeit zeigt die Kirche ihr supernaturelles Element, das den Weisen der Zeit

etwas Unbekanntes oder eine Thorheit ist; denn diese beantworten sich die Frage, was die Kirche ist, entweder gar nicht oder nur ungenügend, und auf eine Weise, bei der sie keinem eingewurzelten Vorurtheil zu entsagen benöthigt sind. Das Wesen der Kirche wird meist nur nach dürftigen Reminiscenzen aus dem Katechismus bestimmt, wenn man je einen solchen erlernt hat, oder nach einer selbstentworfenen und selbstgeschaffenen Vorstellung und Theorie, die man einmal als Maßstab für die Beurtheilung alles Religiösen adoptirt hat. Die Wenigsten wissen, daß die Kirche etwas Anderes ist, als ein menschliches Institut, sei es für Förderung allgemeiner Menschheitsinteressen, oder für Befriedigung herrschsüchtiger Gelüste einer Priesterkaste; Vielen ist sie eine stattliche Rittersfrau, eine Edeldame aus dem Mittelalter, die bereits abgelebt und ihrem Ende nahe ist. Daß das lebendige Bewußtseyn dessen, was die Kirche ist, so Vielen fehlt, daran ist zumeist der Verfall der christlichen Erziehung, so wie jene Knechtschaft Schuld, in der sie der Staat gehalten; wer Sklavenketten trägt, sei er auch noch so edel und erhaben, erscheint nach außen als Sklave, und wenn die Dienstbarkeit eine noch so leichte und scheinbar selbst ehrenvolle wäre, so läßt sich dieser Eindruck keineswegs gänzlich verwischen. So zeigt sich auch hier nur die volle Freiheit der Kirche in der ihr eigenthümlichen Sphäre als unerläßliche Bedingung ihres erfolgreichen Auftretens gegen die fortschreitende Entchristlichung der Zeit.

Haben sich nun in der Gegenwart alle dem Christenthum feindlichen Mächte concentrirt und vereinigt zu dem großen Vertilgungskampf wider das Göttliche, so ist es zuletzt nur die Kraft dieses Göttlichen allein, das ihre Anschläge vereitelt und über ihr Beginnen triumphirt. Der göttliche Lenker der Kirche ist es, der den vollen Sieg erringt. Aber er erringt ihn durch die Menschen, und in die Kirche hat er jene Kräfte gelegt, welche in ihrem Zusammenwirken ihr den Triumph verleihen; wo der Feind alle seine Waffen in Bewegung setzt, da muß auch sie alle ihre Kräfte entfalten mit der vollsten

Entschiedenheit. Es bleibt nur die Wahl zwischen bodenlosem, absolutem Nihilismus und gänzlicher Destruction aller Ideen der Religion, der Gesittung, oder strengem Festhalten am positiven Christenthum, wie es in der Kirche sich findet. Aus dem beständigen Laviren und Fluctuiren zwischen den zwei großen unvereinbaren Gegensätzen stammen die meisten Gebrechen der Gegenwart. Man will die Wahrheit ehren, aber den Irrthum nicht ganz verwerfen; man will der Demagogie steuern, aber doch sich ihr auch gefällig erweisen; man will der Tugend folgen, aber der Sünde nicht ganz entsagen; Gott anbeten, aber auch dem Satan, nach Art mancher heidnischen Völker, einige Opfergaben darbringen. So ist der Mensch im Einzelnen, so das Volk im Ganzen ein Wesen voll Widerspruch, jedem Winde geneigt, nach Allem haschend, wohin seine getrübte Erkenntniß und seine übermächtige Begierde es zieht. Mitten in diesen Strudel hinein ruft im Geiste der Einen Kirche Dante: Seyd bedächtiger und ernster, o Christen, in eurem Bewegen und Fortschreiten; wendet euch nicht, wie leichtes Gefieder, jedem Winde zu, glaubt nicht, daß jedes Wasser euch rein wäscht *)! Aber die bedeutungsvolle Mahnung des großen christlichen Meisters wird nicht gehört; die feierliche Kirchenmusik wird übertäubt durch einen lustigen Tanz mit bacchantischem Getöse, mit dem verwegenen Spiel des tollen Faust. Die Aufgabe der Kirche ist um Vieles schwieriger geworden: die Völker in der ersten rohen Kindheit waren schwer zu bändigen; noch schwerer aber ist es, sie zu erziehen im gereiften Alter, wo neue und gefährlichere Leidenschaften sie zerfleischen, neue und bisher unerhörte Prätensionen bei ihnen hervortreten. Jetzt soll sich die Kirche dem Phantom des Zeitgeistes conformiren, sie, die jede Zeitrich-

---

*) Siate, cristiani, a muovervi più gravi,
Non siate come penna ad ogni vento,
E non crediate, che ogni aqua vi lavi.
(Purgat V. 72.)

tung zu rectificiren berufen ist, und ihr Wesen dadurch aufgeben würde, daß sie eine ihr fremde Gestalt sich aufdrängen ließe. Grade durch ihre ruhige und sichere Stabilität hat sie den Eigensinn der Herrscher und der Völker gebrochen; diese soll sie aufgeben, aus ihrer festen Stellung sich verdrängen lassen, damit sie dem neuen Lichte nicht im Wege stehe; damit nichts Festes mehr sei, was dem Zerstörungstriebe Widerstand leisten möge.

Klar ihre Aufgabe erfassend, steht die Kirche inmitten der wilden Strömungen und bietet Allen, die sich helfen lassen wollen, sicheren Schutz. Mit tiefem Schmerze sieht sie den traurigen Untergang so vieler Individuen und Völker; aber sie haben ihre Freiheit, sie wandeln die Wege, die sie selbst erkohren. Werden ihr Völker in der einen Hemisphäre entzogen, so gewinnt sie in der andern andere; sie weicht nirgends ab von ihrem Platze, bis der letzte Rest christlicher Gesittung gesunken, die letzte Burg ihres Reiches gefallen ist. Sie hält fest an Glaube, Hoffnung und Liebe; das sind die Grundsäulen dieses Reiches, und diese allein können die Menschheit wahrhaft beglücken; nicht die eitlen Versprechungen selbstsüchtiger Betrüger, die grausam genug sind, der blinden Masse ihr Höchstes und Heiligstes zu rauben, und sie nackt und hilflos dem Verderben zu überlassen. Das Reich, das nicht von dieser Welt ist und das seit seinen ersten Anfängen in dem bewußtesten Gegensatze gegen den Geist dieser Welt stand, kann allein die Welt besiegen, indem es die Herzen über deren Sphäre erhebt, und die irdische Liebe zum Vaterlande der Sehnsucht nach der überirdischen Heimath, das Diesseits dem Jenseits unterwirft. Darum zählt es auch immer seine Heiligen, die verborgen und unerkannt das Heil der Mitmenschen befördern, und um derentwillen Gottes Erbarmung seine Gerichte verzögert. Multitudo sapientium sanitas est orbis terrarum.

XXXIX.

Zeitläufte.

Den 17. April 1851.

Das vor einigen Wochen in Paris zur öffentlichen Kunde gebrachte Protokoll über eine, wenige Tage vor der Februarrevolution von 1848 zwischen Deputirten der conservativ-constitutionellen Majorität und der revolutionär-constitutionellen Opposition im Namen ihrer Parteien gehaltene Conferenz, öffnet einen Blick in die Tiefen der Revolution und in die Oberflächlichkeit der Menschen, durch welche dergleichen gemacht zu werden pflegen, der eben so lehrreich als überraschend ist. Insbesondere enthält jenes Document unbewußt eine Schilderung der „eigentlich Constitutionellen", der rechten wie der linken Seite und beider Centra, wie sie der ingrimmigste Feind jener lächerlichen politischen Fictionen nicht boshafter und vernichtender hätte entwerfen können. Das interessante Actenstück lautet wie folgt:

„Protokoll. In der Absicht, eine Collision zu beseitigen, welche durch Störung der öffentlichen Ordnung unsere Institutionen und unsere Freiheiten gefährden könnte, und um gegenseitig der Regierung und der Oppositionspartei eine Lächerlichkeit oder

eine Gefahr zu ersparen, sind die Herren Duvergier de Hauranne, Leon de Malleville und Berger, Vitet und de Morny zusammengetreten, indem sie sich verbindlich machen, ihren Einfluß anzuwenden, um, Jeder seine Partei, zur Annahme der Entschließungen und Verabredungen zu bewegen, die sie unter den gegenwärtigen Umständen für klug und nützlich erachten. Nachdem der Zweck dieser Zusammenkunft so bestimmt war, wurde die bezügliche Lage der Parteien also dargelegt: das Ministerium hat bei der Adreßberathung erklärt, daß es glaube, das Recht zu haben, kraft der allgemeinen Polizeigesetze Bankette und Versammlungen zu verbieten; daß es daher nicht für nöthig halte, ein neues Gesetz an die Kammern zu bringen, da es sich zu diesem Behufe genugsam bewaffnet finde; daß die Frage der Legalität aber sich anderswo erledigen werde. Gibt es nun ein redliches und logisches Mittel, zu dieser Lösung zu gelangen? Offenbar keines, wenn die Regierung nicht bis auf einen gewissen Punkt die Hand bietet. Zuvörderst muß ein Bankett angekündigt, der Behörde die Anzeige gemacht, das Lokal bezeichnet, die Voranstalten getroffen werden. Angenommen dann, daß die Regierung, sich stark genug glaubend in ihrem Recht, Polizeimannschaft in den Saal eindringen lasse und sich dem Eintritt der Gäste gewaltsam widersetze, was kann daraus entspringen? Zwei Alternativen: entweder werden die Deputirten und ihr Gefolge versuchen, den Eingang zu erzwingen, und es wird (abgesehen von dem Ernst einer solchen That und ihrer Folgen) aus dieser Thatsache sich ein Act der Auflehnung ergeben; so wird die Frage entstellt und die Legalität bleibt ungewiß. Oder aber die Deputirten und ihr Gefolge werden es vorziehen, keinen blutigen Zusammenstoß herbeizuführen und friedlich heimgehen, dann ist weder ein Vergehen, noch eine Uebertretung vorhanden, nichts zu protokolliren, nichts gerichtlich zu entscheiden, und die Frage bleibt als Keim der Gährung zwischen den Parteien schwebend. Weder die Regierung noch die Opposition haben bei einer dieser beiden Lösungen zu gewinnen. Die fünf Mitglieder haben die Wahrheit dieser ersten Darlegung der Frage erkannt. Sie sind einig geworden, daß das einzige Mittel, zu einer Lösung zu gelangen, welche dieser so gespannten Lage ein Ziel setze, darin bestehe, daß die Regierung es dahin gedeihen lasse, daß sie gesetz-



lich beurkundet, und in Folge einer durch einen Friedensrichter ausgesprochenen Contumacial-Verurtheilung auf dem Berufungsweg die Gesetzesfrage der aufgeklärten Jurisdiction des Cassationshofes unterworfen werden könne. Folgendes Uebereinkommen ist daher zwischen den fünf Mitgliedern als redlichen und ehrenhaften Leuten, die von einer weisen und patriotischen Absicht beseelt sind, in Treu und Glauben beschlossen worden. Die Deputirten von der Opposition werden, was ihnen menschenmöglich ist, thun, damit die Ordnung nicht gestört werde. Sie werden friedlich in den Bankettsaal treten, unangesehen der Mahnung des Polizeicommissärs, der, an der Thüre aufgestellt, ihnen bei ihrem Eintritt bedeuten wird, daß sie ein Verbot des Polizeipräfecten verletzen. Sie werden den Gästen empfehlen, den Polizeicommissär weder zu verhöhnen, noch auszuzischen (ein Punkt, der eben so die Würde der Versammlung, als des Agenten der Autorität interessirt). Sie werden Platz nehmen; sobald sie sich gesetzt haben, wird der Polizeicommissär die Uebertretung beurkunden, und gegen Hrn. Boissel oder jeden Andern ein Protokoll aufnehmen, indem er der Versammlung erklärt, daß sie auseinander zu gehen habe, sonst würde er, der Commissär, genöthigt seyn, die bewaffnete Macht aufzubieten, um sie dazu zu zwingen. Auf diese Einschärfung wird Herr Odilon Barrot mit einer kurzen Ansprache antworten, und darin das Versammlungsrecht aufrecht halten; er wird gegen diesen Mißbrauch der Autorität von Seite der Regierung Verwahrung einlegen; er wird bezeugen, daß er die Frage nur zum gerichtlichen Entscheid bringen wollte, und die Versammlung auffordern, unverweilt in der Stille auseinander zu gehen, gleichwohl mit der Erklärung, daß man nur der Gewalt weiche. Er wird der Versammlung begreiflich machen, daß jede Auflehnung oder Beleidigung gegen einen öffentlichen Diener die Frage völlig entstellen, und den Zweck, welchen diese Opposition erreichen wollte, vereiteln würde. Man ist aufrichtig übereingekommen, daß man keine Rede gegen die Regierung, gegen die Minorität halten, kurz dem Verein nicht das Ansehen eines der Regierung zum Trotz zu Stande gekommenen Banketts geben wolle. Ist dieß gesagt, so werden die Deputirten das Beispiel geben, sich zu entfernen, und, damit beim Publikum draußen nicht Mißverständniß noch Erbitte-

rung entstehe, beim Weggehen erklären, daß sie ihren Zweck erreicht und das einzige Mittel ergriffen haben, eine gerichtliche Entscheidung zu erlangen. Die Mitglieder übernehmen beiderseits redlich die Verpflichtung auf die Journale, die Organe ihrer Parteien, Débats, Conservateur, Constitutionnel, Siècle, National zu dem Ende zu wirken, daß kein aufreizender oder spöttischer Artikel die Gemüther vergiften, die oben auseinandergesetzten Thatsachen entstellen, und gegen die Regierung oder die Opposition daraus eine Waffe machen könne. Die Polemik über diesen Gegenstand wird in dem Geiste bleiben, der zum gegenwärtigen Uebereinkommen Anlaß gegeben hat. Die Haltung der Opposition wird als ein würdiger und gemäßigter Schritt behandelt, die Regierung nicht der Schwäche, des Zurückweichens angeklagt, und die Maßregel, bei welcher sie ihre Autorität gebraucht, als ein aufrichtiges Verlangen betrachtet werden, die bei der Discussion eingegangene moralische Verbindlichkeit zu erfüllen, nämlich zu einer gerichtlichen Lösung zu gelangen. Hat der Commissär gegen Herrn Boissel oder jeden Andern protokollirt, so wird umgekehrt die Ermächtigung der Kammer ohne Schwierigkeit, ohne Rede bewilligt werden. Die Deputirten von der Opposition machen sich anheischig, kein von der Municipalität verbotenes Bankett in Paris oder sonst wo unter ihr Patronat zu nehmen, dabei zu präsidiren, oder es durch ihre Reden oder ihre Gegenwart aufzumuntern bis zum Ausspruch des Cassationshofs, und die Regierung nicht wegen der Maßregeln anzugreifen, die sie glauben könnte, nehmen zu müssen, um zu verhindern, daß andere Bankette veranstaltet werden. Endlich wird, ohne daß alle Einzelheiten namhaft zu machen sind, der Geist dieser Note, begriffen mit dem guten Glauben und der Einsicht, welche so hochgestellten und so achtbaren Männern geziemen, wie die fünf versammelten Mitglieder sind, vor und nach jedem Bankett vorwalten bei jeder ihrer Theilnahme und Einmischung in die Handlungen, welche die Vorbereitung und die Folge davon seyn könnten. Unterz. Vitet, de Morny, Berger, L. de Maleville, Duvergier de Hauranne. Paris, 19. Febr. 1848."

Knüpfen wir jetzt an dieses Factum einige Folgerungen! Man hat bis auf die neuesten Zeiten über die Blindheit der

Royalisten und Aristokraten in den Tagen der ersten Revolution ganze Kübel der ätzendsten Spottlauge ausgegossen, und wir sind es in der That nicht, die etwa den Vorwurf: die Zeit verkannt zu haben, in Bausch und Bogen von allen offiziellen Gegnern der Revolution ablehnen möchten. Nur Eins scheint uns gewiß. Neben der mit Worten kaum hinreichend zu schildernden Bornirtheit der constitutionsgläubigen, bürgerlichen Doctrinärs erscheint uns die mit Ailes de Pigeon und Atlasfrack gezierte Verblendung der adelichen Hofherren Ludwigs XVI. immer noch als ein Muster praktischer Lebensweisheit und politischer Gewandtheit. Es kann Jedem geschehen, daß er eine Gefahr für weniger nahe und dringlich hält, als sie es in Wahrheit ist. Aber die doctrinäre Zunft trifft der viel schwerere Vorwurf: daß sie völlig außerhalb der Welt der Thatsachen stehend, mit ihren veralteten, längst durch die Erfahrung widerlegten Lehrsätzen und kindischen Einbildungen wie mit wirklichen Thatsachen und reellen Größen rechnete, und ohne die leiseste Ahnung weder von ihrem Standpunkte, noch von dem Ziele, dem sie mit verbundenen Augen entgegengeführt wurde, noch überhaupt von der sie umgebenden Außenwelt, eines Morgens unter dem Panier der rothen Mütze erwachte, während sie doch in der Unschuld ihres Herzens bloß englische Legalität gespielt zu haben meinte. Und was das Schlimmste ist: diese über ganz Europa verbreitete politisch-doctrinäre Schule, ein verdorrter Schößling des rationalistischen Liberalismus in der Philosophie und Religion, hat nicht nur nichts vergessen, sondern selbst aus der Geschichte der letzten drei Jahre auch nicht das Geringste dazu gelernt. Diese souveraine Vernunft ist nicht zu sich gekommen; sie hat ihr Verhältniß zur Geschichte und zur Natur der menschlichen Gesellschaft auch noch nicht einmal zu begreifen angefangen. Wer wäre unerfahren genug, dieß auch nur jemals in kommenden Zeiten für möglich zu halten! Subjectiver Vernunftdünkel und Anerkennung der Thatsachen in Natur und Geschichte sind

zwei sich ausschließende Pole. Was General Cambronne in in der Schlacht bei Waterloo den einhauenden Reitern der Verbündeten, das kann auch die Doctrin des politischen Rationalismus der auf sie losstürmenden Geschichte entgegenrufen: „die alte Garde ergibt sich nicht; sie stirbt.“ Hoffe Keiner je auf die Bekehrung dieser Race. Ein jüngeres Geschlecht, unter andern thatsächlichen Verhältnissen geboren, kann einst, wenn England sein Geschick erfüllt haben wird, durch bessere Lehre über die Natur des Staates und der menschlichen Gesellschaft aufgeklärt, einer bessern Erkenntniß zugänglich werden. Aber die Helden der englisch-constitutionellen Doctrin werden ihren politischen Glauben nur mit dem Leben aufgeben, und bis dahin nicht müde werden, mit dem Kopfe gegen die Mauer der Wirklichkeit zu rennen.

Den 21. April 1851.

Eine der schwierigsten und praktisch wichtigsten Fragen der Gegenwart, ist die: gibt es eine allgemeine Regel, welche der Christ und der katholische Priester insbesondere gegenüber den politischen Wirren der Gegenwart befolgen, einen Polarstern, welcher den einen, wie den andern in den speziellen Fragen der Tagespolitik leiten kann? Diese Frage wird wieder und immer wieder auftauchen, denn sie liegt in der Sache und in der menschlichen Natur; nicht der Mensch, sondern die Zeit und die Vorsehung Gottes werden sie lösen. Einstweilen hat der Versuch: auf diesem Gebiete eine absolute und abstracte Regel aufzufinden, die das Heil der Seelen und den Frieden der Kirche sichern kann, in Frankreich zu einem neuen Uebelstande, nämlich zu einem innern Zerwürfniß zwischen dem Erzbischof von Paris, und einem seiner Suffragane, dem Bischof

von Chartres, geführt. Es würde uns und jeden Katholiken, dem die Kirche am Herzen liegt, tief schmerzen, wenn dieser Streit sich in Formen und Wendungen verliefe, welche die christliche Liebe verletzen, aber wir können die Verschiedenheit und den Kampf der Meinungen in diesem Punkte nur natürlich und nothwendig finden; auch hoffen wir, daß hier wie so häufig, der Streit zur gründlichen Erörterung, und die Erörterung zur Versöhnung der Gemüther zurückführen wird. Glücklicherweise liegt die katholische Einheit nicht darin, daß Alle über Alles immer einer und der nämlichen Meinung sind; sie liegt erweislich nicht, hat nie gelegen, und kann nicht liegen in der Peripherie, sondern nur im Centrum, dessen Richterspruch sich Jeder unterwerfen muß, der sich nicht außerhalb der Einheit der allgemeinen Kirche stellen will. So wird denn auch, und dabei mögen sich einstweilen wahrhaft katholische Gemüther beruhigen, der heilige Stuhl, welcher der Träger dieser Einheit ist, auch diesen Streit der französischen Bischöfe zur rechten Zeit zu schlichten wissen. Bis dahin wird jeder Katholik gehalten seyn, den Erzbischof von Paris als eine große und entscheidende Autorität innerhalb seiner Erzdiöcese Paris zu achten und zu ehren, wenn gleich Niemand in seinem Gewissen verhindert ist, Gott aufrichtig dafür zu danken, daß diese Autorität nicht als die einzige und nicht als die höchste innerhalb der allgemeinen Kirche dasteht. Daß genau und wörtlich dasselbe auch vom Bischofe von Chartres gelte, bedarf für denkende Leser unserer Erinnerung nicht.

Dieß eben Gesagte vorausgeschickt, glauben wir, daß die Punkte, um welche sich dieser Streit dreht, zu den dornenreichsten Materien gehören, welche in unsern Tagen irgend zur öffentlichen Verhandlung gebracht werden konnten. Jeder, der hier eine in die Einzelheiten eingehende Entscheidung geben will, die wirklich etwas Praktisches anordnet, kann, wenn er nicht durch hinzugefügte Clauseln das Festgesetzte wieder aufheben und praktisch mit sich selbst in Widerspruch gerathen

will, sich mit ziemlicher Sicherheit darauf gefaßt machen, daß er über kurz oder lang auch das Gegentheil, und zwar mit ganz guten und stichhaltigen Gründen vertheidigt hören wird. Sollte überhaupt die große Frage über das Verhältniß des einzelnen Laien oder Priesters zur Politik des Tages heute schon einer, über den guten Rath in einem einzelnen Falle hinausgehenden, absoluten und allgemeinen, dogmatischen oder moralisch-disciplinarischen Beantwortung fähig seyn? Wir tragen einiges Bedenken, diese Frage zu bejahen. Kein Unbefangener oder Billigdenkender wird es mit gutem Gewissen in Abrede stellen können: eine und dieselbe allgemeine Regel kann in diesem Lande, in dieser Provinz, in dieser Stadt eine weise und gerechte Vorschrift seyn; und eine halbe Meile weiter an einem andern Orte, würde sie die Freiheit und das Recht der Kirche auf's Aeußerste gefährden, das Interesse unserer Religion auf's höchste beeinträchtigen, den Glauben und die Sache Gottes geradezu verrathen. Dasselbe gilt in Hinsicht der Zeit. Wer kann daran denken, dasselbe politische Verhalten, welches für den gläubigen Katholiken im Mittelalter, oder im sechszehnten Jahrhundert, oder während der ersten Revolution, oder noch vor der Republik von 1848 Gewissenssache war, auch heute noch als unverändert gültige, praktische Regel des politischen Thuns und Lassens zu behandeln? und umgekehrt, wer kann dafür stehen, daß nicht morgen in diesem oder jenem Lande Umstände eintreten, welche dem Katholiken, obwohl die Grundregeln seines Verhältnisses zur weltlichen Gesellschaft im Allgemeinen immer dieselben bleiben werden, dennoch im Einzelnen wiederum ganz andere Pflichten der Moral wie der Klugheit auflegen! Sollte überhaupt, nachdem die Grundvesten des politischen, wie des socialen Lebens eben durch ihre Sonderung von den ewigen Ideen des christlichen Glaubens in ein bedenkliches Schwanken gerathen sind, das Uebel nicht tiefer liegen, als daß es äußerlich und mechanisch durch einzelne Mandements und Hirtenbriefe gehoben werden

könnte? Bemühungen solcher Art werden, fürchten wir, zumal wenn sie nicht von großartigen, ächt kirchlichen Charakteren ausgehen, wie sie in großen Wendepunkten der Kirchengeschichte, von Gott gesendet, als Reformatoren aufzutreten pflegen, und wenn sie nicht den, jeden Widerspruch und Zweifel an der Mission des Rathgebers von vornherein zu Boden schlagenden Stempel ächt apostolischer Einfalt und höherer Erleuchtung tragen, zu den alten Spaltungen nur noch neue gesellen, und im Ganzen die Krankheitserscheinungen verschlimmern, statt sie zu heben. Die Heilung kann nur von innen heraus durch tiefe ächt christliche Bildung und wahre Ascese vorbereitet werden, und die Empfänglichkeit für diese kann nur von Gott kommen, der allein dem Geiste der Wahrheit eine Stätte in den Herzen der Menschen bereiten kann. Auch in dieser Beziehung kann also nur Gott allein helfen. Falsche, von einem untergeordneten, zur Zeit selbst noch unklaren und schwankenden Standpunkte aus gewagte Schritte, compromittiren die Autorität und ihre Träger, und dieß zwar am meisten, wenn sie einem Frieden, der kein Friede wäre, das Wort reden, und als Universalmittel eine Unparteilichkeit empfehlen wollten, die, abgesehen von ihrer moralischen Haltungslosigkeit, eine baare Unmöglichkeit wäre.

Kehren wir von dieser sich uns gelegentlich aufdringenden Bemerkung zu dem Hirtenbriefe des Herrn Erzbischofs von Paris zurück, so läßt sich der gesammte Gegenstand, um den sich die an den Clerus von Paris gerichtete Weisung dieses hohen Prälaten dreht, auf folgende zwei einfache Fragen zurückführen: Soll oder darf der Katholik, und soll oder darf insbesondere der katholische Priester sich in die Politik werfen (nicht aus Ehrsucht, Leidenschaft oder Eigennutz, denn daß diese Motive unstatthaft sind, versteht sich von selbst!), sondern um als politischer Schriftsteller, oder als Deputirter und Parlamentsredner, oder sonst durch seinen persönlichen Ein-

fluß, sein Vaterland in den gegenwärtigen Krisen retten, und eine bessere Zukunft herbeiführen zu helfen? oder soll umgekehrt der eifrige Katholik und der Priester insbesondere sich mit der Wahrheit durchdringen, daß in der heutigen Weltlage jede politische Thätigkeit als solche eine sterile Beschäftigung sei, soll er, auf der Basis, auf welcher heute die Gesellschaft steht, diese als rettungslos verloren betrachten, soll er sich in Folge dessen die Devise der alten Stoiker in der Periode des sinkenden römischen Reiches zu eigen machen: bleib von der Politik fern? (Abstine a republica!) Wir verkennen nicht, welche guten und gewichtigen Gründe sich auf jeder von beiden Seiten geltend machen lassen, gestehen aber frei, daß wir weder das eine noch das andere System als absolute, oder gar als eine das Gewissen bindende Regel aufstellen würden. Je nach den Umständen, den örtlichen und temporären Verhältnissen, der Persönlichkeit der Rathsuchenden und der Wahrscheinlichkeit des Erfolgs würden wir bald das eine, bald das andere Verhalten anrathen. Eine allgemeine, alle Fälle umfassende theoretische Regel zu geben, halten wir für eben so unmöglich, als verderblich. Nur so viel ist gewiß, daß eine völlige und absolute, innere und äußere Lossagung von allen socialen und politischen Fragen (eine Lossagung, die sonst für viele unserer Zeitgenossen freilich das am meisten angezeigte Mittel seyn möchte!) nicht möglich ist, seitdem der antichristliche Staat, bewaffnet mit den Instituten der Conscription, der Volkswehr, der Vermögenssteuer, der polizeilichen Aufsicht aller Art, gerade sein Hauptaugenmerk auf die Zerstörung der klösterlichen Freistätten gerichtet hat, und eine Auswanderung in die Thebais, schon der immer mehr anschwellenden Uebervölkerung halber, doch in der That zu schwierig wäre. Selbst auf Jene, die sich mit Ekel von der Welt und ihrem Treiben wegwenden möchten, drängt diese, eben weil sie nichts mehr mit ihr zu theilen haben möchten, mit Furcht und Hoffnung zu mächtig ein, als daß der Entschluß: von den socialen und politischen Krankheiten der Zeit

keine Kenntniß zu nehmen, sich anders als in den seltensten Fällen durchführen lassen wird. Und umgekehrt: welcher Gewissensrath wird es einem Gläubigen empfehlen, sich der Politik unserer Tage, wir wollen nicht einmal sagen mit Heftigkeit und Leidenschaft, sondern selbst nur mit aufrichtiger, hoffnungsreicher Hingebung in die Arme zu werfen? So stehen wir, wohin wir uns auch wenden mögen, zwischen zwei Abgründen. Vielleicht öffnet folgender Standpunkt die Aussicht auf einen Fußsteig, der zwischen der Scylla eines unmöglichen Indifferentismus und der Charybdis einer gefahrvollen und verderblichen Betheiligung hindurchzuführen geeignet ist. Auch der gläubige Katholik kann und wird häufig in den Fall kommen, sich gegen drohende Gefahren und somit gegen bevorstehende sociale und politische Zustände vertheidigen zu müssen, die, wenn sie wirklich würden, seine heiligsten Güter und Rechte bedrohten. Verlangen zu wollen, daß z. B. wir Katholiken uns gegen einen Sieg der rothen Republik, gegen die Durchführung des Communismus, gegen zwangsweise Einführung der „Säcularerziehung" nicht durch alle erlaubten Mittel schützen sollten, die Gott in unsere Hand gelegt, wäre pietistische Affectation oder glaubenswidriger Quietismus. Umgekehrt aber wird der gläubige Christ wohl daran thun, sich, wenigstens nie mit Leidenschaft und Hartnäckigkeit, positiv für die Herbeiführung eines politischen Zustandes irgend einer Art zu erklären, oder unmäßige Hoffnungen nach der einen oder andern Richtung hin in sich aufkommen zu lassen oder in Andern zu nähren. Auch hier zeigt sich wieder, wie in so vielen Fällen, daß wir mit bei weitem größerer Sicherheit und Zuversicht angeben können, was wir nicht wollen, als daß wir unsere Wünsche zu formuliren, die bestmöglichen künftigen Thatsachen zu erdenken, die Zukunft zu organisiren vermöchten. Entschlagen wir uns dieser Sorge, und begnügen wir uns den Kampf des Lebens gegen das Falsche, Lügenhafte, Schlechte und Verderbliche nach bestem Wissen und Können zu kämpfen. Der Erfolg,

das, was zuletzt wirklich geschieht, ist nicht Sache dieser oder jener vereinzelten, menschlichen Kraft und Einsicht, auch nicht dieser oder jener Partei, sondern an dem, was wirklich zuletzt als vollendete Thatsache übrig bleibt, haben tausend Hebel und Millionen Hände, unbewußt und meistens wider Willen, gearbeitet. Kein menschlicher Verstand hat es vorgesehen, kein Sterblicher den Plan dazu entworfen; es ist das Produkt der göttlichen Fügung und Zulassung. Je weniger wir uns also an Plänen für das, was eigentlich positiv im Gange der Weltbegebenheiten nach unserem Gutachten geschehen sollte, betheiligen, desto mehr Beschämungen ersparen wir uns, und desto geringere Verantwortlichkeit übernehmen wir für künftige Enttäuschungen, die, was auch immer geschehe, nicht ausbleiben können.

Der Herr Erzbischof ist, wie es uns scheint, in dem Erlasse an seinen Clerus von einem andern, als dem eben bezeichneten Standpunkte ausgegangen. Den von ihm aufgestellten Regeln des Verhaltens liegen die eben gemachten Unterscheidungen nicht zum Grunde. Wir zweifeln im geringsten nicht, daß der hochwürdigste Prälat auf das, von ihm gewählte System durch die ernstesten Erwägungen und die triftigsten Gründe geleitet worden ist, denen wir gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber wir bedauern auch, uns einiger Bedenken in Betreff des gedeihlichen Erfolgs seiner Anordnungen kaum erwehren zu können. Sehr wahr und schön sagt der Herr Erzbischof: daß alle die politischen Formen, mit denen man sich so angelegentlich beschäftigt, und die ohne Zweifel ihren Werth und ihren relativen Nutzen haben, die Kirche zuletzt doch nur in so weit interessiren, als sie der Ehrfurcht, die Gott und seinen heiligen Gesetzen gebührt, günstig oder ungünstig sind. „Sie" (die Kirche) „weiß, daß selbst das zeitliche Glück der Völker, Friede und Wohlfahrt, nicht nothwendig davon abhängen; daß gute Gesetze und gute Sitten, Sicherheit der Familien und Eintracht der Bürger eben so wenig nothwendig

daraus fließen; daß Elend und Aufruhr, Unterdrückung und Tyrannei mit jedem socialen System und unter jeder Regierungsform möglich sind; daß das Christenthum, mit Hülfe seines göttlichen Einflusses und besonders durch die praktischen Folgerungen aus seiner Lehre, allein mit der Zeit das Schicksal der arbeitenden Klassen verbessern, und einer Nation alle heilsamen Freiheiten verschaffen, alle wünschenswerthen Bürgschaften ihres Glücks gewähren kann. Deßhalb mischt sie sich auch nicht in die politischen Vorurtheile, und, wir wiederholen es, die verschiedenen Verfassungen der Staaten berühren sie nur durch die Beziehungen, in denen sie mit der Religion und ihrer Uebung stehen." Darüber dürfte unter Katholiken nicht leicht eine verschiedene Meinung obwalten. Desto größere Bedenken werden sich aber in Betreff der Vorschrift erheben, die der Herr Erzbischof an diese und andere unbezweifelt richtige Vordersätze knüpft. Er verbietet nämlich jedem, mit Seelsorge betrauten Priester seiner Diöcese ausdrücklich, sich bei den bevorstehenden Wahlen als Candidat einzufinden, eine Anordnung in deren Sinn und Geiste ohne Zweifel auch das Verbot der Annahme einer Wahl für jeden Priester liegt, der sich nicht in ein gespanntes Verhältniß mit seinem Bischofe setzen will. Wahrlich, wenn die souveraine Versammlung der Repräsentanten Frankreichs sich nur mit Auffindung der möglichst besten Verfassung oder mit gewöhnlichen, laufenden Geschäften abzugeben hätte, so bedürfte die Weisung an die, in der Seelsorge stehenden Priester: sich einer der Würde und den Pflichten ihres Amtes nicht entsprechenden, oft lächerlichen, oft überflüssigen, jedenfalls aber für sie unpassenden Beschäftigung zu enthalten, schwerlich noch einer Rechtfertigung. Wenn aber die constituirende und die gesetzgebende Versammlung einen viel wichtigeren Beruf zu erfüllen hatten, wenn sie Familie, Eigenthum, Religion retten mußten, wenn sie durch eine imposante Mehrheit wirklich die Gesellschaft in Frankreich vorläufig gerettet haben, wenn der Herr Erzbischof selbst anerkennt, daß

dortlandes die Interessen der Religion und der Kirche aus der großen Krise von 1848 unversehrt hervorgegangen sind, so liegt die Frage nahe: ob diese Erfolge eingetreten wären, wenn sich der gesammte Clerus von Frankreich auf jenen Standpunkt der indifferenten Zurückgezogenheit gestellt hätte, den der Herr Erzbischof, dessen Befehl sich freilich der Natur der Sache nach nur an den Clerus seiner Diöcese richten kann, dennoch in Ausdrücken, die kaum einer beschränkenden Erklärung fähig sind, für eine allgemeine Pflicht des katholischen Priesterstandes erklärt. Der Herr Erzbischof setzt hinzu: „Die Gegenwart von Mitgliedern des Clerus in der constituirenden, und selbst in der gesetzgebenden Versammlung, die ihr folgte, ließ sich durch den Ernst, ja durch die Seltsamkeit der Umstände erklären, unter welchen beide zusammengerufen wurden. Es war ein extremer Augenblick, wo die in ihren Grundlagen umgestürzte Gesellschaft, um sich wieder zu befestigen, der Anstrengungen Aller nöthig hatte. . . In diesem feierlichen Augenblicke kam die öffentliche Meinung, nicht bloß die einer Partei oder einer Faction, sondern die Meinung Aller, sie kam uns mit Wohlwollen entgegen, weil die gemeinsame Gefahr Alle vereinigt hatte; sie lud uns ein, in dem Rathe der Nation Platz zu nehmen, sie umgab uns mit allen Zeichen der Achtung und des Vertrauens, sie forderte laut die Mitwirkung unserer Hingebung und unserer Einsicht.“ Und nun soll heute diese ehrenvolle Stellung, die der Clerus in Frankreich seit Jahrhunderten nicht mehr eingenommen hatte, ohne Schwertstreich wieder aufgegeben werden? „Heute“, sagt der Herr Erzbischof, „scheint uns die Stellung nicht mehr die nämliche. Mit der Befürchtung der äußersten Gefahr hat die Eintracht aufgehört, und seitdem sich die Gesellschaft zu beruhigen scheint, trennen und messen sich die Parteien und streiten um die Herrschaft.“ Darum soll, wie wir gesehen haben, der Clerus nach der Anordnung des hochgestellten Kirchenfürsten, nicht etwa mit verdoppelter Kraft die Stimme der Vernunft und

der Mäßigung in der getrennten und verwirrten Versammlung erheben, sondern gänzlich ausscheiden. Wir glauben allerdings, daß die unter den souverainen Vertretern der Republik sitzenden geistlichen Mitglieder des Rathes, der Leitung, der Disciplin von Seiten einer höheren Autorität bedurft hätten; aber die Weisung, welche sie hier empfangen, können wir, ohne uns im geringsten ein entscheidendes Urtheil anmaßen zu wollen, unmöglich für diejenige halten, deren sie bedurften. Wie wenn die Gesellschaft sich, im Widerspruche mit der Meinung des Herrn Erzbischofs, wirklich doch noch nicht beruhigt hätte? wie wenn alle bisherigen Stürme der jüngst vergangenen Jahre bloß ein mattes Vorspiel dessen gewesen wären, was in nächster Zukunft über Frankreich kommen wird? Wäre es, dieß vorausgesetzt, wir wollen nicht sagen ehrenvoll, sondern selbst nur im Gewissen erlaubt, den Clerus freiwillig und auf eine bloße Vermuthung hin, von dem Posten zurückzuschicken, auf welchen ihn das Vertrauen eines großen Theils der Nation und eine wunderbare höhere Fügung berufen hatte? Siegen die Rothen, so wird wahrlich diese Flucht weder ihr Mitleid noch ihre Achtung in Anspruch nehmen, sondern höchstens ihre Geringschätzung herausfordern. — Bei aller Verehrung vor der Autorität des Herrn Erzbischofs, und bei aller Gerechtigkeit, die wir den Gründen seiner Anordnung gern widerfahren lassen, können wir uns dennoch der Bemerkung nicht erwehren: daß wir, wo so erhebliche Gründe für und wider eine Maßregel mit einander kämpfen, die wahre Weisheit des Gesetzgebers nur in der Methode der alten Stoiker erblicken können: im Zweifel gar nichts zu thun. (In dubio abstine.) Jedenfalls dürfte, übereiltem und nicht genügend überlegtem, hastig zufahrendem Machenwollen gegenüber das Garnichtsthun und Gott walten lassen, schon als das Bescheidenere und Demüthigere, bei weitem den Vorzug verdienen.

Aus frühern Fällen ist es hinreichend bekannt, daß der Herr Erzbischof von Paris nicht ganz frei von der Neigung

ist, die katholische Tagespresse gleichzeitig für einen Uebelstand und für ein Aergerniß anzusehen. Wir sind auch mit Nichten gemeint, die Uebel, welche in Deutschland wie in Frankreich auf diesem Gebiete gestiftet werden, in Abrede zu stellen, oder läugnen zu wollen: daß talentloser Eifer und voreiliges Mitreden Unberufener, seien dieß Priester oder Laien, mindestens eben so viel Unheil stiften können, als Geist, Muth und Beredsamkeit der Befähigten Gutes zu thun im Stande sind. Wie gut wäre es, wenn das Geschwätz der Einen mit dem Interdict belegt, der Eifer und das Talent der Andern ermuntert und gestärkt werden könnte! Die Frage ist nur, wenn und so lange eine solche, die Verschiedenheit der Persönlichkeiten und Fälle berücksichtigende Aufsicht und Einwirkung nicht zur Anwendung kommen kann, ob allgemeine, rein äußerliche, und im Geiste der modernen, weltlichen Regierungskunst gleichmäßig nach beiden Seiten hin schlagende Mittel viel helfen, ob sie nicht im Gegentheil die vorhandenen Uebel nur noch steigern und vermehren werden? Auch in dieser Beziehung haben wir manche der Rathschläge, welche der Herr Erzbischof seinem Clerus nicht bloß in Beziehung auf die Beschränkung seiner journalistischen Thätigkeit, sondern sogar in Betreff seiner Lectüre gibt, nicht ohne einige Besorgniß lesen können. Wir zweifeln, ob der Clerus, wenn er namentlich die letztern befolgte, die auf ein Justemilieu eigenthümlicher Art hinauslaufen, dadurch die Anhänglichkeit seiner Freunde bewahren, die Achtung seiner Feinde gewinnen würde. „Die Robe des Priesters soll nicht in dieser Arena erscheinen, sie könnte zerrissen, befleckt werden.“ Ja, diese Gefahr ist vorhanden! Aber es gibt eine andere, noch größere. Wenn der Priester sich die Miene gibt, als ob er die Dinge dieser Welt, in der er rathend, helfend, tröstend und warnend einzuschreiten von Gott berufen ist, verachte, weil er durch die Berührung mit der unreinen Welt seine Würde und seine feierliche Haltung auf's Spiel setzen würde, so kann es geschehen, daß ihm die Welt als



Gegengeschenk für seine Demonstrationen spröder Zurückgezogenheit ein vollgerütteltes und geschütteltes Maß der Geringschätzung bietet, und ihn zuletzt als verschollen und abgethan vergißt. Dieß ist das größte Unglück, welches dem Clerus eines Landes widerfahren kann, und dann entwickeln sich jene Zustände, wo es in den gebildeten Schichten der Gesellschaft als Merkmal eines Mangels an Erziehung gilt, auch nur mit einem Worte oder Zeichen eine Spur von Gottesglauben oder religiösem Bedürfniß zu verrathen, jene Zustände, wo auch der beste und glaubenseifrigste Clerus seine Sendung nicht mehr erfüllen könnte. Wer Frankreich aus eigener Anschauung kennt, wird wissen, welcher Causalnexus zwischen jener Zurückgezogenheit und dieser Species von Indifferentismus obwaltet.

Wir haben, jeder Belehrung zugänglich, einige der Zweifel, die uns bei Gelegenheit des in Rede stehenden, erzbischöflichen Erlasses aufstiegen, in dem Obigen offen an den Tag gelegt; dafür gestehen wir aber auch frei, daß uns Anderes in demselben vollkommen neu war. Wir waren überrascht, in einer von einem hohen Würdenträger der Kirche ausgehenden amtlichen Veröffentlichung einer Anempfehlung und Verherrlichung des in unsern Tagen modischen, weltlichen und irdischen Patriotismus und Nationalismus zu begegnen, wie wir uns eine solche in der Schrift eines katholischen Verfassers gelesen zu haben, trotz alles Nachdenkens nicht erinnern können. Der Sohn Gottes wird dort als feuriger, jüdischer Nationalpatriot geschildert, dem Werke der Erlösung der Welt in allen seinen Einzelheiten die Bedeutung eines Actes glühender Vaterlandsliebe geliehen. Wir hatten bisher, veranlaßt durch die Schilderungen der Augenzeugen, das heißt der Evangelisten und des Flavius Josephus, den spezifisch-jüdischen Nationalismus und die Schwärmerei für die gloire nationale des Samens Abrahams gerade umgekehrt in den Reihen der Pharisäer gesucht, die Christum eben wegen Verletzung ihrer vaterländischen Hochgefühle kreuzigten. Denn

zerstörte nicht in der That seine Lehre und sein welterlösender Versöhnungstod den Unterschied zwischen Vorhaut und Beschneidung, und legte nicht die, allen Völkern angebotene Taufe die Axt an die Wurzel der jüdischen Nationalprärogative? — Darum, wie gesagt, war uns die Auffassung des Herrn Erzbischofs von Paris neu und überraschend. Legten wir dieselbe aber auch unserer Beurtheilung zum Grunde, und wollten wir annehmen, daß das Nationalitätsprincip durch das Beispiel des Erlösers geheiligt wäre, so würden wir vollends erst nicht begreifen können, wie dann dem französischen Clerus durch ein Verbot der Theilnahme an dem nationalen Parlamentstreiben und an der vaterländischen Journalpresse eine Thätigkeit verwehrt werden dürfte, die unter jenen Voraussetzungen nichts als die Erfüllung einer der heiligsten und vornehmsten Pflichten jedes Christen wäre. Was wir aber andererseits nur zu wohl begreifen, ist das Hosannah, welches der neuen Lehre aus den Organen jeder Nuance des rothen Radikalismus entgegenschallt. Der Herr Bischof von Chartres hat diese Testimonien gesammelt und seinem Erlasse beigefügt.

Und dennoch beunruhigen uns diese, in dem Verlaufe der Entwicklungskrankheiten unserer Zeit nothwendigen Erscheinungen nicht im mindesten. Diese Fragen müssen aufgeworfen werden, damit sie ihre Beantwortung in der Kirche und durch die Kirche finden. Denn dafür hat die Kirche den Geist empfangen, der in alle Wahrheit leitet, daß sie auf jede Frage, welche die Zeit an sie stellt, im Namen Gottes die rechte Antwort ertheile.

XL.

Literatur.

La civilisation chrétienne chez les Francs par A. F. Ozanam. Paris chez Jacques Lecoffre 1849. 4.

Der auch in Deutschland rühmlich bekannte Verfasser hatte den gleichen Gegenstand in einem andern Werke, welches den Titel: „die Begründung des Christenthums in Deutschland und die sittliche und geistige Erziehung der Germanen“ führt, und in einer trefflichen Uebersetzung dem der französischen Sprache unkundigen deutschen Publikum zugänglich gemacht worden ist, bereits einmal behandelt. Das vorliegende Werk ist mehr als eine zweite Auflage, oder eine bloße Umarbeitung; es ist ein neues Geistesprodukt und führt daher mit Recht einen vom früheren Werke verschiedenen Titel. Der größere Theil von diesem ist allerdings hier wieder aufgenommen, allein die Hälfte des Werks enthält neue interessante Darstellungen.

Wir wollen einen kurzen Ueberblick des Inhalts geben, und dann auf den Geist aufmerksam machen, welcher diese ganze, von tiefer Kenntniß der Zustände, des Geistes und der Literatur des Mittelalters zeugende historische Forschung durchdringt.

Sie enthält neun Kapitel, welche der Reihenfolge nach folgende Gegenstände behandeln.

Im ersten Kapitel wird ein kurzer Blick auf den Zustand des Christenthums in Deutschland unter der römischen Herrschaft geworfen, und aus Zeugnissen von Kirchenvätern der Nachweis geliefert, wie schon in den ersten Jahrhunderten das Christenthum Eingang in die deutschen Wildnisse gefunden hatte. — Das zweite Kapitel schildert die christlichen Zustände bei den germanischen Völkern vor der Völkerwanderung; das dritte den Eingang des Christenthums bei den Franken und die welthistorische Bedeutung dieses Ereignisses; das vierte das wundervolle Aufblühen desselben bei den Irländern und deren christliche Missionsthätigkeit; das fünfte diejenige der Angelsachsen; das sechste die Zeit Karls des Großen. Im siebenten zeigt der Verfasser die Quellen und Hindernisse, welche das Christenthum bei den Germanen fand, und die Folgen seines großartigen Einflusses auf den Zustand derselben. Das achte gibt uns eine klare Anschauung von den damaligen Staatszuständen und von deren großartiger Gestaltung unter Karl dem Großen; das neunte endlich behandelt den Zustand der Wissenschaft und der Schulen in Deutschland zur Zeit der Römer, der Herrschaft der Barbaren und Carolinger.

Die Ueberschrift des Werkes zeigt schon die Absicht und den Plan des Verfassers; er will den Einfluß des Christenthums auf die Civilisation der barbarischen Nationen schildern, welche mit ihrer unverdorbenen Naturkraft das an innerer sittlicher Verfaulung kränkelnde und an Abnahme physischer Kraft leidende römische Weltreich zerstört, und ein neues germanisches an seine Stelle als dessen Fortsetzung und Veredlung gesetzt hatten. — Die veredelnde Kraft schöpfte aber das Germanenthum nicht aus sich selbst, sondern verdankt es ausschließlich und allein der mütterlichen Sorgfalt und Liebe der großen Männer, welche zu jener Zeit auf dem Stuhle des Apostelfürsten saßen, und mit wunderbarer Gotteskraft das

Schiff Petri durch die furchtbaren Zeitstürme muthig und klug zugleich hindurchlenkten.

Es liegt eine außerordentliche Beruhigung für die Gegenwart in der welthistorischen Thatsache, daß die Kirche und nur die Kirche es war, welche die Menschheit aus dem Zustande einer rasch zunehmenden Verwilderung, in die sie durch den Fall des römischen Reiches, den Einbruch und die Herrschaft wilder barbarischer Horden geschleudert worden war, gerettet und die schönste Idee, welche irgend je in den socialen Zuständen der Menschheit sich verwirklichet hat, diejenige einer christlichen Weltherrschaft in's Leben gerufen hat.

Eine Beruhigung für die Gegenwart! Wir leben ja auch in einer Zeit, die mit dem Einbruche einer neuen Barbarei droht, viel gefährlicher als jene der rohen, ungebildeten, aber naturkräftigen, sittlich nicht ausgebrauchten germanischen Völker, weil sie nicht eine Barbarei der Nichtbildung, sondern der durch moralische Versunkenheit herbeigeführten Ueberbildung, eines an allem Höheren, Edleren, das je die Menschenbrust durchweht, Völker und Individuen getragen hat, verzweifelnden Unglaubens ist.

Die Kirche hat die Welt aus den Finsternissen der früheren Barbarei gerettet, sollte sie nicht die Kraft, nicht die Gottesaufgabe haben, uns vor der neuen, viel schlimmeren Verfinsterung zu bewahren!

Der Verfasser verfolgt die Thätigkeit der Kirche, und der an ihrer Spitze stehenden Hirten von der ersten Zeit des Auftauchens des Christenthums bei den germanischen Völkern bis zum Glanzpunkte, deren Weltherrschaft unter Karl dem Großen, mit einem Eifer, wie er nur einem christlichen Sinne eigen seyn kann, und mit einer solchen historischen Kenntniß der Zustände des Mittelalters, wie sie selten, besonders bei den Franzosen anzutreffen ist. Er zeigt, wie die Kirche es war, welche die welthistorische Erscheinung der germanischen Barbaren gleich Anfangs zu würdigen wußte, und die hohe Aufgabe erkannte, welche in der Gegenwart und Zukunft ihnen zu Theil werden

sollte, wie die Oberhirten der Kirche besonders die Christianisirung der gewaltigen kriegerischen Nationen, die Milderung ihrer Sitten, die Veredlung des Guten, welches bei ihnen sich vorfand, sich angelegen seyn ließen, wie sie mit einer außerordentlichen Klugheit, zarten Schonung hiebei verfuhren; wie sie das Bessere, was die untergehende Römerwelt noch in sich barg, zu retten und auf die neuen Völker überzutragen suchten; wie ferner die Idee eines christlichen Weltreiches immer in der Kirche ihre Trägerin hatte, und als der rechte Mann, Karl der Große, von der Vorsehung auf die Bühne der Welt gestellt wurde, von ihr durch die Krone, die sie ihm als dem Beherrscher des „heiligen römisch-germanischen Reiches" auf das Haupt setzte, verwirklichet wurde.

Von besonderem Interesse sind die Erörterungen des Verfassers über das damalige Verhältniß von Kirche und Staat, ihre gegenseitige Aufgabe und die volle Harmonie, die im Anfange der carolingischen Zeit in deren gegenseitiger Wechselwirkung sich darstellte. Wie viel lehrreicher Stoff für unsere verkommene, vom Christenthume in allen socialen Verhältnissen losgetrennte Zeit!

Ueberhaupt halten wir diese Schrift Ozanam's nicht nur für eine der in historischer Beziehung interessantesten, sondern gerade auch für die Gegenwart ungemein unterrichtenden Erscheinungen der Literatur, und möchten allen, welche der französischen Sprache kundig sind, ihr Studium empfehlen.

XLI.

Joseph's II. Regentencharakter und seine Reformen.

Was Göthe in seinem Leben von dem Aussehen und der Figur Josephs während seiner Krönung zum deutschen König in Frankfurt erzählt, ist sehr bezeichnend für seine Haltung als Fürst und Kaiser während seiner Regierungszeit: „Endlich", so lauten seine Worte, „kamen auch die beiden Majestäten (Franz I. und Joseph II.) herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen (Zwillinge, Ebenbilder) überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, so wie Krone, Scepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen, denn alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich in seinem Anzuge bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, des Lächelns sich nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopfe ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und

eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung."

Die alte glorreiche Krone, das alte priesterliche, ernste Herrschergewand war dem Sohne der neuen Zeit zu weit und zu schwer; er wußte es nicht mit Ernst und Majestät zu tragen; es fehlte ihm der wahre Sinn für die Hoheit und Würde seiner Stellung, wie ihn seine Mutter, Maria Theresia, in so hohem Grade besessen. Männliche Kraft des Geistes und weibliche Anmuth und Milde verbindend; von offener und glücklicher Physionomie; eine graziöse, heitere Erscheinung, voll sanfter Majestät; fromm, sittenrein, gerecht, muthig, thätig, freigebig, theilnehmend, liebreich, großmüthig: so gewann Maria Theresia die Herzen ihrer Unterthanen, wenn sie mit ihren großen, lebhaften, sanften Augen, von klarem Blau, gütig lächelnd umherblickte; so weckte sie Ehrfurcht und opferbereite Begeisterung in ihren Nöthen, wenn ihr schöngeformter Mund, mit den weißen Zähnen, in würdevollem Tone ihrem edlen Geiste, ihrem reinen, zartfühlenden Herzen Worte lieh; und so wußte die kaiserliche Frau, die sich Gott und die Gerechtigkeit, das Glück ihrer Völker und die Ehre ihres Hauses als Leitsterne ihrer Regierung ausersehen hatte, selbst ihren Neidern und Nebenbuhlern durch ihre imponirende Erscheinung Achtung und Bewunderung abzugewinnen, daher ihr größter Feind, Friedrich II., von ihr und ihren Verdiensten um Oesterreich in seiner Geschichte rühmt: „eine Frau, führte sie Pläne aus würdig eines großen Mannes — une femme exécuta des dessins dignes d'un grand homme" *).

Dieser Sinn für persönliche Würde fehlte Joseph gänzlich; man sah ihm den Fürsten durchaus nicht an; ohne Haltung vergab er sich selbst und verletzte er, ohne es zu wissen und zu wollen, Andere, deren Würde er eben so wenig,

---

*) Frédéric Histoire de la guerre de sept ans. Tom. I.

wie die eigene, zu würdigen und zu achten wußte. Er liebte auch nichts weniger, als sich als Fürst zu zeigen, und pflegte darum meist incognito und so unscheinbar als möglich zu reisen, indem er popularitätssüchtig in seine Einfachheit eine gewisse Ostensation setzte.

Joseph sah sich nach dem Geiste der neuen Aufklärung nicht als Fürsten, sondern als ersten Staatsdiener, als den ersten Schreiber seiner Schreiber, den Polizeidirector und den Generalissimus seines Reiches an, der im Namen des Staates Alles und Jedes zu überwachen, zu bevormunden, zu administriren und zu commandiren habe. Er vereinigte eine würdelose Selbsterniedrigung, eine falsche, übertriebene Herablassung, mit der verletzenden Hoffart eines pedantischen Bureaukraten, der aus vermeintem Pflichtgefühl mit gefühlloser Kälte, nicht über Menschen, sondern über Acten und Rubriken herrscht. So erkannte man in ihm auch nicht den Kaiser, und einst auf seiner französischen Reise, eines Tages, da er sich gerade selbst rasirt hatte, und eine Frau aus dem Wirthshause ihn fragte, da er eben im Begriffe war, von dem Postpferde herabzusteigen: welche Bedienung er bei dem Kaiser habe? erwiederte er selbst scherzhaft: „Ich habe zuweilen die Ehre, ihn zu rasiren" *). Er hätte aber auch, und zwar mit noch mehr Recht, sagen können: „Ich habe zuweilen die Ehre, für den Kaiser Acten zu schreiben", denn der bureaukratische, actenmäßige, pedantisch-methodische, papierene Schreibergeist hatte in ihm so sehr den lebendigen Menschen bemeistert, daß er sogar seine erste Liebeserklärung in Form eines Actenstückes auf einen gebrochenen Bogen schrieb, zum Behufe der allenfallsigen Einwendungen und Gegenbemerkungen, anlangend den Betreff dieses Actenstückes! **)

*) Mélanges du Prince de Ligne. Tom. XXVII. P. 40.

**) „Il écrivit sa première déclaration sur une feuille brisée, comme un Mémoire, pour qu'on répondit à la marge des objections, si l'on devoit en faire." Mélanges du Prince de Ligne Tom. XXII. P. 176.

Und wenn ein anderer vielschreibender Bureaukrat unserer Tage, Fürst Wallerstein, seiner Zeit, da er noch nicht auf der Linken saß, einen Stenographen im Wagen gegen sich über sitzen hatte, wenn er über Land fuhr: so trug Kaiser Joseph in jenen einfacheren Zeiten stets große Karten in seinen Taschen, um seine tausend Einfälle und Projecte alsogleich zu Papier bringen zu können. Der ihm innig ergebene Fürst von Ligne sah selbst, wie er in seiner Gutmüthigkeit auf eine dieser Karten für ein junges Frauenzimmer, das sich von der Mutter, die es zur Verzweiflung brachte, trennen wollte, gute Lehren über Moral, Eintracht und Gehorsam schrieb; während er wieder auf eine andere für ein anderes Frauenzimmer musikalische Lehren aufzeichnete; er hatte nämlich ihrem Musikunterricht beigewohnt und denselben ungeeignet gefunden, und da meinte der Vielgeschäftige, der Alles im Verordnungswege zu reguliren hatte, auch hier Methode und Principien als Musiklehrer angeben zu müssen! Und so that er auch bekanntlich in einem Frauenkloster in Mailand: als er die Nonnen nicht gehörig beschäftigt glaubte, schickte er ihnen eine Partie Leinwand, damit sie daraus Hemden für seine Soldaten nähen sollten, als habe er das Amt einer würdigen Mutter Aebtissin zu versehen. Meinen Bruder, den Sacristan, nannte ihn Friedrich II. wegen seiner kleinlichen Kirchendespotie, die den Mönchen den Schnitt ihrer Kleider vorschrieb und Soldaten gegen Prozessionen und Heiligenbilder ausrücken ließ. So hart und streng gegen wehrlose Mönche und Nonnen, meldete er sich hinwiederum in Paris bei Buffon mit schmeichlerischer Demuth als Schüler an. Der gelehrte Naturforscher wollte sich zum würdigeren Empfange des Kaisers in seinen Staatsrock werfen; Joseph aber verbat es sich höflichst mit den Worten: „Nein! nein! ein Lehrer darf vor seinem Schüler keine Umstände machen." Als dagegen 1781 der Kurfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus, mit bekümmertem Herzen ihm Vorstellungen wegen seiner die Kirche



zerrüttenden despotischen Neuerungen machte, war er nicht so bescheiden: er antwortete vielmehr in einem höchst leichtfertigen, unziemlichen, insolenten Tone — und das seinem Verwandten, einem Kurfürsten des Reiches, einem Erzbischof: „Ich würde", sagte er unter Anderem darin, „nicht einmal Zeit haben zu antworten, wenn ein Regenguß mir nicht vergönnte, einige Augenblicke mit Ihnen zu moralisiren, statt meine Soldaten zu exerciren." Und er habe ihm geantwortet, „nicht als Gesetzgeber, nicht als Moralist, sondern als guter Soldat, der den ehrlichen Köhlerglauben und den gesunden Menschenverstand an der Hand hat. Hinzufügend: „„Ihre Briefe sind ganz tragisch, meine ganz komisch."" — Wieder anders 1787 auf seiner Reise nach dem Chersones. Hier tadelte er in vertraulicher Mittheilung dem Grafen Segur die Kaiserin Katharina II. über ihre weibliche Schwäche, daß die stolze Czarin, die auf ihren Ruhm und ihr Ansehen so eifersüchtig sei, sich so weit vergessen könne, und ihrem jungen Adjutanten Momonow ein nachlässig zerstreutes Wesen bei ihrer Whistpartie, in Gegenwart eines zahlreichen Zirkels, erlaube; er selbst aber, der Kaiser, oder der Graf Falkenstein, wie er sich nannte, ließ sich die unschicklichen, launenhaften Bizarrerien ihres anderen mächtigen Günstlings, des Fürsten Potemkins, gefallen, und der „gute Soldat" duldete, daß der hochmüthige moskowitische Minister, ein Emporkömmling der kaiserlichen Gunst, ihn, wie andere Höflinge der Kaiserin, manchmal ziemlich lange in seinem Salon warten ließ, daher ihn Segur einen „gekrönten Höfling" nennt*). — Wieder eine andere Rolle spielte er auf seiner italienischen Reise 1769 in Rom. Hier hatte jeder seiner drei Begleiter den Tag über bei Besichtigung der Stadt und ihrer Monumente seine eigene Abtheilung zugewiesen. Jeden Abend stellten sie ihm ihre gemachten Beobachtungen und Bemerkun-

*) Oeuvres de M. le Comte de Ségur. Tome III. p. 215 und Tome IV. p. 90.

gen zu, die er dann wie ein Gelehrter zusammenstellte und redigirte. — Und dann wieder 1770, als er von seiner zweiten Zusammenkunft mit Friedrich II. im Lager zu Neustadt in Mähren heimkehrte, da hielt er auf der Straße an, sprach mit den Bauern, die längst des Weges pflügten, nahm den Pflug zur Hand, pflügte eine ganze Furche den Acker entlang und gestattete dann, daß an derselben Stelle ihm, dieser chinesischen Nachahmung wegen, ein Denkmal errichtet wurde, dessen bronzene Basreliefs ihn als Pflüger darstellten. Ueber den Eingang des Parkes endlich, den er den Wienern zum Spazierengehen öffnete, setzte er im lakonischen Zopfstyl die Aufschrift: „Allen Menschen geöffneter Belustigungsort von ihrem — Schätzer, Joseph." So war er eben etwas von Allem, nur kein wahrer Kaiser.

Bei seinen Audienzen zeigte er die gleiche unsichere, unruhige, wechselnde Haltung bei sonst angenehmen Manieren und leicht fließender Rede. Er spazierte mit dem Eingetretenen im Zimmer auf und ab, sprach fast vertraulich mit ihm und mit lachender Miene, indem er ihn beim Arm faßte; dann schien es ihn wieder zu gereuen, und er nahm eine ernstere Haltung an. Er unterbrach sich oft, um ein Stück Holz in das Kamin zu legen oder die Zange zu nehmen, oder einen Augenblick ans Fenster zu springen. Widerspruch liebte er nicht. Bei einer schärferen Antwort, einer Einrede oder Vorstellung fuhr er im ersten Augenblick unwillig auf. Er rieb sich die Hände; aber im Grunde des Herzens gutmüthig, faßte er sich wieder, kehrte zurück um zu hören, oder selbst zu antworten und sich zu besprechen, als ob nichts geschehen wäre. Hatte er seiner Seits durch irgend eine seiner tausend übereilten Neuerungen und harten Maßregeln alle Welt gegen sich aufgebracht: dann nahm er gewöhnlich die Unzufriedenheit erst in der Gesellschaft an den gekränkten Mienen wahr. Er bot dann Alles auf, um durch persönliche Artigkeit und Aufmerksamkeit den bitteren Mißmuth, den er als Regent verursacht, wieder zu beschwichtigen. Besonders galant zeigte er sich alsdann ge-

gen die Damen: er brachte ihnen selbst die Stühle herbei, und machte aus gutmüthigem Diensteifer den Diener des Salons.

Es war nicht mehr die kaiserliche Hofhaltung Maria Theresia's, keine Fürstenburg der alten Zeit; seine Residenz glich halb einer Kanzlei, halb einer Kaserne, und er wandelte darin in seiner militärischen Uniform, die Feder in der Hand, dirigirend und voll Geschäften einher; nur wenn es unumgänglich nothwendig seyn mußte, erschien er in dem Glanze kaiserlicher Majestät; und dann strahlte für den Augenblick Alles in dem reichen schweren Prunke seiner feierlichsten und prachtliebendsten Vorfahren.

Sparsam war er, ja hart und geizig, und zwar aus Grundsatz, für den Staat; er machte seiner Mutter Vorwürfe über ihre großmüthige kaiserliche Freigebigkeit, wenn sie mit vollen Händen, ohne ängstlich zu zählen, ihre Gaben spendete; es war so ihre Natur: „Man müßte mich tödten, wollte man mich verhindern, wohlthätig zu seyn.“ Und doch gab auch er gern und reichlich aus seiner Tasche; ja es war eine seiner ersten Handlungen als Fürst, daß er zweiundzwanzig Millionen in Staatspapieren, die er von seinem speculativen Vater geerbt hatte, verbrennen ließ.*)

Die Wissenschaften und Künste gingen leer bei ihm aus; nur das Theater hatte sich seiner fördernden Unterstützung zu erfreuen.

An persönlichem Muthe gebrach es ihm nicht; seit lange war er wieder der erste Kaiser seines Hauses, der mit seinen Völkern die Gefahren und Mühsale des Kampfes theilte; der Stifter der Tapferkeitsmedaille bot er seine Brust den Kanonenkugeln beim Damm von Beschania und dem Gewehrfeuer in den Vorstädten von Sabatsch willig dar, und dort im Kampfgetümmel geleitete er den ermüdeten Feldmarschall Lascy zu einer Tonne, ließ ihn dort niedersitzen, während er selbst

*) Mailath Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. V. S. 125.

mit den Generälen umherstand. Allein er ließ sich auch von dem kriegerischen Ehrgeiz Friedrichs II. hinreißen, ohne seinen Feldherrngeist zu besitzen; seine Rüstungen und seine Kriege kamen seinen Völkern theuer zu stehen, ohne Glück und ohne Ehre, und er selbst holte sich in seinem unglücklichen Türkenfeldzug von 1788 den Keim des Todes.

Da er von Natur eine Gabe guten Verstandes hatte und im Grunde des Herzens gläubig und wohlwollend war: so war oft sein erstes Urtheil sehr verständig und richtig; ja in treffenden, gleichbereiten Antworten that er es Friedrich II. zuvor, der sich die Sache erst überlegen mußte. Allein dann kam die Aufklärung, die Josephs Kopf eingenommen; es kamen die liederlichen Illuminaten, die ihn umgaben; die gewissenlosen Schmeichler und ihre Presse, die ihn mit Weihrauch umnebelten; es kam seine Eitelkeit, die nach Lob haschte: und da war es um ihn und sein Urtheil geschehen; er that, was sie ihm eingaben.

Folgte er unbefangen und einfach seiner eigenen Natur, ließ er sich gehen: so schrieb er, nach dem Urtheil des Fürsten von Ligne, klar und concis und ein gutes Französisch; — schlecht schrieb er nur, wenn er ganz besonders gut schreiben wollte, d. h. wenn er, was leider oft geschah, mit seiner Aufklärung, seiner Freisinnigkeit, seinem Witz, seiner Macht prunken wollte: dann schrieb er weitschweifig, verworren, gespreizt, tackt- und geschmacklos.

Es fehlte ihm der feste, in sich gegründete, und mit sich selbst einige Charakter, die erste Bedingung einer festen, würdevollen äußern Haltung, wie sie ganz insbesondere einem Fürsten geziemt; Anmuth und Grazie waren ohnehin der nüchternen Richtung seines Geistes fremd.

Oberflächlichkeit und Hoffart waren die vorzüglichsten Charakterzüge der „Philosophie", oder Aufklärung der Zeit. „Tout effleurer et rien approfondir", so lautete der Grundsatz dieser neuen leichtfertigen, genußsüchtigen Pariser Salonsweisheit. Keine Vergangenheit, keine Ueberlieferung,



keine Erfahrung, nichts Bestehendes, kein den Dingen einwohnendes Gesetz achtend, wollte sie ja Alles nach ihrem souverainen Eigendünkel umgestalten und verjüngen. Ein bodenloses sophistisches Raisonniren trat darum an die Stelle ernster, ruhiger, wissenschaftlicher Forschung; eine willkürliche, nach todten Begriffen arbeitende Gesetzmacherei und Reformirerei hieß Regieren und Organisiren. Bei Joseph verband sich diese Zeitrichtung innigst mit seiner fehlerhaften Erziehung und dem mangelhaften Unterricht, wodurch er seine Jugend verloren hatte *). Eine geist- und geschmacklose, seinen hochfahrenden Sinn nicht zurechtweisende und veredelnde, nicht reinigende und kräftigende, sondern nur niederdrückende Lehrweise hatte ihm den Geschmack an allem ernsten, gründlichen, wissenschaftlichen Studium genommen. Eine solche Erziehung konnte den störrischen Sinn des Jünglings mit seinem verbissenen Mißmuth nur verbittern und verhärten. Er hatte unglücklicher Weise nicht gelernt zu lernen, und später, als mit dem ruhmgierigen Thatendrang auch der Wissensdurst in ihm erwachte und er in unruhiger Eile von Land zu Land fuhr, da hatte sein flüchtig umherschweifendes Auge nicht jene feste Ruhe und eindringende Schärfe, die dazu gehört, um irgend einen Nutzen aus den Beobachtungen zu ziehen. Er nahm, an kein selbstständiges Urtheil gewöhnt, die schimmernden, oberflächlichen Gemeinplätze der neuen Aufklärung für gutes, vollwichtiges Gold.

Im Lichte dieser dünkelhaften Aufklärung sah er Alles nur flüchtig und hastig, und kehrte heim den Kopf voll neuer Pläne und Projecte, die er dann leichtfertig und unreif, wie er sie auswärts gemacht, daheim willkürlich und gewaltthätig auszuführen suchte.

Er hatte ein vortreffliches Gedächtniß: er vergaß nicht leicht ein Wort, eine Sache, eine Gestalt, die er einmal gesehen; er

*) „Il avoit été mal élevé, n'étoit pas instruit." Mélanges du Prince de Ligne. Tom. XX. P. 118.

kannte vier Sprachen vollkommen, und überdieß zwei leidlich; allein ohne höhere Einheit diente ihm dieß Gedächtniß nur, die Masse ungründlicher Gedanken in seinem Innern aufzuzuhäufen.

Dem scharfen Auge Friedrichs II. entging dieser scheinbare Widerspruch nicht, daß der Wißbegierige, der sich Tag und Nacht abhetzte, den seine Pläne selbst im Schlafe verfolgten, und dem der Kopf von hundert Gedanken fieberhaft brannte, — dennoch nicht zu lernen und nicht zu beobachten verstand. Ueber seine erste Zusammenkunft mit Joseph in Neiße in Schlesien im Jahre 1769 sich äußernd, sagte Friedrich sehr bezeichnend: „Dieser junge Fürst zeigte (affectait) eine Unbefangenheit (franchise), die ihm natürlich schien; sein liebenswürdiger Charakter zeichnete sich aus durch Heiterkeit, verbunden mit einer großen Lebhaftigkeit. Allein bei seiner Wißbegierde hatte er nicht die Geduld, sich zu unterrichten — mais avec le désir d'apprendre, il n'avait pas la patience de s'instruire *). Wie viel daher auch Joseph von „Philosophie" sprach, er hatte weder Sinn noch Achtung für wahre, ernste, gründliche Wissenschaft; schon Alleinherrscher, verglich er die Buchhändler mit den Käshändlern, und den Nachdruck fremder Schriften erlaubte er, damit das Geld dafür nicht außer Land gehe.

Ein Märtyrer seiner „Philosophie" und seines „Staatswohles" beraubte er sich aller Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens, um Andere dadurch zur Arbeitsamkeit zu bewegen. Nichts auf der Welt verabscheute er so sehr, als Müssiggänger. Allein dem materiellen Sinne der Zeitaufklärung gemäß erschien ihm Alles als Müssiggang, was nicht einer mit Händen greifbaren, hausbackenen Nützlichkeit diente. Ein edleres, freieres, nach den Höhen einer unsichtbaren Welt oder in die Tiefen der Wissenschaften gerichtetes

*) Frédéric: Mémoires de 1763 jusqu'à 1775.



Geistesleben kannte er nicht; die Fülle und Wärme des Gemüthes, Poesie und Kunst, war für ihn eine verschlossene Welt: religiöse Begeisterung für das Höhere, Pietät für das Alte, treue Anhänglichkeit an die vaterländische Erde, Sitte, Geschichte und Sprache: das Alles erschien diesem beschränkten, nüchternen, klapperdürren, kosmopolitischen Verstande als Fanatismus, Aberglaube, Geistesschwäche, Phantasterei, Müssiggang, Luxus und Zeitverderb. So respectirte er bei seinen Reformen keine Religion und keine Nationalität; denn das „allgemeine Beste" kannte nach seinen abstrakten Begriffen kein Vaterland und keinen Glauben, es war kosmopolitischer Art, und darum meinte er, es müsse eben so gut für Ungarn wie für Tirol, für die Kroaten wie für die Niederländer passen.

Nichts ist wohl so bezeichnend für diesen nüchternen Verstandes-Fanatismus, der mit Verkennung aller edleren menschlichen Kräfte und Gefühle, überall nur dem handgreiflichen Nutzen nachgeht, als seine berüchtigten Verordnungen wegen der Leichenbestattungen. Das Begraben in hölzernen Särgen war offenbar eine Holzverschwendung; es verzögerte seiner Ansicht nach die Verwesung der Leichen, und das war durch die böse Ausdünstung den Lebenden schädlich: also verordnete er, die Leichen in einen Sack einzunähen und so ohne Sarg zu begraben, die Verwesung aber durch eine Lage ungelöschten Kalkes zu beschleunigen. Da indessen das allgemeine Volksgefühl hiedurch auf's tiefste verletzt ward, so war er doch nicht Despot genug, um auf der Ausführung seines Staatsleichensackes zu bestehen; er gab dem Wunsche seiner Unterthanen, die länger, wie er sich äußerte, Aeser seyn wollten, nach, und es erging zu ihrer Beschwichtigung folgendes Circular: „Seine Majestät haben durch Hofdekret de dato 20sten und praes. 23sten Jäner 1785 herabgelangen lassen, Allerhöchst Dieselbe hätten sich zwar aus landesväterlicher Sorgfalt für die Erhaltung des allgemeinen Gesundheitszustandes bewogen gefunden, unter anderen in der Verordnung vom 23sten

August vorigen Jahrs zu Vermeidung der sich aus langsamer Verwesung der Körper für denselben entstehenden schädlichen Folgen vorgeschriebenen Vorsichten und Anstalten, auch in dem 4ten und 5ten Absatze vorgemeldeter Verordnung die vernünftigen Ursachen, sammt der Nutzbarkeit und Möglichkeit einer solchen Beerdigungsart zu zeigen, wodurch die geschwindere Verwesung der Körper desto mehr befördert werde, wenn nämlich die Leichen in einem leinenen Sacke ganz bloß ohne Kleidungsstücke eingenäht, sodann in Todtentruhen gelegt, und in solchen auf den Gottesacker gebracht, dort aber aus der Truhe abermal herausgenommen, und wie sie in dem leinenen Sacke eingenäht sind, in die Grube gelegt, mit ungelöschtem Kalke überworfen, und gleich mit der Erde zugedeckt wurden."

„Da aber Se. Majestät einerseits aus der täglichen Erfahrung wahrnehmen müßten, daß von dieser ihrer heilsamen Absicht sich ganz irrige Begriffe gemacht, die Eingrabung der Körper sammt den Truhen, unerachtet der sich dadurch verlängerenden Fäulung und anderen Ungemächlichkeiten, der oberwähnten weit nützlicheren Beerdigungsart aus verschiedenen Vorurtheilen vorgezogen werde, und die hierüber vorgefaßten Meinungen so stark und allgemein seyn, daß sie die Gemüther vieler Dero Unterthanen beunruhigten, Allerhöchst Dieselbe hingegen andererseits in diesem an sich minder bedeutenden und dem allgemeinen Besten gleichgültigen Gegenstande den Willen ihrer Unterthanen mit Zwangsmitteln zu beugen nicht gesonnen seyn;"

„So ließen Seine Majestät hiemit erklären, daß Allerhöchst Dieselben zu dieser obgedachten Beerdigungsart keinen Menschen, der nicht von dem Vorzuge derselben überzeugt ist, zu zwingen gemeint seyn, sondern einem jeden, was die Truhen anbelangt, frei zu thun gestatten wollen, was er für seinen todten Körper im Voraus für das angenehmste hält. Im übrigen aber habe es bei dem Inhalte der Verordnung vom 23sten August sein festes Verbleiben. Wien, den 27sten Jäner 1785."

Diese josephinischen Ideen gefühlloser, industriöser Nützlichkeit, die zuletzt ihren Acker, — wie es englische Speculanten wirklich gethan, — mit dem Knochenmehl gefallener Helden gedüngt hätten, pflanzten sich in der „aufgeklärten“ josephinischen Beamtenschaft nur allzu üppig fort. Sie bewieß es bei Joseph's Säcularisationen auf die brutalste Weise durch ihre Zerstörungswuth an den Werken alter Wissenschaft und Kunst und den Gebeinen der Vorfahren. Da war, um nur ein Beispiel aufzuführen, die Karthause von Gaming. Herzog Albrecht der Weise hatte sie gestiftet, und in ihr seine Ruhestätte gefunden. Kaiser Joseph's Aufhebungscommissäre, „mit ihrem Eifer für die gute Sache und für die Anhänglichkeit an die Krone“, warfen die Leiche des alten Herzogs aus seinem Sarg, weil er von Blei war, — um dafür einige Gulden „für das allgemeine Staatswohl, das keine Religion und kein Vaterland kennt“, von einem Juden zu lösen! So achtete dieß verkommene Geschlecht seine Vergangenheit. Vorzeit und Zukunft waren ihm nichts, der gegenwärtige Augenblick Alles. Lange Jahre lag das Gerippe Albrechts des Weisen offen da, und die Alles bevormundende Beamtenschaft, die nach Kaiser Joseph's ausdrücklicher Verordnung „keine Sympathie und keine Antipathie kennen sollte“, ließ es ruhig geschehen, daß sich die Holzhauer und Bauern der Umgegend zuweilen Zähne aus der Kinnlade brachen, um, wie sie sagten, „ein Andenken an den Alten zu haben.“ Und so fand der Erzbischof von Wien, Hohenwart, als Bischof von Pölten bei der kirchlichen Visitation das nackte „Gerippe“, und zeigte es dem Kaiser Franz, worauf denn endlich die Beerdigung — dießmal wohl ohne Kalk und Sack — veranlaßt wurde *)!

Wenn wir übrigens in den obigen Verordnungen sehen,

---

*) Geschichte des österreichischen Kaiserstaates von Johann Grafen Mailath. Bd. V. S. 137.

wie des Kaisers Majestät es nicht verschmäht, sich mit den Leichensäcken oder „den Aesern" zu befassen, und wie die bureaukratische Fürsorge des unumschränkten Polizeiregimentes nach Anleitung „der Philosophie" selbst die todten Unterthanen oder „Staatsbürger" noch bis in das Grab hinab verfolgt: so dürfen wir uns hierüber nicht im mindesten wundern, es war dieß ganz im Geiste des „philosophischen" Jahrhunderts, und wie die Todten, so waren auch die noch Ungebornen und die Neugebornen schon ein Gegenstand seiner bureaukratischen Fürsorge. Preußen darf sich hierin der Meisterschaft über Oesterreich rühmen, das ihm unter Joseph nur nachhinkte. Das preußische Landrecht, das bekanntlich unter den Auspicien seiner philosophischen Majestät von Sanssouci begonnen ward, und durch die Kundmachung vom 5. Februar 1794 in's Leben trat, enthält unter anderen Seltsamkeiten einige Titel, von denen man glauben könnte, sie seien nicht von einem Gesetzgeber, sondern von einer Hebamme oder einem Familienrath verfaßt. Da heißt es §. 902, §. 738 A. L. R. II. 20: „Mütter, Pflegerinnen und Andere, die in Ermangelung der Mutter an deren Stelle treten, müssen ihre Töchter oder Pflegbefohlenen nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre von den Kennzeichen der Schwangerschaft und den Vorsichtsregeln der Schwangerschaft und Niederkünften, jedoch mit Vorsicht, unterrichten." — Und weiter: „Mütter und Ammen sollen Kinder unter zwei Jahren bei Nachtzeit nicht in ihre Betten nehmen, und bei sich und Anderen schlafen lassen. Die solches thun, haben nach Bewandtniß der Umstände und der dabei obwaltenden Gefahr Gefängnißstrafe oder körperliche Züchtigung verwirkt."

Auch in der Staatsökonomie der philosophischen Weisheit der Encyclopädisten folgend wollte Joseph das Finanzwesen umgestalten: die Grundsteuer und eine Kopfsteuer sollten alle übrigen Abgaben und Steuern ersetzen. Mit ungeheueren Kosten und, wie gewöhnlich, in übereilter rücksichtsloser Weise ließ er einen Kataster verfertigen, und als nun nach fünf Jahren die



Grundsteuer nach dem neuen Fuß in den deutsch-österreichischen Ländern eingeführt wurde, waren nicht nur alle Güterbesitzer unzufrieden, die gebirgigen Provinzen voll Klagen, sondern auch die meisten Bauern höher besteuert und aller Orten Streit.*)

Maria Theresia, durch die Bedrängnisse und Verluste seit dem Beginn ihrer Regierung gewarnt, hatte ganz vorzüglich ihr Augenmerk dem Militärwesen der Monarchie zugewendet. Mit Hülfe der großen Feldherren, die sich in den Stürmen, welche die Monarchie mit dem Untergange bedroht, bildeten, hatte sie die österreichische Armee neugeschaffen. Friedrich II. den die leichten Siege seiner beiden ersten schlesischen Feldzüge verwöhnt hatten, nahm alsogleich bei seinem ersten Zusammentreffen im Beginne des siebenjährigen Krieges, zu seiner unangenehmen Ueberraschung, die erfolgte große Veränderung wahr. Gleich nach der ersten Schlacht bei Lowositz (2. November 1756) schrieb er schon anderen Tages an Schwerin: „daß er nicht mehr die alten Oesterreicher wieder finde", hinzufügend: „Sie sind jetzt listiger, als sie sonst waren; und glauben Sie mir auf mein Wort, daß, wenn man ihnen nicht sehr viel grobes Geschütz entgegenstellen kann, es unzählig vielen Menschen das Leben kosten würde, sie zu schlagen." Und als er im Feldzug des Jahres 1758 Daun, den Zauderer, den er noch zurück dachte, ganz unverhofft, zu seinem großen Verdruß, bei Groß-Teinitz vor sich sah, rief er im Tone zorniger Bewunderung: „Voilà les Autrichiens, ils apprennent à marcher!" — und in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges gibt er seiner Feindin, die selbst den Waffenübungen beiwohnte, das ruhmvollste Zeugniß indem er sagt: „Durch alle diese Bemühungen der Kaiserin erlangte das Militär in diesem Lande einen Grad der Vollkommenheit, den es nie vorher unter den Kaisern dieses Hauses erreicht hatte." Mit Recht be-

*) Mailath am a. O. S. 129.

wahrt daher auch noch heute der Orden des Maria-Theresien-Kreuzes, den sie zur Feier des Sieges von Kollin stiftete, einer der geachtetsten der österreichischen Armee, ihr Andenken auf der Brust der Tapfersten.

Maria Theresia hatte dem jugendlichen Joseph nicht erlaubt, den Krieg unter diesem Daun, dem Sieger von Kollin, mitzumachen; der ruhige Charakter des Feldmarschalls und der blutige Ernst des Waffenspieles mit seinen Verheerungen und Gräueln hätte vielleicht die ehrgeizige Hast seines unruhigen Geistes gedämpft; er mußte sich mit Paraden und Manövern begnügen; und so verzehrte das unterdrückt glimmende Feuer seine Seele, es dem königlichen Helden des Jahrhunderts im Waffenruhm gleich zu thun. Als ihm daher in reiferen Jahren die Kaiserin an der Seite des Feldmarschalls Lascy als Kreis seiner Thätigkeit die Verwaltung des Militärwesens zuwies, da hielt er, dem leider alle Originalität des Geistes abging, das Auge eifersüchtiger Nachahmung auf Friedrich II. gerichtet. So wurde unter seiner Leitung in allen Ländern der Monarchie, nur mit einstweiliger Ausnahme von Ungarn, Tyrol, Mailand und den Niederlanden, die Militärconscription nach preußischem Vorbilde, und zwar mit der gewohnten rücksichtslosen Härte eingeführt, eine Maßregel, die, wie nicht leicht eine andere, in den innersten Kern der österreichischen Völker einschnitt, und das alte Oesterreich der Feudalzeit in einen modernen Staat umwandelte. Waren die Conscribirten einmal ihren Fahnen zugetheilt, so waren sie auf Lebenszeit Soldaten. Diese neue Einrichtung, die das bisher bestandene Verhältniß der Gutsherren zu ihren Grundholden gänzlich zerstörte, und den früheren Begriffen von Freiheit grell widersprach, erregte daher auch unter dem Adel wie unter den Baueren, die größte Unzufriedenheit und Erbitterung. Graf Wurm z. B., ein großer Grundbesitzer in Böhmen, damals einer der Hauptleiter im Departement des Handels, trug kein Bedenken 1773 in Wien gegen einen Ausländer, einen französischen Offizier, in bittern Worten seinen vollen Unmuth über eine Maßregel auszuspre-

chen, „die einem ganzen Land einen rein militärischen Charakter ausdrücke, eine falsche Politik der österreichischen Regierung, die hierin den König von Preußen nachahme, der als Herrscher eines anderen Landes gewiß auch nach anderen Grundsätzen verfahren würde." „Es ist also nicht genug", sagte der Graf, „in Friedenszeiten eine Armee von 250,000 Mann zu unterhalten: die Nation muß auch die Rekruten liefern, als ob es fortan nur einen Beruf geben dürfe, als ob das österreichische Haus sich nicht mehr erinnerte, daß es seinen Armeen nie an Männern gefehlt hat, als ob es fürder dem guten Willen und der Liebe seiner Völker nichts mehr schulden wolle!"*) So sprach der altösterreichische Geist über diese Neuerung. Ja selbst Fürst Kaunitz, wohl fühlend die Bedeutung dieser das Bürgerthum verschlingenden Neuerung, unterdrückte seine Besorgniß nicht über eine Veränderung, wodurch er Europa mit einer Revolution bedroht sah.**)

Das blendende Vorbild Friedrichs II. und Preußens war für die Fürsten und Völker Europa's in der That von dem verderblichsten Einfluß. Jener absolute Militär-Despotismus, dem die Bureaukratie des Polizeistaates, als Menschen und Geld schaffend, zur Seite steht, wie er sich unter Ludwig XIV. so mächtig erhoben, hat durch Friedrich II. seine Vollendung erlangt. Allein Friedrich II. befand sich in einer eigenthüm-

*) Journal d'un voayge en Allemagne, fait en 1773, par G. A. H. Guibert. Paris 1803. Tom. I. p. 312.

**) Guibert l. c. Tome I. p. 288: „M. le prince de Kaunitz me parla beaucoup. . . du roi de Prusse-ensuite sur la politique moderne, sur ses petitesses, sur ses abus, sur le malheur des Gouvernemens exclusivement militaires — sur la révolution dont cette manie menaçoit l'Europe." Als Guibert am 23. Juli 1773 nach Frivau in Steiermark kam, fand er den dortigen Beamten gerade in höchster Bestürzung über das eben herabgelangte Edict der Conscription: La Styrie l'avoit rejeté: — a éte forcée de plier; — desolation qu'il occasionne dans le pays; — il avait été affiché la veille." Tome II. p. 28.

lichen Lage, die es doppelt verderblich machte, ihn nachzuahmen. Er wollte aus seinem kleinen Throne „von Norden und Sand", wie ihn der Fürst von Ligne nennt, mit Hülfe seines Schwertes ein großes Königreich schaffen, ja sogar zuletzt durch seinen Fürstenbund Oesterreich die Kaiserkrone streitig machen. Als Friedrich II. seinem schon ganz militärischen Vater auf dem Throne folgte, hatte Preußen keine drei Millionen Einwohner, es zählte nur 2,240,000, und dabei hatte das arme Land eine Armee von 72,000 Mann, unter denen sich 26,000 Ausländer aller Nationen befanden! Von den Einnahmen, die sich nur auf 7,371,707 Reichsthaler beliefen, fraß dieß Heer allein 5,977,407 Reichsthaler! Die ehrgeizigen Eroberungspläne Friedrichs II. erforderten nun, daß die Militärkraft noch höher gesteigert wurde. Die Vermehrung der Armee war daher sein erster Regierungsact, und so wurde das Militär Alles in Allem und Berlin eine große Soldaten-Metropole. Um seine Eroberungen auszuführen und zu behaupten, mußten nicht nur die Kräfte des armen Landes auf's äußerste angespannt werden, sondern auch, um ihre Wirkung zu verstärken, die Einheit der Gewalt, der unbedingte Gehorsam, auf's höchste gesteigert werden. Das ganze Staatsleben lief somit darauf hinaus, jeder Zeit die größtmögliche Militärmacht schlagfertig auf den Beinen zu haben, die in zweimal vierundzwanzig Stunden in's Feld rücken konnte. Und so führte er mit einem Heere, das großen Theils aus Deserteuren und verzweifelten Menschen aller Nationen bestand (im Jahre 1773 wurden allein 25,000 Franzosen darunter gezählt *) mit einem Heere, das er mit schlechtem Gelde, welches ihm seine Juden prägten, besoldete, seine Kriege wie ein verzweifelter Spieler; bei jedem Wurfe seines vermessenen Würfelspieles stand sein und seines Reiches Schicksal auf dem Spiel; wie ein Hasardspieler trug er ein Fläschchen mit Gift bei sich, um seinem

*) Guibert l. c. I. 181.

Leben ein Ende zu machen, wenn der Wurf unglücklich fiel*), und nach der Schlacht von Lissa, als ihn ein Edelmann beglückwünschte, sprach er: „Ja, ich habe Alles eingesetzt und Alles gewonnen!" **) Daß er dabei, wie er die Kräfte seines eigenen Landes auf das Aeußerste anstrengte, die besetzten feindlichen Länder, wie z. B. das unglückliche Sachsen, auf das furchtbarste aussaugte, versteht sich von selbst.

Auf diese künstliche, gewaltsame, ja unnatürliche Weise hat sich Preußen durch das Militärgenie Friedrichs II. erhoben, und im Grunde ist seine Lage, da es sich nicht mit dem, was es besitzt, begnügen will, noch immer dieselbe. Denn der kleinste der größeren Staaten macht es dennoch, auf Kosten Deutschlands, die Ansprüche einer europäischen Großmacht geltend. Noch immer verzehrt darum sein Heer weitaus den größten Theil seiner Einkünfte, und wie Friedrich II.***) im Beginne der Ge-

*) Das bunte Heer Friedrichs II., das nach dem Eingeständniß patriotischer Preußen guten Theils aus dem ärgsten Gesindel bestand, vor Desertionen zu bewahren, forderte fast die gleiche Vorsicht, wie der Feind. Il est constant, que dans la première compagne, les régimens Prussiens peuvent compter sur un quart de déserteurs, sagt Guibert l. c. II. 194.

**) „J'ai joué le tout, j'ai gagné le tout", repondit il. Guibert. l. c. II. 139.

***) Die Worte des „Einzigen", die den Schlüssel zur preußischen Politik seit nun hundert Jahren enthalten, lauten, Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin Imprimerie royale. Tome II. Histoire de mon temps, chapitre II. p. 59 also: „Pour rassembler ici tout ce qui pouvait animer la vivacité d'un jeune prince parvenu à la régence, ajoutons-y que Frédéric I., en erigeant la Prusse en royaume, avait par cette vaine grandeur mis *un germe d'ambition* dans sa posterité, qui devait fructifier tôt ou tard. La Monarchie qu'il avait laissée à ses descendants était, s'il m'est permis d'exprimer ainsi, une espèce d'hermaphrodite qui tenait plus d'électorat que du royaume. Il y avait de la gloire à décider cet être et ce sentiment fut sûrement un de ceux qui fortifièrent le Roi dans les grandes entreprises où tant de motifs l'engageaient."

schichte seiner Zeit zur Rechtfertigung seiner schlesischen Kriege sagt: „die Königskrone, die Friedrich I. auf sein Haupt gesetzt, habe dem Hause Brandenburg einen Keim des Ehrgeizes eingepflanzt, der fortgewuchert, und da er nun selbst Preußen in einem hermophroditen Zustande zwischen einem Kurfürstenthume und einem Königthume vorgefunden, da sei es ruhmvoll gewesen, diesen Zwitterzustand durch jenen Krieg zur Entscheidung zu bringen; ganz so sagt auch heute noch dort eine ehrgeizige, eroberungssüchtige Militärpartei: Preußen befindet sich in einem Zwitterzustande zwischen einem deutschen Bundesland und einer europäischen Großmacht, und es ist ruhmvoll, diesen Zwitterzustand zu entscheiden! In Erwartung dieser Entscheidung aber muß Alles den Militärzwecken aufgeopfert werden. Und so steht Preußen, um größer zu scheinen, als es in der That ist, fortdauernd auf den Zehen, und die nothwendige Folge davon ist der zum Sprüchwort gewordene schwankende, unzuverlässige Charakter seiner Diplomatie, die heute mit der Revolution anbindet, wenn sie von ihr etwas für ihre Vergrößerung hofft, und morgen mit ihr bricht, wenn es nichts damit ist. Und wird dieser „Keim des Ehrgeizes" so fortwuchern, dann wird auch, um mit Friedrich II. zu sprechen, „tôt ou tard" sein Maaß voll, und dem Unrecht — sein Recht werden, „et siemmalis ultimus erit *)."

---

*) Ein jüngster Artikel der englischen Times vom 22. April 1851, der einen Rückblick auf die Politik des Berliner Cabinets seit dem „tollen" Jahre und die Dresdener Conferenzen wirft, sagt wörtlich: „Von Anfang bis zum Ende war das Bestreben dieses Kabinetes nur Vermehrung seines Einflusses und seines Gewichtes. In dieser Absicht arbeitete es bei dem Frankfurter Parlament auf Ausschluß Oesterreichs hin, und suchte in der Erfurter Union die kleinen Fürsten zu verschlingen; doch nachdem es ihm abermals in Dresden mißlang, das bestehende Gleichgewicht in Deutschland zu zerstören, zieht es sich nun wieder auf den alten Bundestag von Frankfurt zurück, wo es den Hader fortzusetzen hofft, bei dem seine Eitelkeit mehr, als seine Interessen betheiligt

Preußen, das durch Friedrich II. bis an die Zähne bewaffnet dastand, ein hungriger Wolf, der auf Beute lauerte, nöthigte natürlich die Nachbarn auch ihrerseits zur Vermehrung der Militärmacht. Friedrich II. gewann indessen sein Würfelspiel, und nun wurde wahr, was er in der Geschichte seiner Zeit von den Menschen sagt: „Das Menschengeschlecht gleicht den Schafen — l'espèce humaine est moutonnière — es folgt blindlings seinem Führer: ein Mann von Geist darf nur ein Wort sagen, und es genügt, daß tausend Narren es wiederholen.“ Alles beeilte sich jetzt — die preußischen Militäreinrichtungen nachzuahmen. Die preußischen Uniformen konnten sie wohl einführen und sein Exerzier-Reglement — aber nicht sein Genie. Peter III. von Rußland büßte diese Verkennung des Nationalgeistes, die Nachäfferei Friedrichs und sein preußisches Uniformen-Spiel (1762) mit seiner Krone und seinem Leben. Frankreich bemühte sich gleichfalls seine Armee auf preußischen Fuß zu setzen, und auch Joseph II. zog seiner „Philosophie“ den kargen preußischen Militärrock an. Auch für Oesterreich sollte nun eine gleiche militärische Span-

---

sind. Um die Wahrheit zu sagen: das Berliner Kabinet scheint für jeden Hof Europa's und für jeden Monat des Jahres eine andere Politik zu haben. — To say the truth, the court of Berlin seems to have a different policy for every Court in Europe and for every month in the year.“ Eine neue Anwendung jener bereits erwähnten Gelegenheits-Politik Friedrichs II., wie er sie Joseph II. auseinandersetzte: „La politique dépend de la situation, de la circonstance, et de la puissance des Etats.“ Unser bayerischer Minister von der Pfordten antwortete dem Fürsten Wallerstein auf seinen Vorwurf, daß Bayerns Politik eine Politik der versäumten Gelegenheiten sei, und daß es namentlich 1848 wieder versäumt, sich mit Hülfe der Revolution an die Spitze Deutschlands zu stellen: „Diese Glücksritter-Politik der glücklichen Gelegenheiten führt erst zu unglücklichen Verlegenheiten, und zuletzt zu schimpflichen Niederlagen oder Erlegenheiten.“

nung aller Kräfte wie in Preußen eintreten. Dem fechtenden Kriegsheere gesellte er sein schreibendes Beamtenheer zur Seite; unbedingter militärischer Gehorsam, allgemeine militärische Uniformität, straffe militärische Centralisation, mit Vernichtung jeder Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit seiner Völker, wurden die Zielpunkte seiner Politik. Stete Machtvergrößerung im Inneren und kriegerische Träume von Arrondirung und Eroberungen, von Theilungen und Reunionen nach dem Vorbilde Friedrichs II. erfüllten seine unruhige Seele. Nichts sollte ruhig und ungestört wachsen, sondern Alles mit der Feder commandirt, mit dem Korporalstock forcirt werden; dabei aber ein „Philosoph", der Alles nur zum „Besten des Staates" that, sagte er wiederholt: „Es wäre mein größtes Glück über freie Menschen zu herrschen."

Joseph bedachte die Verschiedenheit seines Reiches und Preußens nicht.

Preußen war ein armer, kleiner, moderner, protestantischer Staat, der keine glorreiche Vergangenheit hinter sich hatte. Seine ständischen Freiheiten und Rechte waren bereits unter dem Militärregiment erloschen; Adel und Geistlichkeit ohne Bedeutung: der erstere ohne großen Besitz, ohne politisches Gewicht, an die Unterstützung der Krone und den Militärdienst gewiesen; die Geistlichkeit gleichfalls ohne Besitz, und zur besoldeten Staatsdienerschaft unter dem sie verachtenden Fürsten als summus episcopus längst herabgewürdigt; der Bauernstand arm, die Städte ohne Bedeutung. Alles war hier beschränkt, ärmlich, neu; der König wollte erst durch sein Genie und sein Schwert künstlich und gewaltsam etwas daraus machen.

Der Kaiser dagegen war ein König vieler Völker; Oesterreich sollte nicht erst durch ungerechte Eroberungen und Theilungen fremden Gutes etwas Großes werden; es hatte eine ruhmvolle Vergangenheit hinter sich; es war längst ein großes, mächtiges, katholisches Reich von welthistorischer Stellung, das seit Jahrhunderten die Kaiserkrone trug. Und groß wie seine Vergangenheit war, so barg es für eine noch grö-

ßere Zukunft in seinem eigenen Inneren, in seinem Boden und in seinen Volksstämmen, eine unentwickelte Fülle materieller und moralischer Kräfte; es bedurfte dazu des Raubes nicht. Es hatte eine besitz- und einflußreiche Geistlichkeit, einen in seinem Boden und in seiner Geschichte wurzelnden Adel, große und blühende Städte, und in einigen Provinzen auch einen reichen Bauernstand. Da bedurfte es keiner solchen Anspannung der Kräfte, keiner solchen Centralisation und Uniformität. Ein Wahrer des Friedens, der Freiheit und des Rechtes, ein Beschützer der Schwachen und Unterdrückten war daher der Kaiser stärker, als wenn er die Hülflosen selbst bedrängte und beraubte; ein Schirmer der Nationalitäten war er mächtiger, als wenn er sie durch eine äußere, jede eigenthümliche Lebenskraft erdrückende Uniformität in ihrem innersten Herzen erbitterte; ein Schutzherr der Kirche, war sein Thron gesicherter, als wenn er sie ihres Gutes beraubte, den Glauben durch schlechte Lehrer zerrüttete und vergiftete, und sie selbst an Händen und Füßen knebelte.

Joseph achtete hierauf nicht, und der Erfolg war: daß er, der katholische Kaiser, durch seine kirchenfeindliche, vergrößerungssüchtige Militärpolitik seinen Feinden selbst in die Hände arbeitete, die erschrockenen geistlichen Reichsfürsten in Friedrichs Fürstenbund hetzte, und seine eigenen verzweifelten Unterthanen gegen sich selbst in die Waffen trieb; während seine Dragoner in Mecheln und Löwen gegen friedliche Seminaristen kommandirt wurden, durchbrachen die Türken im Banat seine Linien!

Gewiß, hätte Friedrich II. an seiner Stelle auf dem österreichischen Throne gesessen, er hätte nicht die kleinen „Pratiquen", noch die großen „Entreprisen" des Markgrafen von Brandenburg nachgeahmt; er hätte die Regierung in großartigem, kaiserlichem Style geführt; wie er ja selbst zu Joseph in Neustadt sagte: „Ce qui peut m'aller, n'irait pas à Votre Majesté. Und er, der als protestantischer Fürst die Jesuiten

beschützte, würde er wohl die Kirche als katholischer Kaiser so mißhandelt haben? Er, der die Geschichte seines Hauses schrieb und das Andenken der Helden seiner Siege in seinen Schriften verewigte, würde er es geduldet haben, daß man die Vorfahren aus den Särgen warf, um das Blei zu verkaufen? Wie anders würde er eine Vergangenheit, wie die kaiserliche der Habsburger, und die Verbindung mit dem heiligen Stuhl, als erste katholische Macht der Erde, geltend gemacht haben!

Doch Joseph achtete hierauf nicht; er hatte nur Friedrichs militärischen Glanz, seine militärische Macht im Auge, und wie es gewöhnlich geschieht, Nachahmer begnügen sich nicht damit, es ihrem Vorbilde gleich zu thun, sie thun es ihm auch noch äußerlich zuvor. Friedrich II., der zu seinen „großen Unternehmungen" die straffste Centralisation bedurfte, wußte dabei sehr gut das Wesentliche, das Nothwendige, das Mögliche und Vortheilhafte von dem Unwesentlichen, Ueberflüssigen, Unmöglichen und Schädlichen zu unterscheiden. Was ihm nicht bei seinen militärischen und finanziellen Absichten hinderlich war, dem ließ er ungekränkt seine Freiheit, mochte es ihm auch als Thorheit erscheinen. Selbst bei seinen Soldaten sich nach seiner knappen Decke streckend, und nur das Wesentliche im Auge, opferte er die Sache nicht der Form auf: die Uniformen seiner Regimenter waren häufig sehr bunter und freier Art. Noch weniger fiel es ihm ein, den Sacristan oder Schulmeister zu machen, um allen seinen Unterthanen gleichmäßig den Katechismus seines Unglaubens und seiner Philosophie aufzuzwingen. Stellten sie ihm seine Soldaten, zahlten sie ihm seine Steuern, gehorchten sie seinen Befehlen, dann konnten sie übrigens glauben, beten und singen wie sie Lust hatten. — Er berücksichtigte Ort, Zeit und Umstände, und ließ seinen Saaten Zeit zum Reifen; wie ja auch seine Regierungsweise in seiner ersten Kriegszeit eine andere war,

als in seiner späteren Friedenszeit, wo er seine Thätigkeit mehr dem Innern zuwandte.

Joseph dagegen begnügte sich nicht mit der Armee und den Finanzen, er trug im heiligen Eifer für seine Staatsautorität und Philosophie seine militärische Uniformität und Centralisation auch auf die Schule und die Kirche über. Seine Unterthanen sollten alle gleichmäßig, einer wie der andere, nur nach seinen Katechismen und seinen Schulbüchern unterwiesen werden; nicht die Bischöfe hatten in ihren Diöcesanseminarien die heranwachsenden Priester zu erziehen; das wäre gegen die Uniformität, gegen die Staatseinheit gewesen; nein, Er hatte auch dieß Amt zu versehen, und zwar durch Staatsdiener in geistlichen Central-Kasernen, oder Generalseminarien, wie er sie nannte. Die Lehre aber, die sie vorzutragen hatten, war wieder seine Philosóphie, das heißt ein durch die Zeitaufklärung verwässertes und verdünntes kaiserlich-österreichisches Staatschristenthum. Er kannte auch keine Völker, die sein Reich von Natur aus bildeten, sondern nur Departemente, Provinzen, in welche er es bureaukratisch eintheilte; und das höchste Ideal dieser Weisheit hätte darin bestanden, daß in dem ganzen Umfang der kaiserlichen Staaten kein Gebet gebetet, kein Lied mehr wäre gesungen worden, das nicht, wie seine erste Erklärung, in Form eines Actenstückes auf dem ordnungsmäßigen Wege von den Wiener Central-Hofstellen, durch alle Ober- und Unterbehörden hindurch, in das letzte Dorf des Reiches herabgelangt wäre. Und diese Mißachtung aller Rechte und Freiheiten nannte er in seiner philosophischen Sprache: „die urspünglichen Rechte des Staates erneuern", und dachte nicht im entferntesten daran, daß er gar bald die Revolution zur Nachfolgerin haben würde, die sich in Paris auf den Thron setzte, um im Namen eben seiner Philosophie als wahre Repräsentantin des Staates den gleichen, kein bestehendes Recht achtenden, Alles nivellirenden Absolutismus zu üben.

Behalten wir diese leitenden Grundgedanken im Auge, und vergessen wir nicht, welch wunderliches Gemisch Militär-Despotismus, ungläubige Philosophie und gläubiges Christenthum in Josephs Geist bildeten, dann kann uns nichts mehr in seinen zahllosen Reformen, mit ihren Halbheiten und Widersprüchen, in Verwunderung setzen: sie sind der treue Abdruck seiner irren Zeit und seines wirren Geistes.

Natürlich war die Verschiedenheit der Sprachen seiner Völker seiner centralisirenden Uniformitäts-Manie ein Dorn im Auge, also, statt Natur und Freiheit zu achten, und deutsche Geistesbildung fördernd, die deutsche Sprache durch ihr moralisches Uebergewicht sich von selbst verbreiten zu lassen, wurde die deutsche Sprache von oben herunter als Universal-Reichssprache declarirt. Zur Beschwichtigung der Beschwerden gegen diese Sprachtyrannei schrieb er, Wien im Januar 1785, an einen ungarischen Magnaten in hohem Tone: „Die deutsche Sprache ist Universalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs; demzufolge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Hungarn die wichtigste und erste meiner Besitzungen, so würde ich die Sprache desselben zur Hauptsprache meiner Länder machen; so aber verhält es sich anderst."

„Ohnerachtet die Befehle, welche ich hierüber erlassen, meine Gesinnungen einleuchtend genug dargestellt hatten, so bin ich doch allzeit bereit, auch einzelnen Unterthanen meiner Reiche das Positive meiner Grundsätze näher zu erklären. — Herr Graf! Sie erhalten eben einen Beweis hievon."

Die so schnöd und übermüthig verletzte Natur forderte ihr Recht; der Erfolg war gerade der umgekehrte: sein Zwang

war es, der, nach dem Zeugniß der Ungarn selbst, die ersterbende magyarische Sprache zu neuem Leben erweckte, und von ihm datirt jener Sprachenkampf, der in seiner Bitterkeit fort und fort sich steigernd, so Vieles zu der unseligen jüngsten Revolution Ungarns und dem Haß zwischen Deutschen und Magyaren beigetragen hat. Nicht minder gedenken es ihm noch heute die Böhmen grollend, daß er auch ihrer Nationalität den gleichen Bedrang angethan; auch hier trug die gleiche Politik des Druckes die gleiche Frucht des gesteigerten Hasses und Zwiespalts.

In seinen Reformen des Justizwesens traten seine weichmüthige philosophische Philanthropie, seine hartherzige, unbeschränkte Staatspolizeigewalt, und eine bloß äußerlich aufgefaßte abstrakte Gleichheit vor dem Gesetz, sich in grellem Widerspruch gegenüber. Während seine Philanthropie die Todesstrafe abschaffte, setzte er an die Stelle derselben in seiner Fürsorge für die öffentliche Sicherheit mit eiserner Strenge nicht nur das Schiffziehen und Anschmiedung in ewigen Gefängnissen, sondern kraft seiner unumschränkten Staatsgewalt verschärfte er auch bereits gefällte Criminalurtheile der Gerichtshöfe, dadurch alle Justiz von seinem Gutdünken abhängig machend. Hiefür aber tröstete er seine Völker wieder damit, daß sein Strafgesetzbuch in blindem Eifer für abstrakte Gleichheit keine Rücksicht auf die in der Natur gegründete Ungleichheit aller menschlichen Zustände nahm. Eine Frau, C. Pichler, welche Zeugin seiner Reformen und seiner Executionen war, bemerkt darüber in ihren Erinnerungen aus ihrer Jugend wörtlich also: „Eben so unbillig schien mir die strenge Gerechtigkeit Josephs, welche Alles vor dem Gesetze nivellirend, einen Grafen, einen Hofrath, einen angesehenen Privatmann zu eben der Strafe des Gassenkehrens wie den Taglöhner, den Hausknecht u. s. w. verdammte, deren tägliches Geschäft Jenes ohnedieß war, und die noch dazu von Niemand vermißt, von Niemand gekannt, als den wenigen der Welt verborgenen nächsten Verwandten, ihre Schmach in

[illegible]

[illegible] alle Stände zu [illegible], alle Standesunterschiede zu vermindern, um aus Allen nur gleiche [illegible] Staatsbürger — [illegible] — zu machen, die [illegible] lich die Armen[illegible] ins Armenhaus gebracht hat. — In diesem [illegible] Sinne verkannten auch die Walachischen Bauern in Siebenbürgen Josephs Reformen, indem sie, unter Horia und Kletschka und dem Popen Chrischan, gegen den Adel sich erhebend und mit unmenschlicher Grausamkeit wüthend, die Schlösser verbrannten und die Dörfer zerstörten, bis Militärgewalt sie niederwarf.

In Josephs **Preßfreiheit** oder **Preßpolizei** wiederholte sich die überall wiederkehrende Halbheit, derselbe Widerspruch. Seinem ökonomischen Nützlichkeitsgeist sollte sie eine Controlle seiner Beamten seyn, die ihn nichts kostete. Diesem gemeinnützigen Zwecke opferte er auch seine eigene Person, die er den Literaten preis gab. Dem frechen Unglauben und der Freigeisterei dagegen wurde der gleiche Kappzaum, wie dem be-

*) Denkwürdigkeiten aus meinem Leben von Caroline Pichler. I. 234.



geisterten Glauben, der in den Augen des Zeitgeistes als andächtelnde Schwärmerei galt, aufgelegt, denn es hieß darin: „Bücher, welche die katholische, oder die christliche Religion überhaupt systematisch angriffen, sollten eben so wenig als jene geduldet werden, welche die Religion verspotteten, oder durch abergläubische Verdrehung der Eigenschaften Gottes und durch unächte, schwärmerische Andächteleien verächtlich darstellten." Was aber schwärmerische Andächteleien wären, darüber entschieden „aufgeklärte Staatsdiener." Die Folge davon war, daß ein Heer von gemeinen, pöbelhaften Scriblern und Pasquillanten, ohne Kenntnisse, ohne Geist und Geschmack, ohne Gewissen und Ehre auftauchten, die aus der Gassenliteratur ein schmutziges Gewerb machten, ihrer Seits aber wieder von der aufgeklärten Berliner Gottlosigkeit, wegen ihrer Zahmheit und Halbheit, die sich nicht mit der Sprache herauswage und den Aberglauben des Christenthums noch nicht gänzlich abgeworfen habe, verhöhnt und verspottet wurden.

Dem gleichen Geiste der Halbheit, des inneren Widerspruches, der rein willkürlichen Polizeigewalt begegnen wir endlich auch in Josephs kirchlicher Gesetzgebung. Katholische Länder, die, wie Tirol, die Niederlande, Dalmatien, Slavonien, Kroatien die Einheit ihres Glaubens durch urkundliches Recht gewährleistet besaßen, öffnete sein Toleranzedict durch einen Machtspruch dem religiösen Zwiespalt und der Sectirerei, indem es daselbst den Nichtkatholischen nicht nur den Privatgottesdienst gestattete, sondern auch sie im Wege der Gnade, durch kaiserliche Dispensationen, zu Aemtern und Grundbesitz befähigte. Während dasselbe Toleranzedict auf der einen Seite die Trauung gemischter Ehen, ohne vorausgegangene Reverse über die katholische Erziehung der Kinder, verfügte, beschwerte es die Gewissen der Katholischen; und indem es auf der andern Seite als Staatsnorm aufstellte, wenn der Vater katholisch sei, sollten alle Kinder seiner Confession folgen, sei er aber nicht katholisch, dann sollten die Kinder nach dem Geschlecht, die Kna-

ben der Confession des Vaters, die Mädchen der Mutter folgen, benachtheiligte es die Protestanten. Es selbst sagte: diesen Vorzug räume es der herrschenden Religion des Staates ein. Wollten ferner die Protestanten eine Synode halten, dann verfügte das Toleranzedict, daß sie mit Angebung der zu verhandelnden Gegenstände um die Erlaubniß einkommen müßten, und dieselbe nur in Gegenwart zweier von Ihro Majestät zu ernennenden Kommissarien, eines katholischen und eines nichtkatholischen, abhalten dürften.

So trat er auch hier den Einen wie den Anderen zu nahe; und als nun gar im Vertrauen auf seine Toleranz in Böhmen eine neue Secte von „Deisten" oder „Abrahamiten" sich aufthat, verfügte er gegen die von diesen Sectirern, die sich weigerten, zu einer der bestehenden Confessionen zurückzukehren: Confiscation des Vermögens und Abführung unter die Militärcorps an der türkischen Gränze; wer sich aber in Zukunft zu der neuen Secte melde, der solle ohne Unterschied des Geschlechtes mit Prügeln auf den Hintern gestraft, und dieß so oft wiederholt werden, als er sich anmelde, nicht weil er Deist sei, sondern weil er sage, das zu seyn, wovon er nicht wisse, was es sei!

Die katholische Kirche hieß in seiner Kanzleisprache „die herrschende des Staates"; keine aber in seinem Reiche war so sehr die dienende, als gerade sie, keine so sehr dem täglichen Edicten-Feuer seiner Polizeibatterien ausgesetzt. Verordnungen, eine willkürlicher als die andere, verdrängten einander: alle im Geiste des kleinlichsten, Alles bevormundenden Polizeiregimentes, des engherzigsten Territorialismus, der die große katholische Einheit der alle Völker der Erde verbindenden Kirche zerreißt, um das losgerissene Bruchstück dann, zu Gunsten seines kleinen Partikular-Landes-Egoismus, um die eigene Mitte zu centralisiren. An die Stelle des heiligen Stuhles in Rom und des Statthalters Christi sollte die Staatskanzlei in Wien und der geistliche Polizeidirector treten. Souveraine

Staatsverfügungen über das Sacrament der Ehe; Vernichtung erlassener päpstlicher Bullen und das fürstliche Placet für die künftig zu erlassenden; Vernichtung des Bandes der geistlichen Orden mit ihren Generalen in Rom; Verbot des Besuches der Collegien in Rom, Padua und Bologna; eigenmächtige, alle bestehende Rechte verletzende Circumscriptionen der bischöflichen Diöcesen; Staatscensur der bischöflichen Hirtenbriefe; Ueberwachung ihres Verkehres mit Rom; Vernichtung der bischöflichen Diöcesan-Seminarien; Errichtung von Generalseminarien; aller geistlicher und weltlicher Unterricht als Staatsmonopol erklärt; Usurpation der Verleihung aller geistlichen Pfründen in der Lombardei; Aufhebung aller geistlichen Brüderschaften und der meisten Klöster; Controlle, Polizeiverbote und Verfügungen über Kirchenfeste, Andachten, Wallfahrten, Prozessionen, Heiligenbilder, Gebetbücher, ja die geringste Ceremonie, jedes kleinste Lichtchen, das die Andacht anzündet, jeden Schritt und Tritt — das war der Preis, um welchen die katholische Kirche in Josephs II. Toleranzedict die „herrschende Kirche des Staates" hieß. Und wenn sich die Katholiken durch die zahllosen despotischen Edicte, von denen Niemand wußte, wie weit sie gehen würden, da sie die reine Willkür zur Grundlage hatten, in ihrem Gewissen beschwert glaubten: dann erlaubte ihnen des Kaisers Gnade — auswandern zu dürfen.

Das war die Toleranz, welche die Katholiken unter dem kanonischen Rechte der josephinischen „Philosophie" genossen; und als in unseren Tagen Kaiser Franz Joseph, altes Unrecht sühnend, sich muthig und hochherzig davon lossagte: erhob die radikale und liberale Juden- und Heidenpresse ein allgemeines Wuthgeheul, und die Allgemeine von Augsburg ließ sich aus dem Tirol schreiben: die Tiroler Bauern wanderten aus reiner Verzweiflung über das gestürzte Kirchenpolizei-Regiment aus!

Während die Katholiken über die innere Zerüttung, die

geistige Lähmung und Knechtung durch die josephinische Gesetzgebung erwarteten, waren die Aufgeklärten vom reinsten Wasser, „die Philosophen" in Paris und Berlin nicht minder unzufrieden mit ihm. Ich will dessen zum Beweis ein merkwürdiges Zeugniß jener Zeit anführen. Ich meine das Urtheil, welches der Comte J. A. H. de Guibert, dessen ich schon oben gedacht, über ihn fällt. Einiges zur Einleitung. Der Sohn eines tapferen, höheren, sehr angesehenen französischen Offiziers, am 12. November 1743 zu Montauban geboren, war Guibert mit dem Kaiser fast von gleichem Alter und starb auch mit ihm in demselben Jahr, 1790. Schon als Knabe von dreizehn Jahren begleitete er seinen Vater auf dem Feldzuge nach Deutschland unter Broglie, wohnte mit dem Regimente d'Auvergne dem siebenjährigen Krieg bei; zeichnete sich im corsischen Kriege mit vierundzwanzig Jahren aus, und wurde Oberst. Er war ein sehr talentvoller, thätiger, kräftiger, unermüdlich forschender, kühner, hochstrebender Geist; von stolzem Selbstgefühl, von brennendem Ehrgeiz, mit dem Degen wie mit der Feder nach jedem Ruhme ringend. La Harpe sagt von ihm: er habe Turenne, Corneille und Bossuet zugleich ersetzen wollen. Neuen Ansichten die Bahn brechend erschien 1773 von ihm sein „*Essai de tactique*", welches großes Aufsehen machte, indem die Parteien heftig dafür und dagegen stritten. Das einleitende Vorwort wandte sich in scharfem Ton an die Fürsten Europas und schonte die eigene Regierung nicht; er ließ das Buch darum im Ausland, in Lüttich, drucken; der Fürst von Ligne, der in dem 28sten Bande seiner vermischten Schriften uns eine Recension von mehreren hundert militärischen Werken gibt, nennt darin diesen Versuch des jungen Franzosen das beste Buch seiner Bibliothek. Voltaire richtetete an ihn, der der Mann des Tages geworden, ein schmeichelhaftes Gedicht „La tactique" und sagte darin:

> digne peut-être
> de commander déjà dans l'art dont il est maître.
>
> Guibert.

In dem Jahre 1788 wurde er Marschall de Camp und Divisionsinspecteur der Infanterie in Artois, zugleich wurde er auch in dem Conseil de guerre für die Militärgesetzgebung verwendet. Er schrieb ferner: Eine Vertheidigung des modernen Krieges; eine Abhandlung über die öffentliche Macht — force publique; verfaßte Lobschriften auf Catinat, de l'Hopital, Friedrich II.; schrieb Tragödien und Schauspiele: den Connetable von Bourbon, den Tod der Gracchen, Anna de Boulen, die zum Theil in Versailles aufgeführt wurden, und wie seine Taktik die Parteien der Zeit gewaltig aufregten. Die französische Akademie machte ihn zu ihrem Mitgliede; 1790 bewarb er sich bei den Wahlen als Deputirter für die Generalstaaten, vergeblich. In früheren Jahren von den philosophischen Revolutionsgedanken der Zeit erfüllt, war damals seinem scharfen Auge der Abgrund, dem sie zutrieben, nicht mehr verborgen, er galt jetzt für einen Reaktionär; sie warfen ihm drakonische Strenge bei seinen Arbeiten im Conseil de guerre vor; er habe vorgeschlagen als Strafen: für die Offiziere — die Eisen; für die Soldaten — Stockschläge; für Deserteure — Zerschneiden der Kniekehlsehnen; vergeblich erklärte er dieß für Verläumdung; die adeliche Wahlversammlung seiner Provinz verstattete ihm nicht einmal das Wort zur Vertheidigung; das kränkte seinen stolzen Geist, der sich seiner Hingebung für sein Vaterland und das allgemeine Wohl bewußt war, tief: am 6. Mai 1790 starb er gebrochenen Herzens, während seiner letzten Dilirien noch rief er: „Mein Gewissen ist rein, sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen!"

Dieser Mann war es, der 1773 eine militärische Beobachtungsreise nach Deutschland machte. Er besuchte Friedrich II. in Berlin, wohnte seinen berühmten Manövern in Schlesien bei; besuchte den Hof von Dresden; ging nach Prag; bereiste die österreichische Militärgränze; ging zweimal nach Wien, wo er Maria Theresia und Joseph sah, und mit Kaunitz und der

beschützte, würde er wohl die Kirche als katholischer Kaiser so mißhandelt haben? Er, der die Geschichte seines Hauses schrieb und das Andenken der Helden seiner Siege in seinen Schriften verewigte, würde er es geduldet haben, daß man die Vorfahren aus den Särgen warf, um das Blei zu verkaufen? Wie anders würde er eine Vergangenheit, wie die kaiserliche der Habsburger, und die Verbindung mit dem heiligen Stuhl, als erste katholische Macht der Erde, geltend gemacht haben!

Doch Joseph achtete hierauf nicht; er hatte nur Friedrichs militärischen Glanz, seine militärische Macht im Auge, und wie es gewöhnlich geschieht, Nachahmer begnügen sich nicht damit, es ihrem Vorbilde gleich zu thun, sie thun es ihm auch noch äußerlich zuvor. Friedrich II., der zu seinen „großen Unternehmungen" die straffste Centralisation bedurfte, wußte dabei sehr gut das Wesentliche, das Nothwendige, das Mögliche und Vortheilhafte von dem Unwesentlichen, Ueberflüssigen, Unmöglichen und Schädlichen zu unterscheiden. Was ihm nicht bei seinen militärischen und finanziellen Absichten hinderlich war, dem ließ er ungekränkt seine Freiheit, mochte es ihm auch als Thorheit erscheinen. Selbst bei seinen Soldaten sich nach seiner knappen Decke streckend, und nur das Wesentliche im Auge, opferte er die Sache nicht der Form auf: die Uniformen seiner Regimenter waren häufig sehr bunter und freier Art. Noch weniger fiel es ihm ein, den Sacristan oder Schulmeister zu machen, um allen seinen Unterthanen gleichmäßig den Katechismus seines Unglaubens und seiner Philosophie aufzuzwingen. Stellten sie ihm seine Soldaten, zahlten sie ihm seine Steuern, gehorchten sie seinen Befehlen, dann konnten sie übrigens glauben, beten und singen wie sie Lust hatten. — Er berücksichtigte Ort, Zeit und Umstände, und ließ seinen Saaten Zeit zum Reifen; wie ja auch seine Regierungsweise in seiner ersten Kriegszeit eine andere war,



als in seiner späteren Friedenszeit, wo er seine Thätigkeit mehr dem Innern zuwandte.

Joseph dagegen begnügte sich nicht mit der Armee und den Finanzen, er trug im heiligen Eifer für seine Staatsautorität und Philosophie seine militärische Uniformität und Centralisation auch auf die Schule und die Kirche über. Seine Unterthanen sollten alle gleichmäßig, einer wie der andere, nur nach seinen Katechismen und seinen Schulbüchern unterwiesen werden; nicht die Bischöfe hatten in ihren Diöcesanseminarien die heranwachsenden Priester zu erziehen; das wäre gegen die Uniformität, gegen die Staatseinheit gewesen; nein, Er hatte auch dieß Amt zu versehen, und zwar durch Staatsdiener in geistlichen Central-Kasernen, oder Generalseminarien, wie er sie nannte. Die Lehre aber, die sie vorzutragen hatten, war wieder seine Philosophie, das heißt ein durch die Zeitaufklärung verwässertes und verdünntes kaiserlich-österreichisches Staatschristenthum. Er kannte auch keine Völker, die sein Reich von Natur aus bildeten, sondern nur Departemente, Provinzen, in welche er es bureaukratisch eintheilte; und das höchste Ideal dieser Weisheit hätte darin bestanden, daß in dem ganzen Umfang der kaiserlichen Staaten kein Gebet gebetet, kein Lied mehr wäre gesungen worden, das nicht, wie seine erste Erklärung, in Form eines Actenstückes auf dem ordnungsmäßigen Wege von den Wiener Central-Hofstellen, durch alle Ober- und Unterbehörden hindurch, in das letzte Dorf des Reiches herabgelangt wäre. Und diese Mißachtung aller Rechte und Freiheiten nannte er in seiner philosophischen Sprache: „die urspünglichen Rechte des Staates erneuern", und dachte nicht im entferntesten daran, daß er gar bald die Revolution zur Nachfolgerin haben würde, die sich in Paris auf den Thron setzte, um im Namen eben seiner Philosophie als wahre Repräsentantin des Staates den gleichen, kein bestehendes Recht achtenden, Alles nivellirenden Absolutismus zu üben.

Behalten wir diese leitenden Grundgedanken im Auge, und vergessen wir nicht, welch wunderliches Gemisch Militär-Despotismus, ungläubige Philosophie und gläubiges Christenthum in Josephs Geist bildeten, dann kann uns nichts mehr in seinen zahllosen Reformen, mit ihren Halbheiten und Widersprüchen, in Verwunderung setzen: sie sind der treue Abdruck seiner irren Zeit und seines wirren Geistes.

Natürlich war die Verschiedenheit der Sprachen seiner Völker seiner centralisirenden Uniformitäts-Manie ein Dorn im Auge, also, statt Natur und Freiheit zu achten, und deutsche Geistesbildung fördernd, die deutsche Sprache durch ihr moralisches Uebergewicht sich von selbst verbreiten zu lassen, wurde die deutsche Sprache von oben herunter als Universal-Reichssprache declarirt. Zur Beschwichtigung der Beschwerden gegen diese Sprachtyrannei schrieb er, Wien im Januar 1785, an einen ungarischen Magnaten in hohem Tone: „Die deutsche Sprache ist Universalsprache meines Reichs; warum sollte ich die Gesetze und die öffentlichen Geschäfte in einer einzigen Provinz nach der Nationalsprache derselben traktiren lassen? Ich bin Kaiser des deutschen Reichs; demzufolge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin. Wäre das Königreich Hungarn die wichtigste und erste meiner Besitzungen, so würde ich die Sprache desselben zur Hauptsprache meiner Länder machen; so aber verhält es sich anderst.“

„Ohneracht die Befehle, welche ich hierüber erlassen, meine Gesinnungen einleuchtend genug dargestellt hatten, so bin ich doch allzeit bereit, auch einzelnen Unterthanen meiner Reiche das Positive meiner Grundsätze näher zu erklären. — Herr Graf! Sie erhalten eben einen Beweis hievon.“.

Die so schnöd und übermüthig verletzte Natur forderte ihr Recht; der Erfolg war gerade der umgekehrte: sein Zwang

war es, der, nach dem Zeugniß der Ungarn selbst, die ersterbende magyarische Sprache zu neuem Leben erweckte, und von ihm datirt jener Sprachenkampf, der in seiner Bitterkeit fort und fort sich steigernd, so Vieles zu der unseligen jüngsten Revolution Ungarns und dem Haß zwischen Deutschen und Magyaren beigetragen hat. Nicht minder gedenken es ihm noch heute die Böhmen grollend, daß er auch ihrer Nationalität den gleichen Bedrang angethan; auch hier trug die gleiche Politik des Druckes die gleiche Frucht des gesteigerten Hasses und Zwiespalts.

In seinen Reformen des Justizwesens traten seine weichmüthige philosophische Philanthropie, seine hartherzige, unbeschränkte Staatspolizeigewalt, und eine bloß äußerlich aufgefaßte abstrakte Gleichheit vor dem Gesetz, sich in grellem Widerspruch gegenüber. Während seine Philanthropie die Todesstrafe abschaffte, setzte er an die Stelle derselben in seiner Fürsorge für die öffentliche Sicherheit mit eiserner Strenge nicht nur das Schiffziehen und Anschmiedung in ewigen Gefängnissen, sondern kraft seiner unumschränkten Staatsgewalt verschärfte er auch bereits gefällte Criminalurtheile der Gerichtshöfe, dadurch alle Justiz von seinem Gutdünken abhängig machend. Hiefür aber tröstete er seine Völker wieder damit, daß sein Strafgesetzbuch in blindem Eifer für abstrakte Gleichheit keine Rücksicht auf die in der Natur gegründete Ungleichheit aller menschlichen Zustände nahm. Eine Frau, C. Pichler, welche Zeugin seiner Reformen und seiner Executionen war, bemerkt darüber in ihren Erinnerungen aus ihrer Jugend wörtlich also: „Eben so unbillig schien mir die strenge Gerechtigkeit Josephs, welche Alles vor dem Gesetze nivellirend, einen Grafen, einen Hofrath, einen angesehenen Privatmann zu eben der Strafe des Gassenkehrens wie den Taglöhner, den Hausknecht u. s. w. verdammte, deren tägliches Geschäft Jenes ohnedieß war, und die noch dazu von Niemand vermißt, von Niemand gekannt, als den wenigen der Welt verborgenen nächsten Verwandten, ihre Schmach in

ihrer Dunkelheit begraben, und daher minder fühlen*)."
Statt Gleichheit, war das Resultat also Ungleichheit.

Daß er sich bei Abschaffung der Leibeigenschaft, die bereits unter Maria Theresia sehr gemildert war, und bei Behandlung der bäuerlichen und Zunftverhältnisse nicht damit allein begnügen konnte, ungerechtem, willkürlichem, hartem Drucke und verderblichen Mißbräuchen entgegen zu treten, das Wohlthätige aber eines den Gutsherrn und seine Bauern wie den Meister und seine Gesellen wechselseitig verbindenden Familienbandes zu wahren und zu kräftigen, das läßt sich schon aus der Zeitrichtung, welcher er huldigte, vermuthen; dieselbe ging ja bis auf unsere Tage, stets die Gleichheit mit der Freiheit verwechselnd, einzig darauf aus: alle Bande zu lösen, alle Standesunterschiede zu vernichten, um aus Allen nur gleiche souveraine Staatsbürger — Proletarier — zu machen, die einander zu nichts verpflichtet sind, und wenn sie in Noth kommen, auf Regimentsunkosten erhalten werden müssen, so lange nämlich die Armensteuer nicht Alle ins Armenhaus gebracht hat. — In diesem socialistischen Sinne verstanden auch die Walachischen Bauern in Siebenbürgen Josephs Reformen, indem sie, unter Horia und Klotschka und dem Popen Chrischan, gegen den Adel sich erhebend und mit unmenschlicher Grausamkeit wüthend, die Schlösser verbrannten und die Dörfer zerstörten, bis Militärgewalt sie niederwarf.

In Josephs Preßfreiheit oder Preßpolizei wiederholte sich die überall wiederkehrende Halbheit, derselbe Widerspruch. Seinem ökonomischen Nützlichkeitsgeist sollte sie eine Controlle seiner Beamten seyn, die ihn nichts kostete. Diesem gemeinnützigen Zwecke opferte er auch seine eigene Person, die er den Literaten preis gab. Dem frechen Unglauben und der Freigeisterei dagegen wurde der gleiche Kappzaum, wie dem be-

*) Denkwürdigkeiten aus meinem Leben von Caroline Pichler. I. 234.

geisterten Glauben, der in den Augen des Zeitgeistes als andächtelnde Schwärmerei galt, aufgelegt, denn es hieß darin: „Bücher, welche die katholische, oder die christliche Religion überhaupt systematisch angriffen, sollten eben so wenig als jene geduldet werden, welche die Religion verspotteten, oder durch abergläubische Verdrehung der Eigenschaften Gottes und durch unächte, schwärmerische Andächteleien verächtlich darstellten.“ Was aber schwärmerische Andächteleien wären, darüber entschieden „aufgeklärte Staatsdiener.“ Die Folge davon war, daß ein Heer von gemeinen, pöbelhaften Scriblern und Pasquillanten, ohne Kenntnisse, ohne Geist und Geschmack, ohne Gewissen und Ehre auftauchten, die aus der Gassenliteratur ein schmutziges Gewerb machten, ihrer Seits aber wieder von der aufgeklärten Berliner Gottlosigkeit, wegen ihrer Zahmheit und Halbheit, die sich nicht mit der Sprache herauswage und den Aberglauben des Christenthums noch nicht gänzlich abgeworfen habe, verhöhnt und verspottet wurden.

Dem gleichen Geiste der Halbheit, des inneren Widerspruches, der rein willkürlichen Polizeigewalt begegnen wir endlich auch in Josephs kirchlicher Gesetzgebung. Katholische Länder, die, wie Tirol, die Niederlande, Dalmatien, Slavonien, Kroatien die Einheit ihres Glaubens durch urkundliches Recht gewährleistet besaßen, öffnete sein Toleranzedict durch einen Machtspruch dem religiösen Zwiespalt und der Sectirerei, indem es daselbst den Nichtkatholischen nicht nur den Privatgottesdienst gestattete, sondern auch sie im Wege der Gnade, durch kaiserliche Dispensationen, zu Aemtern und Grundbesitz befähigte. Während dasselbe Toleranzedict auf der einen Seite die Trauung gemischter Ehen, ohne vorausgegangene Reverse über die katholische Erziehung der Kinder, verfügte, beschwerte es die Gewissen der Katholischen; und indem es auf der andern Seite als Staatsnorm aufstellte, wenn der Vater katholisch sei, sollten alle Kinder seiner Confession folgen, sei er aber nicht katholisch, dann sollten die Kinder nach dem Geschlecht, die Kna-

ben der Confession des Vaters, die Mädchen der Mutter folgen, benachtheiligte es die Protestanten. Es selbst sagte: diesen Vorzug räume es der herrschenden Religion des Staates ein. Wollten ferner die Protestanten eine Synode halten, dann verfügte das Toleranzedict, daß sie mit Angebung der zu verhandelnden Gegenstände um die Erlaubniß einkommen müßten, und dieselbe nur in Gegenwart zweier von Ihro Majestät zu ernennenden Kommissarien, eines katholischen und eines nicht-katholischen, abhalten dürften.

So trat er auch hier den Einen wie den Anderen zu nahe; und als nun gar im Vertrauen auf seine Toleranz in Böhmen eine neue Secte von „Deisten" oder „Abrahamiten" sich aufthat, verfügte er gegen die von diesen Sectirern, die sich weigerten, zu einer der bestehenden Confessionen zurückzukehren: Confiscation des Vermögens und Abführung unter die Militärcorps an der türkischen Gränze; wer sich aber in Zukunft zu der neuen Secte melde, der solle ohne Unterschied des Geschlechtes mit Prügeln auf den Hintern gestraft, und dieß so oft wiederholt werden, als er sich anmelde, nicht weil er Deist sei, sondern weil er sage, das zu seyn, wovon er nicht wisse, was es sei!

Die katholische Kirche hieß in seiner Kanzleisprache „die herrschende des Staates"; keine aber in seinem Reiche war so sehr die dienende, als gerade sie, keine so sehr dem täglichen Edicten-Feuer seiner Polizeibatterien ausgesetzt. Verordnungen, eine willkürlicher als die andere, verdrängten einander: alle im Geiste des kleinlichsten, Alles bevormundenden Polizeiregimentes, des engherzigsten Territorialismus, der die große katholische Einheit der alle Völker der Erde verbindenden Kirche zerreißt, um das losgerissene Bruchstück dann, zu Gunsten seines kleinen Partikular-Landes-Egoismus, um die eigene Mitte zu centralisiren. An die Stelle des heiligen Stuhles in Rom und des Statthalters Christi sollte die Staatskanzlei in Wien und der geistliche Polizeidirector treten. Souveraine

Staatsverfügungen über das Sacrament der Ehe; Vernichtung erlassener päpstlicher Bullen und das fürstliche Placet für die künftig zu erlassenden; Vernichtung des Bandes der geistlichen Orden mit ihren Generalen in Rom; Verbot des Besuches der Collegien in Rom, Padua und Bologna; eigenmächtige, alle bestehende Rechte verletzende Circumscriptionen der bischöflichen Diöcesen; Staatscensur der bischöflichen Hirtenbriefe; Ueberwachung ihres Verkehres mit Rom; Vernichtung der bischöflichen Diöcesan-Seminarien; Errichtung von Generalseminarien; aller geistlicher und weltlicher Unterricht als Staatsmonopol erklärt; Usurpation der Verleihung aller geistlichen Pfründen in der Lombardei; Aufhebung aller geistlichen Brüderschaften und der meisten Klöster; Controlle, Polizeiverbote und Verfügungen über Kirchenfeste, Andachten, Wallfahrten, Prozessionen, Heiligenbilder, Gebetbücher, ja die geringste Ceremonie, jedes kleinste Lichtchen, das die Andacht anzündet, jeden Schritt und Tritt — das war der Preis, um welchen die katholische Kirche in Josephs II. Toleranzedict die „herrschende Kirche des Staates" hieß. Und wenn sich die Katholiken durch die zahllosen despotischen Edicte, von denen Niemand wußte, wie weit sie gehen würden, da sie die reine Willkür zur Grundlage hatten, in ihrem Gewissen beschwert glaubten: dann erlaubte ihnen des Kaisers Gnade — auswandern zu dürfen.

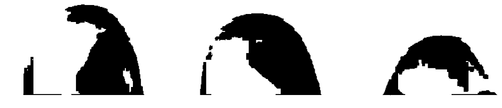
Das war die Toleranz, welche die Katholiken unter dem kanonischen Rechte der josephinischen „Philosophie" genossen; und als in unseren Tagen Kaiser Franz Joseph, altes Unrecht sühnend, sich muthig und hochherzig davon lossagte: erhob die radikale und liberale Juden- und Heidenpresse ein allgemeines Wuthgeheul, und die Allgemeine von Augsburg ließ sich aus dem Tirol schreiben: die Tiroler Bauern wanderten aus reiner Verzweiflung über das gestürzte Kirchenpolizei-Regiment aus!

Während die Katholiken über die innere Zerüttung, die

[illegible] französischen [illegible], am [illegible] November [illegible] zu Montauban geboren. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] im [illegible] Jahre, [illegible]. Schon als Knabe von [illegible] Jahren begleitete er seinen Vater auf dem Feldzuge nach Deutschland unter Broglie, wohnte mit dem Regimente [illegible] dem siebenjährigen Krieg bei; zeichnete sich im corsischen Kriege mit vierundzwanzig Jahren aus, und wurde Oberst. Er war ein sehr talentvoller, [illegible], kühner, unermüdlich forschender, stolzer, hochfliegender Geist; von hohem Ehrgefühl, von brennendem Ehrgeiz, mit dem Degen wie mit der Feder nach jedem Ruhme ringend. La Harpe sagt von ihm: er habe Turenne, Corneille und Bossuet zugleich ersetzen wollen. Neuen Ansichten die Bahn brechend erschien 1773 von ihm sein „*Essai de tactique*", welches großes Aufsehen machte, indem die Parteien heftig dafür und dagegen stritten. Das einleitende Vorwort wandte sich in scharfem Ton an die Fürsten Europas und schonte die eigene Regierung nicht; er ließ das Buch darum im Ausland, in Lüttich, drucken; der Fürst von Ligne, der in dem 28sten Bande seiner vermischten Schriften uns eine Recension von mehreren hundert militärischen Werken gibt, nennt darin diesen Versuch des jungen Franzosen das beste Buch seiner Bibliothek. Voltaire richtetete an ihn, der der Mann des Tages geworden, ein schmeichelhaftes Gedicht „La tactique" und sagte darin:

> digne peut-être
> de commander déjà dans l'art dont il est maître.

Guibert.



In dem Jahre 1788 wurde er Marschall de Camp und Divisionsinspecteur der Infanterie in Artois, zugleich wurde er auch in dem Conseil de guerre für die Militärgesetzgebung verwendet. Er schrieb ferner: Eine Vertheidigung des modernen Krieges; eine Abhandlung über die öffentliche Macht — force publique; verfaßte Lobschriften auf Catinat, de l'Hopital, Friedrich II.; schrieb Tragödien und Schauspiele: den Connetable von Bourbon, den Tod der Gracchen, Anna de Boulen, die zum Theil in Versailles aufgeführt wurden, und wie seine Taktik die Parteien der Zeit gewaltig aufregten. Die französische Akademie machte ihn zu ihrem Mitgliede; 1790 bewarb er sich bei den Wahlen als Deputirter für die Generalstaaten, vergeblich. In früheren Jahren von den philosophischen Revolutionsgedanken der Zeit erfüllt, war damals seinem scharfen Auge der Abgrund, dem sie zutrieben, nicht mehr verborgen, er galt jetzt für einen Reaktionär; sie warfen ihm drakonische Strenge bei seinen Arbeiten im Conseil de guerre vor; er habe vorgeschlagen als Strafen: für die Offiziere — die Eisen; für die Soldaten — Stockschläge; für Deserteure — Zerschneiden der Kniekehlsehnen; vergeblich erklärte er dieß für Verläumdung; die adeliche Wahlversammlung seiner Provinz verstattete ihm nicht einmal das Wort zur Vertheidigung; das kränkte seinen stolzen Geist, der sich seiner Hingebung für sein Vaterland und das allgemeine Wohl bewußt war, tief: am 6. Mai 1790 starb er gebrochenen Herzens, während seiner letzten Dilirien noch rief er: „Mein Gewissen ist rein, sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen!"

Dieser Mann war es, der 1773 eine militärische Beobachtungsreise nach Deutschland machte. Er besuchte Friedrich II. in Berlin, wohnte seinen berühmten Manövern in Schlesien bei; besuchte den Hof von Dresden; ging nach Prag; bereiste die österreichische Militärgränze; ging zweimal nach Wien, wo er Maria Theresia und Joseph sah, und mit Kaunitz und der

ganzen vornehmen Welt verkehrte. Alles besah er sich mit scharfem Blick, und schrieb es in abgerissenen kurzen Sätzen in sein Tagebuch nieder; und so wurde es, wie es sich in seinen Papieren vorfand, nach seinem Tode, 1803 in zwei Bänden gedruckt. Um indessen eine erschöpfende Kenntniß der dortigen Zustände und Personen zu gewinnen, war er zu kurz da; auch war er zu sehr ein lebhafter, verwöhnter, selbstgefälliger, anspruchsvoller Franzose, um sich in deutsche Naturen ganz hineinzudenken, und wie er selbst später sagte: die „vapeurs de la philosophie moderne, die philosophischen Dünste des Zeitgeistes" erhitzten, als er das Vorwort zu seiner Taktik schrieb, noch seinen Kopf und umnebelten noch seinen Geist. Die Fürsten maaß er in dieser Zeit mit stolzem, unzufriedenen, grollenden Blick; Kreuze und Kapellen waren ihm Denkmale des Aberglaubens; die Frömmigkeit der Kaiserin nannte er Bigotterie; und so trat der junge französische Offizier, Schriftsteller und Edelmann dem aufgeklärten Kaiser gegenüber. Guibert zählte damals dreißig, der Kaiser dreiunddreißig Jahre. Wie in gar manchen Dingen die Dünste der neuen Philosophie ihn indessen auch umnebeln mochten, der Taktiker hatte einen scharf eindringenden militärischen Blick, der schnell die Schwächen des Gegners errieth. Der Fürst von Ligne, der auch dieß Tagebuch recensirt hat, gesteht dieß bei aller Liebe zu Joseph ein. Von dem Buche im Allgemeinen sagt er: „Nie habe ich etwas so schnell und mit mehr Interesse gelesen, als dieß bewunderungswürdige, nützliche, sublime, tiefe, wahrhafte und pikante Tagebuch." Und von Guiberts Urtheil über Joseph II. bemerkt er im Allgemeinen: „So haben die Unzufriedenen (in Wien) und ein wenig böser Wille gegen Joseph II. den Grafen Guibert seine Audienz etwas zu strenge beurtheilen machen. Allein nimmt man dieß kleine Unrecht aus, so ist darin kein Wort, was nicht schlagend wäre. Kein Zug, weder für die Gegenwart noch für die Zukunft, ist ihm entgegangen. Es ist ein Meisterstück von Beurtheilung. Ich be-

greife, daß dem er Guibert unter dieser Gestalt erscheinen konnte. Man konnte ihn „hart" finden, weil er nur die Strenge der Gerechtigkeit, nicht aber der Güte kannte, die er aus übelver- verstandenem Pflichteifer, indem er sich selbst Gewalt anthat, von sich fern hielt; man konnte ihn auch „geizig" finden, weil man nicht wußte, was er Alles jeden Tag aus seiner Tasche schenkte, und weil man z. B. nicht wußte, daß er die Jahreseinkünfte der Niederlande, wie sie bei der Huldigung üblicher Weise geleistet werden, ausgeschlagen hatte u. s. w. und daß er für sich selbst, Pferde, Tafel u. s. w. mit einbegriffen, nicht zwanzigtausend Gulden das Jahr über brauchte."

Hören wir nun was Guibert selbst über seine Audienz und den Eindruck, den ihm Joseph II. hinterlassen in sein Tagebuch geschrieben, indem wir es mit den einzelnen berichtigenden Bemerkungen des Fürsten begleiten.

Zum ersten Mal spricht er von dem Kaiser, Wien, 2ten Juli, ehe er nach der Militärgränze reiste: „Der hohe Adel in Oesterreich dient im Allgemeinen nicht im Militär; ist beinahe ganz in den Gerichtshöfen, in der Justiz und bei der Administration verwendet — der Kaiser will ihn militärischer machen — er geht immer in Uniform; — all seine Vorliebe, all seine Gunst ist dem Militär zugewendet; gänzliche Trennung zwischen dem hohen und niedern Adel." — Dann zu Brünn unter dem 13. August: „In meinem Zimmer, im Wirthshaus zum „„Weißen Hirschen"", ein Portrait des regierenden Kaisers; dem Wirth vom Kaiser selbst zugesendet; er hat dort zweimal logirt, und das war die Gnade, die sich der Wirth erbat. Er fügte für jede Nacht fünfzig Dukaten bei; dieser Herr logirt auf seinen Reisen immer nur in Wirthshäusern und speist dort, nimmt nie eine Einladung zum Tisch oder zur Wohnung an; — hatte dießmal doch einen Koch bei sich; ist überall leutselig und populär; so sind beinahe alle Militärdespoten; sie zeigen dem Volke dieselbe Vertraulichkeit, der sie gegen ihre Soldaten pflegen; so haben sie stets das Volk und

die Armee für sich; sind darum mehr zu fürchten, befestigter in ihrer Macht, als die Despoten des Serails und des Hofes, die nur bei ihren Kammerdienern im Ansehen stehen, und die man für die Frevel, die sie selbst begehen, oder durch ihre Minister begehen lassen, ohne Gefahr strafen könnte, wenn man den Muth dazu hätte."

Wien, 2ten Juli: „Besuch bei dem Fürsten Kaunitz. Schwierigkeit seiner Stellung zwischen der Kaiserin, bei der er Alles gilt, und dem Kaiser, der täglich mehr das Uebergewicht gewinnt, durch sein Alter, seinen Charakter, die Schwäche seiner Mutter, die Wucht der Militär-Maschine, die sie ihm überlassen hat."

Wien, 22. September. „Audienz beim Kaiser, in seinem Kabinet, ohne Repräsentationsceremonie; Unterredung mit ihm von einer und einer halben Stunde über mancherlei Dinge: über meine Reise, über das Militär, über mein Werk, das er gelesen hat, und wozu er eigenhändige Noten gemacht hat — zahllose Artigkeiten, die er mir darüber sagt — schmeichelhaftes Urtheil Laudons, das er mir mittheilt,*) — dann über die Truppen des Königs von Preußen, über die seinigen, über die unsrigen, über die Mißstände der neuen Politik: er wollte mir auf eine höfliche Art beweisen, daß er mein Werk gelesen hatte; — nochmal große Lobeserhebungen meines einleitenden Vorwortes zur Taktik, Schaustellung von Grundsä-

*) Guibert hatte immer sein verteufeltes Essai sur la Tactique im Kopfe, das machte ihm seine Ohren von einer Lobpreisung klingen, die weder in der Art des Kaisers war, der gewiß nicht den Laudon angeführt hatte, noch in der Art Laudons, der weder Französisch verstand, noch es las und sich über Taktik lustig machte. Die seine bestand darin, zu verblüffen, indem er Alles that, was Niemand voraussah. Er führte im vergrößerten Maaßstab den Krieg auf Kroatisch, und das gelang ihm trefflich.

De Ligne.

ten der Humanität, der Philosophie, der Pflichten eines Monarchen — Einzelheiten über seine Bemühungen sich zu unterrichten; Einzelheiten über seine Reise, insbesondere über seinen Wunsch, sie bis zur russischen Armee auszudehnen. Endlich, die Unterredung war so lang, daß sie mich ermüdete*), sie fand stehend statt, und ich hatte die ganze Nacht einen Fieberrückfall; die Audienz endigte mit neuen Höflichkeitsbezeugungen."

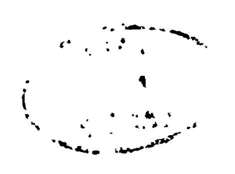
„Ich kehrte aus diesem Gespräche mit der Ueberzeugung nach Hause, worauf mich auch schon verschiedene Personen und manche Umstände und Anekdoten über ihn gebracht hatten, daß er nie ein großer Mann seyn wird. Er spricht mit Leichtigkeit, ja auf Augenblicke hin mit einer Art von Beredsamkeit; aber bald gewahrte man den Mangel an Kenntnißen (instruction), man sieht daß es eingelernte Phrasen sind; man kennt sie schon von anderen Personen, mit denen er sich über denselben Gegenstand besprochen; keinen Zug, keine Idee bringt man als Gewinn heim. Man überzeugt sich, daß er keinen richtig urtheilenden Geist besitzt, keinen der vermögend wäre den Fragen auf den Grund zu gehen, die Resultate zu erfassen, ja daß er ihnen nicht einmal nachspürt. Er sagte mir im Laufe des Gespräches unüberlegte Dinge, ja selbst ungeeignete; besonders sagte er mir verworrene, hohle, ordinäre; er nannte sich jeden Augenblick einen jungen Mann (un jeune homme), einen jungen Mann, der lernen müsse. Er vergaß, daß wer, wie Joseph, dreiunddreißig Jahre zählt, nicht mehr das Recht hat, sich einen jungen Mann zu nennen, besonders wenn er ein Fürst ist. Nachdem er mir seine Tagesordnung und die Verwendung seiner Zeit beschrieben, schloß er mit den Worten: „auf diese Weise suche ich meine Zeit auszufüllen, und wenn ich meinem

*) Verzeihen Sie mir, Herr von Guibert, seine Unterredung ermüdete Sie nicht, ihrer Eitelkeit behagte eine lange Audienz.

De Ligne.

Plane treu geblieben, so sage ich Abends zu mir mit Vergnügen: Joseph, geh schlafen!" und diese alltägliche Redensart begleitete er mit einem leichten Streich auf die Wangen, in einer so trivialen Weise, daß ich es nie vergessen werde. So habe ich ihn übrigens bei dieser Gelegenheit gesehen, und so sehen und beurtheilen ihn die gescheidten Leute. Hiemit aber verbindet er Grundsätze und Eigenschaften, die für seine Unterthanen und Nachbarn von unheilvoller Vorbedeutung sind: er ist falsch, hart, geizig, ruhmsüchtig; er hat ohne Unterlaß die Worte Philosophie und Humanität im Munde, und ist ein Despot in seiner Seele. Man rühmte einst vor ihm — bei Gelegenheit des Empfanges, den Paris der Dauphine bereitete — die Gefühligkeit, diese Springfeder der Franzosen, er entgegnete: „„Jedes Volk hat seine Vorzüge: die Deutschen lieben minder, aber sie gehorchen besser.""

(Schluß folgt.)



XLII.

Graf Heinrich von Bombelles,

Erzieher des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich.

Wir freuen uns, unsern Lesern nachstehende aus bester Quelle stammende Kunde über einen edlen Todten mittheilen zu können, dem die Vorsehung, wie wenig Sterblichen, Gelegenheit gegeben hatte, sich still und geräuschlos, aber nachhaltig ein Verdienst um Mit- und Nachwelt zu erwerben, dessen vollen Werth und Umfang erst kommende Zeiten vollständig zu ermessen im Stande seyn werden. Dieß war der kaiserliche Geheimerath Heinrich Graf von Bombelles, der Erzieher des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich. Bald nachdem er seine Sendung auf Erden erfüllt hatte, rief ihn der Herr der Welt aus diesem Leben ab, aber seines Namens Gedächtniß wird mit seinem kaiserlichen Zöglinge für immerwährende Zeiten den Platz in der Weltgeschichte behaupten, der ihm gebührt. Die Vorsehung hat die heißesten Wünsche seines edlen, großen Herzens mit der vollständigsten Erfüllung gesegnet und ihm die seltene Gunst geschenkt, das Gelingen des Werkes zu sehen, welches Gott ihm zur Aufgabe seines Lebens gesetzt hatte.

Graf Heinrich von Bombelles wurde zu Versailles den 26. Juni 1789 geboren. Er war der vierte Sohn des Marquis von Bombelles, des damaligen Botschafters der französischen Krone bei der Republik Venedig. Dahin reisten, bald nachdem er das Licht der Welt erblickt, seine Eltern mit dem Neugebornen ab.

Als die Constitution von 1791 nach vielfachen Debatten endlich dekretirt war, wurden alle Diener des Königs von Frankreich angehalten sie zu beschwören. Tiefer blickend als die Meisten seiner Zeitgenossen, erkannte der Marquis von Bombelles, daß das Erzeugniß der absurden Doctrin zwar die Monarchie und das Königthum zerstören, niemals aber wie es lautete zur Anwendung kommen, niemals praktisches Leben gewinnen könne. Sein Gewissen verbot ihm, einen Eid auf ein unmögliches aber verderbliches Stück Papier zu leisten. So that er, unbekümmert um seine und der Seinigen Zukunft, ein ächter Ritter aus der besten Zeit, einfach, was Pflicht und Ehre geboten: er nahm seine Entlassung. Ob er damals richtig gesehen? ob er die constitutionelle Monarchie von 1791 damals schon als das erkannt hat, was sie war? Darauf hatte anderthalb Jahre später die Guillotine geantwortet.

Um jene Zeit war mit dem Kaiser Leopold die Königin von Neapel in Venedig anwesend. Sie war gerührt zu erfahren, daß es noch Männer gab, die ohne Privatvermögen, einträgliche Ehrenstellen einer gewissenhaften Ueberzeugung zu opfern vermochten. Sie ließ sich die Kinder des Marquis Bombelles bringen, und schenkte dem kleinen Grafen Heinrich eine Brieftasche; wie man meinte als Spielzeug. Aber wie freudig überrascht waren die Eltern des Kindes, als sie zu Hause im Innern des Portefeuilles die Zusicherung eines Jahrgehaltes fanden, der ihren Lebensunterhalt sicherte. Dieser Glücksfall kam zur rechten Zeit, und die Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia hielt ihr hochherziges Versprechen treu und gewissenhaft.

Nachdem der Marquis von Bombelles das Unglück gehabt hatte, seine Gemahlin zu verlieren, trat er in den geistlichen Stand, und widmete sich, als seine drei ältesten Söhne eine Stellung im Leben gefunden hatten, der Erziehung des jüngsten. Diese väterliche Leitung war es, welcher Graf Heinrich seine Grundsätze von Religion und Ehre verdankte, die zu seiner zweiten Natur geworden, ihn bis zum letzten Hauche seines Lebens begleiteten.

Am 1. April 1805 wurde Graf Heinrich Bombelles zum Fähndrich im Regimente Karl Schröder ernannt. Bald nach seinem Eintritte brach der Krieg aus. Seine erste Schlacht war die von Kaldiero, wo er, obwohl beinahe noch Kind, Muth und militärische Anlage zeigte.

Nach Beendigung des Feldzuges ernannte ihn Fürst Esterhazy zum Unterlieutenant in seinem Regimente, was er bis zum Anfange des Krieges von 1809 blieb. Um diese Zeit wurde er Lieutenant erster Klasse in einem leichten Bataillon, welches sich in Mähren bildete. Am Abende vor der Schlacht bei Aspern stieß dieses Bataillon zum Heere des Erzherzog Karl und war bei jenen Truppen, welche das Magazin in Eßlingen angriffen. Bei dieser Gelegenheit erhielt Graf Heinrich Bombelles eine ziemlich schwere Wunde im Schenkel, von der er jedoch bald genug wieder geheilt wurde. Am Ende des Feldzugs wurde er zum Kapitän zweiter Klasse in demselben Bataillon ernannt.

Nach Abschluß des Friedens trat Graf Heinrich in das Regiment Lindenau, welches zu Brünn in Garnison lag. Hier wurde der Erzherzog Ferdinand, welcher damals in Mähren kommandirte, zuerst auf den jungen Offizier aufmerksam, dem er von diesem Zeitpunkte an bis an das Ende seines Lebens sein Wohlwollen schenkte. So oft einer der Adjutanten des Erzherzogs seinen Dienst nicht versehen konnte, mußte ihn Graf Heinrich Bombelles ersetzen.

Beim Ausbruche des Krieges von 1813 wurde er zum

Hauptmann erster Klasse im eilften Jägerbataillon ernannt, und dem Feldmarschall-Lieutenant Baron Vincent zugetheilt, als dieser an Bernadotte, den damaligen Kronprinzen von Schweden, gesendet wurde. Nach der Schlacht bei Leipzig, in welcher Graf Heinrich Bombelles mitfocht, begehrte ihn Graf von Merfeld zum Begleiter nach London, wohin er als Botschafter ernannt war.

Während des Congresses wurde Graf Bombelles als Courier nach Wien geschickt. Eben im Begriffe, nach London zurückzukehren, änderte die Nachricht von der Flucht Napoleons von Elba seine Bestimmung. Ganz Europa griff dem auf's Neue drohenden Ausbruche der Revolution gegenüber zum Schwerte, und Graf Bombelles kehrte zu dem kaum verlassenen Waffenhandwerke zurück. Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, Oberbefehlshaber des gesammten kaiserlichen Heeres, wollte ihn unter seine Ordonnanzoffiziere aufnehmen, überließ ihn aber dem Erzherzog Ferdinand, der ihn begehrte und ihn zu seinem Adjutanten machte.

Nach Beendigung des Krieges betrat Graf Bombelles auf's Neue die diplomatische Laufbahn und kehrte auf seinen Posten nach London zurück. Damals hatte der österreichische Minister in Lissabon, ein in jeder Hinsicht achtbarer Mann, ein so hohes Alter erreicht, daß er kaum noch die ihm anvertrauten Geschäfte versehen konnte. Dorthin sandte man den Grafen Bombelles mit dem Titel als Legationsrath, in Wahrheit aber, um die Leitung der dortigen Gesandtschaft zu übernehmen. In dieser schwierigen Stellung wußte er so viel Takt und Verträglichkeit zu entwickeln, daß sein Chef ihn bald nicht mehr wie einen Untergebenen, sondern wie einen geliebten Sohn betrachtete.

In der Folge wurde er in derselben Eigenschaft an die kaiserliche Gesandtschaft in Petersburg geschickt, inzwischen aber, als er im Jahre 1824 über Wien reiste, als österreichischer Kammerherr dem Infanten Don Miguel zugeord-

net, mit welchem er einen Theil der Monarchie bereiste. Später in Petersburg angelangt, hatte er dort häufig Gelegenheit, den Posten eines Geschäftsträgers zu bekleiden, und erwarb sich, trotz seiner schwierigen Stellung, die Achtung und Freundschaft des Grafen Nesselrode und seiner Gemahlin. Die letztere ahnte damals nicht, daß einst Graf Bombelles ihr, fern von ihrer Heimath, die Augen zudrücken würde.

Nachdem Don Miguel die Zügel der Regierung in Portugal ergriffen hatte, wurde Graf Bombelles zum bevollmächtigten Minister des Kaisers am portugiesischen Hofe ernannt. Bald nach seiner Rückkehr nach Lissabon heirathete er Fräulein Sophie Fraser, Tochter des in portugiesischen Diensten stehenden Generals Fraser, eines gebornen Schotten, aus einem altadelichen, katholischen Geschlechte. Aber sein Aufenthalt in Portugal war von sehr kurzer Dauer; die dort eintretenden Ereignisse veranlaßten den größten Theil des diplomatischen Corps Lissabon zu verlassen.

Graf Bombelles verweilte nach seiner Abreise von Lissabon bis zum Ausbruche der Julirevolution in London. Um diese Zeit erhielt er eine Sendung seiner Regierung nach Mailand; bald darauf wurde er provisorisch als bevollmächtigter Minister am Turiner Hofe accreditirt, und später definitiv in die Stelle des Grafen Senft ernannt, als dieser nach Florenz bestimmt ward.

Im Jahre 1836 begab sich Graf Bombelles nach Wien, und hier wurde ihm der Antrag gemacht, die Erziehung des jetzigen Kaisers und seiner Brüder zu übernehmen. Da er die diplomatische Laufbahn aus Neigung gewählt und bisher mit Glück verfolgt hatte, so konnte er nur mit Bedauern daran denken, sie aufzugeben. Aber als er erfuhr, Kaiser Franz I. habe noch bei seinen Lebzeiten den Wunsch ausgesprochen, daß ihm seine Enkel anvertraut würden, so zauderte er nicht länger, und nahm den ehrenvollen Auftrag an.

Möge es einem Manne, der dem Verewigten viele Jahre

nahe stand in Freude und Leid, und mit ihm in einem nach der Revolution nur durch äußere Schwierigkeiten erschwerten, aber nicht völlig unterbrochenen, vertrauten Austausche der Ansichten blieb, möge es diesem gestattet seyn, bei dieser Gelegenheit hier in wenigen Zügen ein Charakterbild des Mannes einzuschieben, der wie Wenige von der schleichenden Revolution gefürchtet und deßhalb von der triumphirenden nach Gebühr gelästert wurde. Denn denen, die mit langer Hand öffentlich und heimlich den Untergang der Monarchie in Oesterreich vorbereiteten, war es ein Dorn im Auge und ein völlig unerträglicher Gedanke, inmitten eines Zustandes, wo dem rohen Egoismus der Charakterlosigkeit bereits das Reich und die Gewalt für immerwährende Zeiten gesichert schien, einen Mann in der Nähe des künftigen Beherrschers von Oesterreich zu wissen, welcher die Traditionen des Glaubens und der Treue, die er selbst bewahrt hatte, an seinen kaiserlichen Zögling bringen konnte und brachte. Gerade darum aber hatte die Vorsehung, welche von den Hoffnungen und Plänen der Klubbs und Logen ihrerseits auch Kenntniß genommen, diesen Mann auf diesen Posten gestellt.

Die moderne Doktrin von der Nationalität liebt es, der thatsächlichen und geschichtlichen Wahrheit zuwider, sich die europäische Menschheit in gewisse scharf gesonderte, streng parkirte Nationalitäten, gleichsam wie in Schubläden untergebracht zu denken. Uebergänge, höhere vermittelnde Stellungen, Standpunkte, auf denen sich mehrere Nationalitäten vereinigen oder die nationale Besonderheit in einer höheren und umfassendern, allgemeinen Idee aufgehen kann, sind in beliebter deutscher Gelehrtenweise nicht gestattet. Dieser theoretischen Professorenweisheit, an deren Consequenzen, beiläufig bemerkt, das von den divergirendsten Nationalitäten durchfurchte Oesterreich nahezu rettungslos und in kürzester Frist zu Grunde gegangen wäre, dieser so überaus beschränkten und engherzigen Weisheit des Tages mußte Graf Bombelles, wenn nicht ein Greuel, so

doch eine peinliche Verlegenheit seyn. Er war in dem Rahmen der gewöhnlichen Nationalitätsrubriken nicht unterzubringen. Durch Geburt, Abkunft, Familientradition Franzose; durch Sprache, mündliche Ueberlieferung und nachmaligen Aufenthalt auch auf dem Gebiete des französischen Geistes und und Lebens heimisch, hatte er sich dennoch frisch und unbefangen als Knabe und Jüngling deutscher Bildung, deutscher Denk- und Gefühlsweise hingegeben. Auch der geborne sprachliche Feinschmecker hätte weder im mündlichen Verkehr des gewöhnlichen Lebens, noch in seiner gewandten schriftlichen Ausdrucksweise den Nichtdeutschen auch nur an der unbedeutendsten fremdartigen Wendung, an dem unmerklichsten Gallizismus erkannt. Noch mehr! Ein öfterer, mehrjähriger Aufenthalt in England und seine Ehe hatten ihn der englischen Volksthümlichkeit nahe gerückt; die gewöhnliche Haussprache in dem lieblichen Familienkreise war durch die Kinder, ohne Absicht und vorbedachten Plan von Eltern oder Erziehern, die ihrer Mutter geworden. Dieß hinderte jedoch nicht, daß Marc und Therese, die ihre frühere Kinderzeit in Italien verlebt hatten, vorkommenden Falls das Idiom dieses Landes als zweite Muttersprache handhabten. Zuweilen klangen noch durch den mitunter etwas babylonischen Diskurs dieser heiteren Kindergestalten die portugiesischen Gutturaltöne einer alten Dienerin, welche einst die Dame vom Hause selbst noch auf ihren Armen getragen hatte und ihr dann gefolgt war, als sie mit dem Manne ihrer Wahl in ferne Lande zog. Wahrlich, wer auch nur einen Blick in das Leben dieser Familie geworfen, mußte gestehen: sie war in keine jener, durch die Doctrin geschaffenen Sonderthümlichkeiten eingepferchtn, welche man heute Nationalitäten zu nennen pflegt und nach einer auf Oberflächlichkeit, Mißverständniß und absichtlicher Täuschung beruhenden Theorie als nothwendige Voraussetzung und Basis aller Größe und Herrlichkeit einer Gesellschaft preist.

Aber eben so wenig hatte Graf Bombelles seinen Standpunkt auf dem Boden eines unwahren und unmöglichen Kos-

mopolitismus genommen. Statt der Nationalität hatte er ein Vaterland, und dieses liebte er mit aller Kraft und Innigkeit seines edlen ritterlichen Gemüths. Dieß Land war Oesterreich. Aber eben dieser Hingabe wegen war es damals unmöglich, daß er sich mit seiner Anhänglichkeit auf den Standpunkt jenes ebenso kleinlichen als verderblichen Lokal- und Provinzialegoismus hätte stellen können, der damals schon auf der einen Seite rastlos daran arbeitete, einen Sprach- und Nationalitätenkampf heraufzubeschwören, welcher Oesterreich auseinander sprengen mußte, auf der andern aber in völliger Unklarheit über sich selbst, grade diese Bemühungen als spezifisch österreichische Vaterlandsliebe anerkannt wissen wollte. Dem Grafen Bombelles hatte sich umgekehrt der Begriff von Oesterreich nicht in einer ebenso unmöglichen als abgeschmackten, gegen alle s. g. „Ausländer" gerichteten Ausschließungstheorie, sondern in dem Hause Oesterreich verkörpert. In diesem erkannte er den Erben des abendländischen Kaiserthums und um dieses Hauses Beruf und Stellung in der Weltgeschichte drehte sich sein Interesse und sein Leben. Kundige werden wissen, daß lange vor den Märzerrungenschaften ein nicht sehr weit gezogener aber ein Kreis der Edelsten und Besten diesen österreichischen Patriotismus theilte. Seine Heimath war vorzugsweise die Armee, und das Schlachtfeld seine Geburtsstätte gewesen. In dieser instinktartigen Nachwirkung der Idee des Kaiserthums liegt der geheime, innere Grund, warum eben dieses Heer — mit gutem Fug und tiefer Bedeutung das schlechthin kaiserliche genannt! — die Blüthe des ritterlichen Geistes von ganz Europa in seinen Reihen aufnehmen, und dessen Träger, mochten sie durch ihre Geburt auch den fernsten Ländern angehören, nach kurzer Zeit mit unsichtbaren Banden an das Haus Oesterreich fesseln konnte. Einer von denen, auf welche der kaiserliche Beruf von Oesterreich diese magnetische Anziehungskraft geübt hatte, war Graf Bombelles und auch hier zeigte es sich wieder, daß solche innere Verwandtschaft ein

mächtigeres Band zu schaffen vermag, als die Nationalität oder der bloße Zufall des Geborenwerdens innerhalb dieser oder jener Gränzpfähle.*)

Wie bei jedem Menschen, das, was er von Gott und göttlichen Dingen hält, die Signatur seines eigenen innersten Wesens ist; so war auch die religiöse Ueberzeugung des Grafen B. der Mittelpunkt seines Denkens und Fühlens, der Maßstab seines Urtheils über die Welt, das Leben und die Geschichte. Ein lebhaftes, eigenes Interesse an Religion und Kirche zu zeigen, wäre, wenigstens unter Männern, in guter alter vormärzlicher Zeit ein arger Verstoß gegen die feinere Sitte der höheren Wiener Gesellschaft gewesen. In diesem Stücke aber zeigte Graf B., daß er außerhalb der heutigen deutschen Geistesatmosphäre der höheren Lebenskreise stand. Die Religion war ihm nicht Sache der Convenienz; auch nicht polizeiliches Zuchtmittel für den Pöbel, noch weniger Gegenstand witzig kühler Kritik, sondern aufrichtig Sache des Herzens, die heiligste und wichtigste Angelegenheit des Lebens. Wie oft füllte eine männlich schöne Thräne sein Auge, wenn er Züge von hohem Glaubensmuth und kühner Aufopferung für die Sache Christi aus der Gegenwart vernahm. Und was in Deutschland und unter seinen Standesgenossen für ein noch

*) „Wer Gelegenheit hatte", sagt ein Artikel der Allgemeinen Zeitung, „viel mit österreichischen Offizieren zu verkehren, dem wird der besondere Typus nicht entgangen seyn, der jedem gleichförmig aufgedrückt ist, er mag nun Slave, Italiener, Ungar oder Deutscher seyn. Der österreichische Offizier gehört allen Nationen an; nicht allein die Völker der Monarchie sind in dem Corps vertreten, auch Frankreichs alter Adel und Englands stolze Söhne dienen in den meisten Regimentern, von Deutschlands historischen Namen fehlt ohnedieß keiner. So ist die Armee das Vaterland des Offiziers und der Kaiser sein Herr, dem er treu ergeben bis zum letzten Blutstropfen ist."

selteneres Phänomen gelten konnte: sein Glaube ruhte alles Ernstes auf der Autorität der Kirche, und die Verwirklichung seines Glaubens im Leben und durch die That betrachtete er als das Hauptgeschäft seines Lebens. Darum entsprach auch seine geräuschlose aber streng gewissenhafte, kirchliche Praxis seiner auf gründlicher Kenntniß ruhenden Ueberzeugung. Er war als Gatte, als Vater, als Freund, als Diener seines Kaisers wie jeder andern Lebensaufgabe gegenüber, katholischer Christ im vollen Sinne des Wortes, daher eine der mildesten und versöhnlichsten Naturen, welche dem Schreiber dieses jemals auf seinem Lebenswege begegnet sind. So war ihm denn auch kraft des Gefühls der Sicherheit im Glauben, welche ihm sein positiver streng kirchlicher Standpunkt gewährte, jedwede treibende Hast und Unruhe in religiösen Dingen fremd; sein Eifer hatte nichts Unschönes und Krampfhaftes, darum konnte er, ohne Unterschied mild und freundlich gegen die Person derer, die außerhalb der Kirche standen, es mit besonderer Freude erkennen, wenn er bei einem derselben eine Gesinnung oder Stimmung traf, die Vielen fehlt, welche man kraft des Ortes, an welchem ihr Taufakt vorgenommen worden, Katholiken nennt. Daß er ungeachtet, ja vermöge seines Glaubenseifers und des sittlichen Ernstes, der seinem ganzen Wesen aufgeprägt war, die freieste und rührigste Geistesthätigkeit nicht nur nicht scheute, sonderte beförderte, hervorrief, sich von ihren Früchten so viel aneignete, als Lage und Beschäftigung ihm gestatteten, dieß wäre besonders hervorzuheben kaum nöthig, wenn nicht der Pöbel der Revolution die Meinung geflissentlich zu verbreiten gesucht hätte, daß Eifer im christlichen Glauben und Freude am Wissen nicht füglich zusammen giengen. Freilich hatte er für rationalistischen Phrasenmechanismus, der sich unter manchen Nachzüglern selbst heute noch für kirchliche Wissenschaft auszugeben pflegt, weder Sinn noch Aufmerksamkeit, und ließ diese Todten ruhig und gelassen ihre Todten begraben. Desto lebhafter nahmen aber historische Arbeiten sein Interesse

in Anspruch, für deren Verständniß er gute Vorbereitung und die angeregteste Empfänglichkeit mitbrachte.

So war sein Wissen nach mehr als einer Richtung hin ausgebreitet, und weil es auf der Erfahrung des Lebens und der eigenen Anschauung fast aller europäischen Länder beruhte, immer praktisch und lebendig. Und wenn er nicht selbst Gelehrter war, und noch weniger dafür gelten wollte, so besaß er dennoch die, von ächter Heiterkeit und wahrhaft liebenswürdiger Haltung getragene köstliche Doppelgabe: an jedweder irgend dazu geeigneten gelehrten Arbeit, die ihm zugängliche, allgemein interessante Seite aufzufinden und Freude an geistiger Beschäftigung in jedem, eines geistigen Interesses irgend fähigen jungen Gemüthe zu erwecken.

Fragen wir nach dieser Schilderung der Grundlagen des Charakters des Grafen Bombelles nach seiner politischen Ueberzeugung, so ist die Antwort darauf in folgenden Gesichtspunkten zu geben versucht.

Graf Bombelles war, wie er es nach allem Obigen seyn mußte, aus tiefster innigster Ueberzeugung, die sich nicht minder auf Familienüberlieferung wie auf eigne Lebenserfahrung gründete, ein Feind der Revolution, d. h. nicht dessen, was an ihr der Zulassung Gottes, sondern was den Menschen gehört, somit ihrer Prinzipien, und er haßte sie, auf welchem ihrer verschiedenen Stadien und Uebergangspunkte sie auch stehen mochte. Naturen, wie er, können mit ihr weder Frieden noch Waffenstillstand schließen. Auf der anderen Seite war er aber auch von dem Irrthum so vieler weit entfernt, die ihr irgend ein fertiges, auf alle Umstände und Fälle anwendbares Regierungsprogramm als unfehlbares Schutzmittel entgegenstellen möchten. Graf B. wußte nur zu gut, daß die wirklichen, lebendigen und lebensfähigen Verfassungen nicht gemacht werden, sondern sich selbst machen. Daher war er z. B. nichts weniger als Absolutist im engen Sinne einer engherzigen, kleinlich

sich in Alles mengenden Bureaukratenschule. Er hatte zu lange in England gelebt, als daß er dort nicht zwischen dem Schemen des Repräsentativstaates, und den, aus bessern, alten Zeiten her noch vorhandenen Elementen wahrer und ächter Privatfreiheit der Corporationen, Familien und Individuen hätte unterscheiden lernen sollen. Die Befugniß und die Fähigkeit für jedes rechtmäßige Privatinteresse: sich selbst zu verwalten, schien auch ihm die Grundlage aller Freiheit. Galt er trotz dessen dem eben erwähnten Pöbel als das Urbild eines „Aristokraten", so soll hier begreiflicherweise jenen Gegnern nicht die Ehre angethan werden, diese Meinung zu widerlegen. Graf B. hatte, wie gesagt, die wirkliche Freiheit in England zu lieb gewonnen, als daß er sich auch nur einen Augenblick darüber hätte täuschen können, wie von eben dieser Freiheit, ohne die englische Aristokratie, längst keine Spur mehr vorhanden wäre. Daß Graf Bombelles sonst „Aristokrat" in dem gehässigen und ausschließlichen Sinne gewesen, den das deutsche Spießbürgerthum mit diesem Worte zu verbinden pflegt, darüber kann der oben erwähnte Gewährsmann dieser Charakterschilderung, der sich eines bürgerlichen Herkommens rühmt, nur mitleidig lächelnd die Achseln zucken. Er hat, vielleicht zufällig! an jener Familie die gedachte Sonderbarkeit nie, wohl aber als unzweideutigste Geistesrichtung und Lebensgewohnheit das Gegentheil wahrgenommen. In einem vieljährigen vertrauten Umgange ist er nie, auch nicht durch das leiseste Wort oder Zeichen daran erinnert worden, daß er nicht auch dem ältesten französischen Adel entsprossen sei. Dieß kann nicht bloßer Zufall seyn, denn eben so sind auch Alle ohne Ausnahme behandelt worden, die dieses aristokratische Haus betraten. Daß Graf B. die politischen und kirchlichen Zustände Oesterreichs vor dem Jahr 1848 mit immer steigender Sorge betrachtete, war von seinen Grundsätzen wie von seinem klaren Verstande nicht anders zu erwarten. Am schmerzlichsten berührte ihn der wahrhaft empörende, alles Leben vernichtende Druck, der auf der Kirche, dem geistig sitt-

lichen Unterbau des Staates lastete. Nächstdem beängstigte ihn die Thatsache, daß die Censur in einer Weise gehandhabt wurde, als ob die obersten Leiter dieses Verwaltungszweiges sich mit Absicht und Vorbedacht die Aufgabe gestellt hätten, die in ihre Hände gelegte Gewalt durch Mißbrauch und Unverstand selbstmörderisch zu Grunde zu richten. Auch Graf B. wußte und fühlte tief: wer die Reform schreiender Mißbräuche nicht will, der will die Revolution. Aber er hoffte noch bis kurz vor dem Hereinbrechen der Katastrophe, daß Wille und Thatkraft zur Reform den Inhabern der Gewalt kommen würden, während Einer seiner Freunde, den er deßhalb oft als Schwarzseher freundlich ausgescholten, jedwede Hoffnung auf Hilfe durch die damals vorhandenen Mittel und Organe längst hinter sich geworfen hatte. Aber im Vertrauen auf die Hilfe Gottes, der Oesterreich bis ans Ende der modernen Gesellschaft erhalten werde, waren und blieben beide einig.

Bis zum Jahre 1848 war Graf Bombelles mit der Erziehung der oben gedachten Prinzen beauftragt. Im Augenblicke der Abreise des Hofes nach Innsbruck, am Abend des 17. Mai 1848, war er noch nicht bestimmt, seinen hohen Zöglingen zu folgen; als er aber sah, daß hinsichtlich der Begleitung der Prinzen eine unfreiwillige Verspätung eintrat, bot er sich dazu aus freien Stücken an, und sein Erbieten wurde angenommen *).

Wer sich der Umstände jener Reise noch erinnert, wird wissen, daß dieselbe mit der direktesten Gefahr für die Begleiter der kaiserlichen Familie verbunden war. Es gehörte

---

*) In den uns mitgetheilten biographischen Notizen heißt es: „Au moment du départ de la cour pour Inspruck il n'était pas désigné à l'accompagner, mais voyant un retard involontaire à suivre les princes, il s'offrit spontanément et son offre fut acceptée.

persönlicher Muth und Zuverlässigkeit der politischen Gesinnung dazu, um sich zur Uebernahme dieses Dienstes ritterlicher Ehre und Treue bereit finden zu lassen.

Graf Bombelles hatte sich mit zu viel Kraft und Muth über die Revolution von 1848 ausgesprochen, als daß er nicht denen hätte Besorgnisse einflößen sollen, welche dieselbe ihrem letzten Ziele entgegen zu führen suchten. So geschah es, daß man mit Ungestüm darauf drang: er möge den Hof wenigstens für einige Zeit verlassen. Dieß Opfer war eines der schmerzlichsten, welches der Erzherzog Franz Karl und die Erzherzogin Sophie bringen konnten, aber sie hatten nicht die Macht, sich zu widersetzen, und diejenigen, welchen eine solche verliehen war, werden ihren Richterspruch von der Geschichte empfangen. Er nahm die hohe Achtung der kaiserlichen Familie mit sich in seine Zurückgezogenheit, insbesondere bezeigte ihm die Kaiserin Marianne bei jeder Gelegenheit ihr lebhaftestes Interesse.

Bis zum Geburtstage des Kaisers im Jahre 1849 blieb Graf Bombelles in Brixen, Meran und Ischl. An diesem Tage schrieb ihm der Kaiser Franz Joseph, der ihm bereits im Augenblicke seiner Thronbesteigung geschrieben, einen zweiten, sehr schmeichelhaften Brief, den das Großkreuz des St. Stephansordens begleitete. Graf Bombelles begab sich nach Schönbrunn, um seinem hohen Zöglinge zu danken. Der einzige, weil der nützlichste Rath, den der ehemalige Erzieher dem jungen Monarchen zu geben wußte, war der: den letzten Willen seines Großvaters in Betreff der Religions- und Kirchenfrage zu erfüllen.

Bald nach seiner Rückkehr aus Ischl kaufte Graf Bombelles die Herrschaft Savenstein in Kärnthen. Dann ging er nach Mailand, um in der Nähe seines jüngeren Sohnes zu leben, den Marschall Radetzky zum Unterlieutenant in seinem Regimente ernannt hatte.

Außerhalb der Geschäfte stehend, suchte er dennoch der Regierung so nützlich wie möglich zu seyn, indem er bei seinen zahlreichen persönlichen Bekannten in der Hauptstadt der Lombardie seinen Einfluß zu Gunsten Oesterreichs geltend machte, wofür ihm Fürst Karl Schwarzenberg den höchsten Dank wußte.

Im Monat März 1850 begab er sich mit seiner Gemahlin und zwei Töchtern nach Savenstein, wo er die letzten Jahre seines Lebens zuzubringen beschlossen hatte. Aber Gott wollte den früher zu sich rufen, der sein ganzes Leben hindurch keinen heißeren Wunsch und kein höheres Streben gekannt hatte, als den Willen Gottes durch treue Erfüllung seines Berufes zu thun. Graf Bombelles erkrankte schwer. Er ließ, als er die Gefahr erkannte, den Ortspfarrer zu sich rufen, legte seine Generalbeicht ab, und empfing die heilige Wegzehrung zur letzten Reise. Dann traf er alle, sich auf seine Familie beziehenden Verfügungen. Aber in diesen ernsten Augenblicken ward ihm noch ein großer Trost; es war ein Zeichen der Liebe seines Kaisers. Der Monarch hatte, kaum von der Gefahr, in der sein Erzieher schwebte, unterrichtet, sofort den Leibarzt Dr. Fritsch nach Savenstein geschickt, um sich über die Krankheit des Grafen an Ort und Stelle zu unterrichten. Diesen rührte die Güte seines hohen Zöglings tief; er ließ es sich mehrmals von Dr. Fritsch wiederholen, daß der Kaiser selbst ihn gesendet habe.

Am ersten Ostertage, Sonntag den 31. März, fühlte er sich noch schwächer als bisher. Er verlangte seinen letzten Willen zu unterzeichnen, ließ nochmals den Pfarrer rufen und empfing die letzte Oelung.

Dann forderte er, daß man ihn in einen Sessel setze, wo er sich wohler zu fühlen glaubte. Er rief seine Gattin und seine Kinder in seine Nähe, um sie in dem bevorstehenden letzten Augenblicke vor Augen zu haben. Seinen ältesten Sohn winkte

er zu sich und sagte ihm: Marc! Ich sterbe im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. Ich verzeihe allen meinen Feinden, aber ich habe nie Feinde gehabt, denn nie habe ich Jemanden übel gewollt.

Er fuhr nun fort, mit seinen Angehörigen zu sprechen und zu beten. Bald wurde seine Stimme schwächer und seine Worte schwerer verständlich. Noch einmal suchte er seine Hände gegen den Himmel zu erheben, dann hörte man noch die Worte: mein Kaiser! Das Uebrige war nicht mehr zu verstehen. Einen Augenblick nachher athmete er etwas stärker; dann war er verschieden. Eine reine schöne Seele hatte ihre irdische Pilgerschaft geendet. Aber der letzte Seufzer des Heimgegangenen war sanft, und die Umstehenden blieben noch einige Zeit im Zweifel, ob der herbe Verlust, den kein irdischer Arzt mehr hätte abwenden können, sie wirklich schon getroffen habe.

XLIII.

Zeitläufte.

Den 2. Mai 1851.

Der Constitutionalismus hat die Eigenheit: daß er nicht bloß die Völker unfähig macht, monarchisch regiert zu werden, sondern auch die Fürsten monarchisch zu regieren. Somit führt er, da bei den modernen Großstaaten in Europa keine andere Regierung möglich ist, als eine monarchische, in dem einen, wie in dem andern Falle ad absurdum. Ein wichtiger Beleg für diese große Wahrheit und zugleich ein

Beitrag zur Charakterschilderung einer der berufensten Persönlichkeiten unsers Jahrhunderts ist die Selbstapologie, welche sich Ludwig Philipp von Orleans schon in seiner Verbannung zu Claremont vor einem ihn besuchenden Orleanisten, einem Herrn Eduard Lemoine hielt, und welche dieser, gewiß in der löblichen Absicht dem quiescirten Bürgerkönige einen wichtigen Dienst zu thun, sofort als Broschüre in alle Welt ausgehen ließ. (Abdication du Roi Louis Philippe. Raconté par Luimême.) Wir unsererseits glauben, daß sein ingrimmigster Feind ihm keine beschämendere Denksäule hätte errichten können. Denn dieser Aufschluß, den Ludwig Philipp selbst über das innerste Geheimniß seiner Politik gibt, raubt ihm den einzigen Ruhm, den ihm die Mehrheit der Zeitgenossen bisher zuzugestehen geneigt war und in der That freigebig zugestand: den Ruhm der klugen und besonnenen Würdigung der wirklichen Verhältnisse und besonders seiner und seines Hauses eignen Interessen. Allgemein war die Meinung verbreitet der händedrückende, schlaue Bürgerkönig habe die unwürdigen Täuschungen des Repräsentativsystems längst durchschaut; er kenne die innere Lüge dieser Staatskunst besser noch wie wir Andere; ihm falle es nicht ein, mit diesen Ficktionen wirklich regieren zu wollen. Aber überzeugt von der Nothwendigkeit, dem Narren seine Kappe und dem verzogenen Kinde sein Spielzeug zu lassen, habe er die Doctrin als Polizei- und Regierungsmittel gehandhabt, und seine Kunst habe darin bestanden: sie im Leben und in der Anwendung durch tausend kleine Vortheile unschädlich zu machen. Also die öffentliche Meinung, insofern sie Ludwig Philipp günstig war. Aber o weh! Nun hat er selbst und freiwillig diesen immer noch zu ehrenvollen Glauben der Zeitgenossen zerstört. Er erklärt unbefangen und ungezwungen das Räthsel seiner widerstandslosen Flucht vom constitutionellen Throne in einer Weise, die ihn tief unter das Niveau der Meinung stellt, welche in ganz Europa über ihn so ziemlich feststand. Wir unsererseits können in dieser ganz unnöthigen Selbsterniedrigung, die sich der Napoleon des Friedens ohne

es zu wissen und zu ahnen auferlegt, nichts als ein schauerliches Exempel erkennen, welches die Nemesis an einem ihrer Verächter statuirt. Genug, Ludwig Philipp gesteht förmlich und mit ausdrücklichen Worten: er habe an die constitutionelle Dogmatik von der englischen Observanz, an den ganzen Apparat, dem die Zeit schon längst sein Recht angethan, an das große Arsenal aller jener Lächerlichkeiten, als da sind: Majoritätsregierung, Herrschaft der öffentlichen Meinung, indifferente Stellung des constitutionellen Königthums u. s. w. wirklich noch und alles Ernstes zur Zeit seines Sturzes geglaubt, und nach diesem Glauben gehandelt. Nun, wir wenigstens hätten eine günstigere Meinung von seinem Verstande gehabt! Aber nachdem ihm das offene Bekenntniß der Wahrheit keinerlei Nachtheil mehr hätte bringen können; nachdem nicht der mindeste Grund vorhanden war: die Comödie auch noch über ihr natürliches Ende hinaus weiter zu spielen, und das Drama, welches auf den Brettern sein Ende genommen, zu Hause im Schlafrock und Pantoffeln weiter fort zu spielen, und nachdem dann und unter solchen Umständen der am meisten Betheiligte dieses Geständniß ablegt, können auch wir der von Claremont aus datirten moralisch intellectuellen Bankerottserklärung unsern Glauben nicht versagen. Uebrigens war es längst bekannt, daß Ludwig Philipp fiel, nicht weil er nicht constitutionell genug dachte und handelte, sondern grade umgekehrt, weil er sich streng in den Gränzen und Formen des constitutionellen Rechtes hielt und die gewöhnlichen legalen Fictionen des Systems (Majorität in den Kammern u. s. w.) für sich hatte. Nur das war neu, daß der Entthronte sich seine überfließende und überflüßige Constitutionsgerechtigkeit, durch die er gefallen ist, noch obendrein zum Ruhme und zum Verdienst anrechnete.

Hören wir ihn selbst!

„Mein Vaterland, das ich für immer den Gräueln der Anarchie entrissen zu haben glaubte, habe ich in den Abgrund der Revolution sich stürzen sehen, und das unter dem Vorwande, sich an einem Könige zu rächen, dem man nur

ein Unrecht hat verwerfen können — wenn man das ein Unrecht nennen kann — das, die Achtung vor der Constitution des Landes bis zum Fanatismus getrieben zu haben. Denn, geben Sie wohl Acht, ich bin in voller Beobachtung der Constitution gefallen! Mein Ministerium, dessen Sturz man verlangte, hatte die Majorität, eine Majorität, gleich stark wie die, die genügt hatte, um den Thron 1830 zu stürzen."

„Die Geschichte, welche die Parallelen liebt, wird sagen: „„in einem Zeitraum von zwanzig Jahren sind zwei Könige gefallen, der eine, indem er eine Majorität von vierzig Stimmen gegen sich hatte, der andere, indem er sie für sich hatte."" Wenn ich, dem Geschrei der Opposition nachgebend, dieses Ministerium entlassen hätte, so wäre ich nicht mehr auf dem richtigen Wege des constitutionellen Systems gewesen. Frankreich wolle meine Minister nicht, behaupteten deren Widersacher, aber diese Behauptung ist stets und in allen Ländern die Waffe der Opposition gewesen. Wenn sie ein Ministerium angreift, bedient sie sich immer derselben Redensart: „„das Land will Euch nicht mehr, weg mit Euch!""

„Meine Regierung war in einer viel günstigeren Lage, als Pitt; die Kammer unterstützte sie, und der König — ein constitutioneller König! — hielt es ehrlich und aus vollem Herzen mit ihr!" . . .

„Oft haben mir Freunde gesagt, hier in Claremont: „„Ach, wenn der König nicht die Reform verweigert hätte, würde er noch in den Tuilerien seyn."" Ich glaube das nicht."

„Guizot hatte ja die Reform versprochen; er hatte gesagt: „„ich werde sie nicht ausführen; das kann meine Aufgabe nicht seyn. Aber die Kammer möge sich nur gegen mich aussprechen, so ziehe ich mich zurück, und das erste Gesetz, das meine Nachfolger vorlegen, wird ein Reformgesetz seyn, das verspreche ich."" . . . . Was erfolgte nun nach diesem

Reformversprechen, das in meinen Augen ein Fehler war; denn in der Politik wird ein Versprechen immer eine Verlegenheit, auch wenn es keine Unmöglichkeit wird? Es erfolgte, daß die radikale Opposition, diejenige, die planmäßig verfuhr, die die andern vorwärts trieb, weil sie ihrerseits durch die geheimen Gesellschaften getrieben wurde, daß also die Opposition that, als habe sie das Versprechen nicht verstanden, und heftiger als je schrie: „„Nieder mit Guizot, der die Reform verweigert!““ Was mich betrifft, dessen alte Erfahrung durchschaut hatte, daß die Reform nur eine Waffe, ein Vorwand war, ich hatte dieses Versprechen förmlich gemißbilligt und hatte erklärt: „„die ganze Welt ist für die Reform. Die Einen verlangen sie, die Andern versprechen sie. Also vorwärts damit! Aber an dem Tage, an dem man sie wird gewähren müssen, *werde ich meine Hand zu dieser Schwäche nicht bieten.* Die Reform ist der Sieg der Opposition, und der Sieg der Opposition ist der Krieg, ist der Anfang des Endes! Also, sobald die Opposition die Zügel der Regierung ergreift, **werde ich gehen**!““

„Einer meiner ergebensten Freunde erwiderte mir darauf: „„Sire, ein *constitutioneller König* geht nicht, er *gehorcht dem Gesetze der Majorität* und er bleibt.““ — „„Nein, er bleibt nicht““, antwortete ich, „„wenn sein Gewissen ihm sagt, daß man unter seinem Namen und mit seinem Beistande des Landes Unheil herbeiführen will. — Und in diesem Falle, ehe er gegen sein Gewissen handelt, geht er!““

Bis zu solcher Absurdität führt ein System, welches, indem es die Autorität von oben nach unten verlegt, und den Träger der höchsten Gewalt zum willenlosen Diener der Laune und des Beliebens der Massen macht, der Gesellschaft zumuthet, sich fortan auf den Kopf zu stellen. Die unvermeidlich nothwendige Folge dieses widersinnigen Experiments hat Ludwig Philipp an seinem Leibe erfahren. Hinter der legalen Majorität der Volksvertreter entsteht, wenn das *Prinzip* aller Majoritätsregiernngen einmal zugestanden und eingeräumt ist,

früher oder später eine andere außerparlamentarische Parthei, welche stärker ist oder zu seyn behauptet, wie die Kammermajorität, und sich kraft dessen, der fingirten Majorität gegenüber, für das wahre Volk ausgibt. Dann zerreißt die Fiction von der Regierung der Kammermajoritäten wie ein Spinnengewebe; die Blouse verjagt die parlamentarische Mehrheit, und das constitutionelle Königthum kann von Glück sagen, wenn es noch zeitig genug einen Fiaker erreicht, um in schimpflich eiliger Flucht Leib und Leben zu retten.

Es ist merkwürdig, daß Ludwig Philipp selbst nicht an das Recht und die Macht der legalen Kammermajorität geglaubt haben kann. Er hätte sonst mit der, die ihm zu Gebote war, stehen und fallen müssen. Er hätte den außerparlamentarischen Ruf nach Reform wie Rebellion behandeln, die bewaffnete Auflehnung mit der unzweifelhaft überlegenen Gewalt, die in seiner Hand lag, zu Boden schlagen müssen. Aber er kannte die Spiegelfechterei der constitutionellen Majoritätsfiction zu gut, er wußte besser wie viele Andere, was parlamentarische Majoritäten sind und bedeuten, als daß er in der entscheidenden Stunde aus dem Vorhandenseyn oder Nichtvorhandenseyn einer solchen Kammermehrheit den Muth zu einem Kampfe auf Leben und Tod hätte schöpfen können. Außer der parlamentarischen Majorität, deren Lügenhaftigkeit er kannte, wollte er immer noch die Stimme der „öffentlichen Meinung“, das Lebehoch der Massen, ja, wenn es irgend anging, den Beifall seiner eignen Gegner für sich haben, um an seine Popularität glauben zu können. So lag sein jämmerliches Ende in der unabweisbar nothwendigen Consequenz des Systems, welches die Gewalt von unten herauf entstehen läßt, eines Systems, an welches Ludwig Philipp festiglich glaubte, und an dem er, ausgerüstet mit allen erdenklichen Mitteln sich zu behaupten, als constitutioneller König kläglich verschied.

„Auch ich habe“, sagt er, „den furchtbaren Schmerz gehabt, meine Junitage zu haben (weniger schrecklich als die Republik sie gehabt hat, und dafür danke ich dem Himmel! aber entsetzlich

genug, beklagenswerth genug, weil französisches Blut geflossen ist), — wohl, zu jener Zeit habe ich meinen Abscheu vor dem Bürgerkriege überwunden und habe mich vertheidigt. Wissen Sie warum? Weil ich damals durch die **Meinung** getragen wurde."

„Die Gegner meiner Politik dachten nicht wie ich, denn Herr Lafitte, Arago und Odilon Barrot sagten mir bei der Unterhaltung, die sie mit mir zur Zeit dieses Aufstandes hatten: „„Ihre Popularität ist untergraben.""

„Nein, sie war es nicht; weit gefehlt! nie hat sie sich glänzender bewährt. Erinnern Sie sich an meinen Ritt durch Paris am Morgen des 6. Juni 1832. Mit welchem Feuer, mit welchem Enthusiasmus erschollen die Zurufe auf meinem Wege? Auch hielt mich nichts auf. Ich war voller Vertrauen, ich ging vorwärts. Wohl ist es mir gelungen, denn ich habe an dem Tage den Beifall der Aufrührer geerntet. Ja, selbst die Leute mit dem Gewehr in der Hand haben mir Beifall gerufen."

„Es war auf dem Platze des Chatelet. An jeder Straßenecke waren Barrikaden. Ich beschloß, sie zu besuchen und allein die Runde auf dem Platz zu machen. Da eben geschossen worden war, versuchte man, sich dem zu widersetzen, was man meine Unbedachtsamkeit nannte, aber ich erklärte, daß ich allein reiten wolle. Ich spornte mein Pferd, und von einer kleinen Zahl Freunde begleitet, deren Hingebung sie mir ungehorsam seyn ließ, ritt ich im Schritt um den Platz. Die Aufrührer sahen mich, und keiner von ihnen schoß! Die Meinung war noch nicht so weit gekommen: man schoß damals noch nicht nach dem König. Man hat nachher sich besonnen. Dießmal schossen die Aufrührer nicht bloß nicht, sondern sie erhoben ihre Gewehre und mit den Händen klatschend riefen sie: „„Bravo! der König!""

„Welcher Einfluß hat es gehindert, daß aus diesen Gewehren geschossen wurde? Wer hat gerufen: „„Bravo! der König!"" Das war die Meinung. Im Juni 1832 war

die Meinung mit mir; im Februar 1848 war sie es nicht mehr." . . .

„„Was macht das aus““, werfen meine Freunde mir nochmals ein, „„Sie hätten auf diese üblen Rathgeber nicht hören sollen, und Ihnen zum Trotz, Allem zum Trotz Sich vertheidigen müssen.““ Mich vertheidigen! Womit? mit der Armee? Oh! ich weiß wohl, daß sie muthig ihre Schuldigkeit gethan haben würde, und daß, ungeachtet des Schwankens einiger Führer, deren Namen ich vergessen habe, meine vortrefflichen Soldaten wie Ein Mann marschirt seyn würden. Aber die Armee allein war bereit, und das war nicht genug für mich."

„Die Nationalgarde, diese Truppe, auf die mich zu stützen mich so glücklich machte, die Nationalgarde von Paris, meiner Vaterstadt, dieser Stadt, die Pathin meines Enkels war (ich habe das gewollt), dieser Stadt, die unter allen zuerst mir 1830 gesagt hatte: „„Nehmen Sie die Krone und retten Sie uns vor der Republik!““ die Nationalgarde von Paris, der ich stets solches Wohlwollen erwiesen hatte, hielt sich zurück, oder hatte sich gar gegen mich erklärt."

„Und ich hätte mich vertheidigen sollen?"

„Nein, ich konnte es nicht! Und da nicht Eine von den Händen, die ich so oft mit den meinen gedrückt hatte, sich für mich erhob, so konnte ich nur Einen Entschluß fassen: Das Beispiel meiner Minister nachahmen, die abgedankt hatten, meiner Anhänger, die abgedankt hatten, der Nationalgarde, die abgedankt hatte, des öffentlichen Gewissens, das abgedankt hatte." . . . .

„Ich bin diesem Beispiele gefolgt, aber ich bin ihm gefolgt in dem letzten Augenblicke, und meine Abdankung ist nicht eher erfolgt, als bis Alles Andere abgedankt hatte!" . . .

„Nehmen wir an, daß ich nicht abgedankt hätte. Der Marschall Bugeaud bleibt also an der Spitze der Armee, er beginnt den Kampf; das Volk leistet Widerstand, das Blut fließt!"

„Endlich; nach einem mehr oder weniger langen, mehr oder weniger kräftigen Widerstande siegt der Aufruhr! Die Armee ist decimirt, der König fällt in der Mitte seiner Generale und seiner Söhne, die Königin und die königliche Familie werden verbannt, oder fallen in die Hände der Sieger. Was ihr Loos seyn wird, verlange ich nicht zu wissen, aber was Frankreich über das Benehmen des Königs sagen wird, das errathe ich, und will es ihnen erzählen:

„„Ah!““ wird es sagen, „„der Eigensinn dieses ehrgeizigen Greises hat die Monarchie gestürzt! was hat man von ihm verlangt? er solle der Macht entsagen, welche das Land nicht mehr in seinen Händen lassen wollte. Er hat es verweigert! — Man hat von ihm verlangt, er solle vom Throne steigen, und seinen Enkel an seine Stelle setzen! Er hat es verweigert! — Man hat von ihm verlangt, er solle sich unverletzt entfernen, und durch seinen Abgang die Monarchie wieder befestigen, die am Untergange war. Er hat es verweigert! — Man hat von ihm verlangt, er solle das Vergießen von französischem Blute verhindern. Er hat es verweigert! Und sich an den Thron klammernd, der unter seinen Füßen schwankte, hat er gesagt: „„Möge die Stadt in Trümmer stürzen, möge das Blut fließen, meine Freunde fallen, meine Familie dem Zorne des Volkes überliefert werden, das Königthum auf immer vernichtet seyn, alle dieß Unglück berührt mich wenig, wenn ich nicht mehr König seyn soll!““ — Gott hat ihn gestraft, Gott ist gerecht.““

„Sehen Sie, das hätte man gesagt, wenn ich besiegt worden wäre.“ . . . .

„Behaupten Sie, ich hätte siegen können? Wohl! ich nehme das an! Die Armee hat sich treu und muthig gezeigt, wie immer. Die Kanonen haben gewirkt. Die Barrikaden sind verschwunden. Die Anführer sind geflohen, gefangen oder todt. Der Belagerungszustand ist verkündet, die Kriegsgerichte eingesetzt. Der Thron steht aufrecht, ich bin König! Hören

Sie nun das Geschrei, das von einem Ende Frankreichs bis zum anderen sich erhebt:

„„Wie, war es nicht genug mit dem Juni 1832? Mußten die Straßen von Paris noch einmal mit Blut gefärbt werden? Mußten noch einmal Tausende von braven Leuten umkommen? Und jetzt sollen Verurtheilungen ergehen, verführte arme Teufel sollen noch einmal die Verließe von Doullens und des Mont St. Michel füllen, die Frauen dieser Unglücklichen sollen ohne Gatten, ihre Kinder ohne Väter seyn! . . . Alles, damit dieser Egoist und Bluthund König bleibt! Wäre es nicht besser gewesen, wenn er abgedankt und seine Krone seinem Enkel gegeben hätte? Die Regentschaft hätte uns die Reform gegeben. Er wird sie nicht geben, Er! Die Regentschaft hätte die Opposition an das Ruder gerufen, und die Opposition hätte uns den Ruhm nach außen, die Wohlfahrt nach innen und so viele andere Wohlthaten gebracht! — Er hat aber nicht gewollt, dieser eigensinnige Despot! Was macht ihm Frankreichs Glück aus? Schande und Verachtung über diesen schlechten Fürsten! Ehre dem, der uns von dieser Plage befreit!““

„Und das Mißvergnügen wäre immer gewachsen, und drei Monate hernach wäre ein neuer Aufruhr ausgebrochen. Dann hätten meine besten Freunde mir gesagt: „„Ach, hätte der König im Februar abgedankt, wie würde Frankreich jetzt ruhig seyn. Aber der König hat nicht gewollt. Jetzt ist es zu spät.““

„Sehen Sie, lieber Herr, es ist nur zu offenkundig, daß der Sieg verderblicher gewesen wäre, als die Verbannung. — Ich habe wohlgethan, abzudanken, und hätte ich noch einmal zu entscheiden, ich würde handeln, wie ich gehandelt habe. Was kann man denn heute über mich sagen? Daß ich die Macht (die ich begehrt haben soll) an dem Tage verlassen habe, an dem es mir gezeigt wurde, daß ich sie nicht mehr mit Nutzen für mein Land, mit Ehren für mich ausüben konnte?“

Also: „was hat man gesagt!“ „was hätte man gesagt!“ „was kann man sagen!“ Den Blick auf diesen Flugsand des Geschwätzes der Menge gerichtet, ist es unmöglich zu regieren. Wer zum Herrschen geboren ist, weiß, daß dieses Gerede nur dazu in der Welt ist, daß er seine Verachtung daran üben lerne. Ein Monarch, der es in Wahrheit ist, sieht auf sein Recht und seine Pflicht, und dann, wenn Gott, der das Geschick der Schlachten lenkt, ihm den Sieg verliehen, dictirt er der Menge ihre Meinung, und sie holt sich bei ihm die Parole und die Erlaubniß zu dem, was sie sagen und nicht sagen wird. Wo diese monarchische Gesinnung, mit dem Glauben an den von Gott verliehenen und auferlegten Beruf ausgegangen ist, da und in dem Geschlechte hat freilich auch die fürstliche Herrschaft aufgehört.

Den 3. Mai 1851.

Eine norddeutsche Zeitung enthält nachfolgenden, interessanten Artikel, welcher ein ungefähres Bild gibt, wie sich etwa der im Beamtenstaate geborne und ergraute, kleinbürgerliche deutsche Philister die revolutionäre Zukunft der Welt denkt, und für welche Ideale er sich enthusiasmirt.

„In dem demokratischen Vereine zu Bremen hat man kürzlich über die Frage debattirt: „„Was ist Socialismus, und warum ist die Arbeiter-Assotiation in Paris zu Grunde gegangen?““ — Der Schuster Marxmeier erhielt über diesen Gegenstand das Wort und äußerte sich (nach der N. Br. Z.) etwa in folgender Weise: „„Ein socialistisch gebildeter Staat kenne keine Privilegien und Vorrechte; in ihm ist eben Alles angestellt, und erhält Jeder seinen bestimmten Gehalt. Da kann keine solche schreckliche Hungersnoth, wie sie in Schlesien

gewesen ist, vorkommen, denn der Staat hat für Alles zu sorgen. Dieß kann man auf zweierlei Art möglich machen. Entweder der Staat, die Masse, erklärt alle Privilegien und alte Zöpfe auf einen Schlag für aufgehoben, da sie ja doch alle vom Volke herstammen, folglich ihm auch angehören; oder er kauft sie den Inhabern nach und nach ab. Auf diese Weise gäbe es dann keinen Schuhmachermeister, keine Privatrestaurationen, keinen für seine eigene Rechnung speculirenden Kaufmann mehr; nein, es wäre dann Alles Staatssache, und der Staat besoldete dann seine Mitglieder. Selbst das Kind in der Wiege bekäme schon seinen Gehalt. Eben dadurch, daß es nun keine Privatanstalten oder Gewerbe mehr gibt, fließt alles Geld wieder in die Staatskasse zurück, aus der es gekommen ist. Nun kann man fragen, sollen denn alle Angestellte auf einen gleichen Gehalt Anspruch haben? Nein, das nicht! Der Staat, das Gesetz, kann etwa vier Klassen machen, in die die ganze Gesellschaft nach ihrer Befähigung eingetheilt wird. Die am wenigsten Befähigten würden auch den geringsten Gehalt bekommen u. s. w. Durch diese Klasseneintheilung würde der geringer Besoldete sich bestreben, höher hinauf zu kommen, und so wäre der Trieb zur Arbeit gegeben. — Der Staat braucht dann keine Schulden mehr zu machen, weil schon Alles sein ist; denn alle Domainen und alle Güter, die er auf obige Weise an sich gebracht hat, gehören ihm ja. Will er eine Eisenbahn bauen, so hat er nur nöthig, seine Angestellten damit zu beauftragen; denn da alles Geld ihm ja wieder zufließen muß, so kann es ihm nie daran fehlen. Selbst das Geld, das der Einzelne zu seinem Vergnügen ausgibt, wie etwa auf einer Vergnügungsreise, fließt wieder dem Staate zu; denn Eisenbahn, Post, Wirthshaus u. s. w. gehört ja Alles dem Staate und der Masse. — Hätte die französische Regierung auf diese Weise verfahren, so würden die Arbeiterwerkstätten nicht eingegangen seyn; aber weil sie nur die Werkstätten errichtet und nicht auch für den Absatz

der Fabrikate durch Aufhebung aller Privatunternehmungen gesorgt hat, und weil der vornehme Stand lieber bei den Privaten die Gegenstände doppelt so theuer bezahlt hat, als daß er sie bei den Associationen gekauft hätte, so mußten am Ende diese zu Grunde gehen, wenn auch alles Gold aus Californien zu ihrer Verfügung gestanden hätte. Nur eine auf solche Weise durchgeführte Reform kann einem demokratisch-socialistischen Staate sein Bestehen sichern. Dieß ist der Gedanke, für den so viele große Männer, wie Kinkel und Andere, ohne Unterlaß und mit Aufopferung arbeiten.""

Uns fallen hiebei folgende, nicht gerade preiswürdige, aber wohlgemeinte Verse ein, die wir in den Gedichten eines niederrheinischen Titular-Präsidenten vor vielen Jahren gelesen zu haben uns erinnern.

Wenn Alle wären reich,
Und Alle wären gleich,
Und wären Alle bei Tisch gesessen,
Sprich: wer brächte dann das Essen?

Daß Jeder, bis auf das Kind in der Wiege, vom „Staate" einen Gehalt beziehen soll, wäre so übel nicht, wenn dann nur noch ein „Staat" übrig bliebe, der diese Gehalte bezahlte.

Den 4. Mai 1851.

Das „Wiener Neuigkeits-Bureau" enthält in seinem Berichte über die öffentliche Justiz Folgendes:

„Eine bemerkenswerthe Erscheinung war die Theresia Gr., Dienstmädchen bei einer Webermeisterin in Margarethen, kaum vierzehn Jahre alt. Sie war dabei ertappt worden, als sie einem vierjährigen Kinde auf der Gasse die Ohrringe auslösen

wollte. Ihrem Vorwande, daß sie die Ohrringe nur mehr befestigen wollte, konnte natürlich kein Glaube beigemessen werden. Sie war ersichtlich in ihrer Jugend ganz vernachlässigt worden, hatte nie eine Schule besucht, und war, wie sie sagte von ihrer eigenen Mutter, „„die bei hundert Mal im Arreste gewesen seyn mochte,““ zum Stehlen verleitet worden. Auf die Frage, warum ihre heutigen Aussagen mit jenen in der Voruntersuchung angegebenen nicht im Einklange stehen, entschuldigte sie sich, daß sie zu den beim stadthauptm. Kommissariate abgelegten Aussagen gezwungen worden wäre. Das Gericht erkannte auf achtundvierzig Stunden Arrest, da eine längere Freiheitsstrafe bei einem so verderbten jugendlichen Wesen wohl schwerlich zum angestrebten Ziele führen dürfte.“

Nach den unumstößlichen Grundsätzen der Logik muß also, in Gemäßheit dieser Lehre, mit der steigenden Gefährlichkeit und Verderbtheit der jugendlichen Verbrecherin, ihre Strafwürdigkeit sich vermindern. Dieß führt auf kürzester Skala zur völligen Straflosigkeit, und, kraft des unaufhaltsamen Fortschritts, den wir ja zu unsern Errungenschaften zählen, zur Belohnung der Inkulpatin, die nothwendig mit jedem neuen Verbrechen wachsen müßte. Wir hoffen aber, daß die Humanität der eben bezeichneten Aufklärung an ihren Consequenzen doch noch eher als die Gesellschaft zu Grunde gegangen seyn wird.

Dasselbe Blatt gibt sich, unter der Herrschaft des Belagerungsstandes, dazu her: die Vorlesungen, welche Herr Kinkel in London halten wird, anzukündigen und einem hohen Adel und verehrten Publikum bestens zu empfehlen.

„Gottfried Kinkel beabsichtigt eine Reihe öffentlicher Vorlesungen über die „„Geschichte und Gegenwart des europäischen Drama's““ in deutscher Sprache zu halten. Die Idee hat bei den zahlreichen gebildeten Engländern, die sich mit fremder Literatur befassen, lebhaften Anklang. Ohne Zweifel

werden auch die in London lebenden und die zur Ausstellung hieherkommenden Deutschen sich für die Vorträge des kunstsinnigen Dichters interessiren."

Dagegen betrachtet dasselbe Neuigkeitsbureau (mit Recht) die Aufklärungsparthei in ganz Europa, ohne Rücksicht auf sonstige politische Differenzen mit dem Hause Oesterreich, als solidarisch verbunden in ihren kirchenfeindlichen Interessen.

„Der Unterrichtsminister", v. Gioja, bereitet ein wichtiges Gesetz vor, welches den Primär- und höheren Unterricht in den National-Kollegien und der Universität zu regeln bestimmt ist. Es wird auf liberalen Prinzipien beruhen und dem Umsichgreifen der jesuitischen Doktrinen im Unterrichtswesen wenig Raum übrig lassen."

Um so verdienstlicher ist es, daß die nämliche Aufklärung Rang und Würden doch noch immer respectirt, und hohen Standespersonen, heute wie in vormärzlicher Zeit, die gebührende Deferenz zu bezeigen weiß.

„Auf Samstag den 10. Mai ist die Uebersiedelung des a. h. Hofes nach der Sommerresidenz Schönbrunn festgesetzt worden."

Auf diese, das regierende Haus betreffende Notiz folgt unmittelbar die Kunde von einem Ereigniß, welches andere hohe Häupter angeht. Herr Hebbel, ein Wiener Theaterpoet, nebst „Gemahlin", (einer ehemaligen Schauspielerin) „sind" von ihrem Ausfluge nach Berlin wieder in dortiger Residenz eingetroffen. Was würde in so ernsthaften Zeiten aus der Welt werden, wenn die Wiener Aufklärung, ohne es zu merken, nicht noch jezuweilen für Erheiterung sorgte!

XLIV.

Khevenhiller.

Der berühmte Historiker Franz Christoph Khevenhiller, welcher in zwölf dickleibigen Folianten die Thaten seines Kaisers und Herrn, Ferdinands II., beschrieb, war seiner Zeit ein wackerer Degen, der auch in dieser Hinsicht seinem Geschlechte, den „Grafen zu Frankenburg und Freiherren auf Landscron und Wernberg" alle Ehre machte. Ein gebrechliches Kind, welches nichts Anderes als ein sein Leben lang siecher Krüppel zu werden verhieß, ward er ein sehr schön gebildeter Mann, der die Rosse zu tummeln verstand, und in allen ritterlichen Uebungen fast immer den Preis und den Dank davon trug. Sein großes historisches Talent wurde durch den Familiengebrauch seiner Ahnen, die Ereignisse des Hauses aufzuzeichnen, erweckt und genährt. „Mein Sohn", sprach sein Vater, Graf Bartholomä II., im Gefühle des herannahenden Todes zu ihm, „Unsere Voreltern, sonderlich aber unsere Ur- und Ahnherren und mein Bruder Graf Hanns Khevenhiller, haben mit sonderer Treu und Fleiß ihr eigene und andere Geschichten aufgezeichnet, denen ich auch nachgefolgt habe. Weil ich aber nunmehr alt und schwach und Du hierinnen mein Stell mit Deiner Jugend verrichten kannst, derwegen ich dieß Jahr die Hand von diesem Werk aufhebe.

Du aber wirdest es mit Anfang dieß 1611 (Jahrs) mit solcher Treu und Fleiß, wie ich's von Dir hoffe, auflegen. Mit deme wirst Du Dich bei Deinen Nachkommen unsterblich machen und selbst daraus einen großen Nutzen schöpfen. Der Allmächtige verleihe, daß es Alles zu seinem Lob, zu Deines Herrn, Vaterlands und eignem Nutz gedeihe und Du's viel lange Jahr continuiren mögst." Dieser väterliche Segen, der Alles enthält, was man einem Historiker nur wünschen kann, hat denn auch reichliche Frucht getragen; er wurde zu einem Herzen gesprochen, in welchem eine wahrhafte Frömmigkeit, Eifer für die Kirche, Liebe für das kaiserliche Haus und für das Vaterland bereits ihre festen Wurzeln geschlagen hatten. Die Nachwelt dankt jedoch Khevenhiller nicht bloß die oben erwähnten Annales Ferdinandei, sondern auch noch mehrere andere Aufzeichnungen, die recht eigentlich als die nächste unmittelbare Folge jener väterlichen Aufforderung angesehen werden dürfen. Diese, welche Nachrichten aus dem Leben Khevenhiller's bis zum Jahre 1623 enthalten, sind in einem Manuscript aufbewahrt worden, und haben so eben dem trefflichen Jodok Stülz den Stoff zu einer sehr interessanten Abhandlung geliefert. Sie führt den Titel: „Die Jugend- und Wanderjahre des Grafen Franz Christoph von Khevenhiller nach seinen eigenen Aufzeichnungen", und ist abgedruckt in dem ersten Bande des Jahrganges 1850 des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Wir entnehmen daraus die nachfolgenden Mittheilungen.

Zu Villach am 21. Februar 1588 geboren, brachte der junge Franz Christoph seine ersten Lebensjahre theils in dem Hause seines Vaters, theils in dem seines Schwagers, Georg von Stubenberg, in Grätz zu. An diesen Aufenthalt knüpfen sich die ersten Erinnerungen an Begebenheiten, die für den Knaben besonders merkwürdig waren; er diente seinem Schwager als Edelknabe auf einer großen Maskerade, die bei Hofe Statt fand, und begleitete ihn zu dem stattlichen Begräbnisse



des Grafen Szriny nach Tschakathurn. In seinem siebenzehnten wurde er in Begleitung seines Hofmeisters, des edlen Christoph Wiedergut nach Weschland, und zwar über Venedig nach Padua, gesendet, um hier den Studien obzuliegen. Die Reise dahin ist sorgfältig in dem Manuscript verzeichnet und insbesondere die Vermählungsfeierlichkeit des Dogen von Venedig mit dem Meere, welcher der junge Khevenhiller mit großem Interesse beiwohnte, genau beschrieben. Im Jahre darauf begab er sich nach Florenz; von seinem Eintritte in diese Stadt erzählt er eine lustige Geschichte, die an Manches, was auch noch jetzt Reisende in Italien erleben, erinnert. Gegenwärtig benützen häufig die Engländer die Fremdenbücher in den Gasthäusern, um ihre Landsleute vor diesem oder jenem Hotel zu warnen; damals hatten einige Deutsche sich eine andere Rache für die Unbill ausgesonnen, die ihnen in einem Florentiner Gasthause widerfahren war. Die Wirthe pflegten nämlich, wie noch jetzt öfters, den Fremden entgegenzulaufen, und ihre Wohnungen und gute Bedienung anzupreisen. Mit mehreren a[illegible]ren kam ein solcher auch zu dem eben einreitenden jungen Grafen und wies ihm eine Empfehlung mehrerer seiner deutschen Gäste vor; sie lautete: „Ihr lieben, ehrlichen Deutschen! kehrt beim Vorzeiger, diesem Wirthe, nicht ein, denn er ist ein loser Schelm, hat uns viel versprochen, doch nichts gehalten, denn in seinem Wirthshause ist außer magern und zähen Hennen nichts zu haben; saurer Wein, harte und lausige Betten. Zudem regnet es überall ein; die Kreide aber ist doppelt.“ Khevenhiller „lobte den Inhalt, empfahl dem Wirthe die Schrift, welche ihm großen Vortheil bringen werde, wohl zu bewahren und versicherte, daß er mit Vergnügen bei ihm einkehren würde, wenn er nicht schon einem anderen Wirthe die Zusage gemacht hätte.“ Khevenhiller hielt sich fünfzehn Monate zu Florenz auf und wurde hier von dem Großherzog mit Auszeichnung behandelt. In diese Zeit fiel die Vermählung des Erbprinzen Cosmo mit der Erzherzogin Magdalena, bei welcher Gelegenheit viele Festlichkeiten, unter andern ein

Sturm auf ein eigens zu diesem Zwecke erbautes Castell statt fand. Dasselbe wurde von den deutschen Leibtrabanten des Großherzogs, die als Türken verkleidet waren, vertheidigt; der Erbprinz führte mehrere von ihm geworbene Fähnlein verschiedenen Volkes gegen das Castell; bei dem deutschen Geschwader war Khevenhiller der Fähndrich, er trug eine Fahne von Goldfarbe mit lodernden Flammen. Die Burg ward genommen, aber auf beiden Seiten hatten die Deutschen so tapfer gekämpft, daß Großherzog und Erbprinz ihnen den Preis des Tages zusprachen und ihnen in deutscher Sprache dankten.

Auf seinen weiteren Reisen durch Italien sah Khevenhiller Rom und Neapel, später Mailand, und setzte dann wiederum seine Studien zu Padua fort, wo er zum Assessor der deutschen Nation erwählt wurde. Nach fast dreijährigem Aufenthalte kehrte er zu Anfang des Jahres 1607 nach seiner Heimath zurück. Nicht lange zuvor war sein Oheim Hanes als kaiserlicher Gesandter zu Madrid gestorben, und hatte seine Besitzungen dem Grafen Bartholomä hinterlassen. Die ganze Familie begab sich auf die neu angefallenen Güter im Lande ob der Enns, um die Huldigung der Unterthanen entgegenzunehmen. Dadurch bot sich für Khevenhiller die Gelegenheit, auch nach Salzburg und Berchtesgaden zu gehen; dort wurde seine Aufmerksamkeit durch das Grab Theophrastus Paracelsus, hier durch die Schnitzwaaren gefesselt, denn, wie er sagt: „Hier werden von Holz gar kunstreiche, werkliche Sachen gedreht und geschnitten, die weit und breit, auch gar in Indiam, in großer Menge in gewaltigen Fässern verschickt werden." Bald nachher begab sich Khevenhiller abermals auf Reisen; er sah Frankreich, England und Holland, hatte manche Gefahren zur See und zu Lande zu bestehen, unter andern auch mit holländischen Soldaten, die ihn aufknüpfen wollten. Merkwürdig ist, daß bei Gelegenheit der Beschreibung von Harlem er auch die Notiz bestätigt, daß hier die Buchdruckerei erfun-

den, der Erfinder aber vor der Veröffentlichung gestorben sei, und sein Diener das Geheimniß mit sich nach Mainz genommen habe.

Für die späteren Lebensschicksale Khevenhillers war es von Bedeutung, daß, nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, er in eine nähere Beziehung zu dem Erherzog Ferdinand, dem nachmaligen Kaiser, trat. Damals hatte Matthias seinem kaiserlichen Bruder, nebst Ungarn und Mähren, auch Oesterreich abgenöthigt, und Rudolf sich darauf veranlaßt gesehen, seinen Sitz zu Prag aufzuschlagen. Dorthin begleitete Khevenhiller den Erzherzog, und es entspann sich nunmehr zwischen ihnen jenes vertraulichere Verhältniß, welches jenem einen so großen Einfluß auf Ferdinand sicherte. Nachdem Kaiser Rudolf, dem wenige Tage zuvor sein alter Löwe und zwei Adler vorangegangen waren, am 20. Januar 1612 zu Prag gestorben war, eröffnete sich für Khevenhiller eine neue Laufbahn. Er hatte bei Matthias schon zuvor in Gunst gestanden; von ihm zu seinem Silberkämmerer ernannt, war er stets in seinem Gefolge und begleitete ihn auch nach Frankfurt. „Am 13. Mai hielt Matthias daselbst seinen Einzug. Früher zu Hirschau wurde der Befehl ertheilt, daß in jedem Frauenzimmer-Wagen ein Kämmerer Platz nehme zum Schutze der Fräulein im Gedränge. Khevenhiller kam in den dritten Wagen, in welchem sich Margareth von Annaberg, Elisabeth von Khuen und Sophie von Palfy befanden. Als ein galanter junger Herr bediente er seine Schutzbefohlenen mit Frühstück, Jause u. dgl. zu ihrer vollen Zufriedenheit, ja König und Königin selbst schickten öfter zu ihm um Frühstück oder Jause.“

Solcher kleinen Erlebnisse, welche zur Erheiterung dienten, gedenkt Khevenhiller stets mit einer gewissen Vorliebe; nicht leicht möchte er irgend eine Festlichkeit, der er beigewohnt, mit Stillschweigen übergangen haben. Bald war es das Quintana-Reiten, bald ein Rennen, bald ein Matozino,

oder ein anderer welscher Tanz, bald ein Maskenspiel, woran er Theil nahm, und seinen italienischen Meistern Ehre machte. Doch seltener wurden für ihn diese Lustbarkeiten, seit das Jahr 1613 ihn zum glücklichen Ehemann der Fräulein Barbara von Teufel und, in Folge des Todes seines Vaters, zum regierenden Grafen gemacht hatte, in welcher Eigenschaft besonders die kirchlichen Verhältnisse seines Vaterlandes seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Er hielt sich in seinem Gewissen verpflichtet, das Unwesen der protestantischen Prädicanten auf seinen Besitzungen nicht länger zu dulden. Es gelang ihm dieß anfänglich auch ganz gut; einer der Prädicanten hatte sich verleiten lassen, gröblich und spöttisch über den Grafen loszuziehen. Um so eher konnte ihm das Predigen untersagt werden; er selbst leistete das Versprechen, sich dessen zu enthalten. Eben aber war er doch wieder im Predigen begriffen, als Khevenhiller vorüberritt; vor Schreck sprang jener von der Kanzel hinab, und lief davon. Nachmals rotteten sich wohl die Unterthanen zusammen und forderten namentlich die Freilassung eines gefangen gehaltenen Pasquillanten. Diese wurde ihnen zwar unter der Bedingung, daß derselbe sich wieder stelle, gewährt, sie aber mußten als Rebellen die Justift zahlen.

Durch den steten Aufenthalt bei Hofe, wo Khevenhiller sogar einmal ein halbes Jahr hindurch den Kaiser allein als Kämmerer bedienen mußte, wurde er genöthigt, die Verwaltung seiner Güter fast ausschließlich seinen Beamten zu überlassen. Dieß war noch mehr der Fall, als er nach langem Sträuben endlich doch den Posten übernehmen mußte, zu welchen ihn Klesel, damals noch nicht Cardinal, längst ausersehen hatte. Der verstorbene Graf Hanes Khevenhiller stand in zu gutem Andenken, Franz Christoph hatte bei allen Gelegenheiten eben so viel Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus als Geschäftsgewandtheit an den Tag gelegt, als daß man nicht in ihm den würdigsten Nachfolger des zuvor Genannten



in dem zu jener Zeit so höchst wichtigen Gesandtschaftsposten zu Madrid hätte erkennen sollen. Man wünschte, daß er sich um diese Stelle bewürbe; allein Khevenhiller, welcher durch das Hofleben genöthigt gewesen war, einen nicht unbeträchtlichen Geldaufwand zu machen, hütete sich vor einem solchen Begehren, das für ihn die Folge gehabt haben würde, die gesammten Kosten der ihm zugedachten außerordentlichen Gesandtschaft zu tragen. Aber obschon er diese Klippe glücklich zu vermeiden wußte, und diese Stelle nur unter bestimmter Sicherheit in Betreff des erforderlichen Gehaltes im Jahre 1616 annahm, so gehört die Geschichte dieser Gesandtschaft, die sich bald in eine ordentliche verwandelte und im Ganzen vierzehn Jahre dauerte, zu dem fast Unglaublichen. Von den ihm zugesagten jährlichen 8000 Gulden erhielt er während der Regierungszeit des Kaiser Matthias keinen Heller; zuletzt ließ er den geheimen Räthen entbieten: „Die Hofkammer habe ihn auf's Eis geführt und mit leeren Worten abgespeist; er sei nun ein zu Grunde gerichteter Mann, woran nicht der Kaiser, sondern die Kammer die Schuld trage; die Rache stelle er Gott anheim; er selbst werde nach Deutschland zurückkehren, wenn ihm nicht bis Pfingsten 1619 Unterstützung zufließe." Allein auch dieses half nicht viel, und es gerieth der kaiserliche Gesandte, der seine Familie zu sich beschieden hatte, in die größte Verlegenheit; die Noth war so groß, „daß er bis auf sein und seiner Gemal Kleider alles versetzen und um ein Spott verkaufen müssen und hat sich mehr als einmal zugetragen, daß er oft zu Morgens aufgestanden und nicht gewußt, wo und wie er und die Seinigen Essen und einen Bissen Brod finden werde." Dessenungeachtet wußte er doch immer das Unmögliche möglich zu machen; die Kaiserwahl Ferdinands II. setzte auch Madrid in eine freudige Bewegung, und hier konnte Niemand weniger mit Festlichkeiten zurückbleiben, als Khevenhiller, der troß seiner Noth doch den Kaiser würdig repräsentirte. Wenige Tage darauf sah man ihn in Folge eines gemachten Gelübdes im Pilgergewande und in

Begleitung des Reichshofraths von der Reck nach Illiesgas zur Mutter Gottes wallfahrten, von wo er, nach Empfang der heiligen Sacramente, wiederum nach Madrid zurückkehrte. Ueberhaupt hatte er eine große Andacht zur heiligen Jungfrau; er hatte sie schon früher in Altötting und Maria-Zell begrüßt, jetzt unternahm er noch in demselben Jahre mit seiner Gemalin eine zweite Wallfahrt nach Illiesgas, kurz zuvor eine andere zum Grabe der heiligen Juana im Kloster der heiligen Maria de la Cruz zu Torejonsilla. In eben diesem Jahre, „den 30. Juli, hat Herr Graf Khevenhiller die Khevenhiller-Historie angefangen in deutsch, lateinisch und spanischer Sprache zu schreiben."

Das Jahr 1620 drohte für die kaiserlichen Gesandten ein verhängnißvolles zu werden; aus der Heimath langten höchst ungünstige Berichte an. Seine protestantischen Unterthanen hatten sich wieder erhoben und begehrten die Auslieferung der katholischen Kirchen. Im Namen der Stände besetzte sogar ein naher Verwandter Khevenhillers dessen Schloß Kogel, und es wurde auf diese Weise, da seine Pfleger gegen offene Gewalt nichts zu thun vermochten, seine herrschaftliche Gerechtsame, wenn auch auf kurze Zeit, völlig beseitigt. Aber selbst die frohe Botschaft von dem glänzenden Siege, welchen Herzog Maximilian von Bayern über den Usurpator des böhmischen Königsthrones in der Schlacht am weißen Berge bei Prag davongetragen, wurde Khevenhiller durch den nahe voraussichtlichen Tod seiner lieben Hausfrau getrübt. Während ganz Madrid den Sieg durch eine Illumination feierte, empfing Frau Barbara die letzte Wegzehrung; zu einem unglücklichen Wochenbette hatten sich die Blattern gesellt, und nach siebenmaligem Aderlaß war die Kranke so erschöpft, daß die Aerzte bereits die Stunde ihres Ablebens bestimmt hatten und sie Allen das letzte Lebewohl sagte. Und dennoch genas sie; ein Arzt hielt ihr eine Schale Wein unter die Nase, und empfahl ihr so viel als möglich anzuziehen; von diesem Augenblicke

an war sie gerettet. So kam das Jahr 1621 heran, und Khevenhiller mußte nunmehr ernstlich daran denken, sich um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Deutschland zu bemühen, da seine Geldnoth stieg und seine Gegenwart wegen des Zustandes seiner Besitzungen dringend nothwendig war. Er sendete zu diesem Zwecke seinen Hofmeister, Theodor Hartmann, mit vielen Geschenken für die Minister ab. Sehr merkwürdig ist die Instruction, die er diesem mitgab. Derselbe sollte sich zuerst nach Mailand verfügen, und den Grafen Theodor Triuulzio auffordern, „ihm die durch den Principe de Castillan von Madrid weggeführten sechs Bücher seines Oheims, Hanes Khevenhiller, welche die Protokolle seiner Gesandtschaftssachen enthielten, und die Vermöge Testaments auf ewig beim Majorate sollen aufbewahrt werden, nebst dessen Schreibtischen, aus denen eben die Vögel schon aus den Nestern geflogen, auszuliefern.“ Der siebente Artikel dieser Instruction lautet: „Wo es nöthig ist und Nutzen erwartet werden kann, darf er auch Geschenke machen, denn es gilt auch am Hofe das Sprichwort: Wer nicht schmiert, der fährt nicht. Achtens soll er sich in Acht nehmen vor dem Trinken, namentlich auf den Schlössern der Verwandten, wo man ihm viel bieten wird; Religionsdispute, wodurch nur Erbitterung erzeugt wird, sind sorgfältig zu meiden.“ Zwei andere Artikel beziehen sich auf Khevenhillers historische Forschungen; dem einen gemäß soll sich der Hofmeister bei einer adelichen Wittwe erkundigen, ob sie ihm nicht ein Verzeichniß der Stammbücher und Genealogien geben könnte, die ihr Mann hinterlassen habe; der andere gibt ihm den Auftrag, sich in Wien bei gelehrten Leuten zu erkundigen, welche Autoren von dem letzten ungarischen Kriege, von Erzherzog Maximilians Gefängniß in Polen, und vom Leben des Kaiser Rudolf und Matthias geschrieben? Die Hauptaufgabe des Hofmeisters war aber die Ordnung der Geldbezüge des Grafen; er solle sich nicht mit leeren Worten abspeisen lassen, denn die Forderungen seines Herrn beliefen

sich bereits auf 172,384 fl. 10½ kr., wobei noch geltend zu machen sei, daß er bloß aus Rücksicht auf die kaiserlichen Angelegenheiten seine Ansprüche auf den Nachlaß seines Oheims, der sich in den Händen des Herzogs von Lerma befände, nicht verfolgt habe.

Der Kaiser gab den Bitten seines Gesandten nach, und gestattete ihm einen Postritt nach Deutschland. Dieser Aufenthalt in seinem Vaterlande wird besonders dadurch interessant, daß Khevenhiller in vielfach nahen Verkehr mit jenen beiden großen Persönlichkeiten, mit Ferdinand und Maximilian, trat. Schon auf der Heimreise besuchte er den Herzog von Bayern, und gab ihm die angenehme Zusicherung: „daß der König von Spanien gegen Uebertragung der pfälzischen Kur keine Einwendung habe, wofern nicht ein endloser Krieg dadurch veranlaßt werden würde.“ In Wien weilte er fast immer bei dem Kaiser, der ihn in allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog; zum Geheimenrath ernannt, trat er die Rückreise an, und zwar zunächst an den Hof Maximilians. Doch ehe er nach München ging, eilte er noch einmal nach Altötting, um hier seine Andacht zu verrichten. Am 20. Januar 1622 erreichte er die bayerische Hauptstadt, und wurde hier auf die zuvorkommendste Weise empfangen. Er verweilte mehrere Tage daselbst und hatte mit Maximilian viele Unterredungen; in der letzten Audienz theilte ihm dieser eine Denkschrift mit, die er nach Spanien mitnehmen und dort vorlegen sollte. Sie ist sehr interessant, und enthält eine Darlegung des damaligen Standes der Dinge in Deutschland; sie hatte hauptsächlich den Zweck, zu zeigen, daß nicht an dem Herzoge die Schuld liege, wenn die Dinge nicht alle nach Wunsch gingen, wohl aber der spanische General Don Cordova durch seine Versäumniß die Ursache geworden sei, daß Mannsfeld die Rheinlande verwüstet habe. Maximilian machte auch hier Vorstellungen wegen der Uebertragung der Kurwürde, und forderte die Kräftigung Bayerns als ein Hauptmittel, um dem

Uebergreifen der protestantischen Fürsten in Deutschland einen Damm entgegenzusetzen. Er entließ Khevenhiller sehr huldvoll, und beschenkte ihn mit einer goldenen Kette, an welcher ein goldener, mit Diamanten besetzter Gnadenpfennig hieng. Am 1. März 1622 erreichte der kaiserliche Gesandte Madrid, wo seiner ein sehr intricates Geschäft wartete. Kaiser Ferdinand hatte sich, ohne vorläufige Mittheilung an den König von Spanien, mit Eleonora von Mantua vermählt; man hatte Einwendungen von hier aus besorgt, da Spanien eine Verbindung mit einer Savoyischen Prinzessin wünschte. Es gelang Khevenhiller endlich, den etwas beleidigten König zu versöhnen, und ihn zu einem Gratulationsschreiben zu bestimmen.

Mit dem Jahre 1623 erreichen die Aufzeichnungen, aus denen die angeführte Schrift geschöpft ist, ihr Ende; sie enthalten noch den Jahresbericht Khevenhillers über das Jahr 1622, welcher mancherlei interessante Nachrichten über Spanien mittheilt, namentlich über die Stellung der beiden Minister Zuniga und Olivarez, so wie über einige von diesen beliebte Finanzoperationen, zu denen auch die Erhebung einer Einkommensteuer gehört, die das größte Mißfallen beim ganzen Volke erregte. Olivarez macht also die Erfindung dieser Maßregel, auf welche unsere Zeit so stolz ist, der neuen Finanz-Theorie und Praxis streitig.

XLV.

Joseph's II. Regentencharakter und seine Reformen.

(Schluß.)

Guibert fährt in seiner Schilderung Josephs II. fort; es ist die scharfe Zunge eines Mannes aus den Salons des philosophischen, geistreich-frivolen, galanten, Oesterreich mißgünstigen Paris, der am Vorabend der Revolution den deutschen Schüler der Encyclopädisten, welcher ihre Philosophie bald auf den Thron setzen sollte, hier in's Auge faßt:

„Joseph spricht mit Bescheidenheit von seinen Einsichten, und ist darum nicht minder schneidend in seinen Meinungen und seinen Befehlen. Man hat zum Oefteren von ihm gehört: „„Da die Könige von der Vorsehung berufen seyen, die Völker zu beherrschen, so empfingen sie auch von ihr einen ganz besonderen Tact, der sie vor den übrigen Menschen geschickt für die Verwaltung mache*). Dabei hat er auch den bei

*) Der Fürst von Ligne bemerkt hiezu: „Statt zu sagen, die Fürsten hätten einen besondern Tact von der Vorsehung empfangen, spottete Joseph vielmehr darüber, indem er dabei mit sich selbst den Anfang machte." Indessen ließen sich beide Aussprüche, wie mir scheint, nicht schwer mit einander verbinden. Joseph mag allerdings

Fürsten so gewöhnlichen und traurigen Glauben: alle Menschen seien unehrlich und eigensüchtig; aus diesen beiden Vordersätzen folgt von selbst, daß er Niemanden sein Vertrauen schenkt. Man weiß keinen Menschen zu nennen, zu dem er eine Zuneigung zeigte; er hat zwei Kammerherren, denen er einen gewissen Vorzug zu geben scheint, da er sich von ihnen auf seinen Reisen begleiten läßt: Herr von Sistowitz und der Generallieutenant Herr von Rostitz. Beide sind mittelmäßige Menschen, und besitzen auch nur in mäßigem Grad sein Vertrauen. Ebenfalls in Folge seines Charakters ist ihm das Gefühl für Freundschaft unbekannt; ja er scheint nicht einmal für das der Liebe empfänglich. Er machte sich eine zeitlang viel um die Fürstin Charlotte von Lichtenstein zu thun, und zeigte mehreren anderen Frauen das gleiche Interesse, ohne daß jedoch dieß Verhältniß den Charakter der Leidenschaft angenommen, oder sich auch nur als ein förmliches und geregeltes gezeigt hätte. Er ließ es bei einigen vorübergehenden unbekannten Galanterien mit einigen Wiener Mäd-

über eine solche besondere Gabe der Vorsehung im alten Sinne, im Sinne des Königthums von Gottes Gnaden, das sie mit der religiösen Weihe und Salbung in Verbindung brachte, gespottet haben. Allein auch nach seiner eigenen modernen Ansicht mußte er etwas Aehnliches statuiren. Da nämlich nach der Lehre von dem omnipotenten, Alles bevormundenden Polizeistaat kein Beruf irgend einer Art ausgeübt werden darf, ohne daß die Befähigung dazu vor einer Prüfungscommission des Staates vorher wäre nachgewiesen worden, so würde ein ungeprüfter Regent, der doch als oberster Controleur über all diesen Prüfungscommissionen steht, eine wahre Anomalie bilden. Will derselbe daher sich nicht dem Mißgeschick aussetzen, bei der Prüfung durchzufallen: so muß er nothwendig für sich einen besondern, von der Vorsehung empfangenen Beruf und Tact annehmen. Nimmt er das nicht an, so ist die Revolution zur Hand, die seine Stelle mit einem Fähigeren, einem Präsidenten besetzt, der seine Staatsprüfung durch die Majorität des allgemeinen Stimmrechts bei der Wahl bewährt hat. Frankreich hat diese Consequenz verwirklicht.

chen bewenden. Gewöhnlich betrachtet man es als einen Vorzug, wenn ein Fürst keine Günstlinge und keine Maitressen hat. Rührt dieß jedoch von Gefühllosigkeit her, von Mangel an Seelenkraft; kömmt es daher, weil er unvermögend ist zu lieben, weil der Ehrgeiz, der ungezügelte Durst nach Krieg seine Leidenschaften sind: wäre es dann nicht tausendmal besser, ein Fürst hätte Schwächen solcher Art und sühnte sie durch Tugenden, die von einer liebenden und gefühlvollen Seele untrennbar sind? Kurz: ehrgeizig, begierig sich durch jedes Mittel zu vergrößern, despotisch, händelsüchtig, kleinlich in seinen inneren Angelegenheiten, ein Unterdrücker seinen Nachbarn gegenüber, so oft er der Stärkere seyn wird: so, glaubt man, wird sich der Kaiser in Zukunft zeigen."

„Das Glück des Hauses Brandenburg und die glänzende Regierung des Königs von Preußen haben ihm die Ueberzeugung beigebracht: alle Macht eines Staates beruhe auf den Waffen: die Truppen also vermehren, um seine Besitzungen zu erweitern; und seine Besitzungen erweiteren, um dieser Vermehrung zu genügen, ist in Folge hievon die Grundlage seines Systems geworden. Da er viel spricht: so enthüllt er fortdauernd seine Grundsätze über diesen Punkt, wie über alle anderen. Wird er nun künftig den Krieg selbst führen? Wird er persönlichen Geschmack an ihm und Feldherrntalente haben? das kann man freilich nicht wissen. Gewiß aber ist, daß er keinen gehörigen Unterricht empfangen hat, und daß er keine dazu geeignete Erziehung erhielt, und daß er nachher nicht die rechten Mittel angewendet hat, um diesen Mangel zu ersetzen; endlich daß er sehr spät zur Regierung kommen wird. Es scheint sein Bemühen, dem König von Preußen in vielen Dingen nachzuahmen; und das allein läßt schon denken, daß er es ihm nicht nachthun wird. Er zeigte sich z. B. entzückt von der Rastlosigkeit dieses Fürsten, von seiner Mäßigkeit, von seiner Härte gegen sich selbst: er hat seine letzte Reise nur mit einem Gefolge von vier oder fünf Personen gemacht, logirte in den Schenkhäusern, schlief oft



auf dem Stroh, führte eine sehr schlechte Tafel, ritt Bauern- oder gemeine Husarenpferde, und wollte nicht einmal die der Offiziere annehmen: er setzt in dieß Alles eine gewisse Affectation, eine Kleinlichkeit, er macht sich daraus einen Ruhm; er erzählte es bei seiner Zurückkunft überall; er erzählte es wie ein Mensch, der da meinte, er habe hiedurch an Größe gewonnen."

„In Folge seiner Nachahmung des Königs von Preußen, geht er immer in Uniform; geht immer ohne Gefolg, ohne Prunk. Man begegnet ihm in den Straßen in einem höchst unansehnlichen Wagen mit zwei mittelmäßigen Pferden, nur von einem einzigen unberittenen Diener begleitet. Oft fährt er auch in einer Kalesche spazieren und kutschirt selbst. Was er indessen z. B. thut und der König von Preußen nie gethan hat: er besucht die Wiener Häuser, erscheint dort wie ein einfacher Privatmann, und macht auch nicht mehr Aufsehen; man erhebt sich bei seinem Eintritt, das ist aber auch das einzige Zeichen von Ehrfurcht, welches man ihm erweist. Er bringt so den ganzen Nachmittag und selbst den Abend zu, indem er von Haus zu Haus geht, manchmal drei oder vier Stunden in einem und demselben bleibt (das geschieht besonders bei der Fürstin Charlotte, bei der Fürstin Esterhazy), viel spricht und zwar mit aller Welt, und da discutirt und erzählt er, und indem er so die Art von leichter Redegabe, die er besitzt, mißbraucht, sagt er natürlich viele Plattheiten und Gemeinplätze. Diese Lebensweise ist eine Folge des Mangels an Erziehung und Unterricht: er liest niemals; er liebt keine Arbeit, außer was sich auf's Militär bezieht, und gegenwärtig (1773) auch was einige Zweige der Verwaltung in den neuen polnischen Erwerbungen betrifft, mit denen er sich beschäftigt. Diese Arbeit füllt seinen Morgen aus, den er in sehr früher Stunde beginnt, da er früh aufsteht. Unfähig, seinen Geist mit Etwas zu beschäftigen, was ihn ausbildete oder ihn interessirte, verzehrt ihn darum Nachmittags die Langeweile: er weiß nicht, was er mit seiner Person anfangen soll; er steigt in den Wa-

gen, besucht die öffentlichen Promenaden, das Theater, obschon er es nicht liebt, die Häuser, und das geht so fort bis zehn Uhr Abends, wo er heimkehrt und sich früh niederlegt, ohne jemal zu Nacht zu speisen."

„Allgemeine Stimmung in Betreff dieses Fürsten: man achtet ihn nicht, man liebt ihn nicht, man fürchtet ihn: sein Charakter hat durchgeblitzt und läßt den Augenblick fürchten, wo er unumschränkter Herr seyn wird. Er wird es vor dem Tod seiner Mutter werden, sie fühlt es und ist darüber beunruhigt. Nie war Jemand so eifersüchtig, wie sie, auf ihre Autorität. In verschiedenen Sachen hat er ihr schon die Hand mit Gewalt geführt; in Betreff anderer läßt er nicht nach, sie jeden Tag zu tribuliren; zum Vorwand nimmt er die Mitregentschaft, die sie ihm zugestanden, die Interessen seines Hauses, seines Ruhmes. Sie leistet ihm zwar Widerstand und bringt ihn wieder zurück. Da indessen ihr Widerstand sich nur auf die geheime Besorgniß gründet, die Gewalt werde aus ihrer Hand in die ihres Sohnes übergehen: so darf er ihr nur einen Augenblick schmeicheln, sie in einer anderen Sache schonen, und sie wird endlich nachgeben. Auf diese Weise hat er seinen Willen gegen sie bei jenem schmählichen, von dem Wiener Kabinet gefaßten Beschlusse durchgesetzt, den Türken keinen Beistand zu leisten, nachdem es doch achtzehn Millionen von ihnen erhalten hatte, eben so bei der Theilung von Polen; und so wird er auch noch darin seinen Willen durchsetzen, daß den Türken der Krieg erklärt wird, oder zum wenigsten, daß Oesterreich sich mit gewaffneter Hand zum Vermittler zwischen Russen und Türken aufwirft. Da die Armee zu seiner Verfügung steht, so hat er zu diesem Zwecke schon alle möglichen Vorbereitungen getroffen: 130,000 Mann sind in Ungarn, in Siebenbürgen und längst der türkischen Gränze verbreitet; diese Truppen sind mit allem Nöthigen für den Feldzug versehen; ungeheure Magazine sind gebildet; in dem Augenblicke also, wo er Polens Angelegenheiten zu Ende bringen will, in dem Augenblicke, wo die Erfolge der

Türken seine Besorgniß erregen und der Schauplatz des Krieges sich über die Moldau und Walachei ausdehnt, und somit sich seinen neuen Erwerbungen nähert, in dem Augenblick endlich, wo er an die Möglichkeit glaubt, sich durch eine kriegerische Bewegung vergrößern zu können: wird er Feindseligkeiten an dem Gränzcordon herbeiführen, und seine Mutter gegen ihren Willen in eine Unternehmung stürzen, die ihrem Gewissen widerstrebt, die ihr Bündniß mit uns verletzt, und sie insbesondere die Leichtigkeit fürchten läßt, womit unter solchen Umständen ihr Sohn sich zum Meister der Regierung machen könnte, die sie ihm nicht überlassen will."

„Kleinmüthige Furcht der Kaiserin in dieser letzten Hinsicht, die sie bei jeder Gelegenheit kund gibt: sie schmeichelt den Truppen; sie hütet sich, niemal an einer Hauptwache vorüberzugehen, ohne den Soldaten Geld zuzuwerfen. Um eben dieser Furcht willen hat sie ihren Sohn genöthigt, sechs Wochen früher von seiner Reise zurückzukehren, als er es vorhatte; sie wußte, daß er dort Alles tadelte, was durch den Grafen Pergen, den von ihr mit der Verwaltung ihrer neuen Besitzungen betrauten Minister, daselbst geschehen war; daß er davon sprach, dort Alles über den Haufen zu werfen; daß er sogar mit mehreren Gegenständen bereits schon den Anfang gemacht hatte; und es ist nicht nur in Polen, wo er Veränderungen machen und seine neuen Ideen ausführen würde, wenn die Macht in seiner Hand wäre, es würde dieß vielmehr in allen seinen Staaten geschehen. Man darf nicht zweifeln, daß er allgemeine Pläne, Reformen von Oekonomie und Einschränkung in Betreff der großen Zahl der Dikasterien und der bei diesen Dikasterien Angestellten vor hat. Und in der That gibt es in diesem Zweige der österreichischen Verwaltung viele Mißbräuche und Verwickelungen — ein Gegenstand näher auszuführen in der besondern Darstellung dieser Regierung. — Allein es steht für sein Land zu befürchten, daß er alle diese Veränderungen nicht mit Erfolg vollbringen wird: es fehlt ihm

hiezu an hinlänglichen Principien; es fehlen ihm die Kenntnisse; er ist hart, geizig, ein Freund der absoluten Gewalt; und die Nachtheile dieser drei verschiedenen Fehler werden sich in allen Veränderungen, die er vornimmt, fühlbar machen."

„Allgemeine Besorgnisse seiner Unterthanen in dieser Hinsicht: sie fühlen sich von einer Militärherrschaft bedroht, von einem eisernen Scepter, von der Vernichtung all ihrer Vorrechte. Sie fühlen, daß seine Thronbesteigung, der Beginn seiner Herrschaft die Epoche einer allgemeinen Revolution in der gesammten Verwaltung seyn wird; so weit, was seine Unterthanen anlangt. — Europa darf ihn nicht minder fürchten. Er wird es durch seine Anmaßlichkeiten, durch seine Vergrößerungspläne in Bewegung bringen; zum allermindesten wird er durch die Weise seiner ungeheuern Militärrüstung ihm den Schaden zufügen, daß er es gleichfalls zu einer außerordentlichen Rüstung zwingt; er wird die Rechte der kaiserlichen Krone erweitern; er wird, wenn es ihm m[illegible] ist, die schwachen, ihm bequem gelegenen Staaten überfallen; sein Kopf ist von dem Beispiel des Königs von Preußen erhitzt — kurz, ich glaube das Resultat der Regierung dieser beiden Fürsten wird eine allgemeine Umwälzung in der Politik Europas, in dem System aller Regierungen seyn — die allgemeine Annahme der Militärherrschaft nämlich als Grundlage. Ich sehe vor Ablauf von zehn Jahren alle schwachen Staaten getheilt, oder unterjocht, und die, welchen die Natur einige Mittel der Vertheidigung in die Hand gegeben, genöthigt, all diese Mittel aufzubieten, all ihre Einwohner als Soldaten einzureihen und das Eisen ihres Pfluges in Waffen zu verwandeln. — Ich sehe Europa abermal die Beute einer andern Art von Barbaren werden, die wohl aufgeklärter, aber nicht minder zerstörend sind. Hiemit genug über den Kaiser. Allein ich hielt es für interessant, die Beobachtungen über einen Fürsten zusammen zu stellen, der durch sein Alter, das Gewicht seiner Macht auf so lange hin und in so entscheidender Weise auf das Loos von Millionen von Men-

schen Einfluß haben wird. Man studirt den Lauf der Gestirne; der Charakter der Fürsten aber, die Vorzeichen, die man daraus für ihre Regierung abnehmen kann, sind, wie ich glaube, wichtiger für die Erde."

So urtheilte 1773 über Joseph II. ein Mann, der vollkommen auf der Höhe der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts stand, den Voltaire gepriesen hatte, dem d'Alembert ein Empfehlungsschreiben an Friedrich II. gegeben hatte, von dem er auch gnädig aufgenommen worden, und der bei dem französischen Gesandten, dem Fürsten Louis von Rohan, mit der Aufmerksamkeit eines recognoscirenden Militärs zur Ergänzung seiner eigenen Beobachtungen alle ihm irgend möglichen Erkundigungen über den Kaiser, die Kaiserin, den Hof, die Kaiserstadt und die Monarchie einzog. Seine Schilderung kann uns daher wohl füglich wie eine Depesche der französischen Gesandtschaft am kaiserlichen Hofe gelten. Der Fürst von Ligne erkennt auch das Prophetische in den Schlußworten vollkommen an: „Guibert", sagt er, „hat den Krieg von 78 (wegen Bayern), so wie den wegen der Schelde, dann unsere Bewegungen des Jahres 85, um den Russen die Krimm zu verschaffen, und endlich den von 88 vorausgesehen, darum ist er zu bewundern, wegen der Raschheit und wegen des Scharfblickes seines Geistes."

Von der religiösen Gesinnung des Kaisers und seinen Reformen in dieser Beziehung spricht Guibert nicht. Da er selbst damals vollkommen dem kirchenfeindlichen Geist seiner Zeit huldigte, so schien ihm dieß ohne Zweifel gleichgültiget; doch gedenkt er an einer Stelle, wo er von dem Charakter Wiens spricht, mit einem Worte auch der bevorstehenden religiösen Umwandlung. „Bigotterie", ruft er aus, „Aberglauben auf allen Straßen Wiens: Bilder, Kreuze, Stationen, Reliquien, und das Volk Gebete murmelnd auf den Knieen und den Rosenkranz in der Hand. Dieser fromme Eifer wird mit dem

Tode der Kaiserin fallen *); da der Kaiser nicht fromm ist und sich wenig um die Sitten kümmert, obschon er weder lie-derlich noch galant ist." — „Die Männer", sagt er an einer andern Stelle von der vornehmeren Wiener Gesellschaft, „ste-hen weit hinter den Frauen zurück — der größere Theil von ihnen ist ohne Erziehung, hat keinen Unterricht genossen, man kann die zählen, die sich mit Literatur beschäftigen. — Aeußer-liche Sittenstrenge, erzwungen von wegen der Bigotterie der Kaiserin — keine Galanterie, noch weniger Leidenschaften — die Männer besitzen nicht Geist genug, um sich liebenswürdig zu machen, noch Feuer, um zu lieben — es findet hier eine geheime Coruption statt, und diesem Allen mischt sich eine äußere Andächtigkeit und eine religiöse Heuchelei bei, die niedrig ist und empörend — man ist in Wien fromm und liederlich, liederlich und traurig — on y est dévot

*) Ein Beispiel dieser Umwandlung nach dem Tode der Kaiserin gibt uns C. Pichler in ihren Denkwürdigkeiten, wo sie von ihrem vä-terlichen Hause und sich in dieser Beziehung spricht: „Ich hörte und sah Vieles, was von meinen früheren Ideen sehr abstach. Ich war religiös erzogen, und alle von der Kirche vorgeschriebenen Gebräuche waren bis zu jener Zeit im Hause sowohl, als auch von mir beobachtet worden. Allmählig aber drang die neue Ge-sinnung auch bei uns ein. Gar manche der Freunde, die unser Haus besuchten und übrigens achtungswerthe Menschen waren, dachten über die Religion ganz frei. — Nicht allein, daß sie sich in ihrem Herzen von jeder positiven Satzung losmachten und ei-gentliche Deisten, oft nicht einmal dieß, sondern Materialisten und Atheisten waren, gab es auch Viele unter ihnen, die unbesonnen genug waren, diese Gesinnung ungescheut im Gespräche laut wer-den zu lassen, sich von allen äußerlichen Beobachtungen der Reli-gion, allen Vorschriften der Kirche los zu machen und in philoso-phischer Ruhe bequem dahin zu leben. Diese Gesinnungen, diese Beispiele sah ich täglich vor mir, und obwohl sie mich wohl zu-weilen durch ihre Grellheit verletzten, so drang doch Einiges da-von auch in meinen Geist ein, erregte mir Zweifel, Unsicherheit, und erkältete auf jeden Fall mein Gefühl."



et libertin, libertin et triste — einige Personen mögen von diesem Bilde eine Ausnahme machen, allein es malt die Masse des Volkes."

Mag immerhin französische Selbstgefälligkeit und Eitelkeit einigen Antheil an dieser Schilderung des alten Wiens haben — die da mit Verachtung auf die deutsche Schwerfälligkeit herabblickte, wenn sie sich bemühte, es der leichten französischen Frivolität nachzuthun — die Folgezeit hat jedoch leider nur zu sehr bewiesen, daß sein Scharfblick sich auch hinsichtlich dieser „geheimen Corruption", die sich damals noch vor der Kaiserin hinter einem frommen Aeußeren heuchlerisch verbarg, nicht täuschte.

Aus dem ganzen Bericht dieses Franzosen sehen wir jedenfalls, welche schwere Noth und welche harte Kämpfe Maria Theresia in ihren letzten Lebensjahren dem ihr Gewalt anthuenden, ungestümen Ehrgeiz ihres Sohnes und seiner unheilvollen Neuerungssucht gegenüber, zu bestehen hatte, und wie sie im Interesse Oesterreichs und Europas handelte, wenn sie das Heft in Händen behielt, und den Augenblick der großen Umwälzung, den sie voraussah, so lange wie möglich zu verzögern suchte.

Urtheilte auch mancher „der Philosophen" des achtzehnten Jahrhunderts in der gleichen geringschätzigen Weise über die mäßigen Geistesgaben und die mangelhaften Kenntnisse des österreichischen Reformators, so verstanden sie doch anderer Seits gar wohl, welche Dienste seine blinde Aufklärungssucht und Neuerungswuth, als Vorarbeit für die Revolution, dem Zerstörungswerke der alten christlich-monarchischen Ordnung leisten müsse, und darum sparten sie auch, bei aller Geringschätzung, keine Schmeichelei und keine Aufmunterung, womit sie seine Eitelkeit vorantrieben — bis er mit Entsetzen gewahrte, wie die Fluthen des Verderbens ihm über den Kopf schlugen; wo dann die heuchlerischen Schmeichler die Maske abwarfen, um ihn in den Abgrund zu stoßen, den er sich selbst gegraben.

So erschien z. B. als ein Gegenstück zu Guiberts Schilderung 1777, während Josephs erstem Erscheinen in Paris, dort eine kleine Schrift zu seinem Preise, dem Kardinal Bernis, als einem der Stifter des österreichisch-französischen Bundes gewidmet. Ihr Verfasser weiß vortrefflich jene Ostentation der Einfachheit und Bürgerlichkeit, womit der Kaiser bei seinem Erscheinen seine Würde vergessen zu machen suchte, zum Vortheil jener Gleichheit auszubeuten, welche nachher die Revolution auf ihre blutigen Fahnen als Feldgeschrei gegen das Königthum schrieb. Schon der Titel gibt diese Tendenz kund: „Joseph II., der Freund des Volkes“, mit dem erklärenden Zusatze: „le triomphe de l'humanité sur le Trône“ und dem sehr bezeichnenden Motto, das lebhaft an spätere Zeiten erinnert, wo es buchstäblich zur Wahrheit wurde: „Unter einem Bürgerkönig ist jeder Bürger König — sous un Roi Citoyen tout Citoyen est Roi“, wobei er ausdrücklich den Parisern, mit einem Seitenblick auf Versailles, von dem Bürgerkaiser rühmt: „Man wird ihn in den dunkelsten Hütten eben so wohl, wie in den glänzendsten Pallästen von der Gleichheit der Menschen überzeugt sehen.“

Die Pariser waren in jenen Jahren im ersten Feuer ihrer amerikanischen Begeisterung, ihre Armeen kämpften jenseits des Ozeans für die jungen Freistaaten gegen ihren Monarchen, und Paris schallte wider von dem Lobe der Freiheit und Gleichheit und den Heldenthaten Washingtons und La Fayette's. Der Ruhm der freisinnigen Aufklärung, welcher Joseph II. vorausging, die republikanische Einfachheit seiner Erscheinung, sein Spott über die Vorzüge der Geburt und die Standesunterschiede, seine Redensarten von allgemeiner Gleichheit, mußten die Pariser natürlich glauben lassen, auch er theile die Begeisterung für die neue amerikanische Freiheit, die ja die schönsten Ideale der „Philosophie“ zu verwirklichen schien. Als sie ihn jedoch einmal, da gerade wieder der Ruhm der amerikanischen Helden erklang, und Joseph schwieg, ausdrücklich fragten: mit wem er es denn eigentlich halte, mit



dem König von England oder den jungen Freistaaten? — da wollte er nichts von der gerühmten Gleichheit wissen; er erinnerte sich ohne Zweifel, daß die gefeierten Republikaner denn doch im Grunde abgefallene Unterthanen ihres Königs, Rebellen seien, und sprach: „Was mich betrifft, so gestehe ich, ich bin ein wenig Royalist *), denn das ist mein Metier.“

Die eigenmächtige, kein bestehendes Recht achtende Willkür, die sich bei Joseph mit seiner ewigen Projektenmacherei und seinem krankhaften Durst nach Thätigkeit und Ruhm verband, wie sie sich in den inneren und den äußeren, in den weltlichen und den geistlichen Angelegenheiten gleicher Weise kund gab, hatte natürlich zur Folge, daß, wie er Niemand vertraute, so auch ihm Niemand vertrauen konnte. Wie nämlich kein Kloster sicher war, ob es morgen noch besitzen würde, was es seit einem Jahrtausend als unverletzliches heiliges Eigenthum besessen; wie kein Katholik wissen konnte, ob ihm, der bereits erklärt, daß er die Nuntien nur noch als politische Abgesandte anerkenne, nicht eines Tages einfallen würde, seine herrschende Staatskirche gänzlich von Rom zu trennen: so hatte auch keiner seiner Nachbarn die Gewißheit, ob er nicht diesen oder jenen Artikel eines bestehenden Vertrages, nach der „großen Moral“ Friedrichs II. von Preußen, als „dem Staatswohle“ widersprechend, für ungültig erklären würde: Isolirung oder unzuverläßige Bündniße waren hievon die Folge. Immer mit neuen Vergrößerungsplänen beschäftigt, wurde seine

---

*) Ein neuerer französisch-lothringischer Schriftsteller spricht bei dieser Gelegenheit das scharfe Urtheil über Joseph aus: „A Joseph II., rapetissé au point de n'être plus, de son propre aveu, que royaliste, il appartenait d'abjurer les fières traditions du sang de Lorraine, et d'être assez méchamment sot, au milieu de tout son esprit, pour s'imaginer *Se Grandir*, en essayant de violer tous les droits: droits du Ciel et droits de la terre.“ Nancy, histoire et tableau par P. G. de Dumast. Seconde edition. Paris au bureau du Correspondant.

Freundschaft seinen Bundesgenossen, besonders wenn es diesen auch nicht an Appetit fehlte, bald sehr lästig. So rühmte zwar Katharina II, als sie 1785 mit dem Fürsten von Ligne nach Czarskozelo fuhr, demselben seinen Kaiser mit den Worten: „Ihr Souverain besitzt einen Geist, der immer dem Nützlichen zugewendet ist; nichts Frivoles findet Eingang in seinen Kopf. Er gleicht Peter I., er läßt sich Widerspruch gefallen; nimmt es nicht übel wenn man seiner Meinung entgegentritt, und will vorher überzeugen, ehe er befiehlt."*) Allein im Vertrauen klagte die mächtige Czarin, die von Josephs Politik unterstützt ihr „Petit Ménage", wie sie allzubescheiden ihr Reich nannte, bis zu den Pforten Konstantinopels und den Marken deutscher Zunge ausdehnte, über die zahllosen, stets wechselnden Projekte und Prätensionen ihres neuerungssüchtigen Bundesgenossen.**)

In Angelegenheiten, wo er nicht, wie bei wehrlosen Mönchen und Nonnen, mit seiner Gewalt durchdringen konnte, wo es der Schonung, einer sorgfältigen Vorbereitung, unausgesetzter Pflege, gütlicher Verständigung, weiser Mäßigung, strenger Selbstbeherrschung und langmüthiger Geduld bedurfte: da zog er verdrossen die Hand zurück. Daher seine Regierung zur Verbesserung und Verjüngung der halb erstorbenen deutschen Reichsverfassung und zur Weckung eines edleren deutschen Nationalgeistes, gewaltthätige Eingriffe abgerechnet, so wenig gethan. „Sein Bemühen die Reichsjustiz zu verbessern, fand

*) Mélanges du Prince de Ligne Tome XXII. P. 113.

**) Segur, der in seinen Memoiren einer Unterredung gedenkt mit dem russischen Gesandten Stackelberg in Warschau über Josephs Project: Bayern gegen die Niederlande auszutauschen, zu dem Katharina scheinbar die Hand geboten, sagt: „Au reste, l'ambassadeur me laissa plus d'une fois entrevoir que, malgré l'amitié de Catherine II. pour l'empereur Joseph, elle commençait à être tant soit peu lasse et embarrassée de la variété, de la multiplicité, de la succession rapide des projets et des prétentions de son allié." Segur Oeuvres Tome II. P. 178.

anfänglich von vielen Seiten Unterstützung; allein die neunjährige Dauer der angeordneten Reichskammergerichtsvisitation, die vielen Verdrüßlichkeiten während ihrer ganzen Dauer, das elende Resultat, und die Unmöglichkeit von der Form zur Sache zu kommen, verleideten ihm die weiteren Versuche. Von dieser Zeit an wollte er sich des Reiches nur bedienen, um andere Absichten als gerade das Beste des deutschen Bundes zu befördern."*)

In geistlichen Dingen des Reiches wollte er, der die seit Jahrhunderten anerkannten Rechte der Kirche und die Autorität des heiligen Stuhles so vielfach verletzte, über die Katholiken der Reichslande und die geistlichen Fürsten nichts desto weniger seine kaiserliche Oberherrlichkeit in gleich unumschränktem Maaße wie in den Erblanden, ausüben: hier befahl er Bullen aus den Ritualien zu reißen, während protestantische Fürsten (Friedrich II.) ihm in ihren Staaten nicht einmal die Ertheilung von Panisbriefen zugestanden.

Durch seine kaiserliche Würde zum Wahrer des äußeren Rechtsfriedens zwischen den Katholiken und Protestanten des Reiches bestellt, äußerte er gegen den französischen Gesandten Baron von Breteuil, der dem Prinzen Louis von Rohan auf dem Wiener Posten folgte, seinen ganzen Mißmuth über seine allerdings wenig beneidenswerthe kaiserliche Stellung. Baron Breteuil schrieb darüber unter dem 26. Mai 1779 an den Minister Comte de Vergennes: „Der Kaiser antwortete mir, wie er nur mir sagen könne, welchen Eckel ihm diese Art von Geschäften einflöße, welche ihm seine Eigenschaft als Kaiser auferlege; daß ich doch wissen sollte, wie wenig er an dieser widerwärtigen Bürde hange; ich müße ihn wohl hinlänglich kennen, um nicht darüber im Zweifel zu seyn, daß er mit vernünftigen Augen die ewig wiederkehrenden Händel zwischen den verschiedenen Confessionen des Reiches ansehe; da diese

*) Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Schlosser. Erste Ausgabe I. S. 309.

Erbitterung indessen fort und fort Streitigkeiten verursache, die vor sein Tribunal kämen, daß er da das Mißgeschick erfahren müsse: spreche er zu Gunsten der Kapuziner, für die er sich doch nicht im mindesten interessire, die ihm aber Recht zu haben schienen, dann schrien die Protestanten, der Kaiser denke an nichts, als sie zu vertilgen; finde er umgekehrt die Klagen der Protestanten wegen der Schritte der Katholiken gegründet: dann schrien die Priester und Mönche aller Orten, das Oberhaupt des Reiches gebe die Religion preis und stehe zum Uebertritt willig bereit." *)

Acht Jahre später schrieb Joseph an den Coadjutor von Mainz, den Reichsfreiherrn Carl Theodor von Dalberg, folgenden Brief über die Ordnung der Reichsangelegenheiten und die Bildung einer starken, die Einzelstaaten eng verbindenden Centralgewalt — eine Aufgabe die noch heute ihrer Lösung entgegen steht:

Wien, den 13. Julius 1787.

„Ich habe, mein lieber Baron! mit vielem Vergnügen Ihr Schreiben durch den Grafen Trautmannsdorf erhalten. Recht gerne nehme ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen: Ihre Ansichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, das ich gerne so nenne, weil ich es liebe, und stolz darauf bin, ein Deutscher zu seyn. Wir haben darin eine völlig gleiche Denkungsart, und ich glaube, wenn Alle so dächten, und gerecht wären, so würde man sich nicht beklagen, einen Obern zu haben, wie ich bin, so wie ich Ihnen versichere, daß ich mich sehr glücklich fühlte, wenn alle Churfürsten und Fürsten so dächten, wie Sie, mein lieber Coadjutor, den ich der Kenntniß und wiederholten Beweise wegen, die ich von der Rechtlichkeit Ihres Charakters und Ihrer Einsicht habe, achte und liebe. Gleich Ihnen habe ich mich öfters be-

*) Flassan, Histoire générale et raisonnée de la Diplomatie française, Tome VII.

schäftigt, darüber nachzusinnen, was unser Vaterland glücklich machen könnte: ich bin ganz einstimmig mit Ihnen: daß nur ein enges Band des Kaisers mit dem deutschen Staatskörper und seinen Mitstaaten das einzige Mittel sei; aber bis dahin zu kommen, — hierin liegt der Stein der Weisen. Er ist um so schwerer zu finden, da es darauf ankömmt, die verschiedenen Interessen zu vereinen, besonders der Untergebenen, die vorsätzlich die Angelegenheiten Deutschlands verwirren, und sie zu einer, wahrhaft unerträglichen Pedanterei machen, um die Fürsten abzuschrecken, ihre Angelegenheiten durch sich selbst zu betrachten, um sie über ihre eigenen Interessen zu verblenden, sie in Abhängigkeit zu erhalten, und sich nothwendig zu machen, indem man Mährchen aller Gattungen ersinnt, abgeschmackte Ideen verbreitet, die man erdichtet, ihnen glauben macht, und wornach man sie zu handeln bewegt, als ob es die wahrsten Thatsachen wären. In jeder Gesellschaft, von welcher Art sie sei, muß ein, Allen gemeinschaftliches Objekt vorhanden seyn, aber das Wort: Patriotism, dessen man sich so gemeinlich bedient, sollte ausschließlich auch eine reelle Bedeutung haben, während das Interesse des Augenblicks, die Eitelkeit der Personen, politische Intriguen, Verbindungen bilden und Besorgniß rege machen, denen man, selbst bis zu den juridischen Entscheidungen unter Einzelnen, Alles unterwerfen möchte. Wenn unsere guten deutschen Mitpatrioten sich wenigstens eine patriotische Denkungsart geben könnten, wenn sie weder Gallomanie, noch Anglomanie, weder Prussiomanie, noch Austromanie hätten, sondern eine Ansicht, die ihnen eigen wäre, nicht von Andern erborgt; wenn sie wenigstens selbst sehen, und ihre Interessen prüfen wollten, während sie meistens das Echo einiger elenden Pedanten und Intrikanten sind. Ihnen, mein lieber Baron! ist dieses rühmliche Unternehmen einzig aufbewahret, und wenn es Ihnen mißlingt, dann muß man ihm auf immer entsagen; denn zum erstenmale sehe ich zu meinem großen Vergnügen ganz Deutschland auf einen Punkt vereinigt, nämlich in seiner Ansicht über Ihre Person. Alle verschiedenen Partheien lassen Ihrem Charakter und Ihren Einsichten Gerechtigkeit widerfahren, während Sie der Schrecken der Brausköpfe, der Intrikanten und Pedanten sind."

„Glauben Sie daher, daß ich mit aller Aufrichtigkeit und Achtung bin

Mein lieber Baron

Ihr wohlgeneigter
Joseph." **)

Joseph täuschte sich bitter in den Erwartungen, die er von diesem Mainzer Coadjutor für die Verherrlichung Deutschlands hegte, da derselbe, ein Diener der Tyrannei Napoleons, zur Beraubung und Erniedrigung des Reiches und der Kirche reichlich beigetragen. Auch konnte Joseph mit schmeichelhaften Briefen dieser Art die ihm längst so vielfach entfremdeten Gemüther unmöglich sich wieder gewinnen.

Durch seine Politik gegen die Polen und die Türken, durch seine Besitzergreifungs- und Tauschprojekte gegen Bayern, durch seine Beraubung Passaus, seine Bedrohung Salzburgs und Regensburgs, durch sein eben nicht kaiserliches Verfahren gegen Holland wegen des Barrierenvertrages, durch seine Eigenmächtigkeiten in Ungarn, Tyrol und den Niederlanden hatte er das öffentliche Vertrauen verscherzt, und die Fürsten suchten eine Zuflucht in dem Fürstenbund Friedrichs II., der sich jetzt als den Beschützer der Hierarchie und der Reichsverfassung gab, und alle Säcularisationen, Machtvergrößerungen und „großen Entreprisen" feierlichst abschwor! — bis sein Nachfolger der ersten Versuchung unterlag, um wieder der „großen Staatsmoral des Einzigen" zu huldigen. —

Wenn Friedrich II., der in seiner langjährigen Regierung den letzten Schatten kaiserlicher Autorität und also auch die

---

**) Dieß Schreiben ist so gut wie unbekannt. Es findet sich in keiner der drei Ausgaben von Josephs Briefen, die Schuselka mit seichten Bemerkungen begleitet hat, statt unbekannte Briefe des Kaisers aufzusuchen. Der Brief erschien zuerst in der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung. Jahrgang 1819, Num. 346, und ging von hier in das Buch von A. Krämer: „Carl Theodor von Dalberg, Großherzog von Frankfurt", Leipzig 1821, über.

Verfassung des deutschen Reiches zerstört hatte, am Ende seiner Laufbahn die Rolle ihres Schirmers in seinem Geheimbund gegen den Kaiser übernimmt: so wird sich wohl Niemand darüber täuschen, als habe ihm etwas an Kirche und Reich gelegen, für welche er Himmel und Erde in Bewegung setzte; es war vielmehr jetzt im Alter, — auf dem Felde der Diplomatie, — die consequente Fortsetzung seiner früheren Politik auf den Schlachtfeldern seiner Jugend und er handelte dabei in demselben Geiste, dem gemäß gegenwärtig das Berliner Kabinet, nachdem es wiederholt in den Tagen seiner Erbkaiser- und Unionsgelüste die Rückkehr zum Bundestage als unmöglich und gleichsam für eine Sanktion der Revolution erklärt, nun dennoch auf der Wiederherstellung der alten Ohnmacht in Frankfurt auf ihren unveränderten Grundlagen besteht. Wie Friedrich II. sich dem österreichischen Tauschprojekte von Bayern gegen die Niederlande nach Dohms unumwundenen Worten widersetzte, damit Frankreich stets Alliirte im Deutschland finde und ihm eine Straße nach dem Herzen Oesterreichs geöffnet bliebe*), so ging bei Stiftung des Fürstenbundes seine Hauptabsicht dahin, dem alten Erzhause nun auch den Namen des Kaiserthums, den Schein eines Präsidiums zu entreißen; er selbst spricht dieß in seinen Kabinetsschreiben an seine mit Bildung des Fürstenbundes beauftragte Minister aus. So unter dem 17. Oct. 1785: „Si l'Electeur de Mayence se joint à nous, nous sommes 4 Electeurs, ce qui nous assure de la pluralité dans le collège électoral, et empêchera l'exécution du projet de l'élection d'un Roi des Romains. Und am folgenden Tage, als ihm von seinen Ministern der so sehnlich erwartete Beitritt des Kurfürsten zum

*) Die klassische Stelle steht in Dohms Denkwürdigkeiten Band III. S. 251 und wurde bereits von den Hist.-polit. Blättern Bd. XXVI. S. 715 mitgetheilt. Wir bitten, das dort Gesagte über die Stellung Preußens unter Friedrich II. zu Oesterreich und dem Reiche nachzulesen.

Fürstenbund angezeigt wurde, triumphirt er: „Car Je regarde cette affaire trop importante, par la supériorité qu' elle nous donne dans le collège électoral et qui est une barrière impassable contre les desseins de l'Empereur pour l'élection d'un Roi des Romains, et d'un neuvième Electorat.“ *) Freilich hatte Joseph II. dieser Politik, die so bedeutsam dem Basler Frieden und dem Rheinbunde vorangieng, auch seiner Seits dadurch vorgearbeitet, daß er das Scepter nicht wie ein deutscher Kaiser des mächtigen glorreichen katholischen Hauses der Habsburger, nicht wie Maria Theresia, führte, sondern in dem Geiste der neuen Philosophie, mit der militärischen Vergrößerungssucht und dem Polizeiabsolutismus eines philosophischen Markgrafen von Brandenburg.

Wie Joseph aber sich und dem österreichischen Kaiserhause die Gemüther entfremdete, davon gibt uns unter andern ein alter Rheinländer, dessen Jugend in die Zeit der josephinischen Herrschaft fällt, ein lebendiges Beispiel — Nikolaus Vogt erzählt in seiner: „Geschichte des Verfalls und Untergangs der Rheinischen Staaten des alten deutschen Reiches“, Seite 217:

„Ich muß aufrichtig gestehen, daß auch ich meine ganze Hoffnung auf diesen eben so mächtigen, als beliebten Fürsten setzte. Die Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, welche mir schon von Jugend auf eingeflößt wurde, und das Andenken an seine vortreffliche Mutter, hatten mir diesen Prinzen eben so ehrals liebenswürdig gemacht. Beider Bilder sahe ich schon als Kind in unsern Stuben aufgehängt. Ich hörte von Theresiens Selbstständigkeit, von ihrem Heldenmuthe, von Josephs Thätigkeit. Ihre Bilder sprachen zu meinem Geiste und Herzen. Besonders hatte

*) Beide Kabinetsschreiben stehen vollständig abgedruckt bei Schmidt: „Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen.“ Seite 386. Pertz — der Herausgeber der Monumenta — sagt in seinem Leben Steins I. S. 70 von dieser patriotischen Politik: „Der große König konnte beruhigt auch seine letzte Pflicht vollbracht ansehen!“

mich der Zug aus der Kaiserin Leben ergriffen, als sie von ganz Europa angefeindet, ihren Erstgebornen in den Armen, die braven Ungarn zur Vertheidigung seiner Rechte und Länder aufrief. Begeistert von allen diesen schönen Aussichten entwarf ich die Skizze zu dem Werke, welches nach der Hand unter dem Titel: Ueber die europäische Republik, später und verbessert unter dem: Historische Darstellung des europäischen Völkerbundes herauskam. Zu dem Titelkupfer, welches mir der Maler Caspar Schneider in Mainz radirt hatte, wählte ich den obengemeldeten Auftritt mit den Ungarn. Ich wollte es dem Kaiser dediciren, und das Manuscript davon ihm selbst überreichen, als er zu der Zeit durch Mainz nach den Niederlanden zog. Die Schnelligkeit seiner Reise und der Zulauf des Volkes verhinderten mir den Zutritt; und ich bemerkte bald bei kälterem Nachdenken, daß mein guter Wille, wenn ich ihm auch meine Schrift überreicht hätte, wahrscheinlich doch ohne Frucht geblieben wäre."

„Als Kronprinz gebildet nach den Wünschen seiner besorgten Mutter, aber als junger Regent verbildet durch die Schriften der Afterphilosophen, der Statistiker, Staatsründler und Staatszusammenschmelzer würde ihm eine Schrift nicht behagt haben, worin positive Religion hochgeehrt, Selbstständigkeit der Nationen und Reiche geachtet, ständische, folglich ächte repräsentative Verfassung angepriesen, und alle die oberflächliche Gesetzgeberei, statistische Organisirung, Theilung oder Zusammenschmelzung der Völker getadelt war, welche das Unglück unserer Zeiten hervorgebracht haben. Ich glaubte, daß der so viel versprechende Joseph II. die Nationen, denen er die Erhaltung seiner Erbländer zu verdanken hatte, ehren, die nöthige Bildung seiner verschiedenen Staaten mit Zuziehung ihrer Stände und Landsleute weislich herbeiführen, und als deutscher Kaiser seine Hausmacht zur Erhebung der deutschen Nation mit Kraft und Klugheit verwenden würde; statt dessen sahe ich ihn nach seiner Rückreise die ungarische Krone, wie einen alten verbrauchten Hausrath, in die Gerümpelkammer nach Wien schleppen; leichtfertige, aus der Schule gekommene Statistiker als Reformatoren den Ungarn zuschicken, den Niederländern die Toleranz mit Gewalt aufdringen, Alles, was nicht in sein unüberdachtes System von Gleichheit und Ausrundung

paßte, zusammenreißen, und das deutsche Reich als einen veralteten Krönungsmantel betrachten, womit er sein neues Machwerk von österreichischer Monarchie ausbessern und ausflicken könnte. Da zog sich mein Herz und mein Verstand von diesem Fürsten weg. Statt ein origineller Kaiser in Rudolphs oder Josephs I. Sinne zu seyn, wurde er ein unglücklicher Nachahmer jenes Königs, der ihn sowohl im Kabinete, als Felde an Klugheit und Consequenz übertraf, und eben dadurch sein gefährlichster Feind war."

„Bald erlebte ich auch die übeln Folgen dieses verkehrten Systems, was Joseph in seiner Regierung befolgte. Seine ehrwürdige Mutter Maria Theresia hatte durch ihre Klugheit und Festigkeit die österreichischen Staaten gerettet, Joseph aber durch seine Nachahmungs- und Aufklärungssucht an den Rand des Verderbens gebracht. Die verstorbene Kaiserin war von ihren Unterthanen geliebt und geschätzt, von den deutschen Fürsten geehrt. Unter Joseph empörten sich die Ungarn, die Böhmen, die Niederländer und die deutschen Fürsten. Die schwachen Holländer schossen bei dem Scheldestreit auf seine Schiffe, und derjenige König, den er als einen Freigeist nachahmen wollte, wurde nun ein Beschützer des gedemüthigten Papstes, der Hierarchie und der alten deutschen Reichsverfassung."

Uebrigens wäre es ein großer Irrthum, zu glauben, Joseph sei der erste und eigentliche Begründer dessen, was man noch heute Josephinismus nennt. Joseph war, wie wir gesehen, kein origineller, kein schöpferischer Herrschergeist; er war ein blinder Nachahmer, ein Sclave, ein Opfer der Zeitströmung. Die Keime des Josephinismus waren vor ihm schon in der höheren Beamtenschaft, in einem Theil des Adels, und sogar auch in der höhern Geistlichkeit vorhanden; Joseph selbst empfing ihn schon von seinem Lehrer *) und seiner Um-

*) G. de la Tour, ein neuerer lothringisch-französischer Schriftsteller sagt in seiner jüngst erschienenen Schrift Lorraine et France. Paris 1851. P. 88: „Joseph eut pour éducateur le fameux Bartenstein, homme imbu de philosophisme gallican, et qui

gebung; er hat ihm höchstens nur jene eigenthümliche Färbung der Halbheit mitgetheilt, die mit dem Christenthume nicht ganz brechen wollte. Und so hat der Josephinismus auch den Kaiser, nachdem er durch seine Allgewalt die Grundlagen der alten Ordnung zerstört, überlebt, und so wuchert er noch heute in dem Kaiserstaate und der Kaiserstadt üppig fort.

Eigendünkel, der keine höhere Autorität erkennt, und Eigensucht, die Alles auf sich bezieht, sind seine Wurzeln: daher setzt er das Untere über das Höhere, das Materielle über das Geistige; und so ist er praktisch in die Massen eingedrungen; daher jene unersättliche, brennende Genußgier in dem Wiener Leben, und jener Haß gegen die Kirche in der Wiener Presse, die für das Judenthum und den Atheismus die Emancipation, für das Christenthum aber die Sclavenketten des Polizeistaates fordert; und daher auch jenes maaßlose Verlangen der Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit, die sich selbst nicht innerlich reformiren, und keinem Zügel und keiner Pflicht unterwerfen will, nach äußeren Reformen und Freiheiten.

Die Eigensucht des Josephinismus wollte nicht nur materiell im Handel, durch gänzliche Prohibition aller Einfuhr, sich auf sich selbst beschränken; zu engherzig und kleinlich für die großartigen Traditionen des katholischen Kaiserthums trachtete er sich auch auf dem geistigen Gebiete durch seine Staatskirche und seine Staatsschule gänzlich von Rom und Deutschland abzuschließen. — Joseph, der als freisinnig gepriesene, verordnete, Keiner solle vor dem siebenundzwanzigsten Jahre in's Ausland reisen — Isolirung und Stagnation waren die Folgen eines geistigen Mauthsystemes, das die Fäulniß und die Verwesung wie eine Bruthenne hütete. Nirgends

rédigea pour son disciple un cours d'histoire et de droit politique; là, sans doute, se trouvaient en germe les innovations tentées plus tard par le prince." Bartenstein war ein protestantischer Elsäßer, der zur „herrschenden Staatskirche" übergetreten war.

wurden die schlechtesten, die revolutionärsten, die liederlichsten, die geistlosesten Schriften des Auslandes mit solchem Heißhunger verschlungen, wie in Wien — die Reichstage haben von den Früchten Zeugniß gegeben — nirgends gehörte die Jugend und alle besseren Talente so sehr der radikalsten Opposition an — die Aula hat es gezeigt — als in Wien; dafür aber durfte sich der Kaiserstaat damit trösten, daß seine Schulen ein Monopol des Staates, seine Bischöfe Staatsdiener seien.

Nachdem der Josephinismus Alles aufgeboten hatte, die Monarchie durch seine absolutistische Centralisation, mit Vernichtung aller provinzialen und corporativen Freiheiten, seiner bureaukratischen Mitte zu unterwerfen, wüthete diese begünstigte Mitte in den Tagen der Prüfung selbstmörderisch gegen die letzte Stütze des Kaiserreiches, die treue, heldenmüthige Armee! Dem erstürmten Wien mußte das eiserne Gebiß des Martialgesetzes angelegt werden!

Aller höheren Ideen baar und in seiner Nüchternheit überall den Buchstaben über den Geist setzend und jeden selbstständigen, freien Aufschwung, jede Begeisterung fürchtend und hassend: so hat dieser Josephinismus einen Beamtenstand erzogen, dessen Glieder erst dann für brauchbare Räder in der Staatsmaschine erkannt wurden, wenn sie jedem eigenen Gedanken entsagt hatten — und so haben sie in ihrer Gedankenlosigkeit und ihrem materialistischen Unglauben, zum Aergerniß und zur Verführung des noch unverdorbenen Volkes, so lange mit allen revolutionären Ideen der Zeit und des Auslandes sympathisirt, bis endlich die Revolution des Jahres 1848 den freisinnigen Schreiberseelen mit den schlotternden Knieen in die furchtbleichen Angesichter sah: da schienen sie vernichtet, rath- und thatlos. Jetzt aber, wo die Gefahr für den Augenblick vorüber, erheben sie die Köpfe wieder, und manch Einer von ihnen meint, Joseph II, dessen Standbild die Revolution der Märztage bekränzte, sei dennoch der rechte Kaiser, wie ihn Oesterreich bedürfe! — nichts gelernt und nichts vergessen!

XLVI.

Die Kaiserin Maria Theresia und der Feldmarschall Fürst Karl von Ligne.

Unter den Briefen des Fürsten Karl von Ligne findet sich einer, der dem Andenken der großen Kaiserin Maria Theresia gewidmet, uns einige Züge zu ihrem schönen, wahrhaft fürstlichen Bilde mittheilt, die der Erinnerung wohl werth sind.

Der Fürst von Ligne, der uns diese Züge aufbewahrte, ein altwallonischer ritterlicher Degen, geboren zu Brüssel am 23. Mai 1735 und gestorben während des Congresses zu Wien am 23. December 1814, war seiner Zeit bekanntlich einer der tapfersten und geistreichsten Offiziere der österreichischen Armee. Sein ganzes Geschlecht war ein kriegerisches aus dem kriegerischen Hennegau ritterlichen Andenkens. Schon seine Ahnherren, die de Ligne, waren seit dem 13ten Jahrhundert erbliche Marschälle von Hennegau. Sein Großvater und sein Vater waren, wie er selbst, hohe österreichische Offiziere. Auf den Knieen der alten Grenadiere des Wallonen-Regiments seines Vaters ließ er sich als Kind schon von den Heldenthaten des Prinzen Eugen erzählen, dessen Leben er später, im hohen Alter, in seine Person sich versetzend, als sei es von

Eugens eigner Hand geschrieben, herausgab. Mit acht Jahren war er schon Zeuge der ersten Schlacht, und ein Knabe von 15 Jahren, faßte er den Entschluß, von dem väterlichen Schloß, wenn der Krieg ausbreche, mit den Soldaten durchzugehen: nur von Waffen, von Schlachten, von Helden und Heldenthaten und Ruhm träumend.

Er selbst schreibt in einem seiner Briefe an de la Place über seine kriegerische Heimath und seine erste unter dem Kanonendonner verlebte Jugendzeit: „In einem Lande, wo immer Krieg geführt wurde seit den Zeiten Cäsars, der, wie Sie wissen, die Nervier, die Moriner, die Menapier, die Aduatiker unterwarf, und wohin später selbst Attila, ohne die Geographie weiter zu kennen, sich herabließ zu kommen, kann es der Geschichte nicht an Stoff fehlen. Ich selbst besitze sieben oder acht herrliche Ruinen von Vesten auf meinen Gütern; ich bin sogar mitten unter dem Kriegslärm geboren; noch ein sehr junges Kind, hörte ich von dem Schloß Beloeil die Kanonade von Fontenai; sah bei der Belagerung von Brüssel drei Kugeln in das Hauptthor des Schlosses Ligne eindringen, während ich auf dem Balkon stand; und von einer Höhe mitten in meinem Forst herab, wohin mich mein Vater, der Kriegsgefangener war, führte, wenn ich mich zufällig gut aufgeführt hatte, zeigte er mir, wie Mons, S. Ghislain und Ath genommen wurden."

Der Fürst selbst hat über den Gründer seines Zweiges, der Fürsten Ligne-Arenberg, als Troubadour eine Romanze verfaßt. Dieser Stammherr, Jean de Ligne, ein jüngerer Sohn des erlauchten Hauses, das den Wahlspruch führt: Semper linea recta, war ein schöner, tapferer Ritter, „reich an Ehren, aber arm an Geld und Gut", und verdankte sein Glück der Liebe, indem ihm die reiche Erbin des Hauses Arenberg, die eines Tages alle ihre Freier zu einem großen Hochzeitfeste berief, die Hand reichte. Mit den ersten Versen seiner Ballade, worin er den Stammvater schildert, scheint er seine eigenen und seines Geschlechtes Hauptzüge im Auge

gehabt zu haben; wenigstens würden sie eben so gut auf ihn, wie auf den Alten passen:

Le premier Arenberg étoit un Jean de Ligne,
Galant, preux et loyal et Chevalier insigne;
Assez léger d'argent, mais fort riche d'honneur;
Ayant pour tout vaillant son épée et son coeur.
Portant bien l'un et l'autre, on a de l'avantage.
Vigoureux et hardi, que faut-il d'avantage?

Jean III. de Ligne empfing das goldene Vließ von Maximilian von Oesterreich, und sein Sohn, Antoine, wurde von Heinrich VIII. zum Prinzen von Mortagne erhoben. Seiner blinden Tapferkeit wegen wurde er der grand diable de Ligne, der große Teufel von Ligne zugenannt.

Unter diesen kriegerischen Erinnerungen und Umgebungen wuchs der junge Fürst auf, und Eugen, Conde und Cäsar waren früh die Helden, die er um ihren Ruhm beneidete.

Seine glänzende Tapferkeit gewann ihm das Vertrauen der Feldmarschälle Laudon und Lascy; er überbrachte Ludwig XV. die Botschaft von dem Siege von Maxen; mit Laudon theilte er sich in den Ruhm der Eroberung Belgrads, die ihm das Maria-Theresienkreuz erwarb, in dessen Ordens-Rath er später den Vorsitz führte, und dessen Geschichte er beschrieben. Zugleich sah er seinen Heldengeist in seinem ältesten Sohne Karl wieder verjüngt aufleben, der in demselben Türkenkrieg, bei der Erstürmung von Sabacz, gleichfalls das Theresienkreuz gewann, und es dem entzückten Vater in folgendem Brief, in Cäsars Styl, kund that: „Nous avons Sabacz. J'ai la Croix. Vous sentez bien Papa! que j'ai pensé à vous en montant le prémier à l'assaut."

Nicht leicht hat ein Mann die Großen seiner Zeit und all ihre Herrlichkeit, in so innigem Verkehr mit ihnen, an seinen Augen vorübergehen sehen, wie dieser tapfere wallonische Edelmann *). Mit Ehren, Schmeicheleien und Auszeich-

*) Einen Rückblick auf die großen Gestalten seiner Lebens- und Zeit-

nungen jeder Art überhäuft an den Höfen von Paris unter Ludwig XV. und XVI., von Berlin unter Friedrich II., von Petersburg unter Katharina II., gehörte doch sein Herz Oesterreich, für dessen Kaiserhaus seine tapfere Brust glühte. Dort hatte ihn Kaiser Franz I., wie er dessen dankbar gedenkt, herzlich wie ein Vater, Maria Theresia gütig wie eine Mutter behandelt, und selbst Kaiser Joseph II., der sonst so abgemessene, mißtrauische, nüchterne, methodische, begegnete ihm zuweilen fast mit brüderlicher Zuneigung; so wie ihn auch dessen Schwester, die unglückliche Königin Maria Antoinette, mit ihrer freundlichsten, zutraulichsten Güte beehrt. Er war einer der Vieren, die Joseph II. zu Grab trugen, „mit ihm", sagte er, „bin auch ich begraben worden." Die folgenden Fürsten wußten weder sein Genie, noch sein tapferes Schwert zu gebrauchen; er sollte den Oberbefehl über die Armee in Italien gegen die Franzosen führen; allein der Minister Thugut fand sich durch seinen Witz verletzt.

Indessen nicht nur in militärischen, auch in politischen Dingen hatte der Fürst einen scharfen Blick. Vergeblich warnend sagte er den bethörten Polen ihr Schicksal voraus; und schon unter dem 10. Nov. 1789 schrieb er von Belgrad, den Ausgang der französischen Revolution klar vorausschauend, an den Fürsten von Kaunitz: er möge den Frieden mit den Türken ja augenblicklich abschließen, „während Frankreich noch zu existiren scheine; ehe die Pforte erfahren, daß sein König entthront sei; denn Ludwig XVI. in den Tuillerien ist

---

geschichte werfend, sagt er: „Les bontés paternelles du bon, du respectable empereur François I., maternelles de la grande Marie-Therèse, et quelquefois presque fraternelles de l'immortel Joseph II., la confiance entière du maréchal Lascy, et presque entière du maréchal Laudon; la société intime de l'adorable reine de France; l'intimité de Catherine le grand, mon accès chez elle presque à toutes les heures; les bontés distingués du grand Frédéric, rendraient mes mémoires bien interéssants."

auf dem Wege zur Guillotine" *). Die Revolution raubte ihm beinahe sein ganzes Vermögen; sie raubte ihm noch mehr: am 14. September 1792 fiel sein Sohn, der Theresienritter, auf dem Feldzuge in der Champagne! Bis in sein höchstes Alter der heiterste, witzigste Mann seiner Zeit, konnte er doch dieses Sohnes nicht gedenken, ohne Thränen zu vergießen; so wie er auch im Grunde seiner Seele, bei aller geistreichen Frivolität und chevaleresken Galanterie, von einer gläubigen katholischen Gesinnung war, deren er auch, zum Erstaunen der aufgeklärten Wiener Zöpfe, durchaus kein Hehl hatte, indem er gar oft über die dumme Gottlosigkeit und den brutalen Unglauben seiner Zeit seinen scharfen Spott ergoß und den Katechismus und die Jesuiten und die Kapuziner in seinen Schutz nahm.

Als Offizier hat er uns originelle, geistreiche Tagebücher und Briefe aus seinen Feldzügen mitgetheilt, nämlich, wie er sich selbst ausdrückt: ein Tagebuch aus dem Kriege der sieben Jahre, ein zweites aus dem der sieben Monate in Böhmen 1778, und ein drittes aus dem der sieben Tage 1784 in den Niederlanden, wegen der Scheldefreiheit, worin er selbst den Oberbefehl führte; und endlich zahlreiche Briefe aus den österreichisch-russischen Feldzügen von 1787 bis 1789 gegen die Türken.

Kein Höfling gewöhnlichen Schlages, bewahrte er die, welche ihm wohlgethan und ihm Liebe und Vertrauen geschenkt hatten, auch nach ihrem Tode in treuem Angedenken. Davon gibt der ritterliche Unwille Zeugniß, womit er den Verunglimpfungen gegen das Andenken der unglücklichen Königin von Frankreich entgegentritt, und dieß zeigt auch sein Brief über Maria Theresia.

*) Die Stelle des Briefes lautet wörtlich: „C'est parceque la France existe encore un peu, que je crois qu'on peut s'en servir pour une bonne paix. Elle pourroit se faire, avant que la Porte sache que le Roi est détrôné; car Louis XVI. aux Thuilleries est même en chemin pour l'échaffaud."

Eine englische Dame nämlich, eine Fräulein Murray, hatte eine Trauerrede auf die Kaiserin verfaßt und ihm dieselbe mit einer anderen ihrer Schriften über Pope zugesendet. Der geistreiche, tapfere und sehr galante Feldherr, der den Degen, die Zunge und die Feder mit der gleichen Gewandtheit zu führen wußte, und von dem Frau von Stael in der Vorrede seiner von ihr herausgegebenen Briefe sagt: er sei einer von den wenigen nicht in Frankreich Gebornen gewesen, dessen französischen Geist die Franzosen als vollkommen ebenbürtig anerkannt — er schrieb der Engländerin darauf folgende Antwort, die uns das Bild der edlen Kaiserin vor die Seele führt. Der Brief ist, wie alle Briefe des Fürsten, französisch geschrieben *). Er lautet:

„An Fräulein Murray."

Wien, 1781.

„Hätte Bossuet gewußt, daß Sie in seinem Fache arbeiten, und hätte er Sie gekannt, er hätte wohl seine Mademoiselle de Mauleon gut seyn lassen, und Fenelon hätte es eben so mit seiner Madame Guyon gehalten, deren Augen gewiß nicht so schön waren, wie die Ihrigen. Der erstere würde seine Trauerrede auf „„Madame"" mit der Ihrigen auf Maria Theresia verglichen haben; und hätten Sie sich dabei dem historischen Stoffe hingeben wollen, den man inzwischen nur mit Gewandtheit und Maaß hineinweben und flechten kann, so würden Sie den Sieg davon getragen haben, da die eine der Darstellung nur Schönheiten des gesellschaftlichen Lebens, Maria Theresia ihr dagegen Thaten und Worte darbietet, von dem höchsten Interesse für die Nachwelt.

„Wie manche derselben haben Sie nicht von den drei Grafen Cobenzl, ihren vertrauten Freunden, vernommen? Und

*) Er steht in dem „Nouveau recueil de Lettres du Feld-Maréchal Prince de Ligne, en réponse à celles qu'on lui a écrites. Weimar 1812." I. P. 90.



wie viele habe ich nicht selbst gesehen oder gehört? Der persönliche Verkehr macht die Fürsten denen, welchen die Ehre zu Theil wird, ihnen zu nahen, besser bekannt. Die Kaiserin z. B. war ungehalten über mich wegen meines langen Verweilens in Frankreich, und weil ich nach dem Krieg nicht verwendet seyn wollte; sie fragte daher, da sie vernommen hatte, ich würde nach Wien kommen, den Marschall Lascy, wie sie es anzufangen habe, um mir recht weh zu thun."

„Der Marschall sagte ihr: „„Ohne ihm gerade, meine Kaiserin, Ihre Hand ganz zu entziehen, denn das wäre zu stark, blicken Sie nur wo anders hin, wenn er kömmt, sie zu küssen; und fahren Sie so zwei Monate fort, ohne ihn eines Wortes zu würdigen."" — Die Kaiserin folgte diesem Rathe. Ich komme, — und mit augenscheinlicher Absichtlichkeit unterhält sie sich mit denen mir zur Seite. Ich nahm deßhalb eine sehr unglückliche Miene an; sah aber gleich anfangs, daß diese erheuchelte Traurigkeit, über welche sie sich durchaus nicht täuschte, von keiner langen Dauer seyn würde."

„Da ich die Welt hinlänglich durchrannt hatte, so that ich, was man wünschte: ich suchte um eine Brigade nach. Ich erhielt sie unverzüglich. Da ich indessen nicht wußte, ob die Kaiserin, der ich bei einem großen Hoffeste meinen Dank dafür abstatten sollte, mir dennoch nicht, wegen einiger Leichtfertigkeiten, eine kleine Vorlesung halten würde, so war ich innig gerührt, ja vielleicht sogar ein wenig außer Fassung, als ihr Gesicht jenen freundlichen Ausdruck annahm, den sie mir verweigerte, — worüber sie fast selbst wider Willen lachen mußte, — und sie dann zu mir sagte: „„Ich vielmehr danke Ihnen für das Opfer Ihrer Freiheit, nachdem Sie so viel gethan haben, um mir Ihr Leben zu opfern.""

„Bei Gelegenheit einer andern Reise versäumte ich die Stunde der Audienz, die sie mir gegeben hatte. Der dienstthuende Kammerherr sagte mir zitternd: „„Ihre Majestät, die eine halbe Stunde auf Sie gewartet hat, läßt Ihnen sagen,

damit auch Sie künftig warten lernen, so sollen Sie von nun an jeden Tag von sieben Uhr Morgens bis Mittags in das Vorzimmer kommen, sich melden lassen und dort warten, ob die Kaiserin sie annimmt oder heimschickt.""

„So war ich während vierzehn Tagen zu öffentlicher Buße verurtheilt. Ich vermehrte noch mein Vergehen, da sie erfuhr, daß ich zu meinem Vergnügen einigen Fragern, die mich so oft dort fanden, geantwortet hatte: die Kaiserin wolle meine Meinung über gar viele Angelegenheiten erfahren."

„Der verhängnißvolle Tag kömmt. Sie läßt mich eintreten, sie lächelt und sagt mir: „„Sie theilen Ihren Geist allen mit, die von ihnen abhängen; denn eben erfahre ich, daß die überzähligen Offiziere Ihres Regiments, statt sich in Garnison schicken zu lassen, ohne Sold bleiben, um den Feldzug fortzusetzen.""

„Ihre mütterliche Strenge nahm immer diese Wendung. Sie sagte mir eines Tages: „„Man hat mir keinen günstigen Bericht von Ihrer Frömmigkeit abgestattet."" Ich erwiderte Ihr: „„Ich bin ein besserer Christ als die, welche mich bei Euer Majestät verklagt; denn ich habe Ihnen niemal etwas Böses von irgend Jemand gesagt."" — „„Sprechen wir von etwas Anderem"", antwortete die Kaiserin, „„die Religion wird Ihnen schon wieder kommen. Gut, daß ich daran denke: ich habe Sie zum Obersten des Regimentes Ihres Vaters gemacht. Ich verstehe meinen Vortheil schlecht. Im vorigen Feldzuge haben Sie mir ein Bataillon tödten lassen. Jetzt werden Sie mir zwei opfern. Aber zum wenigsten, mäßigen Sie sich.""

„Folgendes kann einen Begriff von ihrer Festigkeit vor dem Feldzuge von 1778 geben. Sie sagte mir: „„Es freut mich, daß der Marschall Laudon Ihnen alle Grenadiere seiner Armee, die Husaren und Kroaten überläßt. Aber wenn Sie und die Anderen am Ende geschlagen werden: dann will ich nicht, daß man sich, wie man vorhat, nach dem Lager von Collin zurückziehe; ich habe Befehl gegeben, 30,000 Mann

nach Prag zu werfen, und daß man sich dort bis auf's Aeu- ßerste hält."“

„Sie gab sich ihrer hochherzigen Freigebigkeit mit einer Art von heiterer Schalkhaftigkeit hin, die rührend und lustig zugleich war. Wenn sie nur irgend der Wachsamkeit ihres Sohnes, des Kaiser Josephs, entwischen konnte, so warf sie ihre Dukaten den Soldaten mit vollen Händen zu, und in ei- nem Uebungslager, das sie, während ihr Sohn auf einer Reise abwesend war, besuchte, ließ sie die Soldaten trinken, singen und tanzen, und diese schrieen ohne aufzuhören, wie an einem Schlachttage: Vivat Maria Theresia!“

„Sie bat deßhalb den Kaiser bei seiner Zurückkunft um Verzeihung, weil er Alles, was den Anschein von Unordnung hatte, nicht leiden mochte; und doch that sie es immer wieder von Neuem.“

„Die schönste Trauerrede nach der Ihrigen war, meinem Urtheile nach, der Schmerz eines ungarischen Grenadiers aus ihrer Hofwache: als er mich weinend herunter kommen sah, sagte er mir lateinisch: „„Mein König ist also todt!““ und konnte dabei selbst seine Thränen nicht zurück halten.“

„Man kann von ihr sagen, daß sie zweimal während ih- rer Krankheit starb, die nur acht Tage währte. Das erstemal als gute Christin, und dann als große Fürstin. In dieser letzten Eigenschaft ließ sie in ihrem Armeebefehl den Genera- len, Offizieren und Soldaten, die dem Vaterlande und ihrer Person so brav gedient, und welche die Kaiserin immer so herzlich geliebt hatte, ihren Dank kund geben.“

„Man hat mich vor einigen Tagen daran erinnert, ich hätte, ich weiß nicht mehr wo, gesagt oder geschrieben: die Bewunderung gehe der Maria Theresia voran, und folge der Kaiserin Katharina nach; das kann wohl seyn, denn ich finde, daß die eine die Herzen hinriß, während die andere sie ge- wann.“

„Empfangen Sie meinen Dank für die beiden mir über- sandten trefflichen Schriften. Pope ist Ihnen für die Weise

verpflichtet, wie sie ihn in seinem erhabenen Gebet an Gott zur Geltung bringen. Ich würde Ihnen schon meinen Dank im voraus sagen, wenn Sie auch meine Grabrede verfassen wollten. Sie würden Ihren Kopf dazu nicht besonders anstrengen dürfen. Schreiben Sie nur: der, dessen Verlust wir beklagen, war mein Diener, mein ehrfurchtsvoller Freund und mein Bewunderer

De Ligne."

Erscheint uns die Kaiserin in diesen Zügen ihrem tapferen, galanten Offizier und ihren Soldaten gegenüber mit lächelndem Angesicht in heiterer Anmuth, so ist ihr Bild von tragischer Erhabenheit, wenn wir die edle Frau in einer schlechten Zeit allein und verlassen die zarte Hand für Recht und Gerechtigkeit erheben und mit bekümmertem Herzen nach vergeblichem Ringen erliegen sehen. So bei Gelegenheit der Theilung Polens.

Der französische Botschafter Graf Segur, der 1784 sich auf seinen Posten nach Petersburg begab und bei seiner Durchreise durch Berlin Friedrich II. und seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, besuchte, vernahm den Hergang der Theilung aus dem Munde Dessen, der sich rühmte, daß in seinem Geiste der erste Gedanke dazu erwacht sei. Hören wir ihn daher.

Segur hatte dem Prinzen Heinrich, auch einem Bewunderer und Nacheiferer der französischen Philosophen, der von Lafayette gepriesen wird, von dem ungemessenen Ehrgeiz Rußlands gesprochen, und wie die Czarin Katharina II., nachdem sie bereits Liefland erobert, die Zaporavier vernichtet, die Tartaren aus der Krimm vertrieben, den Türken ein großes Ländergebiet entrissen, nun auch jüngst Polen getheilt habe: so daß ein neuer Einbruch der Völker des Nordens nach dem Westen in Aussicht stehe.

„Ah! was die Theilung von Polen betrifft", fiel da der Prinz ihm in das Wort, „so gebührt die Ehre derselben nicht der Kaiserin, denn ich darf sagen, daß sie mein Werk ist. Ich hatte eine Reise nach Petersburg unternommen, nach meiner

Rückkehr sagte ich zu meinem Bruder (Friedrich II.): „„Wären Sie nicht sehr überrascht und sehr zufrieden, wenn ich Sie mit einem Mal zum Besitzer eines großen Theiles von Polen machte?““ — „„Ueberrascht allerdings““, entgegnete mein Bruder, „„aber zufrieden keineswegs, denn um diese Eroberung zu machen und zu behaupten, müßte ich nochmal einen furchtbaren Krieg gegen Rußland, gegen Oesterreich und vielleicht auch gegen Frankreich führen. Ich habe einmal diesen großen Kampf gewagt und wäre dabei fast zu Grunde gegangen. Begnügen wir uns hiermit; wir haben Ruhmes genug; wir sind alt und bedürfen der Ruhe.““ — Um seine Besorgnisse zu zerstreuen erzählte ich ihm nun, wie ich mich eines Tages mit Katharina II. unterhalten; da sie mir von dem unruhigen Geiste der Polen, von ihrer Anarchie und ihren Parteiungen sprach, die über kurz oder lang Polen zu einem Kriegsschauplatz machen würden, in den die sie umgebenden Mächte unvermeidlich hineingerissen würden, da faßte ich die Idee einer Theilung Polens, welcher Oesterreich natürlich ohne Schwierigkeit beitreten würde, weil es sich dadurch vergrößerte, und theilte dieselbe der Czarin mit. Das Project machte einen lebhaften Eindruck auf sie: „„Das ist““, erwiederte sie, „„ein Lichtstreif und wenn der König, Ihr Bruder, diesem Project zustimmt und wir beide auf diese Weise einig sind, dann haben wir nichts zu fürchten; entweder wird Oesterreich bei dieser Theilung beihelfen, oder wir werden unschwer es zwingen, daß es dieselbe geschehen läßt.““ Sie sehen also Sire, fügte ich meinem Bruder hinzu, daß diese Vergrößerung nur von Ihrem Willen abhängt. Mein Bruder umarmte mich, dankte mir, trat rasch mit Katharina und dem Wiener Hof in Unterhandlung. Der Kaiser zauderte, sondirte die Gesinnungen Frankreichs; da er indessen sah, daß die Schwäche des Kabinets Ludwigs XV. ihm keine Hoffnung auf Beistand ließ, so gab er nach und nahm sänftiglich seinen Antheil. Auf diese Weise hat sich Preußen ohne Krieg zu führen, ohne Ver-

lust von Blut und Geld, vergrößert und so wurde Polen getheilt."

So lautete der Bericht, welchen damals der preußische Prinz voll Selbstzufriedenheit über das Gelingen seines „kühnen Griffes" abstattete, dessen Ruhm er nicht mit Rußland theilen wollte. Segur fährt fort: „Da der Prinz mein Erstaunen sah, so glaubte er mein Schweigen rühre von meiner Bewunderung her; allein ein noch zu junger und neuer Diplomat vermochte ich keine Lobsprüche über meine Zunge zu bringen, die meinem Gewissen widerstrebten. Ich fuhr also fort zu schweigen, indem ich es nicht für paßlich hielt, einen Mann, der durch Rang und Erfahrung so hoch über mir stand, durch meine Mißbilligung zu verletzen. Der Prinz las indessen offenbar einen Theil meiner Gedanken in meinen Augen; er forderte mich auf, ihm sein Herz zu öffnen und ihm über das, was er mir mitgetheilt, frei von der Brust meine Meinung zu sagen. Ich zögerte; ich schützte vergeblich mein Alter vor, meine Unerfahrenheit, meine Ehrfurcht, meine Besorgniß ihm zu mißfallen; da er aber dennoch aufs Neue in mich drang, so sprach ich endlich: „Nun wohl denn! Königliche Hoheit, Sie wollen durchaus wissen, was ich darüber denke? So hören Sie: Polen war unabhängig, es war nicht in der Lage anzugreifen; Sie hatten keine Beschwerde gegen dasselbe; sein einziges Unrecht war seine Schwäche; diese Zerstückelung ist ein erster und großer Act der Ungerechtigkeit, dessen Folgen mir unberechenbar scheinen. Was muß man nicht für Europa und das Wohl der Menschheit fürchten, wenn die Fürsten, die es regieren, künftig das Recht ihres Vortheiles an die Stelle des Völkerrechtes setzen!" Der Prinz lächelte; allein dieß Lächeln schien mir ein wenig gezwungen. Er entließ mich früher als gewöhnlich und sah mich den folgenden Tag nicht" — So weit die Erzählung des Grafen Segur *), der inzwischen seiner Seits auch eben erst aus dem amerikanischen Krieg heimgekehrt war, worin

*) Segur, Oeuvres Tome II. P. 149.

Ludwig XVI., in seiner gutmüthigen Schwäche der öffentlichen Meinung nachgebend, unter dem lauten Beifall aller „Philosophen“ auch nicht die Sache des Rechtes, sondern empörter Unterthanen gegen ihren Monarchen geführt hatte, was seinen Schatz nahe an tausend Millionen kostete, und somit großen Theils eben jene Finanzzerrüttung zur Folge hatte, welche die „Philosophen“ dann wieder dazu benützten, um sie zum Anknüpfungspunkt einer Revolution zu machen, die den unglücklichen Monarchen, der auf ihren Rath seine Flotte und seine Armee nach Amerika geschickt hatte, Thron und Leben kostete.

Wie Prinz Heinrich von Preußen, so blickte auch Friedrich II., ohne Gewissensbisse, mit Zufriedenheit auf die vollbrachte That zurück. In der Freude seines Herzens schrieb er unter dem 1. Nov. 1772 an seinen Freund Voltaire: „Wenn man zerstückelte Besitzungen verbinden und sein Reich zu einem Ganzen abrunden kann, so kenne ich keinen Sterblichen, der nicht mit Vergnügen daran arbeitete. Beachten Sie jedenfalls, daß diese Sache sich ohne Blutvergießen gemacht hat, und daß mithin die Encyclopädisten keine Gelegenheit haben, gegen räuberische Söldlinge zu declamiren und andere schöne Phrasen zu gebrauchen, deren Beredsamkeit mich stets kalt gelassen hat. Ein wenig Tinte hat mit Hülfe einer Feder Alles gethan, und der Friede Europas wird gewahrt seyn, wenigstens bezüglich der letzten Unruhen.“ Ja der fromme Reineke von Sans-Souci machte sich noch ein Verdienst daraus, daß er auf diese uneigennützige Weise einen allgemeinen Brand von Europa glücklich abgewendet habe. Und wie er sich anderwärts den Erzjesuiten von Sans-Souci nannte, so schrieb er jetzt, 19. September 1774 an Voltaire: „Ich habe den Dienst eines Kapuziners versehen und die Flammen ausgelöscht. — J'ai fait l'office de Capucin, j'ai éteint les flammes!“

Wie anders Maria Theresia! Sie rühmte sich nicht, daß ihr dieser Gedanke zuerst gekommen; sie umarmte den nicht, der ihr diese Aussicht auf Vergrößerung darbot; sie reichte nicht

bereitwillig dem Bundesgenossen die Hand, um den dritten Theilnehmer zu zwingen; sie widersetzte sich voll edlen Unwillens vielmehr aus allen Kräften dem Werke der Ungerechtigkeit, und erst als sie sich allein und verlassen sah, gab sie endlich nach; und auch da freute sie sich nicht, daß das Werk über Erwarten gelungen, sie triumphirte nicht über den unblutigen Erfolg; sie suchte auch nicht der Welt mit erheucheltem Edelsinn glauben zu machen: als habe sie sich dadurch den Dank der Menschheit verdient; sie fühlte sich vielmehr tief beschämt und im innersten Herzen unglücklich.

Nach dem Zeugniß des preußischen Prinzen hatten Katharina und Friedrich den Gedanken, dessen erste Ehre ihm gebührte, mit Begierde ergriffen, entschlossen, die Kaiserin zu zwingen, selbst Theil daran zu nehmen, oder die Theilung ohne sie geschehen zu lassen. Das sorglose Frankreich unter dem verkommenen Ludwig XV. unterstützte sie nicht, und Joseph II., der anfänglich gezaudert, hatte leider auch seine Staatsweisheit bei den Encyclopädisten studirt; ihn beseelte nicht jener hohe Sinn der Gerechtigkeit wie seine Mutter; er leistete daher seiner Mutter keinen männlichen Beistand, das bedrohte Recht mit kaiserlicher Hochherzigkeit zu schirmen; er konnte der lockenden Versuchung, die sich ihm zur Vergrößerung darbot, nicht widerstehen, und ließ die Mutter allein; und so gab sie endlich den Widerstand auf und unterzeichnete mit pochendem Herzen den verhängnißvollen Act.

Diesen Verlauf der Sache bezeugen auch die Depeschen, die der französische Botschafter, Baron von Breteuil, der nach der Theilung nach Wien kam, über seine Audienzen bei dem Kaiser, der Kaiserin und dem Fürsten Kaunitz seinem Hof sandte.

Joseph ließ, wie es scheint, keinen Kummer über die neue „Erwerbung“ blicken. „Wir sprachen“, schreibt der Botschafter an den König, „von der Thätigkeit im Allgemeinen, und wie nothwendig es sei, Wünsche und Begehren zu haben, die dieselbe in Athem hielten. Der Kaiser sagte mir, ihm scheine

es unmöglich, daß man solcher Wünsche nicht immer einen hinlänglichen Vorrath habe, um die Thätigkeit damit zu nähren, da er glaube, jeder Mensch müsse immer den Willen haben und darauf sinnen, seinen Besitz zu vermehren.“ Das waren Worte, die so ziemlich zu denen paßten, die Friedrich II. an Voltaire, oder den Uhrmacher von Ferney, wie Joseph ihn nannte, geschrieben.

Sehr verschieden hievon war die Audienz des Botschafters bei der Kaiserin. Die Vermehrung des Besitzes galt ihr nicht als das Einzige und Höchste; sie konnte den Kummer, der ihr Herz zusammenpreßte, nicht verbergen.

„Ich weiß“, sprach sie, „Herr Botschafter, daß ich durch Alles, was in Polen geschah, auf meine Regierung einen großen Flecken gebracht; allein ich versichere Sie, daß man es mir verzeihen würde, wenn man wüßte, wie sehr ich mich widersetzte, und wie viele Umstände sich vereinigten, um meinen Grundsätzen Gewalt anzuthun, so wie alle meine Resolutionen gegen die maaßlosen Pläne des ungerechten Ehrgeizes von Rußland und Preußen. . . Nachdem ich vielfach hin und her gedacht und kein Mittel fand, mich allein dem Plane dieser Mächte zu widersetzen, da glaubte ich, wenn ich für meinen Antheil übertriebene Ansprüche und Forderungen machte, so würde man sich dessen weigern und so die ganze Verhandlung scheitern; allein meine Ueberraschung und mein Schmerz erreichten den höchsten Grad, als ich zur Antwort auf diese Forderungen die volle Zustimmung des Königs von Preußen und der Czarin erhielt. Nie war ich so bekümmert, und die gleiche Gerechtigkeit bin ich auch Herrn von Kaunitz schuldig, daß er in jenen Augenblicken den tiefsten Schmerz empfand; er hat sich immer aus allen Kräften dieser grausamen Anordnung widersetzt. Ja ich muß Ihnen sogar bekennen, daß das Betragen von Herrn v. Kaunitz in dieser ganzen Sache meine Achtung und meine Zuneigung für diesen Minister noch vermehrt hat; denn nachdem er sich, so weit es nur immer in seinen Kräften stand, widersetzt hatte, und nun wohl fühlte,

welch ein unglückliches Licht die Sache auf sein Ministerium werfen würde, ließ er doch von seinem Schmerz nichts verlauten und duldete, daß die öffentliche Meinung ihn mit dem belastete, was er am meisten mißbilligt und bekämpft hatte. Endlich bietet er gegenwärtig alle Hülfsquellen seines Geistes auf, um diese unglückliche Angelegenheit in einer Weise zu endigen, die ihr wenigstens Gränzen setzt."

So sprach die edle Frau über jene Theilung zu dem französischen Botschafter, und noch gibt ihr bekanntes Schreiben, das sie an den Fürsten Kaunitz vor ihrer Zustimmung darüber gerichtet, von der gleichen Gesinnung Zeugniß. Sie schreibt:

„Als alle meine länder angefochten wurden und gar nit mehr wusste, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyent wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes stuk von Pohlen oder von der Moldau und Wallachey unnser ehr und reputation in die schanz schlagen. Ich merkh woll, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen."

Und der Entwurf der Theilungsurkunde, der noch heute in dem kaiserlichen Archiv zu Wien aufbewahrt wird, enthält die eigenhändig von ihr geschriebenen prophetischen Worte:

„Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst todt bin, wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird."

XLVII.

Die socialen Zustände des hebräischen Volkes im Alterthume.

XII.

Man kann in der Geschichte des Eherechts vier Perioden unterscheiden. 1) Das ursprüngliche Gesetz Gottes ist in der Genesis (2, 24) ausgesprochen: „darum wird der Mensch Vater und Mutter verlassen, und seinem Weibe anhangen, und es werden zwei in einem Fleische seyn"; 2) die Ehe nach dem Falle, unter dem rein natürlichen Gesetz; diese ist nicht mehr strenge Monogamie, sondern hier schlägt theils der Zweck der Bevölkerung des Erdbodens überhaupt, theils der der Fortsetzung eines bestimmten Volkes vor. Auf dieser Stufe treffen wir z. B. die Erzväter der Hebräer. Lea und Rachel fordern mit dringender Bitte ihre Ehemänner zur Beiwohnung ihrer Mägde auf. (Genesis 30, 3 u. 9.) Die Vielweiberei ist hier freilich immer nur ein Mittel der Erhaltung des Geschlechtes Abrahams; als solches aber doch unsträflich und erlaubt. 3) Das mosaische Eherecht zieht gewisse, aber immer noch sehr weite Schranken um die patriarchalische Freiheit; und 4) das christliche Gesetz führt zum Anfange zurück, indem es den ursprünglichen Charakter der strengen, zum Sa-

kramente des neuen Bundes erhobenen Monogamie wieder hergestellt. Hier ist, unserem Zwecke gemäß, zunächst nur von dem mosaischen Eherechte die Rede, welches in wenigen Grundzügen charakterisirt werden soll.

Die physische Bedeutung der Ehe liegt in der, auf Fortpflanzung gerichteten Befriedigung des Geschlechtstriebes. Im mosaischen Eherechte schlägt diese Seite unbedingt vor. Um der Herzenshärtigkeit und sündlichen Schwäche der menschlichen Natur willen hat die Nachsicht des Gesetzgebers der naturwüchsigen Freiheit der Patriarchen einen weiten Spielraum gelassen, den erst das Recht der christlichen Kirche, nach der Erlösung und Einsetzung der Sakramente, wieder in seine ursprünglichen strengen Gränzen zurückführt.

Aus diesem Grunde ist die Vielweiberei durch das mosaische Recht nicht ausgeschlossen. Sie kömmt unter verschiedenen Formen vor, als Kebsehe, Beischlaf mit Sclavinnen und successive Polygamie, d. h. als Erlaubniß ein Weib zu verstoßen und ein anderes zu nehmen. Moses erwähnt (II. 21, 7—10.) des Falles, wo Jemand eine gekaufte Sclavin sich selbst oder seinem Sohne zur Beischläferin bestimmt hat, und nachher eine andere nimmt. Die Handlung selbst wird nicht nur nicht für unerlaubt erklärt, sondern gesetzlich anerkannt. Ja, es wird verordnet, daß eine Leibeigene dieser Art nicht wie andere Mägde im siebenten Jahre frei werden, sondern die Rechte eines Gliedes der Familie haben soll. Daneben wird das Recht der Verschmähten und Entlassenen gewahrt und der Preis ihrer Jungfrauschaft bestimmt. Die Sitte der Hebräer, Kebsweiber zu haben, wird durch viele Beispiele der hebräischen Geschichte nach Moses bekundet *), und nur von dem künftigen Könige wird gefordert, daß er „nicht viele Weiber" habe. (5. Mos. 17, 17.) Auch die im

---

*) Buch der Richter 8, 30. 10, 4. 12, 9. 14. 1. Buch Sam. 1, 2. 2. Sam. 3, 7. 12, 8. 1. Chron. 2, 18. 7, 14. 8, 9.




Kriege gefangenen Jungfrauen als Beischläferinnen zu haben, war erlaubt, und die Thatsache wird durch die dabei gesetzlich vorgeschriebenen Formen geheiligt. (5. Mos. 21, 10 — 14.) Nur wurde dem Concubinat nicht die Würde der vollen Ehe beigelegt, wie dieß der Umstand beweist, daß der Ehebruch der Magd gelinder gestraft wird, als die Unzucht der Frau (3. Mos. 19, 20. 20, 10.), jener mit körperlicher Züchtigung, dieser mit dem Tode. Doch kam, mit der steigenden Civilisation der Hebräer, die Vielweiberei mehr und mehr in Abgang, und hörte nach dem babylonischen Exil ganz auf. Ein deutliches Zeichen, daß sie nicht, wie bei andern Völkern aus Sittenlosigkeit, sondern umgekehrt, aus alter, patriarchalischer Sitte hervorgewachsen war.

Neben der Vielweiberei war die Ehescheidung erlaubt. „Wenn Jemand ein Weib nimmt und sie bei sich hat, und sie findet nicht Gnade vor seinen Augen, um irgend eines Häßlichen willen, so soll er einen Scheidebrief schreiben, und ihr denselben in die Hand geben und sie entlassen aus seinem Hause.“ (5. Mos. 24, 1.) Doch hat das Weib dem Manne gegenüber nicht dasselbe Recht auf Scheidung zu dringen. Bei den Hebräern, wie bei allen Völkern, welche Vielweiberei kennen, ist die Stellung der Frau mehr die einer Unfreien, weßhalb, als Form der Eingehung der Ehe der Kauf des Weibes auch dem hebräischen Alterthume nicht fremd ist. (I. Mos. 29, 15—29. 34, 11. 12. II. Mos. 22, 16. Osee 1, 1. 2.)

Aber trotz dieser, weit über die Gränzen der christlichen Idee der Ehe hinausgehenden Freiheit deuten viele Einzelheiten des mosaischen Rechts auf den tiefen, sittlichen Ernst, der allen diesen Bestimmungen zum Grunde liegt. Ziel und Zweck der Ehe ist es nicht, in bloß thierischer Weise die sinnliche Lust zu büßen. Gott tödtet den Sohn Juda, weil er Abscheuliches treibt und seinen Trieb in einer Weise befriedigt, welche die Fortpflanzung ausschließt. (I. Mos. 29, 9. 10.) Jede künstliche Schranke, welche dieser letztern gesetzt wird, ist

dem Gesetze Mosis ein Gräuel; es dehnt das Verbot der Entmannung selbst auf Thiere aus (3. Mos. 22, 24.), und der Verschnittene darf nicht in die Gemeinde des Herrn kommen. (5. Mos. 23, 1.) Umgekehrt erkennt aber auch dieses Gesetz den hohen Werth der jungfräulichen Reinigkeit. Die Braut, welche nicht als reine Jungfrau erfunden werd, soll gesteinigt werden. Der Gatte aber, welcher fälschlich solche Schmach auf sie bringt, wird geschlagen und an Geld gestraft. Er muß die Geschmähte als sein eheliches Weib behalten, und verliert das Recht, ihr jemals einen Scheidebrief zu geben. Dagegen wird der Ehebrecher und die Ehebrecherin gesteinigt. Wer aber eine Jungfrau verführt, muß dem Vater für sie den Preis eines erwachsenen Mannes bezahlen. Außerdem soll er sie zum Weibe haben, und nicht durch einen Scheidebrief entlassen können, sondern behalten alle Tage seines Lebens. (5. Mos. 22, 13—29. 3. Mos. 27, 3.) Zwar ist der Scheidebrief erlaubt. Aber wenn das Weib einen andern Mann genommen hat, und derselbe ihr auch gram wird, und ihr einen Scheidebrief gibt und sie entläßt, oder wenn er stirbt, so kann der erste Mann sie nicht nochmals zum Weibe nehmen. „Denn sie ist“ (trotz dessen, daß die Wiederverheirathung wegen der Herzenshärtigkeit der Juden erlaubt ist) „verunreinigt und abscheulich worden vor dem Herrn.“ Zugleich will das Gesetz die Möglichkeit der Weibergemeinschaft ausschließen, zu der das Kommen und Gehen, das Entlassen und Wiederaufnehmen der geschiedenen Weiber leicht den Uebergang bilden könnte. (5. Mos. 24, 1—4.) Das mosaische Recht will endlich, daß selbst bei der Vielweiberei der Hebräer jede dieser mehreren Verbindungen eine wahre und wirkliche Ehe sei. Der Gesetzgeber will durch seine Nachsicht die alte patriarchalische Sitte aufrecht erhalten, nicht die Sittlichkeit durch Luxus und Weichlichkeit untergraben. „Diejenige Polygamie“, sagt Michaelis *), „bei welcher der Mann sich einer Favoritin widmet

*) Th. II. §. 95.

und einer andern Frau nach Willkür auf lange Zeit die eheliche Pflicht entziehet, duldete Moses schlechterdings nicht, sondern schenkte sogar der Leibeigenen auf diesen Fall die Freiheit (2. Mos. 21, 8—11.). . . Auf die Art hinderten Moses Gesetze wenigstens diejenige Vielweiberei, die eine bloße Pracht der Reichen im Orient ist.“ Endlich ist das Gesetz des Buches Leviticus (3. Mos. 15, 18.), welches den Mann, der sich der ehelichen Rechte bedient, für unrein erklärt bis zum Abende, trotz der rechtlichen Möglichkeit der Vielweiberei, eine mittelbare, aber überaus wirksame Verpflichtung zu möglichster Mäßigkeit im Gebrauche der Ehe.

Der Schranken, mit welchen Moses diese ausgedehnte, natürliche Freiheit umgeben hat, sind außer den schon erwähnten nur wenige, und stehen mit dem Wesen und Charakter des hebräischen Staates in engster Verbindung.

Der Israelit, dem es erlaubt ist, nicht nur außer seinem Stamme, sondern selbst eine Heidin zu heirathen, darf, aus Gründen die schon früher erwähnt wurden, keine Kananiterin zum Weibe nehmen. (5. Mos. 21, 10 — 14. 2. Mos. 34, 16.) Daß Salomo, der siebenhundert Weiber zu Königinnen und dreihundert zu Kebsweibern hatte, dieses Gebot des Herrn verachtete; daß er Weiber hatte von den Völkern, von welchen der Herr gesagt hatte zu den Söhnen Israels: gehet nicht zu ihren Weibern und lasset sie nicht gehen zu euren Weibern, das war der Grund, warum sein Herz, als er alt war, verdorben ward, so daß er fremden Göttern anhing. (3. Könige 11, 1—4.) Doch behielt nach der Wiederherstellung, die auf das babylonische Exil folgte, die strengere Richtung unter den Juden die Oberhand, und es scheint sich ein wahrer Abscheu gegen die Ehen mit Fremden entwickelt zu haben (Esra 9, 1. 2. Nehemia 10, 30.), wenn gleich in einer noch späteren Zeit, unter dem Hereinbrechen griechischer Weltweisheit ein großer Theil der Gebildeten wiederum zurück in die alte Lauheit fiel.

Aus rein politischen und ökonomischen Gründen beschränkt Moses die Ehe der Erbtöchter, welche Erbinnen des väterlichen Ackers werden, in soweit daß sie nicht außerhalb ihres Stammes heirathen dürfen, damit sie ihr Erbtheil nicht an einen fremden Stamm bringen. (4. Mos. 36.) Beschränkt ist ferner auch die Freiheit der Priester in sofern, als keiner derselben eine Geschiedene oder eine sich Preis gebende Dirne, der Hohepriester nicht einmal eine Wittwe oder eine Ausländerin zum Weibe nehmen darf. (3. Mos. 21, 7. 13. 14.)

Endlich stellt das Gesetz wegen naher Verwandtschaft und Schwägerschaft eine Reihe von Eheverboten auf (3. Mos. 18, 6—18.), wie sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen, die nicht durch Uebercultur und Verbildung zu Grunde gegangen sind, wenn gleich die Gränzlinie zwischen Verbot und Erlaubniß bald weiter, bald enger gezogen ist. Die wichtige, vielbestrittene Frage: ob diese Verbote des mosaischen Rechts streng und buchstäblich oder ausdehnend, und als auf alle Fälle der Verwandtschaft in demselben Grade sich beziehend zu erklären seien, hat für den Katholiken, der an die Canones der christlichen Kirche gebunden ist, nicht die praktische Wichtigkeit, die sich längere Zeit hindurch, und namentlich während der Epoche des Uebergangs aus der lutherischen Orthodoxie in den modernen Rationalismus auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenrechts daran knüpfte. Auch über die Gründe, aus welchen die Verbote des Incest hervorgegangen sind, walten die verschiedenartigsten Meinungen ob, von denen vielleicht die meisten neben einander bestehen könnten. Moses stellt den Incest unmittelbar mit den naturwidrigen Gräueln zusammen. Der positive Grund des Verbotes, den er mit Jehova's Worten anführt, lautet aber einfach wie folgt: „Ihr sollt euch durch Keines von diesen verunreinigen, denn damit haben sich alle Völker verunreinigt, die ich hinauswerfen will vor euerm Angesicht, wodurch das Land verunreinigt ward, dessen Laster ich heimsuchen will, auf daß es

ausspeie seine Einwohner. Haltet meine Satzungen und Rechte, und thut nichts von allen diesen Gräueln, weder der Einheimische noch der Fremdling, der bei euch weilet. Denn alle diese Gräuel haben die Einwohner des Landes gethan, die vor euch waren, und haben verunreinigt das Land. Deßwegen hütet euch, daß es nicht auch euch ausspeie, wenn ihr solches thut, wie es das Volk ausgespieen hat, das vor euch war. Jede Seele, die von den Gräueln etwas thut, soll umkommen aus der Mitte des Volks. Haltet meine Gebote. Thut nicht, was die gethan, die vor euch waren, und verunreinigt euch nicht. Ich bin der Herr euer Gott."

Zum Schluß der eben mitgetheilten Skizze muß noch eines, dem mosaischen Eherechte eigenthümlichen Institutes gedacht werden, welches nur im Zusammenhange des hebräischen Volkslebens begriffen werden kann. Dieß ist die sogenannte Leviratsehe *). Während die Ehe mit des Bruders Wittwe verboten ist, wenn Kinder vorhanden sind, wird für den Fall, daß er ohne Nachkommen verstürbe, vorgeschrieben: sein Bruder solle sie zum Weibe nehmen, „und seines Bruders Samen erwecken." — „Und er soll ihren Erstgebornen nach seinem (des Bruders) Namen nennen, auf daß sein Name nicht aus Israel erlösche." Wollte der Bruder dieses Liebeswerk nicht verrichten, so gingen Recht und Pflicht an den nächsten Verwandten über **), der sich weigerte, wurde aber mit einer Ehrenstrafe belegt. Israel ist ein genealogisches, spezifisch-aristokratisches Volk. So wie Jedem daran lag, sein eigenes Geschlecht rückwärts bis auf Abraham nachzuweisen, so war es auch jedes Einzelnen Wunsch, in seinen Nachkommen das künftige Heil seines Volkes und dessen Erretter zu sehen. (5. Mos. 25, 5—10.) Nebenher war es eine Wirkung dieser

*) Von Levir, des Mannes Bruder.

**) Im Buche Ruth Cap. 4 kömmt ein Beispiel der Anwendung dieses Rechtes vor.

Sitte, daß kinderlose Wittwen, die an ihren Nachkommen keine Stütze hatten, bei den nächsten Verwandten ihres Mannes eine Versorgung finden mußten.

XIII.

Das natürliche Recht der Herrschaft des Vaters über seine Kinder ist im Gesetze Mosis um so eher anerkannt, als der hebräische Staat mit allen seinen Institutionen, wie früher gezeigt wurde, aus der Familie hervorgewachsen ist. Allein dieses Recht ist kein absolutes, der Vater mit seiner Gewalt über seine Kinder wird selbst immer nur als ein Theil der großen Volksfamilie betrachtet. Es gibt kein Beispiel in der hebräischen Geschichte, daß Väter selbst, wie bei den Römern, Todesstrafen über ihre Kinder verhängt oder an ihnen vollzogen hätten. Dagegen wird jedes schwerere Vergehen der Kinder an ihren Eltern, jede dauernde Unbotmäßigkeit derselben durch das Gesetz mit dem Tode bedroht. Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, soll sterben. (2. Mos. 21, 17. 3. Mos. 20, 9.) Wenn Jemand einen widerspänstigen und unbändigen Sohn hat, der seines Vaters oder seiner Mutter Befehl nicht hört, und wenn sie ihn züchtigen, nicht gehorchen will, so sollen sie ihn nehmen und zu den Aeltesten jener Stadt führen und zu den Thoren des Gerichts und sollen zu ihnen sprechen: dieser unser Sohn ist unbändig und widerspänstig und will nicht hören unsere Ermahnungen, und gibt sich der Völlerei, und Schlemmerei und Schwelgerei hin. Das Volk der Stadt soll ihn steinigen und er soll sterben, auf daß ihr das Böse von euch thut, und ganz Israel es höre und sich fürchte. (5. Mos. 21, 18—21.)

Die Herrschaft des Vaters über seine Kinder, welche übrigens nicht mit einem gewissen Alter der letztern aufhört,

äußert sich vornämlich darin, daß der Vater und in dessen Ermangelung die Mutter dem Sohn die künftige Gattin wählt. (1. Mos. 21, 21. 1. Mos. Cap. 24. 2. Mos. 21; 2. Buch der Richter 14, 2.) Nach des Vaters Tode geht dessen Gewalt auf den Erstgebornen über, d. h. wenn der Vater mehrere Weiber hatte, auf den ersten Sohn, der ihm geboren wurde (5. Mos. 21, 15—17.) In den Genealogien der Bücher der Chronik wird deßhalb auch der Erstgeborne das Haupt oder der Fürst genannt, und nur ausnahmsweise wird ein Anderer von seinem Vater, weil der Erstgeborne gestorben oder untüchtig ist, zum Fürsten gesetzt. (1. Buch der Chronik 26, 10.)

XIV.

Das mosaische Erbrecht in seinen Hauptgrundzügen ist der Ausfluß und die Consequenz der fideicommissarischen Stiftung, auf welcher die Nationalökonomie des hebräischen Volkes beruht. — Israels Reichthum ist kein in Geld bestehender, wo Töchter und Söhne gleich berechtigt zur Erbfolge sind; er besteht, wie bei jedem Agrikulturvolke, in Land und Heerden. Deßhalb treten, wie im Orient überhaupt, nach altem Herkommen die Töchter zurück, und die Söhne allein sind Erben; in ihrer Ermangelung die Brüder des Erblassers, dann die Brüder seines Vaters, und wenn auch diese fehlen, „die ihm am nächsten sind“ *). (4. Mos. 27. 2. 3. 4. 8—11.) Die Weiber werden in der Familie ihrer Brüder oder ihres

*) Rachel und Lia sagen zu Jakob: „Hat er“ (ihr Vater Laban) „uns nicht wie Fremde angesehen und verkauft, und hat er nicht verzehret unsern Preis?“ Sie haben nichts mehr zu fordern am Gute und Erbe ihres Vaterhauses. (I. Mos, 31, 14. 15.)

Mannes ernährt. Eine Ausnahme hievon gilt nur zu Gunsten der Erbtöchter (4. Mos. 36.), denen dafür aber auch verboten ist, Andere als Männer ihres Stammes zu heirathen, „damit das Erbe der Söhne Israels nicht übergehe von einem Stamme zum andern." Ihnen wird das Erbe gegeben, damit des Vaters Name nicht in den Erbtafeln erlösche; es scheint daher auch, als ob die aus den Ehen der Erbtöchter hervorgehenden Kinder auf den Namen ihres mütterlichen Großvaters geschrieben wurden. (Michaelis Mos. Recht §. 78 a. E.)

Dem patriarchalischen Grundtypus gemäß ist der Erstgeborne das Haupt der Familie und der Herr seiner Brüder. Daher gibt ihm Mosis Gesetz, in Anerkennung seines Vorrangs, ein doppeltes Erbtheil (5. Mos. 21, 17.), und schafft zugleich die Willkühr des Vaters in der Verleihung des Rechtes der Erstgeburt ab. — Daß die Erzväter in dieser Beziehung ihren letzten Willen erklärt haben, beweist die Genesis. Weitere Beispiele von Testamenten, namentlich zu Gunsten Fremder, kommen aber in der Geschichte und im Rechte der Hebräer nicht vor.

Dieß ist auch dem Grundtypus ihrer Verfassung vollkommen gemäß. Es gibt, wie oben gezeigt wurde, kein absolutes Eigenthum in Israel. Jehova verleiht seinen Segen nicht dem Einzelnen, sondern ihm und seinem Geschlechte, und somit ist Jenem die Willkühr entzogen, die Gabe, welche er von Gott zu Lehn trägt, für sich und seine Nachkommen nach eigenem Ermessen an Fremde zu übertragen.

XV.

Zwei Elemente sind es, die sich im hebräischen Strafrechte begegnen und vermischen; ein theokratisches und ein privatrechtliches: göttliche Gerechtigkeit oder Vergeltung der Missethat, weil es also Gottes Wille ist, und menschliche Rache zur Genugthuung des Beleidigten. Beiderlei Gesichtspunkte schließen einander nicht aus, sondern erscheinen hier harmonisch zu einem Ganzen verbunden. Dem einen wie dem andern Systeme liegt die Voraussetzung zum Grunde, daß es bei der durch das Verbrechen geschehenen Störung der sittlichen Ordnung der Welt und der Gesellschaft nicht sein Verbleiben und Bewenden haben könne. Doch kann, wo der menschlich-privatrechtliche Charakter der Gesetzgebung vorschlägt, der Beleidiger auch möglicherweise auf seine Genugthuung verzichten oder sich die Rache abkaufen lassen. Wo die Strafe den theokratischen Charakter trägt, ist ihre Nachlassung der Willkür entrückt. Der praktische Unterschied zwischen dem einen und andern Princip liegt darin, daß die menschliche Rache die Genugthuung um des Menschen Willen, die Gerechtigkeit, zumal im theokratischen Staate, sie Gottes halber will. Diese Verschiedenheit beider Elemente läßt sich im Gesetze Mosis deutlicher und bestimmter als im Strafrechte der meisten andern Völker nachweisen.

Das Urprincip alles Criminalrechts, die Nothwendigkeit einer Vergeltung der Missethat, weil es der Wille Gottes ist daß sie nicht ungestraft bleibe, — dieser oberste, leitende Grundsatz, durch den erst die menschliche Strafe dem Verbrecher gegenüber eine höhere Berechtigung gewinnt, findet sich in Beziehung auf das Vergießen von Menschenblut bereits in der Genesis, als eine dem zweiten Stammvater der Menschheit

Mannes ernährt. Eine Ausnahme hievon gilt nur zu Gunsten der Erbtöchter (4. Mos. 36.), denen dafür aber auch verboten ist, Andere als Männer ihres Stammes zu heirathen, „damit das Erbe der Söhne Israels nicht übergehe von einem Stamme zum andern." Ihnen wird das Erbe gegeben, damit des Vaters Name nicht in den Erbtafeln erlösche; es scheint daher auch, als ob die aus den Ehen der Erbtöchter hervorgehenden Kinder auf den Namen ihres mütterlichen Großvaters geschrieben wurden. (Michaelis Mos. Recht §. 78 a. E.)

Dem patriarchalischen Grundtypus gemäß ist der Erstgeborne das Haupt der Familie und der Herr seiner Brüder. Daher gibt ihm Mosis Gesetz, in Anerkennung seines Vorrangs, ein doppeltes Erbtheil (5. Mos. 21, 17.), und schafft zugleich die Willkühr des Vaters in der Verleihung des Rechtes der Erstgeburt ab. — Daß die Erzväter in dieser Beziehung ihren letzten Willen erklärt haben, beweist die Genesis. Weitere Beispiele von Testamenten, namentlich zu Gunsten Fremder, kommen aber in der Geschichte und im Rechte der Hebräer nicht vor.

Dieß ist auch dem Grundtypus ihrer Verfassung vollkommen gemäß. Es gibt, wie oben gezeigt wurde, kein absolutes Eigenthum in Israel. Jehova verleiht seinen Segen nicht dem Einzelnen, sondern ihm und seinem Geschlechte, und somit ist Jenem die Willkühr entzogen, die Gabe, welche er von Gott zu Lehn trägt, für sich und seine Nachkommen nach eigenem Ermessen an Fremde zu übertragen

XV.

Zwei Elemente sind es, die sich im hebräischen [illegible] rechte begegnen und vermischen; ein theokratisches [illegible] ein privatrechtliches: göttliche Gerechtigkeit oder Vergeltung der Missethat, weil es also Gottes Wille ist, und menschliche Rache zur Genugthuung des Beleidigten. Beiderlei Gesichtspunkte schließen einander nicht aus, sondern erscheinen hier harmonisch zu einem Ganzen verbunden. Dem einen wie dem andern Systeme liegt die Voraussetzung zum Grunde, daß es bei der durch das Verbrechen geschehenen Störung der [illegible] lichen Ordnung der Welt und der Gesellschaft nicht sein [illegible] bleiben und Bewenden haben könne. Doch kann, [illegible] menschlich-privatrechtliche Charakter der Gesetzgebung [illegible] der Beleidiger auch möglicherweise auf seine [illegible] zichten oder sich die Rache ablaufen lassen. [illegible] den theokratischen Charakter trägt, ist der [illegible] Willkür entrückt. Der praktische Unterschied [illegible] und andern Princip liegt darin, daß [illegible] die Genugthuung und des Menschen [illegible] keit, zumal im theokratischen [illegible] Diese Verschiedenheit beider [illegible] deutlicher und bestimmter als in [illegible] Völker nachweisen.

Das Urprincip [illegible] einer Vergeltung [illegible] daß [illegible]

[illegible] jahrhun-
[illegible] n pflegte,
[illegible] isches Recht
[illegible] en nicht vor-
[illegible] eremonie sehr un-
[illegible] wenigstens im mitt-
[illegible] einen sehr starken Ein-
[illegible] der an ihnen etwas auszu-
[illegible] auf dem Felde, so wird
[illegible] achrichten kund gemacht, und
[illegible], es zu melden, wenn auf Je-
[illegible] er der Thäter seyn dürfte. Allein
[illegible] Druckerei, Zeitungen, Intelligenzblät-
[illegible] Anstalten haben dem Volk nicht geschehen,
[illegible] einem demokratischen (!) Volk, in dem jede
[illegible] maßen eine freie Republik war (!!), und nicht
[illegible] ei uns mit dem Uebrigen zusammenhing. Das Leben
[illegible] sicherer zu machen, waren damals diese Zeremonien

verkündete Offenbarung ausgesprochen. Gott spricht zu Noe: „Und alles, was sich reget und lebet sei euch zur Speise, wie das grüne Kraut geb ich euch Alles. Nur Fleisch mit seinem Blute sollt ihr nicht essen. Denn das Blut eurer Seelen will ich von der Hand aller Thiere fordern, und von der Hand des Menschen, von der Hand des Mannes und seines Bruders will ich des Menschen Seele fordern. Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden, denn der Mensch ist nach Gottes Ebenbilde geschaffen." (Genesis 9, 3—6.) Auf dieser Idee ruht der Ausspruch des mosaischen Gesetzes: daß das Land durch das frevelhaft vergossene Blut verunreinigt werde, „und nicht anders gereinigt werden könne, als durch das Blut Dessen, der eines Andern Blut vergossen hat." (4. Buch Mos. 35, 33.)

So lautet die Grundlage des göttlichen Rechts, auf welcher die Pflicht und kraft dieser auch das Recht zur Strafe beruht. Die historische und positive Form, in welcher dieses natürliche, göttliche Gesetz verwirklicht wird, ist ursprünglich bei den Hebräern, wie bei allen Völkern des Orients die Blutrache. In dieser begegnen und durchdringen sich die theokratische Idee und die subjektive Rache der beleidigten Familie. Dieser letzteren ist die Vollziehung des allgemeinen Gesetzes im einzelnen Falle überlassen. Aber sie ist auch durch die Sitte und den Glauben des Volkes verpflichtet zu dieser Vollstreckung. Diese Pflicht ergibt sich aus mehreren Stellen der heiligen Schriften des alten Bundes. Als Joab den Abner meuchlings ermordet hat, nimmt David die Blutrache auf sich. Aber ohne hinreichende Macht sie zu vollstrecken empfiehlt er vor seinem Tode seinem Nachfolger nach seiner Weisheit zu thun, und die grauen Haare des Mörders nicht in Frieden hinabkommen zu lassen in die Grube. (2. B. Sam. 3, 27—30. 3. B. Kön. 2, 5—9.) Hieraus erhellt zugleich, daß, wenn kein Bluträcher vorhanden oder dieser säumig war, die höchste Obrigkeit des Landes das Strafamt üben, und das Gesetz Got-

tes vollziehen lassen mußte. Wird der Leichnam eines Getödteten gefunden und der Mörder ist unbekannt, so bedarf es einer eignen religiösen Ceremonie, um die Blutschuld von dem Orte abzuwenden, auf dessen Gebiet die Frevelthat geschah *). Denn das unschuldige Blut schreit um Rache zu Gott **).

Im Geiste dieses Grundprincips gebietet Moses: „Ihr sollt kein Geld von dem nehmen, der des Blutes schuldig ist; er soll alsbald selbst sterben.“ (4. B. Mos. 35, 31.) Noch mehr! weil Gott des Menschen Blut auch von der Hand des

---

*) 5. Buch Mos. 21, 1—9. Es soll eine junge Kuh geschlachtet werden. Und die Aeltesten derselben Stadt sollen zu dem Erschlagenen kommen, ihre Hände über der jungen Kuh waschen und sagen: „Unsere Hände haben dieses Blut nicht vergossen, und unsere Augen haben es nicht gesehen; sei gnädig deinem Volke Israel, welches du erlöset, o Herr! und rechne nicht zu unschuldig Blut deinem Volke Israel. Und also wird von ihnen hinweggenommen die Blutschuld.“

**) Der Standpunkt, den der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts bei der Kritik des mosaischen Rechtes zu nehmen pflegte, spiegelt sich in einer Aeußerung von Michaelis (Mosaisches Recht §. 278) ab, die wir zur Erheiterung unserer Leser ihnen nicht vorenthalten wollen. „Bei uns würde eine solche Zeremonie sehr unnütz seyn, denn selbst auf das gemeine Volk, wenigstens im nördlichen Deutschlande, machen Zeremonien keinen sehr starken Eindruck, es raisonnirt darüber und hat eher an ihnen etwas auszusetzen; findet man aber einen Leichnam auf dem Felde, so wird es gleich in so manchen gedruckten Nachrichten kund gemacht, und jede benachbarte Obrigkeit requirirt, es zu melden, wenn auf Jemanden der Verdacht fiele, daß er der Thäter seyn dürfte. Allein dieses konnte in jener, keine Druckerei, Zeitungen, Intelligenzblätter und andere neuere Anstalten habenden Welt nicht geschehen, am wenigsten unter einem demokratischen (!) Volk, in dem jede Stadt doch gewissermaßen eine freie Republik war (!!), und nicht so genau wie bei uns mit dem Uebrigen zusammenhing. Das Leben der Menschen sicherer zu machen, waren damals diese Zeremonien nützlich.“

Thieres fordern will, soll der Ochse, der einen Menschen zu Tode stößt, gesteinigt werden. (2. B. Mos. 21, 20. *) War das Thier schon vorher stößig gewesen, und man hat es seinem Herrn angezeigt, und dieser ihn nicht verwahrt, so soll der Ochse, wenn er einen Mann oder ein Weib tödtete, gesteinigt werden, und auch seinen Herrn soll man tödten, doch kann er sein Leben retten, wenn er das auferlegte Lösegeld zahlt. (V. 29. 30. Ebendas.) Dem Erbauer eines neuen Hauses befiehlt das Gesetz eine Schutzmauer rund um das Dach anzulegen, „auf daß in deinem Hause kein Blut vergossen werde, und du nicht schuldig seist, wenn Jemand fällt und herunterstürzt.“ (5. B. Mos. 22, 8.) Natürlich verstand es sich von selbst, daß die Tödtung um der Blutrache willen keine neue Blutschuld begründete. (4. B. Mos. 35, 26. 27.) Diesem Falle steht der andere gleich, wo Jemand einen nächtlicher Weile in sein Haus eindringenden Dieb erschlägt. (2. B. Mos. 22, 2.)

Das ungemilderte System der Blutrache kennt seiner Natur nach keinen Unterschied zwischen absichtlicher und unabsichtlicher Tödtung. Allein die Unbilligkeit: in beiden Fällen dieselbe Strafe eintreten zu lassen, war zu augenscheinlich, als daß das mosaische Gesetz nicht die alte Strenge hätte mildern sollen. Es schafft zu diesem Behufe eine rein positive Einrichtung. Sechs Levitenstädte werden zum Schutze unvorsätzlicher Todtschläger gegen den Bluträcher zu Asylen bestimmt, und das Gesetz zieht die Gränze zwischen diesen Fällen und jenen andern, wo der Mörder ohne Erbarmen der Rache verfällt. (2. B. M. 21, 14. 4. B. Mos. 35, 16—25.) Flieht der Todtschläger in eine jener Städte, so soll der Verwandte des Ermordeten ihn nicht tödten können, bis er vor der Gemeinde stand und sein Handel gerichtet wurde. (4. B. Mos. 35, 12.)

*) „Sein Fleisch soll man nicht essen, aber der Herr des Ochsen soll unschuldig seyn.“

Findet es sich nun, daß die That aus Zufall, ohne Haß und Feindschaft geschehen, so ist der Unschuldige aus des Rächers Hand gerettet. Dann lautet der Urtheilsspruch, daß er in derselben Stadt bleibe, in die er geflohen, bis der Hohepriester stirbt, der gesalbt ist mit dem heiligen Oele. Erst alsdann darf der Flüchtling an seinen Ort zurückkehren, und der Verwandte des Getödteten hat nicht das Recht ihm vorher für ein Lösegeld die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Wird er aber vorher außer den Gränzen der Städte, die den Flüchtigen verordnet sind, gefunden und von dem Bluträcher erschlagen, so ist dieser vor dem Gesetz unschuldig an seinem Blute. (4. B. Mos. 35.) Wenn aber Jemand seinen Nächsten hasset und seinem Leben nachstrebet, sich aufmacht und ihn schlägt daß er stirbt, und dann in eine von den erwähnten Städten flieht, so sollen die Aeltesten seiner Stadt hinsenden, und ihn nehmen lassen aus dem Orte der Zuflucht, und ihn in die Hand des Bluträchers geben und er soll sterben. Du sollst, sagt das Gesetz, seiner nicht schonen und also schuldig Blut aus Israel wegnehmen, auf daß es dir wohlgehe. (5. B. Mos. 19, 7—13.) Uebrigens schützt die Gesetzgebung, welche das Vergießen von Menschenblut so strenge ahndet, das Leben des Knechtes und der Magd nicht minder, wie das der Freien *), zieht aber eine einfache Gränze zwischen der erlaubten und unerlaubten Ausübung des Züchtigungsrechtes.

Dasselbe Princip der Wiedervergeltung, welches in Beziehung auf die Tödtung gilt, findet sich auch in Hinsicht der körperlichen Verletzung ausgesprochen, wobei jedoch höchst wahrscheinlich Loskaufung durch Lösegeld gestattet gewesen ist.

---

*) 2. B. Mos. 21, 20. Wer seinen Knecht oder seine Magd schlägt mit dem Stabe, so daß sie sterben unter seiner Hand, der soll des Verderbens schuldig seyn. 21. Wo sie aber einen oder zween Tage überleben, soll er nicht gestraft werden, denn sie sind sein Geld.

Aus rein politischen und ökonomischen Gründen beschränkt Moses die Ehe der Erbtöchter, welche Erbinnen des väterlichen Ackers werden, in soweit daß sie nicht außerhalb ihres Stammes heirathen dürfen, damit sie ihr Erbtheil nicht an einen fremden Stamm bringen. (4. Mos. 36.) Beschränkt ist ferner auch die Freiheit der Priester in sofern, als keiner derselben eine Geschiedene oder eine sich Preis gebende Dirne, der Hohepriester nicht einmal eine Wittwe oder eine Ausländerin zum Weibe nehmen darf. (3. Mos. 21, 7. 13. 14.)

Endlich stellt das Gesetz wegen naher Verwandtschaft und Schwägerschaft eine Reihe von Eheverboten auf (3. Mos. 18, 6—18.), wie sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen, die nicht durch Uebercultur und Verbildung zu Grunde gegangen sind, wenn gleich die Gränzlinie zwischen Verbot und Erlaubniß bald weiter, bald enger gezogen ist. Die wichtige, vielbestrittene Frage: ob diese Verbote des mosaischen Rechts streng und buchstäblich oder ausdehnend, und als auf alle Fälle der Verwandtschaft in demselben Grade sich beziehend zu erklären seien, hat für den Katholiken, der an die Canones der christlichen Kirche gebunden ist, nicht die praktische Wichtigkeit, die sich längere Zeit hindurch, und namentlich während der Epoche des Uebergangs aus der lutherischen Orthodoxie in den modernen Rationalismus auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenrechts daran knüpfte. Auch über die Gründe, aus welchen die Verbote des Incest hervorgegangen sind, walten die verschiedenartigsten Meinungen ob, von denen vielleicht die meisten neben einander bestehen könnten. Moses stellt den Incest unmittelbar mit den naturwidrigen Gräueln zusammen. Der positive Grund des Verbotes, den er mit Jehova's Worten anführt, lautet aber einfach wie folgt: „Ihr sollt euch durch Keines von diesen verunreinigen, denn damit haben sich alle Völker verunreinigt, die ich hinauswerfen will vor euerm Angesicht, wodurch das Land verunreinigt ward, dessen Laster ich heimsuchen will, auf daß es

ausspeie seine Einwohner. Haltet meine Satzungen und Rechte, und thut nichts von allen diesen Gräueln, weder der Einheimische noch der Fremdling, der bei euch weilet. Denn alle diese Gräuel haben die Einwohner des Landes gethan, die vor euch waren, und haben verunreinigt das Land. Deßwegen hütet euch, daß es nicht auch euch ausspeie, wenn ihr solches thut, wie es das Volk ausgespieen hat, das vor euch war. Jede Seele, die von den Gräueln etwas thut, soll umkommen aus der Mitte des Volks. Haltet meine Gebote. Thut nicht, was die gethan, die vor euch waren, und verunreinigt euch nicht. Ich bin der Herr euer Gott."

Zum Schluß der eben mitgetheilten Skizze muß noch eines, dem mosaischen Eherechte eigenthümlichen Institutes gedacht werden, welches nur im Zusammenhange des hebräischen Volkslebens begriffen werden kann. Dieß ist die sogenannte Leviratsehe*). Während die Ehe mit des Bruders Wittwe verboten ist, wenn Kinder vorhanden sind, wird für den Fall, daß er ohne Nachkommen verstürbe, vorgeschrieben: sein Bruder solle sie zum Weibe nehmen, „und seines Bruders Samen erwecken." — „Und er soll ihren Erstgebornen nach seinem (des Bruders) Namen nennen, auf daß sein Name nicht aus Israel erlösche." Wollte der Bruder dieses Liebeswerk nicht verrichten, so gingen Recht und Pflicht an den nächsten Verwandten über**), der sich weigerte, wurde aber mit einer Ehrenstrafe belegt. Israel ist ein genealogisches, spezifisch-aristokratisches Volk. So wie Jedem daran lag, sein eigenes Geschlecht rückwärts bis auf Abraham nachzuweisen, so war es auch jedes Einzelnen Wunsch, in seinen Nachkommen das künftige Heil seines Volkes und dessen Erretter zu sehen. (5. Mos. 25, 5—10.) Nebenher war es eine Wirkung dieser

---

*) Von Levir, des Mannes Bruder.

**) Im Buche Ruth Cap. 4 kömmt ein Beispiel der Anwendung dieses Rechtes vor.

Sitte, daß kinderlose Wittwen, die an ihren Nachkommen keine Stütze hatten, bei den nächsten Verwandten ihres Mannes eine Versorgung finden mußten.

XIII.

Das natürliche Recht der Herrschaft des Vaters über seine Kinder ist im Gesetze Mosis um so eher anerkannt, als der hebräische Staat mit allen seinen Institutionen, wie früher gezeigt wurde, aus der Familie hervorgewachsen ist. Allein dieses Recht ist kein absolutes, der Vater mit seiner Gewalt über seine Kinder wird selbst immer nur als ein Theil der großen Volksfamilie betrachtet. Es gibt kein Beispiel in der hebräischen Geschichte, daß Väter selbst, wie bei den Römern, Todesstrafen über ihre Kinder verhängt oder an ihnen vollzogen hätten. Dagegen wird jedes schwerere Vergehen der Kinder an ihren Eltern, jede dauernde Unbotmäßigkeit derselben durch das Gesetz mit dem Tode bedroht. Wer seinem Vater oder seiner Mutter flucht, soll sterben. (2. Mos. 21, 17. 3. Mos. 20, 9.) Wenn Jemand einen widerspänstigen und unbändigen Sohn hat, der seines Vaters oder seiner Mutter Befehl nicht hört, und wenn sie ihn züchtigen, nicht gehorchen will, so sollen sie ihn nehmen und zu den Aeltesten jener Stadt führen und zu den Thoren des Gerichts und sollen zu ihnen sprechen: dieser unser Sohn ist unbändig und widerspänstig und will nicht hören unsere Ermahnungen, und gibt sich der Völlerei, und Schlemmerei und Schwelgerei hin. Das Volk der Stadt soll ihn steinigen und er soll sterben, auf daß ihr das Böse von euch thut, und ganz Israel es höre und sich fürchte. (5. Mos. 21, 18—21.)

Die Herrschaft des Vaters über seine Kinder, welche übrigens nicht mit einem gewissen Alter der letztern aufhört,

äußert sich vornämlich darin, daß der Vater und in dessen Ermangelung die Mutter dem Sohn die künftige Gattin wählt. (1. Mos. 21, 21. 1. Mos. Cap. 24. 2. Mos. 21, 9. Buch der Richter 14, 2.) Nach des Vaters Tode geht dessen Gewalt auf den Erstgebornen über, d. h. wenn der Vater mehrere Weiber hatte, auf den ersten Sohn, der ihm geboren wurde (5. Mos. 21, 15—17.) In den Genealogien der Bücher der Chronik wird deßhalb auch der Erstgeborne das Haupt oder der Fürst genannt, und nur ausnahmsweise wird ein Anderer von seinem Vater, weil der Erstgeborne gestorben oder untüchtig ist, zum Fürsten gesetzt. (1. Buch der Chronik 26, 10.)

XIV.

Das mosaische Erbrecht in seinen Hauptgrundzügen ist der Ausfluß und die Consequenz der fideicommissarischen Stiftung, auf welcher die Nationalökonomie des hebräischen Volkes beruht. — Israels Reichthum ist kein in Geld bestehender, wo Töchter und Söhne gleich berechtigt zur Erbfolge sind; er besteht, wie bei jedem Agrikulturvolke, in Land und Heerden. Deßhalb treten, wie im Orient überhaupt, nach altem Herkommen die Töchter zurück, und die Söhne allein sind Erben; in ihrer Ermangelung die Brüder des Erblassers, dann die Brüder seines Vaters, und wenn auch diese fehlen, „die ihm am nächsten sind“ *). (4. Mos. 27. 2. 3. 4. 8—11.) Die Weiber werden in der Familie ihrer Brüder oder ihres

*) Rachel und Lia sagen zu Jakob: „Hat er“ (ihr Vater Laban) „uns nicht wie Fremde angesehen und verkauft, und hat er nicht verzehret unsern Preis?“ Sie haben nichts mehr zu fordern am Gute und Erbe ihres Vaterhauses. (I. Mos, 31, 14. 15.)

Mannes ernährt. Eine Ausnahme hievon gilt nur zu Gunsten der Erbtöchter (4. Mos. 36.), denen dafür aber auch verboten ist, Andere als Männer ihres Stammes zu heirathen, „damit das Erbe der Söhne Israels nicht übergehe von einem Stamme zum andern." Ihnen wird das Erbe gegeben, damit des Vaters Name nicht in den Erbtafeln erlösche; es scheint daher auch, als ob die aus den Ehen der Erbtöchter hervorgehenden Kinder auf den Namen ihres mütterlichen Großvaters geschrieben wurden. (Michaelis Mos. Recht §. 78 a. E.)

Dem patriarchalischen Grundtypus gemäß ist der Erstgeborne das Haupt der Familie und der Herr seiner Brüder. Daher gibt ihm Mosis Gesetz, in Anerkennung seines Vorrangs, ein doppeltes Erbtheil (5. Mos. 21, 17.), und schafft zugleich die Willkühr des Vaters in der Verleihung des Rechtes der Erstgeburt ab. — Daß die Erzväter in dieser Beziehung ihren letzten Willen erklärt haben, beweist die Genesis. Weitere Beispiele von Testamenten, namentlich zu Gunsten Fremder, kommen aber in der Geschichte und im Rechte der Hebräer nicht vor.

Dieß ist auch dem Grundtypus ihrer Verfassung vollkommen gemäß. Es gibt, wie oben gezeigt wurde, kein absolutes Eigenthum in Israel. Jehova verleiht seinen Segen nicht dem Einzelnen, sondern ihm und seinem Geschlechte, und somit ist Jenem die Willkühr entzogen, die Gabe, welche er von Gott zu Lehn trägt, für sich und seine Nachkommen nach eigenem Ermessen an Fremde zu übertragen.



XV.

Zwei Elemente sind es, die sich im hebräischen Strafrechte begegnen und vermischen; ein theokratisches und ein privatrechtliches: göttliche Gerechtigkeit oder Vergeltung der Missethat, weil es also Gottes Wille ist, und menschliche Rache zur Genugthuung des Beleidigten. Beiderlei Gesichtspunkte schließen einander nicht aus, sondern erscheinen hier harmonisch zu einem Ganzen verbunden. Dem einen wie dem andern Systeme liegt die Voraussetzung zum Grunde, daß es bei der durch das Verbrechen geschehenen Störung der sittlichen Ordnung der Welt und der Gesellschaft nicht sein Verbleiben und Bewenden haben könne. Doch kann, wo der menschlich-privatrechtliche Charakter der Gesetzgebung vorschlägt, der Beleidiger auch möglicherweise auf seine Genugthuung verzichten oder sich die Rache abkaufen lassen. Wo die Strafe den theokratischen Charakter trägt, ist ihre Nachlassung der Willkür entrückt. Der praktische Unterschied zwischen dem einen und andern Princip liegt darin, daß die menschliche Rache die Genugthuung um des Menschen Willen, die Gerechtigkeit, zumal im theokratischen Staate, sie Gottes halber will. Diese Verschiedenheit beider Elemente läßt sich im Gesetze Mosis deutlicher und bestimmter als im Strafrechte der meisten andern Völker nachweisen.

Das Urprincip alles Criminalrechts, die Nothwendigkeit einer Vergeltung der Missethat, weil es der Wille Gottes ist daß sie nicht ungestraft bleibe, — dieser oberste, leitende Grundsatz, durch den erst die menschliche Strafe dem Verbrecher gegenüber eine höhere Berechtigung gewinnt, findet sich in Beziehung auf das Vergießen von Menschenblut bereits in der Genesis, als eine dem zweiten Stammvater der Menschheit

verkündete Offenbarung ausgesprochen. Gott spricht zu Noe: „Und alles, was sich reget und lebet sei euch zur Speise, wie das grüne Kraut geb ich euch Alles. Nur Fleisch mit seinem Blute sollt ihr nicht essen. Denn das Blut eurer Seelen will ich von der Hand aller Thiere fordern, und von der Hand des Menschen, von der Hand des Mannes und seines Bruders will ich des Menschen Seele fordern. Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden, denn der Mensch ist nach Gottes Ebenbilde geschaffen." (Genesis 9, 3—6.) Auf dieser Idee ruht der Ausspruch des mosaischen Gesetzes: daß das Land durch das frevelhaft vergossene Blut verunreinigt werde, „und nicht anders gereinigt werden könne, als durch das Blut Dessen, der eines Andern Blut vergossen hat." (4. Buch Mos. 35, 33.)

So lautet die Grundlage des göttlichen Rechts, auf welcher die Pflicht und kraft dieser auch das Recht zur Strafe beruht. Die historische und positive Form, in welcher dieses natürliche, göttliche Gesetz verwirklicht wird, ist ursprünglich bei den Hebräern, wie bei allen Völkern des Orients die Blutrache. In dieser begegnen und durchdringen sich die theokratische Idee und die subjektive Rache der beleidigten Familie. Dieser letzteren ist die Vollziehung des allgemeinen Gesetzes im einzelnen Falle überlassen. Aber sie ist auch durch die Sitte und den Glauben des Volkes verpflichtet zu dieser Vollstreckung. Diese Pflicht ergibt sich aus mehreren Stellen der heiligen Schriften des alten Bundes. Als Joab den Abner meuchlings ermordet hat, nimmt David die Blutrache auf sich. Aber ohne hinreichende Macht sie zu vollstrecken empfiehlt er vor seinem Tode seinem Nachfolger nach seiner Weisheit zu thun, und die grauen Haare des Mörders nicht in Frieden hinabkommen zu lassen in die Grube. (2. B. Sam. 3, 27—30. 3. B. Kön. 2, 5—9.) Hieraus erhellt zugleich, daß, wenn kein Bluträcher vorhanden oder dieser säumig war, die höchste Obrigkeit des Landes das Strafamt üben, und das Gesetz Got-



tes vollziehen lassen mußte. Wird der Leichnam eines Getödteten gefunden und der Mörder ist unbekannt, so bedarf es einer eignen religiösen Ceremonie, um die Blutschuld von dem Orte abzuwenden, auf dessen Gebiet die Frevelthat geschah *). Denn das unschuldige Blut schreit um Rache zu Gott **).

Im Geiste dieses Grundprincips gebietet Moses: „Ihr sollt kein Geld von dem nehmen, der des Blutes schuldig ist; er soll alsbald selbst sterben.“ (4. B. Mos. 35, 31.) Noch mehr! weil Gott des Menschen Blut auch von der Hand des

*) 5. Buch Mos. 21, 1—9. Es soll eine junge Kuh geschlachtet werden. Und die Aeltesten derselben Stadt sollen zu dem Erschlagenen kommen, ihre Hände über der jungen Kuh waschen und sagen: „Unsere Hände haben dieses Blut nicht vergossen, und unsere Augen haben es nicht gesehen; sei gnädig deinem Volke Israel, welches du erlöset, o Herr! und rechne nicht zu unschuldig Blut deinem Volke Israel. Und also wird von ihnen hinweggenommen die Blutschuld.“

**) Der Standpunkt, den der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts bei der Kritik des mosaischen Rechtes zu nehmen pflegte, spiegelt sich in einer Aeußerung von Michaelis (Mosaisches Recht §. 278) ab, die wir zur Erheiterung unserer Leser ihnen nicht vorenthalten wollen. „Bei uns würde eine solche Zeremonie sehr unnütz seyn, denn selbst auf das gemeine Volk, wenigstens im nördlichen Deutschlande, machen Zeremonien keinen sehr starken Eindruck, es raisonnirt darüber und hat eher an ihnen etwas auszusetzen; findet man aber einen Leichnam auf dem Felde, so wird es gleich in so manchen gedruckten Nachrichten kund gemacht, und jede benachbarte Obrigkeit requirirt, es zu melden, wenn auf Jemanden der Verdacht fiele, daß er der Thäter seyn dürfte. Allein dieses konnte in jener, keine Druckerei, Zeitungen, Intelligenzblätter und andere neuere Anstalten habenden Welt nicht geschehen, am wenigsten unter einem demokratischen (!) Volk, in dem jede Stadt doch gewissermaßen eine freie Republik war (!!), und nicht so genau wie bei uns mit dem Uebrigen zusammenhing. Das Leben der Menschen sicherer zu machen, waren damals diese Zeremonien nützlich.“

verkündete Offenbarung ausgesp Menschen zu
„Und alles, was sich reget u 21, 20. *) War
das grüne Kraut geb ich eu man hat es sei-
Blute sollt ihr nicht essen. nicht verwahrt, so soll
ich von der Hand aller T ein Weib tödtete, ge-
des Menschen, von der soll man tödten, doch
ders will ich des Men auferlegte Lösegeld zahlt.
blut vergießt, dessen eines neuen Hauses be-
der Mensch ist nach rund um das Dach anzu-
9, 3—6.) Auf die Hause kein Blut vergossen werde,
Gesetzes: daß das wenn Jemand fällt und herunter-
verunreinigt wer 22, 8.) Natürlich verstand es sich von
als durch das der Blutrache willen keine neue
hat.“ (4. Buc (4. B. Mos. 35, 26. 27.) Diesem Falle
wo Jemand einen nächtlicher Weile in
Dieb erschlägt. (2. B. Mos. 22, 2.)

So lan
cher die V
beruht. D System der Blutrache kennt seiner Na-
natürliche, keinen Unterschied zwischen absichtlicher und unabsicht-
bei den F Allein die Unbilligkeit: in beiden Fällen die-
rache. Strafe eintreten zu lassen, war zu augenscheinlich, als
tische das mosaische Gesetz nicht die alte Strenge hätte mildern
Dieser Es schafft zu diesem Behufe eine rein positive Einrich-
einzeln Sechs Levitenstädte werden zum Schutze unvorsätzlicher
und d schläger gegen den Bluträcher zu Asylen bestimmt, und das
strecke Gesetz zieht die Gränze zwischen diesen Fällen und jenen an-
heilig dern, wo der Mörder ohne Erbarmen der Rache verfällt.
meuc (2. B. M. 21, 14. 4. B. Mos. 35, 16—25.) Flieht der
Aber Todtschläger in eine jener Städte, so soll der Verwandte des
sein Ermordeten ihn nicht tödten können, bis er vor der Gemeinde
und stand und sein Handel gerichtet wurde. (4. B. Mos. 35, 12.)
kon
3.
kei
D

*) „Sein Fleisch soll man nicht essen, aber der Herr des Ochsen soll unschuldig seyn.“

daß die That aus Zufall, ohne Haß und ...n, so ist der Unschuldige aus des Rächers ... Dann lautet der Urtheilsspruch, daß er in ... bleibe, in die er geflohen, bis der Hohepriester ...albt ist mit dem heiligen Oele. Erst alsdann ...chtling an seinen Ort zurückkehren, und der Ver... Getödteten hat nicht das Recht ihm vorher für ein ... die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Wird er aber vor... ...ßer den Gränzen der Städte, die den Flüchtigen verordnet sind, gefunden und von dem Bluträcher erschlagen, so ist ...ser vor dem Gesetz unschuldig an seinem Blute. (4. B. Mos. 35.) Wenn aber Jemand seinen Nächsten hasset und seinem Leben nachstrebet, sich aufmacht und ihn schlägt daß er stirbt, und dann in eine von den erwähnten Städten flieht, so sollen die Aeltesten seiner Stadt hinsenden, und ihn nehmen lassen aus dem Orte der Zuflucht, und ihn in die Hand des Bluträchers geben und er soll sterben. Du sollst, sagt das Gesetz, seiner nicht schonen und also schuldig Blut aus Israel wegnehmen, auf daß es dir wohlgehe. (5. B. Mos. 19, 7—13.) Uebrigens schützt die Gesetzgebung, welche das Vergießen von Menschenblut so strenge ahndet, das Leben des Knechtes und der Magd nicht minder, wie das der Freien *), zieht aber eine einfache Gränze zwischen der erlaubten und unerlaubten Ausübung des Züchtigungsrechtes.

Dasselbe Princip der Wiedervergeltung, welches in Beziehung auf die Tödtung gilt, findet sich auch in Hinsicht der körperlichen Verletzung ausgesprochen, wobei jedoch höchst wahrscheinlich Loskaufung durch Lösegeld gestattet gewesen ist.

---

*) 2. B. Mos. 21, 20. Wer seinen Knecht oder seine Magd schlägt mit dem Stabe, so daß sie sterben unter seiner Hand, der soll des Verderbens schuldig seyn. 21. Wo sie aber einen oder zween Tage überleben, soll er nicht gestraft werden, denn sie sind sein Geld.

Thieres fordern will, soll der Ochse, der einen Menschen zu Tode stößt, gesteinigt werden. (2. B. Mos. 21, 20. *) War das Thier schon vorher stößig gewesen, und man hat es seinem Herrn angezeigt, und dieser ihn nicht verwahrt, so soll der Ochse, wenn er einen Mann oder ein Weib tödtete, gesteinigt werden, und auch seinen Herrn soll man tödten, doch kann er sein Leben retten, wenn er das auferlegte Lösegeld zahlt. (V. 29. 30. Ebendas.) Dem Erbauer eines neuen Hauses befiehlt das Gesetz eine Schutzmauer rund um das Dach anzulegen, „auf daß in deinem Hause kein Blut vergossen werde, und du nicht schuldig seist, wenn Jemand fällt und herunterstürzt." (5. B. Mos. 22, 8.) Natürlich verstand es sich von selbst, daß die Tödtung um der Blutrache willen keine neue Blutschuld begründete. (4. B. Mos. 35, 26. 27.) Diesem Falle steht der andere gleich, wo Jemand einen nächtlicher Weile in sein Haus eindringenden Dieb erschlägt. (2. B. Mos. 22, 2.)

Das ungemilderte System der Blutrache kennt seiner Natur nach keinen Unterschied zwischen absichtlicher und unabsichtlicher Tödtung. Allein die Unbilligkeit: in beiden Fällen dieselbe Strafe eintreten zu lassen, war zu augenscheinlich, als daß das mosaische Gesetz nicht die alte Strenge hätte mildern sollen. Es schafft zu diesem Behufe eine rein positive Einrichtung: Sechs Levitenstädte werden zum Schutze unvorsätzlicher Todtschläger gegen den Bluträcher zu Asylen bestimmt, und das Gesetz zieht die Gränze zwischen diesen Fällen und jenen andern, wo der Mörder ohne Erbarmen der Rache verfällt. (2. B. M. 21, 14. 4. B. Mos. 35, 16—25.) Flieht der Todtschläger in eine jener Städte, so soll der Verwandte des Ermordeten ihn nicht tödten können, bis er vor der Gemeinde stand und sein Handel gerichtet wurde. (4. B. Mos. 35, 12.)

*) „Sein Fleisch soll man nicht essen, aber der Herr des Ochsen soll unschuldig seyn."

Findet es sich nun, daß die That aus Zufall, ohne Haß und Feindschaft geschehen, so ist der Unschuldige aus des Rächers Hand gerettet. Dann lautet der Urtheilsspruch, daß er in derselben Stadt bleibe, in die er geflohen, bis der Hohepriester stirbt, der gesalbt ist mit dem heiligen Oele. Erst alsdann darf der Flüchtling an seinen Ort zurückkehren, und der Verwandte des Getödteten hat nicht das Recht ihm vorher für ein Lösegeld die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Wird er aber vorher außer den Gränzen der Städte, die den Flüchtigen verordnet sind, gefunden und von dem Bluträcher erschlagen, so ist dieser vor dem Gesetz unschuldig an seinem Blute. (4. B. Mos. 35.) Wenn aber Jemand seinen Nächsten hasset und seinem Leben nachstrebet, sich aufmacht und ihn schlägt daß er stirbt, und dann in eine von den erwähnten Städten flieht, so sollen die Aeltesten seiner Stadt hinsenden, und ihn nehmen lassen aus dem Orte der Zuflucht, und ihn in die Hand des Bluträchers geben und er soll sterben. Du sollst, sagt das Gesetz, seiner nicht schonen und also schuldig Blut aus Israel wegnehmen, auf daß es dir wohlgehe. (5. B. Mos. 19, 7—13.) Uebrigens schützt die Gesetzgebung, welche das Vergießen von Menschenblut so strenge ahndet, das Leben des Knechtes und der Magd nicht minder, wie das der Freien *), zieht aber eine einfache Gränze zwischen der erlaubten und unerlaubten Ausübung des Züchtigungsrechtes.

Dasselbe Princip der Wiedervergeltung, welches in Beziehung auf die Tödtung gilt, findet sich auch in Hinsicht der körperlichen Verletzung ausgesprochen, wobei jedoch höchst wahrscheinlich Loskaufung durch Lösegeld gestattet gewesen ist.

---

*) 2. B. Mos. 21, 20. Wer seinen Knecht oder seine Magd schlägt mit dem Stabe, so daß sie sterben unter seiner Hand, der soll des Verderbens schuldig seyn. 21. Wo sie aber einen oder zween Tage überleben, soll er nicht gestraft werden, denn sie sind sein Geld.

(3. B. Mos. 24, 19. 20.) Der Menschenraub, an einem Israeliten begangen, wird auch, wie der Mord, mit dem Tode bestraft. (5. B. Mos. 24, 7. 2. B. Mos. 21, 16.)

Bei der Bestrafung des Diebstahls greift lediglich das privatrechtliche Princip durch *). Wenn Jemand einen Ochsen stiehlt, oder ein Schaf, und schlachtet es, oder verkauft es; der soll fünf Ochsen für einen Ochsen zurückgeben, und vier Schafe für ein Schaf. (2. B. Mos. 22, 1.) Hat der Dieb nicht, was er erstatte für den Diebstahl, so soll er verkauft werden. (V. 3 Ebendas.) Nur in dem Falle, wo das gestohlene Thier noch am Leben, einerseits also der volle Ersatz des Schadens und andrerseits noch thätige Reue möglich ist, findet die Milderung statt, daß nur der doppelte Werth der gestohlenen Sache wiedergegeben werden soll. (V. 4 a. a. O.) Jeder andere rechtswidrige Eingriff in fremdes Eigenthum, (Abläugnung einer hinterlegten, Verhehlung einer gefundenen Sache) der nicht vor das Gericht käme und zu dessen Erstattung den Thäter sein Gewissen zwingt, soll durch Ersatz des Schadens und außerdem durch eine Buße von einem Fünftheil des Werthes derselben gesühnt werden. (3. B. Mos. 6, 1—5.) Im Laufe der Zeit wird das Princip der Strafe des Diebstahls zwar beibehalten, aber die Strafe geschärft. In den Sprüchwörtern Salomo's (6, 30. 31.) ist von siebenfachem Ersatz der gestohlenen Sache die Rede.

War der Charakter der hebräischen Gesellschaft, wie sie durch Mosis Gesetzgebung geordnet wurde, der der reinen Theokratie, so versteht es sich von selbst, daß in Folge dessen alle unmittelbar wider den göttlichen Herrn des Staates gerichteten Missethaten (wie Abgötterei und Zauberei) als Hochverrath des Todes schuldig erscheinen mußten. Hier gilt im ver-

---

*) Nur die Verrückung der Gränzsteine wird aus einem religiösen Gesichtspunkte betrachtet. 5. B. Mos. 19, 14.

stärkten Maaße Alles, was früher von der Nothwendigkeit gesagt wurde vergossenes Menschenblut zu sühnen. Wenn das Volk des Landes fahrläßig wäre, und gleichsam geringeachtend das göttliche Gebot, den Menschen entließe, der dem Moloch ein schändliches Opfer gebracht, „so will ich mein Angesicht gegen diesen Menschen setzen, und gegen sein Geschlecht und will ihn ausrotten, ihn und Alle, die ihm beigestimmt aus der Mitte seines Volkes." Eben so ist des Todes schuldig, wer an der Basis der menschlichen Gesellschaft, an der Heiligkeit des Familienlebens frevelnd, sich mit der That oder durch Flüche an Vater und Mutter vergreift, widernatürliche Wollust treibt, die Ehe bricht oder einen Incest begeht. (3. B. Mos. Cap. 20.) Die Eltern haben das Recht einen widerspenstigen und ungehorsamen Sohn, der sich durch ihre Züchtigung nicht bessern läßt, vor die Aeltesten der Stadt zu führen und ihn seiner Vergehen anzuklagen, dann soll ihn „das Volk der Stadt steinigen und er soll sterben; auf daß ihr das Böse von Euch thut und ganz Israel es höre und sich fürchte." (5. B. Mos. 21, 18—21.) Schmähreden oder Flüche gegen obrigkeitliche Personen, die Stellvertreter Gottes, wurden früher wahrscheinlich mit Schlägen, später mit dem Tode geahndet. (2. Sam. 19, 22—24. 1. Kon. 1, 8. 9. 2, 36—46.) Obgleich selbst im Kriege mit dem Könige Saul begriffen läßt David den Amalekiter hinrichten, der angeblich die Hand ausgestreckt hatte den Gesalbten des Herrn zu tödten. (2. B. Sam. 1, 14—16.)

In Betreff des peinlichen Processes enthält das mosaische Recht nur wenige Vorschriften. Eingedenk der einfachen, aber so häufig verkannten Wahrheit, daß die einzig wahre Bürgschaft einer guten Rechtspflege in der Persönlichkeit der Richter liegt, und daß keinerlei Formen gegen deren Parteilichkeit oder Befangenheit zu schützen vermögen, legt das Gesetz Mosis auf diese Charaktereigenschaften Derer, die Recht sprechen, den meisten Nachdruck. Annahme von Geschenken der Reichen ist eben sowohl verboten, als unzeitiges und übelange-

wandtes Mitleid mit den Armen. Im Uebrigen ist mit der Anwendung der geeigneten Mittel zur Erforschung der Wahrheit dem Ermessen der Richter ein weiter Spielraum gelassen. Das eigene Geständniß des Schuldigen ist nicht unbedingt nothwendig, dafür aber auch die Tortur dem mosaischen Rechte unbekannt. Die Zeugen, deren das Gesetz an einigen Orten zwei oder drei verlangt (5. B. Mos. 17, 6.), werden in Gegenwart des Beklagten verhört und vereidigt. Ihre Hand mußte die erste seyn, den Schuldigen zu tödten. Wenn die Richter verschiedener Meinung und ihr Urtheil zwiespältig, so sollten die Priester und Hohenpriester entscheiden. (5. B. Mos. 17, 8—30.) In einzelnen Fällen hat nach Ausweis der Geschichte auch das Gottesurtheil des Looses den Schuldigen ermittelt. (Josuä 7, 16—25. 1. B. Sam. 14, 41—44.)

XVI.

Das Kriegs- und Vertheidigungswesen des hebräischen Volkes beruht im Allgemeinen auf dem obersten Grundsatz: daß jeder waffenfähige Mann über zwanzig Jahren zum Kriegsdienste verpflichtet ist, wenn er tauglich befunden und nicht aus einem der anzugebenden Gründe von dieser Leistung losgesprochen wird. Ueber diese Verpflichtung aber ist zunächst zu bemerken, daß sie eine Pflicht, kein sogenanntes demokratisches Waffenrecht der Einzelnen ist. Von einer „allgemeinen Volksbewaffnung“ im heutigen Sinne war weder thatsächlich, noch staatsrechtlich die Rede. Es hing von dem Gutbefinden des Oberhauptes der Nation ab, wen er im einzelnen Falle zur Leistung jener Dienstpflicht aufrufen wollte. Außerdem beruhte diese Verpflichtung selbst durchaus nicht etwa auf den, in unsern Tagen gangbaren Vorstellungen von ei-

nem, jedes Privatrecht, jede Freiheit des Einzelnen und jedes Leben unumschränkt beherrschenden Staatswohl, oder einer souverainen Volksgemeinde, die bewaffnet seyn dürfe und müsse, um ihrem gebietenden Willen erforderlichen Falls Nachdruck geben zu können. Im Gegentheil: der oberste Kriegsherr war Jehova. Moses und Josua, wie später die Richter und Könige, erscheinen als seine, mit göttlicher Autorität bekleideten Stellvertreter. Jehova aber, der sein Volk aus Aegypten geführt, gab ihm Kanaan zur Eroberung hin. Sollte jeder Sohn Israels hier ein Lehn erhalten, so war es billig, daß er auch bei der blutigen Erwerbung selbst Hand anlegen mußte. Dasselbe gilt nachher von der Vertheidigung. (4. B. Mos. 1, 3. 26, 2.)

Trotz dessen kömmt das Aufgebot in Masse nur als seltene Ausnahme, die Aushebung der nöthigen Truppenzahl als Regel vor. Von jener lassen sich nur zwei Beispiele in der hebräischen Geschichte nahmhaft machen: der Rachekrieg gegen den Stamm Benjamin (Buch der Richter Cap. 20), und der Krieg Sauls gegen die Ammoniter (1. Sam. 11.); von dieser dagegen kommen schon bei dem Zuge in der Wüste Fälle vor, wo doch das ganze Volk in einem Lager beisammen war, und somit stets zum Kampfe bereit seyn muß. (2. B. Mos. 17, 9. 10. 4. B. Mos. 31, 1—6. 32, 17—32.) Moses befiehlt dem Josua zum Streite wider Amalec Männer auszuwählen, und aus den drittehalb Stämmen jenseits des Jordan, die mehr als 100,000 streitbare Männer stellen könnten, erscheinen nur 40,000 zur versprochenen Hülfleistung bei der Eroberung von Palästina. Ein deutlicher Beweis, daß das ganze Volk nur in den seltensten Fällen wirklich in seiner Gesammtheit auszog.

Moses selbst hat, mit einer in Militärstaaten nicht gebräuchlichen Milde, eine Reihe von Gründen zugelassen, kraft welcher Befreiung vom Kriegsdienste eintreten soll *). (5. B.

*) Ebendas. 24, 5. Wenn Jemand vor kurzem ein Weib genommen,

Mos. 20, 5—8.) Wer ein neues Haus gebaut und noch nicht feierlich bezogen, wer einen Weinberg gepflanzt und noch nicht fünf Jahre bearbeitet *), wer sich mit einem Weibe verlobt und es noch nicht genommen hat, soll von den Heerführern aufgefordert werden, nach Hause zurückzukehren. „Und wenn sie so gesprochen, sollen sie auch das noch zum Volke sprechen: wer ist der Mann, der furchtsamen und zaghaften Herzens ist? Er gehe hin und kehre zurück zu seinem Hause, auf daß er das Herz seiner Brüder nicht auch zaghaft mache, wie er selbst von Furcht beklommen ist."

Durch diesen Aufruf insbesondere wird der wirklich geleistete Dienst gewissermaßen zu einem freiwilligen. Die Aushebung selbst geschah, nach einer von Michaelis aufgestellten Vermuthung, vielleicht in einer ähnlichen Weise, wie der Zehnte aus den Heerden gesondert wurde **). Sold wurde nicht bezahlt, aber die Beute war der Lohn der Sieger. Die eine Hälfte der Menschen und des Viehs, die erbeutet worden, fiel an die, welche gegen den Feind zu Felde gezögen waren, doch mußte das fünfhundertste Stück den Priestern gegeben werden. Die andere Hälfte fiel dem übrigen Volke zu, welches nicht in den Kampf gezogen war, doch gebührte hiervon das fünfzigste Stück den Leviten. Silber, Kupfer, Eisen und Kleidung dagegen, überhaupt alle leblose Beute, gehörte dem, der sie gemacht hatte. (4. B. Mos. 31.)

Die eben geschilderte, mosaische Kriegsverfassung erlitt durch David einige Aenderungen. Er legte sich eine Leibwache

---

soll er nicht in den Krieg ziehen, noch soll man ihm etwas auflegen von öffentlicher Last, sondern zu Hause soll er bleiben frei und schuldlos, um sich zu freuen ein Jahr mit seinem Weibe.

*) Vergl. 3. B. Mos. 19, 23—25.

**) „Und was von Rindern und Schafen und Ziegen, von Allem, was unter des Hirten Stab durchgehet, als das Zehnte kömmt, das soll geheiligt werden dem Herrn." (3. B. Mos. 27, 32.)

bei, die, auch zur Vollstreckung von Todesstrafen dienenden, in seiner Geschichte oft vorkommenden Krethi und Plethi. Er traf die Einrichtung, daß aus den Söhnen Israels jeden Monat 24,000 zu seinem Dienste unter ihren Familienhäuptern und Befehlshabern einziehen, und nach Verlauf dieser Frist wieder abziehen mußten. (1. Chron. 27, 1.) Er scheint endlich Willens gewesen zu seyn, das gesammte Volk zum beständigen Kriegsdienste zu organisiren und einzutheilen, und dadurch aus der theokratischen in die militärisch-despotische Verfassung einzulenken. Die Geschichte berichtet, wie Gott die Israeliten mit der Pest gestraft, weil David, nicht auf Gottes Eingebung, eine Zählung des Volkes veranstaltet hatte (2. Sam. 24. 1. Chron. 21.), und wie der König von Reue ergriffen sein Unrecht erkannt, und seinen Plan aufgegeben habe *). Doch scheint später Ozias, sein Nachkomme

---

*) Michaelis sagt darüber im Geiste seiner Zeit (Mosaisches Recht Th. 3. §. 174. S. 165) Folgendes: „Davids Sünde oder vielmehr, um nicht so theologisch, sondern mehr politisch zu reden, Davids Unrecht und Tyrannei gegen ein Volk, das sich ihm auf ganz andere Bedingungen und mit Vorbehalt vieler Freiheiten unterworfen hatte, bestand also hierin. Bisher hatte freilich die alte und natürliche Regel der Völker: quot cives, tot milites, so fern gegolten, daß im Fall der Noth jeder Bürger zur Vertheidigung des Staats die Waffen tragen mußte: doch der Nothfall entstand sehr selten, und außer ihm hatte nicht jeder Israelit nöthig, Soldat zu seyn, und sich im Frieden, oder auch im mittelmäßigen Kriege, einer militärischen Einrichtung zu unterwerfen. David hatte die Anstalt gemacht, daß außer seiner Leibgarde (sie kommt in der Bibel unter dem Namen . . . Crett und Plett vor) noch jeden Monat wechselsweise 24,000 Mann Dienste thun mußten, also 288,000 Mann in den Waffen geübt wurden. Zur Vertheidigung des Landes, und um die Nachbarn in Respect zu erhalten, war dieß, sonderlich nach den damaligen Zeiten und der . . . vortheilhaften Lage seines Reichs, hinlänglich: allein ihm schien es noch nicht genug. Er wollte, vermuthlich vom Erobe-

im achten Gliede, den Plan, welchen David aufgegeben und bereut hatte, wieder aufgenommen und durchgeführt zu haben. (2. Chron. 26, 11 — 15.) Aber Jehova wollte nicht, daß Israel ein Militärstaat sei, und Ozias nahm ein klägliches Ende. (V. 16 — 21.)

XVII.

Die Staatseinkünfte und das Finanzwesen des mosaischen Staats waren weder auf indirekte, noch auch besonders zu verwilligende, direkte Steuern gegründet. Jenes wäre dem Charakter des hebräischen Staates zuwider gewesen, der kein Handel- und Luxustreibender seyn sollte; dieses hätte die Verwaltung ewigen Schwankungen Preis gegeben und zuletzt zur Herrschaft Derer geführt, welche die Steuern verwilligten, als welches den theokratischen Verfassungsprincipien widersprochen hätte. Der „Staatsbedarf" wurde, wie aus dem früher Gesagten erhellt, im Wesentlichen

---

rungsdurst beunruhigt, den Staat, ohngefähr nach Art des Römischen, kriegerisch machen, und das ganze Volk dergestalt unter eine militärische Verfassung bringen, daß jeder Unterthan ordentlich einrollirt wurde, in dieser Hinsicht unter Generäle und Offiziers stünde, und zu gewissen Zeiten Kriegsdienste thun müßte, um in den Waffen geübt zu werden. . . . Wäre nun dieß die Absicht Davids gewesen, so ist begreiflich, wie Joab, ungeachtet er in seinem Privatleben ein sehr böser Mann und zweimal ein Mörder war, doch so patriotisch oder so staatsklug seyn konnte, einen Befehl des Königs, der ein frei gewesenes Volk in die schlimmste militärische Sklaverei versetzte, und ihm unerträglich seyn mußte, auf's nachdrücklichste zu verbitten."

durch die stehende Rente des Zehnten gedeckt, von welchem der Stamm Levi, als erblicher Beamtenstand lebte. Ein stehendes Heer in Friedenszeiten gab es nicht, und der Krieg mußte den Krieg ernähren. Ein gewisses, bei jeder Volkszählung zu bezahlendes Kopfgeld hatte einen rein religiösen Charakter. Jeglicher, der über zwanzig Jahre alt war, sollte dem Herrn ein Lösegeld von einem halben Seckel für seine Seele geben, damit keine Plage über Israel komme, wenn sie gezählt würden. (2. B. Mos. 30, 12. 13.) Das in solcher Weise geopferte Gold und Silber ward zur Zierde des Heiligthums verwendet.

Erst nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil entwickelte sich auf der Grundlage jener Vorschrift der Gebrauch, daß jeder Erwachsene jährlich einen halben Seckel zur Erhaltung des Tempels geben mußte, wozu selbst die Juden in fremden Ländern beisteuerten. (Michaelis Mosaisches Recht Th. III. S. 152 u. ff.)

Von den Einkünften der Könige wird später bei der Charakteristik des hebräischen Königthums gehandelt werden.

XLVIII.

Das Manna.

Der vor nicht gar langer Zeit erschienene vierzehnte Band von Ritter's großem Werke über die Erdkunde gibt uns, wie schon früher einmal (Bd. III., S. 508), die Veranlassung, auf dieses höchst lehrreiche Buch in diesen Blättern zu sprechen zu kommen. Wir können nicht umhin, zu wiederholen, daß jeder neue Band nicht sowohl durch die gründlichen und gelehrten Untersuchungen, als auch durch die schönen Beschreibungen der Gebirgszüge und der Flußgebiete, durch die Schilderung der Menschen und ihrer Werke und Sitten, der Thiere und Pflanzen aller einzelnen Gegenden, für jeden Gebildeten eine große Anziehungskraft ausüben muß. Der vorhin erwähnte Band — der dreizehnte, welcher Asien gewidmet ist — hat vorzugsweise die Sinai-Halbinsel zu seinem Gegenstande, und enthält namentlich eine ausführliche Abhandlung über das auf dem Sinai vorkommende Manna. Alle Nachrichten, die man über dasselbe hat, sind hier auf das Sorgfältigste zusammengestellt, insbesondere das jetzt daselbst alle Jahre sich erzeugende Manna berücksichtigt. Wegen des großen Interesses, welches dieser Gegenstand bietet, mögen hier einzelne Punkte aus jener Abhandlung herausgehoben und näher besprochen werden.

Es kommen in verschiedenen Gegenden der Erde Erscheinungen der Art vor, welche sich mit dem Manna der Israe-

liten in einen, wenn auch nur sehr entfernten Vergleich stellen lassen. Näher scheint demselben diejenige Art von Manna zu stehen, die sich auf dem Tamarisken- oder Tarfabaume auf der Sinaihalbinsel meistens da findet, wo derselbe, dessen Wachsthum überhaupt ein sehr beschränkter ist, vorkommt. Es sind nur sehr wenige den Beduinen und den Mönchen des Sinaiklosters wohlbekannte Räume, wo dieses Manna angetroffen wird; die Ernte desselben findet im Sommer Statt. Schon der Dechant Bernhard von Breydenbach (1483) sagt davon: „im Augustmonat finde man noch heute in den Thälern um den Sinai jenes Himmelsbrod, das die Mönche und Araber sammeln und es den Pilgern, die dahin kommen, verkaufen; es falle Morgens gegen Tag, eben wie ein Thau oder Reif, hänge tröpflicht an Gras und Steinen und an den Aesten der Bäume und sei süß wie Honig.“ A. Morison, der zu Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts diese Gegenden bereiste, berichtet darüber: „es schiene ihm, als ob der Gott Israels das frühere Wunder daselbst für alle Zeiten habe verewigen wollen, denn er lasse auch heute Manna regnen, alljährlich regelmäßig in den beiden heißesten Monaten Juli und August. Die Araber sammelten es vor Sonnenaufgang ein, weil es am heißen Mittag zerfließe. Es sei weiß wie Schnee, zeige sich in erbsengroßen, platten Kügelchen und werde wie Honig auf Brod genossen. Kalt geworden, erhärte es zur Festigkeit wie Wachs. Wenn er es wagen dürfe, so gestehe er es offen und frei, daß er dieses Manna für dasselbe, wie das zu Moses Zeiten halte; denn es schmecke eben so, wie jenes, das nur in Noth und aus Hunger, wie die Kirchenväter berichten, vom Volke Israel noch begieriger, als heut zu Tage genossen worden sei; die Araber sammelten es ein, und verkauften ihren Ueberfluß davon an das Kloster.“ Ein anderer Berichterstatter (Seetzen) sagt: „es dringen nur zur Zeit der größten Hitze, zumal im Monat Juli, des Nachts die Mannatropfen aus den Rinden von Stamm und Zweigen der Tamarisken hervor, und bilden mastixgleiche Körner, die man auch den Per-

len vergleiche. Oefters sei die Zeit des Einsammelns auch nur auf einen oder einen halben Monat beschränkt. „Der berühmte Naturforscher Ehrenberg hat nun die Entdeckung gemacht, daß dieses Manna die honigartige Secretion eines kleinen Insectes sei, das“, wie Rüppell angibt, „zur Zeit seiner Begattung in gewissen Jahreszeiten den Stoff auf Blättern des Busches Tarfa in den arabischen Thälern absetzt.“ „Von der Manna-Tamariska“ (Tamarix mannifera, wie Ehrenberg sie genannt hat), „sah Wellsted“, wie Ritter bemerkt, „auf dem Wege von Tor zum Sinai die ersten Bäume, zwei Stunden im Wadi Hebran einwärts, auf einer Höhe von etwa zweitausend Fuß über dem Meer. Die äußersten sehr zarten Zweige des Baumes fand Ehrenberg öfter ganz von der Menge des kleinen Insectes, einer elliptischen, wachsgelben Schildlaus (Coccus manniparus) bedeckt, durch deren Stich sie ganz warzig geworden. Aus diesen kleinsten, den bloßen Augen unsichtbaren Wunden der Zweiglein“ (niemals aus den Blättern, sagt E. Robinson), „tritt nach vorangegangenem Regen ein klarer Saft hervor, der allmählig concrescirt und wie ein röthlicher Syrup abfließt. Vor Aufgang der Sonne und kurz nachher wird er härtlich und leicht abfallend wird er vom Boden eingesammelt; bei großer Hitze zerfließt er. Die Einsammler führen zwei Fuß hohe Lederschläuche mit sich, einen Fuß in der Weitung, der in wenigen Tagen sich füllen läßt.“ — Bis jetzt ist dieses bis drei Linien lange Insect (der Coccus manniparus) nur in der Region des Sinai aufgefunden, nicht in Aegypten oder anderwärts, woraus Ehrenberg schließen wollte, daß nicht die Tamariske, sondern der Coccus die eigentliche Ursache der Mannaerzeugung sei.

Ritter setzt nun in die Identität dieses Manna mit der Wüstenspeise der Israeliten nicht den leisesten Zweifel, und seine Stimme muß bei Vielen um so mehr an Gewicht gewinnen, als einer der Vorkämpfer des Pietismus, Hengstenberg, sich in seinem Buche über den Pentateuch übereinstim-

mend damit ausgesprochen hat. Es ist, um die Auffassungsweise dieser beiden gelehrten Männer kennen zu lernen, nicht uninteressant, ihren Argumentationen nachzugehen. Der gefeierte Geograph läßt sich fast mit einiger Verwunderung also vernehmen: „Dieser gründlichen und interessanten naturhistorischen Darstellung und erklärenden Auflösung eines so merkwürdigen Phänomens, das seit mehr als dreitausend Jahren ein Gegenstand der Bewunderung der Völker gewesen, hat es, dem berühmten Naturforscher gegenüber, doch nicht an Einwürfen neuerer Zeit gefehlt." Mehrere dieser Einwendungen gehören selbst wiederum dem naturhistorischen Gebiete an und bedürfen hier keiner Berücksichtigung, indem wir gern von vornherein zugeben wollen, daß der Coccus ein manniparus sei, nur läugnen wir die Identität des von ihm erzeugten Manna's mit jenem, womit Gott sein Volk vierzig Jahre in der Wüste nährte. Um aber den von dem Boden der Geschichte aus gemachten Einwürfen, so wie der Ueberzeugung, welche „durch die Annahme eines natürlichen Hergangs das göttliche Wunder zur Zeit Jehovahs gefährdet glaubt", zu begegnen, hält Ritter dafür, seine Ueberzeugung von der Bedeutung der Wunder aussprechen zu müssen. Sehr richtig ist es, wenn er sagt, daß die ganze Schöpfung in allen ihren Elementen und Anfängen wie Enden der Dinge, aber auch in allen ihren bis heute noch täglichen Erscheinungen, was den Urgrund derselben betrifft (aber nur so weit?), uns ein ganz unergründliches göttliches Wunder ist und bleibt, vom Bau des kleinsten Mooses und des Grashalms durch alles Wesen der Dinge hindurch, bis zu dem seelenvollen Auge und zu der höchsten Entwicklung des Menschen." Aber von der Basis aus, daß „die Wunder Gottes Wunder bleiben, selbst wenn wir sie alle uns durch Naturkräfte sollten erklären können", und daß „Gott nicht wider die Natur, sondern mit ihrer göttlichen Kraft Wunder wirke", hatte Ritter sich an einer andern Stelle seines Buches schon für berechtigt gehalten, den ganzen geheimnißvollen Hergang

bei der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai für ein natürliches Gewitter zu erklären, ja sogar — man sollte es kaum glauben — das Gewitter der Gesetzgebung auf Sinai in Parallele mit jenem Blitzstrahl zu stellen, welcher den Freund Luthers an dessen Seite tödtete, und dadurch „den Geist“ dieses unglücklichen Reformators „für die ewige Wahrheit lebendig machte.“ Unter diesen Umständen ist es sehr begreifflich, daß Ritter in dem von der Schildlaus erzeugten Manna die alte Wüstenspeise der Israeliten wieder erkennt, und „wenn Manches dennoch dabei unerklärlich bleibt“, zu bedenken gibt, „wie viele hundert Jahre bis auf unsere Zeit hingehen mußten, trotz aller Fortschritte der Naturwissenschaften, bevor wir nur eine einigermaßen befriedigende Nachweisung über das Phänomen der Mannaerzeugung gewinnen konnten.“ „Wie sollte man“, fährt er fort, „an jene Zeit eine ähnliche Forderung nur wagen können.“ Hierbei kommt ihm Hengstenberg mit der Bemerkung zu Hülfe: „Wenn an einigen Stellen im Pentateuch das Uebernatürliche allein hervorgehoben wird, so muß wohl beachtet werden, daß nach dem Zwecke des Verfassers der Mosaischen Schriften, der zunächst nicht für die Wißbegierde, sondern für den Glauben schrieb, das Natürliche in den Hintergrund treten mußte, und nur beiläufig berührt werden konnte.“

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß sich manche Parallelen zwischen der Wüstenspeise und dem gegenwärtig auf dem Sinai vorkommenden Manna ziehen lassen; Ritter zählt die einzelnen übereinstimmenden Punkte auf, denen wir die betreffenden Stellen aus dem zweiten Buche Moysis beifügen, nämlich: Name (Exod. XVI. 15), Honiggeschmack (V. 31), Farbe (31, vergl. Numer. XI. 7), Vorkommen mit dem Thau Exod. 13. 14. Numer. XI. 9), Bildung in der Nachtzeit (ebend.), Kleinheit der Tropfen (Exod. XVI. 74), Herabfallen zur Erde (Exod. XVI. Exod. 4. 14), von der es dann gesammelt wird (Exod. XVI. 16. 17), das Festseyn am Morgen (Exod. XVI. 14), das Schmelzen von der Sonne (Exod. XVI. 21),

die Erwähnung der „Mannainsecten" (Exod. XVI. 20). Nimmt man hiezu die Lokalität, die diejenige zu seyn scheint, an welcher nach dem Berichte der heiligen Schrift zuerst das Manna vom Himmel regnete (Exod. XVI. 1. 4), so wie die Jahreszeit, in welcher es damals zuerst herabfiel (Exod. XVI. 1), so begreift man leicht, wie „der Witz und Verstand des Menschen" einen großen Fund darin gethan zu haben vermeint, wenn er jene bis dahin von allen gläubigen Juden und Christen für ein Wunder gegen die Naturgesetze gehaltene Erscheinung, nunmehr aus den Naturgesetzen selbst erklären zu dürfen glaubt. Dazu kommen auch noch die historischen Zeugnisse, namentlich des Flavius Josephus, welcher erzählt, daß es dort noch gegenwärtig Manna regne, so wie des vorhin erwähnten Dechanten Breydenbach, welcher ebenfalls die Ansicht von der Identität dieses Manna mit dem alttestamentarischen aufstellte. Die etwa noch im Wege stehenden Schwierigkeiten scheinen zu schwinden theils vor der Bemerkung: daß viele hundert Jahre seither verflossen seien, theils vor der Leuchte der Hengstenbergischen Kritik. Auf des ehrlichen Dechanten Ansicht kann indessen wohl überall kein besonderes Gewicht gelegt werden, und wenn Flavius Josephus die Identität annimmt, so ist dieß eben auch nur seine Meinung, deren Bestätigung er wohl schwerlich aus einem genauen Vergleiche mit dem in der Bundeslade aufbewahrten Manna entnommen haben wird.

Ueber die Schwierigkeiten nun, welche die einfachen Worte der heiligen Schrift darbieten, hilft sich die Hengstenberg-Rittersche Exegese leicht hinweg. Jene erzählt (Numer. XI. 8), das Manna sei in Mühlen zerstoßen und in Mörsern zerrieben worden; dieses scheint einen härteren Körper voraussetzen zu lassen, als das heutige Manna es ist. Ritter entgegnet darauf, man wisse nicht, wie Mühlen und Mörser damals gebraucht worden seien, darum brauche der Körper nur von der Härte geronnenen Wachses zu seyn. Wenn Gott bei Moyses (Exod. XVI. 4) verheißt: „Siehe, ich will euch Brod vom

Himmel regnen", und wenn der Psalmist (LXXVII. 25.) mit Bezug hierauf sagt: „das Himmelsbrod gab er ihnen, der Mensch hat das Brod der Engel gegessen", so ist nach jener Interpretation der Himmel nicht etwa die Wolken — wie denn auch die Herrlichkeit des Herrn selbst in einer Wolke erschien (Exod. XVI. 10) — sondern die Tamariskenbäume. Wenn ferner Moyses berichtet (Exod. XVI. 13. 14), das Manna sei mit dem Thau gekommen und habe dann in der Wüste gelegen, in welcher (Exod. XVI. 3) die Israeliten Hungers zu sterben drohten, so weiß Ritter, daß die Lager nicht in der ödesten Wüste waren, sondern wo Weiden und Wasser, und wo also auch Tamarisken wuchsen. Selbst die Schwierigkeit: daß das Manna, nach der heiligen Schrift, verdarb, wenn es aufbewahrt wurde, und nur dasjenige sich erhielt, was für den Sabbath, an welchem kein Himmelsbrod herabregnete, bestimmt war, glauben die beiden großen Gelehrten glücklich überwunden zu haben. Das Alles nämlich wird auf die unbefangenste Weise folgendermaßen — wobei man den denkgläubigen Paulus zu hören vermeinen sollte — erklärt: das Manna, welches zu lange (NB) aufbewahrt wurde, verdarb, es kamen Würmer hinein, weil die Israeliten die jetzige Reinigungsmethode der Araber nicht kannten. Jenes „zu lange" soll also die Angabe der heiligen Schrift, daß schon das nur einen Tag aufbewahrte Manna verdarb und Würmer darin wuchsen, so wie zugleich das Wunder beseitigen, daß für den Sabbath die Wüstenspeise nicht verdarb. Daß dasselbe am Sabbath nicht eben so gut gefallen sei, wie an den andern sechs Tagen, kann Hengstenberg gar nicht glauben: es wäre auch zu viel, wenn der Coccus sich in seiner Mannafabrikation an die Sabbathfeier gekehrt hätte; es gingen, wie Jener bemerkt, nur Etliche hinaus (Exod. XVI. 27), und diese werden wohl nicht recht nachgeschaut haben. Dieß paßt freilich sehr wenig zu den Worten des Moyses, der im Auftrage Gottes spricht: „Esset es heute, denn es ist der Sabbath des Herrn, denn man findet es heute nicht auf dem

Felde.“ Indessen Moyses hob ja nur das Uebernatürliche heraus und das Natürliche trat in den Hintergrund. Aber dennoch sollte man wiederum fast meinen: die Israeliten müßten doch etwas von der Arabischen Reinigungsmethode verstanden haben, denn ein Gomor mit Manna wurde ja aufbewahrt und in die Bundeslade für die kommenden Geschlechter gestellt (Exod. XVI. 33). Wie paßt das zu dem Manna, in welches, wenn es zu lange aufbewahrt wurde, die Würmer hineinkamen? Ohne jene Methode bliebe uns denn doch in der That nur noch übrig, an ein Wunder im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu glauben; aber auch Ritter scheint dieß anzunehmen, denn um dem Zeugniß des Flavius Josephus für seine Ansicht einen Werth beilegen zu können, sendet er ihn zur Bundeslade, um das seiner Zeit gefallene Manna mit dem seiner Vorfahren zu vergleichen.

Endlich mußte kraft jener Exegese auch die Nachricht der heiligen Schrift beseitigt werden, daß „die Söhne Israels das Manna vierzig Jahre aßen, bis sie in bewohnbares Land kamen und sich mit dieser Speise nährten, bis sie die Gränzen des Landes Chanaan erreichten (Exod. XVI. 35). Sarkastisch genug hatte K. v. Raumer (der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan), wie Ritter anerkennt, bemerkt, daß nach der Ehrenberg'schen Hypothese die Israeliten auf dem vierzigjährigen Zuge von Sinai bis Edrei bei Damascus ohne Unterbrechung unter lauter schildlausbedeckten Tamariskensträuchen gelagert gewesen wären. Hengstenberg macht, außer der zuletzt erwähnten, wohl zu weit gezogenen Gränzbestimmung, es Raumer vorzüglich zum Vorwurfe, daß er sage: die Israeliten hätten tagtäglich Manna gegessen, was gar nicht in der heiligen Schrift stehe. Allein, wollte man auch zugeben, daß Moyses von dem Manna nicht als von einer täglichen Nahrung spreche, so müßte doch jedenfalls eine weit größere Thätigkeit der Schildlaus, die sich jetzt auf zwei Monate im Jahre beschränkt, angenommen werden; auch durfte

von jenen vierzig Jahren keines ein trockenes gewesen seyn, sondern alle sehr regnerisch, denn nur in solchen gibt es jetzt eine Mannaerndte. Allein das „täglich“ kommt doch in Bezug auf das Manna in der heiligen Schrift vor, indem Gott zu Moyses sprach (Exod. XVI. 4): „das Volk gehe aus und sammle „„täglich““, was es bedarf“; bringt man damit die obige Nachricht von der Nahrung der zwei Millionen Israeliten während der Zeit der vierzig Jahre in Verbindung, so scheint es doch viel besser für die Erklärung ihres täglichen Unterhalts zu Gottes Allmacht, als zu Hengstenberg's Interpretation die Zuflucht zu nehmen. Dieser sagt: das Manna sei eben nur in besondern Nothständen (die also zufällig immer in die Begattungszeit des Coccus gefallen sind) die Speise der Juden gewesen; sie hätten sich übrigens mit ihrem Heerdenreichthum, mit Dattelpalmen und mit der aus Edom gekauften Speise genährt; auch sei eben das Speisebedürfniß in jenem Clima nicht sehr groß; Ritter fügt noch hinzu: daß damals die Tamariskenwälder noch nicht so gelichtet gewesen seien, wie jetzt, mit ihnen habe aber die Fülle der Mannabereitung, deren jährlicher Ertrag heute zu Tage sich freilich nur auf sechs bis siebenhundert Pfund belaufe, bedeutend abgenommen. Die Israeliten konnten wahrlich froh seyn, daß Gott für sie sorgte; wäre Hengstenberg ihr Speiselieferant gewesen, so wären sie vermuthlich Alle verhungert und ihre Sehnsucht nach den Fleischtöpfen, Kürbissen und Melonen, Lauchen, Zwiebeln und Knoblauchen Aegyptens wäre ganz verzeihlich gewesen.

Will uns etwa Herr Hengstenberg auch das göttliche Manna des neuen Bundes auf natürliche Weise erklären?

XLIX.

Literatur.

Historischer Katechismus oder der ganze Katechismus in historisch-wahren Exempeln für Kirche, Schule und Haus. Von Johann Ev. Schmid. 3 Bde. Salzburg, 1849. 50.

Der Verfasser dieses Exempel-Katechismus hat sein früher gegebenes Versprechen, daß er seine Arbeit bis zum Jahre 1850 vollenden werde, erfüllt, und somit liegt dieselbe nunmehr in ihren drei Bänden, von denen der erste schon zum vierten Male aufgelegt wird, vollständig vor. Der Umstand, daß dieses Buch sogleich nach seinem Erscheinen mehrere Auflagen erlebt hat, ist neben anderen ein Beweis, daß es einem wirklich fühlbaren Bedürfnisse abgeholfen hat. Dasselbe ist dem Verfasser, welcher das Amt eines Katecheten bekleidet, allmählig unter den Händen entstanden, indem er zur Belebung seines Vortrages und die im Unterrichte mitgetheilten Lehren eindringlicher zu machen, sich eine Sammlung von wirklich historisch-wahren Exempeln angelegt hatte. Mit Recht hat er gerade diesen Umstand, die historische Wahrheit, ganz besonders in's Auge gefaßt; die fingirten Erzählungen sind historische Romane, und wie diese das Leben doch niemals getreu wiedergeben, so können sie auch unmöglich einen so tiefen Eindruck hervorbringen, als die einfachste historisch-wahre

Erzählung es vermag. Der Verfasser hat mit großem Fleiße gesammelt, und hat wohl daran gethan, das Ergebniß seiner Mühen auch dem größeren Publikum mitzutheilen. Er selbst deutet auf dem Titel seines Buches den Wunsch an, daß dasselbe nicht bloß bei dem katechetischen Unterrichte sich als zweckmäßig herausstellen, sondern auch als ein brauchbares Hausbuch dienen möge. Wir glauben sagen zu dürfen, daß er auch diesen Zweck erreicht hat, indem selbst Erwachsene, sie mögen das Buch aufschlagen, wo sie wollen, stets eine sie zugleich unterhaltende und belehrende Erzählung finden, die ganz dazu geeignet ist, um ihnen diese oder jene Religionswahrheit nahe zu legen, und ihre Anwendung klar vor Augen zu stellen. So wenig wir im Allgemeinen der Geschichte einen bloß didaktischen Zweck beilegen wollen, so richtig ist es doch, daß sie auch ihre didaktische Seite hat, und Jedermann wird sich leicht davon in seinem Leben überzeugt haben, wie zutreffend das vom Verfasser gewählte Motto ist: Longum iter per praecepta, breve autem et efficax per exempla. Gerade eine solche Sammlung läßt aber auch die eigentliche Bedeutung der Geschichte klar an's Licht treten, indem alle diese Erzählungen ganz eigentlich nur dazu dienen, um das Walten Gottes in den Geschicken der Menschen anschaulich zu machen. — Die Ordnung, welche der Verfasser bei seiner Arbeit beobachtet hat, ist die des Katechismus von Canisius; durch ein beigefügtes Register hat er indessen dafür gesorgt, daß seine Sammlung auch bei dem Religionsvortrage nach andern Katechismen ebenfalls mit Nutzen gebraucht werden kann. Sein Material hat er vornehmlich aus Lohner: Instructissima bibliotheca concinatoria, Richter's kirchenhistorischer Schatzkammer, Marchantii hortus pastorum, und aus dem vortrefflichen Exempelbuch von Herbst, so wie aus mehren andern Schriften, die bei den betreffenden Erzählungen genannt werden, entnommen. Wir wünschen dem nützlichen Unternehmen einen ferneren guten Fortgang.

L.

Friedrich II. von Preußen und sein Oberconsistorium.

Friedrich II. war in seiner Regierung, wie bekannt, höchst autokratisch. Zur Vergrößerung seines Reiches bedurfte er der unbedingten Verfügung über die auf's höchste gespannten Kräfte seines Staates; von Freiheit war daher bei ihm eben so wenig die Rede, als daß er irgend Jemanden vorwiegenden Einfluß oder Autorität eingeräumt hätte. Von seinem Kabinet aus wollte er Alles, das Kleine wie das Große, so viel wie möglich direkt selbst regieren; der Minister und Beamten bediente er sich dabei nur als unvermeidlicher Werkzeuge und Mittelglieder; wenn er Alles hätte selbst thun und überall dabei seyn können, so hätte er ihrer, wie er selbst sagte, gern entbehrt. Seine Regierung war eine Kabinetsregierung im vollsten Sinne des Wortes.

Die Macht seiner Beamten ohne Vortheil seiner höchsten direkten Autorität zu erweitern, lag daher durchaus nicht in seiner Absicht; sondern vielmehr eifersüchtig auf seine Alleinherrschaft, und im höchsten Grade allen Menschen als eigensüchtigen Heuchlern mißtrauend, wachte er auch über seine Beamte mit verdachtvollen Späherblicken, sie bei jedem Schritt und Tritt straff am militärischen Zügel haltend.

Aus diesen Grundsätzen ergeben sich für seine Politik nothwendig zwei Folgerungen: einmal, daß er in Dingen, die ihm für seine eigene höchste Autorität, und zwar zunächst für das Militär und die Finanzen, die beiden Nerven seiner Macht, gleichgültig schienen, auch seinen Beamten keine Autorität gestattete; und dann daß er, ohne Vermittelung der Beamten, durch unmittelbaren Verkehr mit den Gemeinden und Privaten der Beamten-Aristokratie eine Controle, und gewisser Maßen ein demokratisches Gegengewicht entgegen zu setzen suchte.

Diese Maximen leiteten ihn offenbar in seiner Politik bei der Vergebung seiner protestantischen Predigerstellen. Hier erscheint der absoluteste Monarch seiner Zeit als der Schirmer der demokratischen Wahlfreiheit der Gemeinden gegen sein eigenes geistliches Departement. Stand ihm nämlich in einer Gemeinde das Patronatsrecht zu, so durften sich die Bauern nur unmittelbar an ihn wenden, und sie waren seines Beistandes gewiß, wie dieß viele seiner eigenhändigen Resolutionen beweisen. Machte das Oberconsistorium, welches hier in seinem Namen das Patronatsrecht ausübte, den Bauern wegen des von ihnen Gewählten Schwierigkeiten, und beklagten sie sich deßhalb bei ihm: gleich war sein Mißtrauen wach, und das Oberconsistorium erhielt einen Verweis wegen „Chicanen.“ Er befolgte hierin gegen die ihn mit ihrer Uebermacht bedrohende Bureaukratie die gleiche Politik im Kleinen, welche die Könige von Frankreich befolgten, als sie gegen Adel und Geistlichkeit die Städte und das Bürgerthum, den dritten Stand, begünstigten.

Am 20sten November 1772 schrieb er:

„Guhte mores ist das 1te vohr ein Dorf prister, und wan er die Bauern gefält, so mus man Sie nicht chicaniren.“

Am 17ten Julius 1784:

„Se. königl. Majestät wollen den Gemeinen gar nicht verwehren, wenn sie den einen Prediger lieber haben

wollen, als den andern, daß sie sich den wählen, zu dem sie das meiste Vertrauen haben, denn er predigt vor sie. Nur muß das ein ordentlicher Mensch seyn, gegen dessen Leben und Wandel nichts zu sagen ist."

Am 5ten Sept. 1783:

„Dem Departement der geistlichen Sachen ist bereits hinlänglich bekannt, wohin Se. königl. Majest. allerhöchste Willensmeynung in den Fällen gehet, da die Gemeinen bitten, daß ihnen einer zum Prediger gegeben werden möge, und daß sie alsdenn nicht chicaniret werden, sondern denjenigen zu ihren Prediger bekommen sollen, den sie sich selbst wählen, und dazu haben wollen, wenn sonst wider dessen Caracter und Lebensart nichts Erhebliches einzuwenden stehet, auf welchen Fall sie sich einen andern wählen müssen."

Am 26sten April 1783:

„Se. königl. Majest. haben an Dero Departement der geistlichen Sachen verschiedentlich zu declariren geruhet, daß in dem Fall, da eine Gemeine bittet, daß ihr jemand zum Prediger gegeben werden möge, derselben keine Schwierigkeiten gemacht werden sollen, und daß sie sich zu ihrem Prediger wählen kann, wen sie will, in so fern gegen dessen Leben und Wandel nichts Erhebliches einzuwenden ist."

Am 15ten Nov. 1783:

„Se. königl. Majest. wollen durchaus nicht haben, daß die Gemeinen in dem Stücke, was ihre Priester und Schulhalter betrift, chicaniret werden, vielmehr diejenigen kriegen sollen, welche sie sich selbst gewählet und haben wollen, wenn anders wider dessen Person und Lebenswandel nichts einzuwenden ist."

So stand der Selbstwahl der Gemeinden die Selbstbestätigung des Königs zur Seite, also hier und dort Selfgovernment, Monarchie und Demokratie, im besten Einklang, und die kirchlichen Staatsdiener hatten nichts hineinzureden.

Allein nicht immer gingen die Dinge so glatt ab. Es geschah nämlich nicht selten, daß ein Theil der Gemeinde bei dem König um den Mann ihrer Wahl einkam, dem sogleich das Oberconsistorium, nachdem sich gegen seine „guhte mores" nichts einwenden ließ, die königliche Bestätigung geben mußte. Nun aber kam auch der andere Theil zu Gunsten des Mannes ihrer Wahl ebenfalls beim König ein, und beschwerte sich bei ihm, daß das Consistorium ihnen einen Mann gegeben, den sie nicht wollten. Es ist komisch, wie der „Weise von Sanssouci" bei solchen Fällen dem Dilemma, ohne etwas seiner Autorität oder seiner Popularität vergeben zu wollen, zu entschlüpfen suchte. So hatte er unter dem 13. Februar 1782 auf das Gesuch einer pommerschen Gemeinde resolvirt:

„Man kann der Gemeine den — — zum Adjunct ihres alten Predigers wohl geben, wenn gegen desselben Lehre und Leben nichts einzuwenden ist."

Das Oberconsistorium ließ sich über Lehre und Leben Bericht erstatten, es war nichts dagegen einzuwenden, und ertheilte ihm somit, dem Befehle des Königs gemäß, die Bestätigung. Nun aber kam der andere Theil der Gemeinde, nebst dem Magistrate, bei dem König klagend ein, daß ihnen das Oberconsistorium einen Mann aufgezwungen, den sie nicht wollten. Der König ignorirte schlau, daß der Befehl von ihm selbst ausgegangen, und er es also war, der die Gemeinde „chicanirt"; sein Kabinetsbefehl in Betreff des Oberconsistoriums, das doch nur seinen Willen erfüllt hatte, lautete:

„Mein lieber Etatsminister Freyherr von Zedlitz! das angeschlossene Gesuch der neuwarpschen Gemeine in Pommern, wegen der Adjunctur ihres Predigers, gehört zwar für das Oberconsistorium, Ich will euch aber nur hiermit nochmals erinnern, bey dergleichen Predigerwahlsachen durchaus keine Chicanen den Gemeinen machen zu lassen. Dies ist der ernste Wille eures sonst wohl affectionirten Königs."

Als der Etatsminister, Freiherr von Zedlitz, nun aber

unter dem 31. Januar 1783 bei ihm anfragte, welchem von beiden die Stelle denn gegeben werden solle? so schrieb der König, der nie um eine Antwort verlegen war, an den Rand:

„den die Gemeine am liebsten haben will.“

Es mußte also durch eine Commission untersucht werden, was der Gemeinde natürlich Kosten verursachte.

Manchmal kamen so zwei, manchmal sogar drei Parteien nach einander bei ihm um die Bestätigung ihres Mannes ein, jede gab sich für die Gemeinde aus; der König, der sich nicht erinnerte, daß er der ersteren schon den Ihrigen bewilligt, gab auch dem zweiten und dem dritten seine Bestätigung: so erhielt eine Gemeinde zwei und drei Pfarrer zu gleicher Zeit. Fragte nun der Minister wieder an, welcher die Stelle haben sollte, so variirte der König listiger Weise immer sein altes Thema. Einmal schrieb er an den Rand;

„der Beste.“

Ein andermal schrieb er:

„der Beste, ich kenne die Chekers nicht.“

Ein drittes Mal:

„den Fasen, welchen sie haben wollen.“

Daß diese Selbstwahl der Bauern auch mancherlei Nachtheile anderer Art hatte, versteht sich von selbst. „Die Gemeinden“, erzählt der Oberconsistorialrath Büsching als Augenzeuge, „insonderheit auf dem Lande, sahen bei ihren Wahlen entweder auf die Lebhaftigkeit, mit welcher die Candidaten, die vor ihnen predigten, sich auf der Kanzel zeigten und hören ließen, die Materien, welche sie vortrugen, mogten gut oder schlecht seyn: oder sie liessen sich durch Branntewein und Bier, oder durch Versprechungen und durch Bedrohungen der Magistrate, der Beamten, ja wohl gar der Schulzen und einiger seiner Freunde, zu den Wahlen und zu der Unterschrift der Bittschriften bewegen. Sie ließen sich auch Geschenke geben, die Nachlassung gewisser Lieferungen und Dienste, die sie ihren Predigern zu leisten schuldig waren, versprechen, ja es ward auch wohl eine Gemeine bloß durch Bitten, Thränen und

Schmeicheleyen der Witwe des verstorbenen Predigers bewogen, sich einen Candidaten auszubitten, welcher entweder sie oder ihre Tochter heirathen wollte (welches manche Gemeine in ihrer Bittschrift nicht verschwieg), oder ihr doch in dem Predigerhause eine Wohnung, wäre sie auch die beste, einzuräumen willig war. Noch anderer Bewegungsgründe zu geschweigen. Die viel zu gnädige Willfährigkeit des Königs gegen die Gemeinen verleitete sogar einzelne Leute, als Küster, zu der Verwegenheit, daß sie im Namen der Gemeinen, obgleich ohne Vorwissen und Bewilligung derselben, den König baten, entweder diese oder jene Männer ihnen zu Predigern zu geben, oder die von dem Oberconsistorium ernenneten nicht zuzulassen. Dadurch wurde das Collegium genöthiget, Untersuchungen anstellen zu lassen, die oft weitläufig und kostbar waren, und zur Entscheidung an die Provinzial-Gerichtshöfe kamen."

Die Bauern, die mit der Sorge für ihre Seelen gern ihre Oekonomie und Familienrücksichten verbanden, und dabei nicht selten die letzteren vornehmlich in's Auge faßten, wählten besonders gern die Söhne ihrer alten und schwachen Prediger zu Adjuncten und Nachfolgern derselben. Das geschah zumeist in den westphälischen Provinzen, so daß auf solche Weise manche Pfarre wohl hundert und mehrere Jahre bei einer und derselben Familie blieb. Allein mit diesem Erbschlendrian war dem Amte eben so wenig, wie dem autokratischen König gedient, weil so sein Patronatsrecht aufgehört hätte, was denn doch auch nicht sein Wille war, so wenig er sie sonst „chicanirt" wissen wollte. Als daher 1743 das Domkapitel zu Havelberg dem Prediger zu Manker seinen Sohn zum Adjunct und Nachfolger haben wollte und dabei anführte, daß er gute Zeugnisse aufzuweisen habe, resolvirte der König unter dem 18. Mai eigenhändig an das geistliche Departement, das bei ihm anfragte, wie das Domkapitel zu bescheiden sei:

„die Söhne Müssen die Wähter nicht adjungiret werden, Sonst werden die Pfarren Hereditaire."

LI.

Memorabilien aus der Tagesgeschichte.

Das Journal des Debats hat in seiner Nummer vom 15ten Mai ein Actenstück mitgetheilt, von welchem es behauptet, daß dasselbe aus der Feder Jos. Mazzini's geflossen sei. Es ist ein von diesem an das Londoner Centralcomité gerichteter Rechenschaftsbericht über das Gedeihen des Revolutionswerkes. Mazzini hat zwar seither die Aechtheit in Abrede gestellt; wir legen aber auf sein Verläugnen kein großes Gewicht, weil die Revolutionärs zu allen Zeiten den Grundsatz, si fecisti, nega, recht treu befolgt haben, und weil dem großen Agitator der Propaganda, namentlich im gegenwärtigen Augenblicke, eine Anwendung desselben von allen Regeln der Klugheit geboten war.

Ob übrigens dasselbe ganz, oder nur zum Theil ächt war, ist am Ende gleichgültig, sein Inhalt ist und bleibt eine Darlegung der Gedanken und Pläne der mazzinischen Propaganda, und verdient deßwegen alle Aufmerksamkeit.

Der Rechenschaftsbericht, wir wollen ihn auch so nennen, erwähnt aller Hauptstaaten von Europa, und verbreitet sich mehr oder minder ausführlich über ihre politische Lage und

die Hoffnungen, welche für die Revolution dort erwachsen; ein einziger ist vergessen, England. Wenn je etwas uns den Glauben an die Aechtheit des Actenstücks bestärken kann, so ist es dieser Umstand. Die Propaganda ist dem Staatsmanne, welcher an der Spitze der auswärtigen Politik des englischen Kabinets steht, so sehr zum Danke verpflichtet, daß sie von ihrer näheren Berührung und Verbindung mit demselben in keinem, auch nicht dem geheimsten Actenstücke Erwähnung thun wird. Was geschrieben wird, steht immer in Gefahr, zur Kenntniß Nichtbetheiligter zu gelangen. Nichts über das Verhältniß des leitenden Comités der Propaganda zum englischen Kabinet zu schreiben, mag wohl eine der Hauptbedingungen des Schutzes gewesen seyn, den dieses jener versprochen hat, und bis zur Stunde angedeihen läßt. Gewiß die Revolutionärs wissen auch dankbar zu seyn, sie werden aus Dankbarkeit und im eigenen Interesse sich hüten, je etwas dem Papier anzuvertrauen, was ihre hohen Gönner im englischen Kabinet compromittiren könnte.

Frankreich wird in dem Schreiben Mazzini's zuerst besprochen. Der Revolutionsagitator erklärt, daß er „Grund habe, mit demselben zufrieden zu seyn; — in diesem großen Lande mache nämlich die Lehre der Zukunft Glück. — Das Werk gelingt", so ruft er aus, „es erhält einen Erfolg, der unsere kühnsten Hoffnungen übertrifft."

In der iberischen Halbinsel — Spanien und Portugall — gehe, Dank den Institutionen, welche durch die wohlerwogene Sorgfalt der Regierung von Frankreich diesen Ländern gegeben wurden, „die Arbeit der Zersetzung rastlos fort, nichts könne den Folgen Einhalt thun, noch sie stillstellen."

Mit Vorliebe wird begreiflicherweise Italien erwähnt; da ist fette Weide für die Sturmböcke der Revolution. Die Nachrichten, welche der Agitator aus allen Theilen dieses



Landes erhält, erfüllen ihn mit Freude; er lobt höchlich das Volk wegen seines Revolutionsenthusiasmus, wegen seiner Gelehrigkeit und Folgsamkeit für die ihm von der Propaganda ertheilten Rathschläge.

Mit besonderem Lobe wird der Regierung in Turin Erwähnung gethan; „wir zählen mit Sicherheit auf diese erleuchtete Regierung; — sie hat das Gefühl ihrer Mission, und ist bereit, ihre glorreichen Kämpfe wieder aufzunehmen, so bald die vorausgesehenen Umstände in den benachbarten Ländern die Männer der Zukunft an die Spitze der Geschichte gebracht haben werden."

Die Schweiz wird als Herd der europäischen Freiheit mit Recht als ein bereits unter dem Commando der Revolutionspartei stehendes Land behandelt. Interessant ist, da zu vernehmen, daß das Centralcomité über die Lage dieses Landes schon von anderer Seite Aufschlüsse erhalten haben werde. Es ist leicht zu errathen, wer unter dieser anderen Seite zu verstehen ist. Haben nicht erste Magistrate dieses Landes dasselbe „den Altar im neuzubauenden europäischen Freiheitstempel" genannt; ist es nicht natürlich, daß die Priester an diesem Altare mit den Bauleuten des großen Tempels sich in genaue Verbindung setzen?

Am ausführlichsten wird Deutschlands und Oesterreichs Erwähnung gethan. Wir heben einige der bezeichnenderen Stellen heraus:

„Die so sehr gefürchtete Einigung zwischen Preußen und Oesterreich ist nicht zu Stande gekommen. Die Bemühungen des ersten österreichischen Ministers, welcher nur der Fortsetzer des Fürsten Metternich ist, sind gescheitert am Widerstande Preußens. Preußen ist seiner historischen Mission treu geblieben, nach welcher es sich stets mit seiner Stellung unzufrieden zeigen, eine Erweiterung seiner Macht fordern, und an der Zerstörung von Deutschland arbeiten muß."

„Die Dresdener Conferenzen waren eine Fallimentserklärung der Regierungen Deutschlands. In Frankfurt werden diese Regierungen ihre Bilançen vorlegen. Diese Regierungen, Preußen nicht ausgenommen, arbeiten für uns. Lassen wir sie gewähren, die Listen, von welchen ich Einsicht gehabt, beweisen mir, daß unsere Thätigkeit dort ganz überflüssig seyn würde.“

Während nach diesen Stellen der Chef der Propaganda mit einem gewissen Wohlbehagen von Preußen spricht, führt er dagegen von Oesterreich eine ganz andere Sprache.

„Eine beredte Stimme“, so sagt er, „hat in Betreff Oesterreichs ein Wort gesprochen, welches Alles sagt. Dieß Wort, Sie kennen es, heißt: Delenda est Austria. Aber dort sind es nicht die subversiven Lehren, welche das Uebergewicht über den Grundsatz der Autorität haben würden; gerade das Gegentheil. — In Oesterreich hat man (zur Revolutionirung) nicht die nämlichen Elemente der Stärke und die nämlichen Einwirkungsmittel zur Verfügung, welche man in andern Ländern reichlich besitzt, wo unsere Lehren nur Dünkelhafte oder Ehrgeizige zu Gegnern haben, unter welchen die Revolution mit Recht die sogenannten Conservativen zu ihren thätigsten und nützlichsten Arbeitern zählt. Nein, die nämlichen Elemente bestehen nicht in Oesterreich, und die nämlichen Mittel würden hier nicht zureichen. Aber glücklicherweise findet man hier reichlich Mittel anderer Art; wir werden sie in der Erregung und Ausbeutung der Nebenbuhlerschaft der verschiedenen Nationalitäten finden. Meine Herren, sie wissen, was man in diesem Augenblicke zu diesem Zwecke in Italien, in Ungarn, in den slavischen Ländern thut. — Das Delenda est Austria ist das erste und das letzte Wort dieser Thätigkeit gegen diese Macht.“

Sogar das ottomanische Reich findet eine günstige Erwähnung. Rußland allein scheint dem Verfasser dieser revo-

lutionären Rundschau nicht die gleichen günstigen Aussichten zu bieten; denn da beruht die Hoffnung der Revolution auf der Macht der Ideen für die Zukunft.

Am Schluße wird mit einer gewissen Beruhigung und Selbstzufriedenheit von dem entworfenen politischen Gemälde gesagt: „es ist weder eine Träumerei, noch eine Uebertreibung, nichts davon beruht auf fantastischen Grundlagen.“

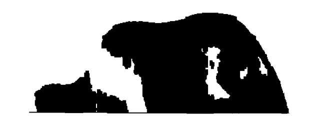
Das ganze Actenstück ist mit vieler Ruhe abgefaßt, man scheint sich darüber zu wundern. Allein wir kennen andere mazzinische Erlasse, denen eine ähnliche Ruhe und kalte Besprechung der Ereignisse der Gegenwart und der Pläne für die Zukunft nachgesagt werden kann. Mazzini ist von dem Siege der Revolution fest überzeugt, ein großer Theil seiner Partei mit ihm, darum vermag er mit Ruhe von der Zukunft zu sprechen. — Der Agitator hatte diese Gewißheit immer, nur setzte er im Anfange seiner politischen Thätigkeit den Sieg in eine ferne Zukunft; jetzt nach den Ereignissen, die stattgefunden haben, nach der Macht, zu welcher die Revolution in kurzer Zeit herangewachsen ist, glaubt er ihn für ganz nahe und träumt schon von der Erndtezeit.

Den ersten öffentlichen Schritt zur Organisation der europäischen Propaganda that Mazzini im Jahre 1834. Am 15ten April desselben Jahres kam er nach Bern, gründete da das junge Europa, das sofort in ein junges Italien, junges Deutschland, junges Polen, junges Frankreich und eine junge Schweiz sich ausschied. In einem an die Radikalen der Schweiz gerichteten Erlasse wird der ganze Plan weitläufig auseinandergesetzt: „das junge Europa der Völker“, so beginnt er diesen Erlaß, „wird den Platz des alten der Könige einnehmen. Es ist der Kampf der jungen Freiheit gegen die alte Sklaverei, der Kampf der jungen Gleichheit gegen die alten Vorrechte, der Sieg der neuen Ideen über den alten Glauben.“

Nach dieser Einleitung wird dann die Organisation des neuzuschaffenden europäischen Congresses, wie Mazzini ihn nennt, besprochen: er soll ein Staat im Staate seyn, um dann selbst an die Stelle des Staats zu treten. Alle Völker sollen in diesem Congresse vertreten seyn, für jedes aber wieder ein Nationalcomité bestellt werden, welches sich im betreffenden Lande überall hin in alle Städte zu verzweigen, auf dem Lande aber tüchtige einzelne Köpfe auszuwählen hat. Es werden für die Mitglieder ein gemeinsames Symbol, Erkennungszeichen und Worte, eine Eidesformel rc. verlangt.

Was im Jahre 1834 Mazzini auf diese Art betrieb, das ist nun in's Leben getreten, ist eine Macht geworden, so drohend für die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände von Europa, daß ihre Bändigung oder Beschränkung wohl einer der Hauptberathungsgegenstände des Monarchen- und Feldherrncongresses in Ollmütz seyn wird. Mazzini glaubte anfänglich selbst nicht an ein so großartiges Gelingen des Planes. „Das Unternehmen", so heißt es in dem gleichen Erlasse an die Schweizerradikalen, „ist mühevoll, aber verzweifeln wir nicht an seinem Gelingen. Das Fruchtkorn, das wir gesäet haben, wird nicht zu Grunde gehen; andere Hände werden die Frucht ärndten. Wir werden sterben, aber die Gesellschaft, die wir gegründet haben, wird leben." — So wenig Hoffnung auf ein schnelles Gelingen hatte damals der kühne und zugleich kalt berechnende Revolutionär; damals war der Sieg, von dem er sprach, ein Sieg der fernen Zukunft; jetzt versteht er darunter, wenn er davon spricht, einen Sieg der nächsten Zukunft, so zu sagen der Gegenwart. Wahrlich, die Revolution geht auf den Flügeln der Windesbraut daher, weil ihr erster Werkmeister sogar über ihre Nähe sich täuschte, sie noch am trüben, fernen Horizont erblickte, wo sie mit ihrem riesigen Flügelschlage schon in seiner Nähe vorüberrauschte.

Das Einzige, was uns in dem revolutionären Rundge-



mäße Mazzini's auffiel, ist das gänzliche Stillschweigen über den Plan der Propaganda, den sie bei dem offenbar beschlossenen, nächstdem bevorstehenden neuen gewaltsamen Ausbruch zu befolgen gedenkt. Wahrscheinlich bewegen hier, wie gegenüber England, die gleichen Gründe zum Stillschweigen; man wollte ein so wichtiges Geheimniß dem unsicheren Papier nicht anvertrauen. Nach allen Anzeichen zu schließen, hat die Propaganda ihren früheren Schlachtplan geändert; sie hatte es früher darauf angelegt, die Revolution an allen Ecken und Enden von Europa ausbrechen zu lassen. Ihr Plan gelang so gut, daß sie selbst von den Ereignissen überstürzt wurde, und nicht mehr fähig war, das überall gleichzeitig sich abspielende Revolutionsdrama zu leiten, und zu einem festen Abschluß zu bringen. Sie hat gelernt — denn das muß man der Revolutionspartei und ihren Häuptern im europäischen Revolutions-Congresse zugestehen, daß die Ereignisse für sie eine Schule der Taktik sind, während ihre Gegner von denselben nichts oder wenig lernen — sie hat gelernt, ihre Kräfte zu conzentriren. Höchst wahrscheinlich wird sie deren Wucht vorerst auf zwei Länder, Frankreich und Italien, loslassen, und zu den zwei Staaten, die bereits unter ihrem Befehle stehen, die Schweiz und Sardinien, ganz Italien und Frankreich hinzuzufügen trachten. Gelingt ihr dieses, so hat sie über eine Heeresmacht zu gebieten, mit welcher sie, wenn man die geheimen Revolutionskräfte, welche ihr, mit einziger Ausnahme des Kolosses im Osten, in allen andern Ländern zu Gebot stehen, in Anschlag bringt, einen offenen Kampf mit den übrigen Mächten von Europa aufnehmen darf. — Der Congreß in Ollmütz ist ein Zeichen, daß man der großen Gefahr ansichtig zu werden anfängt; der alte Held ist nicht umsonst dahin gewandert; man scheint zur Ueberzeugung gekommen zu seyn, daß alle Unionsprojecte und Congreßwanderungen nicht mehr ausreichen, und die Zeit nahe sei, wo

statt des Wort- und Federgeplänkels zum Schwerte gegriffen werden müsse.

Es ist Zeit, hohe Zeit; die Luft ist schwül, Gewitter steigen allenthalben auf; Blitz und Donner können sich mit einemmal entladen. Wir hören den Donner noch nicht, aber das Geschrei der Sturmvögel die ihn verkünden; er muß darum sich nähern. Was er uns bringen würde, haben uns diese Sturmvögel schon hundertfach vorherverkündigt. Am unumwundensten that dieses jüngsthin, den 18. Mai, ein französischer Flüchtling in Bern einem Bauern daselbst:

„Ihr habt", so sprach er ihn an, „viel zu arbeiten, Bürger, aber in wenigen Wochen wird sich das Alles ändern. Die große Revolution wird Allem eine andere Gestalt geben; ihr werdet alsdann reich. Denn seht, um die Rotte in Bern zu reinigen, muß man die Guillotine vor die Häuser aller Reichen hinrollen, und so lange guillotiniren, bis nicht mehr ein Einziger übrig ist. Hört ihr Bürger, so wird es kommen!"

LII.

Literatur.

Von Babylon nach Jerusalem. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, Verlag von Kirchheim und Schott. 1851.

Unserer Lieben Frau. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, Verlag von Kirchheim und Schott. 1851.

Eine alte Ueberlieferung lebt im Munde des rheinischen Volkes von der seligen Ritza, der karolingischen Fürstentochter. Wo Rhein und Mosel zusammenfließen, dort auf der schmalen Landzunge, die beide Flüsse umspülen, unweit der alten Pfalz der Frankenfürsten, steht St. Castors heiliges Münster, das der Sohn Karls des Großen, Ludwig der Fromme erbaute; hier hat sie gebetet, hier hat sie ihre Ruhestätte gefunden, und noch heute zeigt das Volk unfern der Stadt, in der Flur am Rheinufer, den Pfad, den sie wunderbarer Weise gewandelt.

Dem karolingischen Gotteshause gegenüber nämlich, jenseits des Rheines, ziehen sich grüne Rebhügel das Stromufer entlang, aus denen der Hermannstein und der Ehrenbreitstein von der braunrothen Felsenstirne Jahrhunderte hindurch mit ihren Thürmen und Zinnen ernsten, kriegerischen Blickes auf

den Strom und das Münster gegenüber schützend herabschauten. Hinter diesen Rebengeländen des rechten Rheinufers aber und hinter dem Walde, der den Gipfel dieser Berge krönte, stand das Gehöfte oder die Klause der frommen Fürstentochter Ritza, unweit der Stelle, wo nun das Dörflein Arzheim liegt. Hier wohnte sie, Gott dienend, im heiligen Frieden auf der stillen, einsamen Höhe, von Wald umgeben, über dem lachenden Thale.

Und jeden Morgen in der frühesten Frühe ging sie von hier über den Klausenberg und durch den Wald, und durch die Reben zum Ufer hinab, und über den Strom und jenseits durch die Flur, entweder geradeaus den nahen Hügel, den Beatusberg hinan, wo die Rhein- und Moselberge sich verbinden, zu der Kirche der Märtyrer auf der Höhe, wo St. Bruno's Söhne ihre stillen Zellen erbaut haben, oder sie schritt rechts das Ufer entlang zur Kirche St. Castors, deren Thürme sich in den Wellen spiegeln: hier ihre Andacht zu verrichten, dem heiligen Opfer beizuwohnen, und sich mit dem Brode des Lebens zu stärken.

Das ist ihr Pfad, der heute noch im Munde des Volks der Ritza-Pfad heißt.

So gesammelt aber und in sich gekehrt ging die andächtige Jungfrau, in gläubiger Demuth und festem Gottvertrauen, und so sehr war ihr Geist, des Irdischen vergessend, von glühender Liebe zu Gott emporgehoben: daß sie, ohne es selbst zu wissen, über die Wellen des Rheines, wie über die grüne Wiese hinwegschritt. Willig trugen die Wasser des Stromes den Leib der Betenden, deren Geist keine Fessel an die Erde band.

Und wohl mochte es ein ergreifender Anblick seyn, der züchtigen Jungfrau auf dem Pfade ihrer stillen Andacht zu folgen: sieh, dort steigt die Sonne über dem Ehrenbreitstein am blauen Himmel empor; ihr Glanz erfüllt das duftumschleierte Thal; wie Gold und blitzendes Gestein rinnen leise die Wellen das Thal hinab; in dem einsamen, schattigen Laub-

dunkel am Saume des Waldes schlagen die Nachtigallen, und hoch aus den sonnenhellen, blauen Lüften über den wogenden Aehren ertönt das Trillern der Lerchen; zwitschernd schießen die Schwalben, ihre Flügel in den Spitzen der Wellen netzend, über den Rheinspiegel dahin. Jetzt rufen, feierlichen Klanges, die Glocken von St. Castor im Thale und der Märtyrerkirche auf der Höhe zum Ave Maria, und der Gesang der Brüder im Chore stimmt das Salve Regina an: da tritt die Jungfrau aus dem Walde hervor; sie geht durch die blühenden Reben, und zwischen Rosen und Lilien erscheint sie jetzt am grünen Uferrande, und so schreitet sie, von Engeln begleitet, betend und singend über die Wellen, wie über einen festen Krystallspiegel, mit mildem Ernste dahin; die Fische schwimmen unter ihren Füßen; das Wasser netzt den Saum ihres Kleides nicht; die Schifflein fahren in der Morgensonne mit den schneeweißen Segeln an ihr vorüber; und wenn ihre Stimme das Lob des Schöpfers verkündet, dann schauen horchend die Rehe aus dem Walddunkel.

Doch flüchtig und eitel ist der Erde Duft und Glanz! Eines Morgens erhebt sie sich wieder zu ihrem Kirchengange: aber keine Sonne erleuchtet dießmal ihren Pfad; ein finsteres Wetter steht drohend am Himmel; verstummt ist der Vögel Gesang; erloschen scheint der Blumen Pracht; glanzlos, grau, düster und kalt liegt das Thal zu ihren Füßen; eine unheimliche, unglückverkündende schwüle Stille scheint darüber ausgebreitet: da erhebt sich brausend der Sturmwind, Rosen und Lilien entblätternd und die Wipfel der Eichen zerbrechend. Erschrocken reißt sich die Jungfrau auf dem Klausenberge einen Pfahl von einer Rebe aus der Erde, und auf ihn gestützt, schreitet sie ihren Pfad weiter dem Rheine zu. Doch wie sie zum Ufer kömmt: da fahren ihr, vom Sturme gepeitscht, schäumend die wilden Wogen entgegen. Sie tritt auf das Wasser: aber in dem Sturme, der sie rings mit dem Tode bedroht, erbebt zum erstenmal ihr Herz; ihr Geist verzagt; sie kehrt den Blick von Gott ab — auf ihren Stab: mit dem schwa-

[illegible] sie sich retten; er soll [illegible] sie stößt ihn den [illegible] doch siehe! das [illegible] sie sinkt bis [illegible] sie nicht mehr tragen, [illegible] bis zu den Knieen, sie [illegible] ihr Herz [illegible] kehrt sie reu- [illegible] den Stab weit hinweg- [illegible] mit dem alten Glauben zu dem, [illegible] geordnet. Seine Gnade hat [illegible] Vertrauens gehört: [illegible] sie wieder empor, und [illegible] wie eine triumphi- [illegible] der Wogen, von der [illegible]

[illegible] der frommen [illegible] ihr hier [illegible] Jahre früher geschehen [illegible] Vorbild [illegible] über den See [illegible] den Jün- [illegible] der gleich [illegible] Wo- [illegible] und zu sinken begann [illegible] warum hast [illegible] Sie selbst aber, [illegible] wie mich [illegible] Vorbild dessen, was [illegible] unserem [illegible] des Abfalles von der alten Kirche geschah, und [illegible] die Folgen noch heute vor unsern Augen sehen. [illegible] der Stürme, der Verlockun- [illegible] begannen auch Viele zu ver- [illegible] ewig unerschütterlichen [illegible] und die von ihm gestiftete Kirche [illegible] die Reformatoren [illegible] der eigenen menschlichen Autorität, des [illegible] der Eigensucht in die [illegible] nicht über den [illegible] Tod [illegible]

sucht und Angst verzehrt, ruhelos am Ufer auf und ab, und wissen nicht, wo, noch wie sie hinüber kommen sollen; wieder Andere haben dem Heiligthume jenseits des Stromes den Rücken zugekehrt und sind, gestützt auf ihren Stab, des treuen Eckarts nicht achtend, mit dem Thanhäuser der Frau Venus Berg in hellen Haufen zugewandert, wo sie in den rauschenden Zerstreuungen eitler Lust die innere, mahnende Stimme und den Ruf der Glocken von jenseits zu übertäuben trachten.

Dagegen melden uns die Berichte der Vorzeit, wie auch der Leib der seligen Ritza nach ihrem Tode, durch die Gnade Gottes, in St. Castor, wo er ruht, in leuchtendem Glanze erschienen sei und herrliche Wunder gewirkt habe. Wer bei ihrem Grabe um ihre Fürbitte flehte und mit ihrem gläubigen Vertrauen Gottes Gnade und Barmherzigkeit anrief, der ging nicht unerhört von dannen: Blinde wurden sehend; Lahme ließen die Krücken fallen und standen auf und gingen von Altar zu Altar, Gott und seine heilige Dienerin lobend *). Und so hat uns dieselbe Vorzeit auch ein eigenes Gebetlein aufbewahrt, das unser Deutschland, das arme, zerrissene, trostlose Deutschland! wohl täglich an ihrem Grabe beten dürfte, so gut paßt es auf unsere Zustände: „Deus, qui vitae sanctitatem beatae Ritzae insignium miraculorum frequentia ma-

---

*) In der Aufzeichnung mehrerer dieser Wunder aus dem dreizehnten Jahrhunderte, welche die Acta Sanctorum Boll. unter ihrem Festtag, dem 30. August, mittheilen, heißt es unter andern von einem Jüngling Namens Winricus: „surgensque abjecit fulcra subalaria, quibus hactenus incesserat. Et incessit rectus, laudans Deum sanctamque virginem Ritzam.“ Und am Schluße dieser Aufzeichnung: „Item ut omnia miracula vera videantur, in tempore unumquodque miraculum divulgatum est, et testimonium eorum, qui praesentes fuerunt miraculis, exceptum fuit: et ad aeternam rei memoriam litteris mandata sunt haec ... sigillo urbis Confluentiae munita: quae litterae ... dominio praesentis ecclesiae.“ (videl. S. Ca-

chen Pfahl, der die Rebe gestützt, will sie sich retten; er soll ihr helfen wider die Wuth der Elemente; sie stößt ihn den empörten Wogen auf das schäumende Haupt: doch siehe! das Wasser weicht unter ihren Füßen, es will sie nicht mehr tragen, sie sinkt bis zu den Knöcheln, sie sinkt bis zu den Knieen, sie sinkt tiefer und tiefer: da, im letzten Augenblick, kehrt sie reuevoll ihr Herz wieder zu Gott empor; den Stab weit hinwegwerfend, ruft sie vertrauensvoll mit dem alten Glauben zu dem, der hoch über Wind und Wellen gebietet. Seine Gnade hat den Ruf ihrer Reue und ihres gläubigen Vertrauens gehört: der Sturm schweigt, die Wellen heben sie wieder empor, und Gott lobsingend geht sie ihren Pfad weiter, wie eine triumphirende Königin auf dem Krystallschilde der Wogen, von der Gnade Gottes getragen.

So erzählt die rheinische Ueberlieferung von der frommen Pilgerin aus der karolingischen Vorzeit. Und was ihr hier auf dem Rheine begegnet, davon ist bekanntlich das Vorbild tausend Jahre früher geschehen, da der Heiland mit den Jüngern im Sturme über den See nach Kapharnaum fuhr, und zu Petrus verweisend sprach, der gleich ihr auf den stürmischen Wogen verzagte und zu sinken begann: „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ Sie selbst aber, die Karolingerin, ist, wie mich dünkt, wieder ein Vorbild dessen, was viel später mit unserem Volke zur Zeit des Abfalles von der alten Kirche geschah, und wovon wir die Folgen noch heute vor unsern Augen sehen. Denn damals, als der Augenblick der Stürme, der Verlockungen und Versuchungen kam, da begannen auch Viele zu verzagen und zu wanken, und statt des ewig unerschütterlichen Glaubens an den alten Gott und die von ihm gestiftete Kirche und ihre göttliche Autorität, gaben ihnen die Reformatoren den gebrechlichen Stab der eigenen menschlichen Autorität, des Eigendünkels, des Eigenwillens und der Eigensucht in die Hand. Der schwache Stab aber vermochte sie nicht über den mächtigen Strom zu tragen; viele sanken und fanden den Tod in den Wellen; andere wandeln mit ihrem Stabe, von Sehn-

sucht und Angst verzehrt, ruhelos am Ufer auf und ab, und wissen nicht, wo, noch wie sie hinüber kommen sollen; wieder Andere haben dem Heiligthume jenseits des Stromes den Rücken zugekehrt und sind, gestützt auf ihren Stab, des treuen Eckarts nicht achtend, mit dem Thanhäuser der Frau Venus Berg in hellen Haufen zugewandert, wo sie in den rauschenden Zerstreuungen eitler Lust die innere, mahnende Stimme und den Ruf der Glocken von jenseits zu übertäuben trachten.

Dagegen melden uns die Berichte der Vorzeit, wie auch der Leib der seligen Ritza nach ihrem Tode, durch die Gnade Gottes, in St. Castor, wo er ruht, in leuchtendem Glanze erschienen sei und herrliche Wunder gewirkt habe. Wer bei ihrem Grabe um ihre Fürbitte flehte und mit ihrem gläubigen Vertrauen Gottes Gnade und Barmherzigkeit anrief, der ging nicht unerhört von dannen: Blinde wurden sehend; Lahme ließen die Krücken fallen und standen auf und gingen von Altar zu Altar, Gott und seine heilige Dienerin lobend *). Und so hat uns dieselbe Vorzeit auch ein eigenes Gebetlein aufbewahrt, das unser Deutschland, das arme, zerrissene, trostlose Deutschland! wohl täglich an ihrem Grabe beten dürfte, so gut paßt es auf unsere Zustände: „Deus, qui vitae sanctitatem beatae Ritzae insignium miraculorum frequentia ma-

*) In der Aufzeichnung mehrerer dieser Wunder aus dem dreizehnten Jahrhunderte, welche die Acta Sanctorum Boll. unter ihrem Festtag, dem 30. August, mittheilen, heißt es unter andern von einem Jüngling Namens Winricus: „surgensque abjecit fulcra subalaria, quibus hactenus incesserat. Et incessit rectus, laudans Deum sanctamque virginem Ritzam." Und am Schluße dieser Aufzeichnung: „Item ut omnia miracula vera videantur, in tempore unumquodque miraculum divulgatum est, et testimonium eorum, qui praesentes fuerunt miraculis, exceptum fuit: et ad aeternam rei memoriam litteris mandata sunt haec miracula, et sigillo urbis Confluentiae munita: quae litterae asservantur in dominio praesentis ecclesiae." (videl. S. Castoris.)

nifestare dignatus es, praesta supplicibus tuis, ejus meritorum intercessione a *contractione membrorum* et *caecitate oculorum*, et *mentis tenebris* et a *morte perpetua* liberari, per Christum Dominum nostrum.“ Das heißt zu deutsch: „O Gott, dessen Gnade die Heiligkeit des Lebenswandels der seligen Ritza durch viele herrliche Wunder kundgethan, verleihe dem Flehen deiner Gläubigen, daß sie, mit Hülfe der Verdienste der Gottseligen, von der Lähmung der Glieder, von der Blindheit der Augen, von den Finsternissen des Geistes und dem ewigen Tod befreit werden, durch Christus unsern Herrn.“ Wie entkräftet, wie lahm unsere Glieder, wie blind die Augen unseres Geistes in unserer religiösen Verkommenheit geworden sind, davon erhalten wir täglich in der kläglichen Lage unseres Vaterlandes, das sich seiner Bildung rühmt, die traurigsten Beweise; ohne religiösen Halt treiben Wind und Wellen mit ihm ihr Spiel; gestützt auf den Stab unserer ungläubigen Hoffart sind wir tiefer und tiefer gesunken; die sittliche Verderbniß zehrt unsere Kraft auf; das Feuer der entfesselten Leidenschaften, das in dem vergifteten Blut brennt und den Geist verfinstert, hat unsere Geschichte in den jüngsten Jahren mit selbstmörderischen Thorheiten und ruchlosen Verbrechen befleckt; nur äußerlich handhaben die Bajonette den Landfrieden für den Augenblick; rings aber von Gefahren umgeben, gleich der sinkenden Römerwelt, bedroht uns die Zukunft mit dem Tode und dem Untergang in einem rothen Meer von Anarchie und Barbarei.

Indessen trägt das Uebermaß des Uebels dort, wo noch nicht alles Leben erstorben, auch die Heilkraft in sich, und Gottes rettende Hand ist uns am nächsten, wenn die Gefahr am höchsten. Wie daher der Anblick des Todes das Herz der rheinischen Pilgerin erschütterte, daß sie wieder zu Gott aufblickte und sich ganz in seine Arme gab: so hat auch die öde Trostlosigkeit dieser glaubenslosen Gegenwart, wie sie in ihrer eiskalten Eigensucht tödtlich erstarrt, und von ihrer glühenden Genußgier verzehrt wird und sich in wahnsinniger Verzweiflung selbst

zerfleischt, viele der edleren Seelen mit tiefstem Abscheu erfüllt; der Anblick der drohenden Wogen des Verderbens hat sie aus ihrem Schlaf aufgeweckt und aufgeschreckt, daß sie mit Petrus reuevoll rufen: „Salvum me fac domine!“ und zu dem alten Glauben zurückkehren.

Daher sehen wir gerade in unserer Zeit, der ruchlosesten Gottlosigkeit zur Seite, so viele Bekehrungen und wunderbare Zeichen des neu erwachten und verjüngt aufblühenden Glaubens, wovon das Ende des verflossenen und der Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht die geringste Ahnung hatten, da der Unglaube und die Gleichgültigkeit schon ihres Sieges gewiß schienen. Und eine solche Bekehrung, eine Rückkehr „aus Babylon nach Jerusalem, aus der Fremde in die Heimath, aus der Verlassenheit in die Gemeinschaft, aus der Zersplitterung zur Einheit, aus der Unruhe zum Frieden, aus der Lüge zur Wahrheit, aus der Welt zu Gott“, schildert uns die Schrift der Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Auch sie war eine Pilgerin, die mit dem Stabe ihres Protestantismus, sich selbst die höchste Autorität, auszog, den reißenden Strom dieser irdischen Vergänglichkeit zu überschreiten, und jenseits zu dem Heiligthume der ewigen Wahrheit und des göttlichen Friedens und der himmlischen Seligkeit zu gelangen; Jahre lang wanderte sie unermüdet an seinem Ufer auf und ab; vergeblich suchten die süßen Zauberklänge und der blendende Schimmer aus dem Berge irdischer Lust ihren Sinn zu umstricken; ihre Seele fand daran kein Genügen; die höhere Sehnsucht ließ ihr keine Ruhe; friedelos trieb es sie immer voran; sie scheute nicht des Wassers Tiefe, noch der Stürme Wuth; doch statt das gehoffte Ziel zu erreichen, sah sie sich, nach all ihrem Ringen und Kämpfen, in einem finsteren Meere hoffnungsloser Trübsal; sie fühlte ihre Verlassenheit von der Welt, ihre menschliche Ohnmacht und Hülflosigkeit, und sah den gähnenden Abgrund zu ihren Füßen und fühlte sich sinken: da schleuderte auch sie den Stab der selbstherrlichen Autorität

weit hinweg, griff mit tapferem Herzen nach der höheren Hand, und sprang mit schnellen Füßen aus den Fluthen des todten Meeres auf den Felsen des ewigen Lebens, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, und stimmte dort, aus dankerfülltem Herzen, in jubelndem Tone, ihr Triumphlied an: „Soli Deo gloria! Sieg! das Vaterland ist gewonnen! ich glaube! In einem Ozean bitterer Trübsal war ich versunken, dessen Wellen mir so schwer über Kopf und Herz fortrauschten, daß ich meinte, ich müsse untergehen. Und siehe! an einem fernen, seligen Gestade, mit unvergänglicher Schönheit und mit ewigem Licht geschmückt, tauche ich wieder auf! — aber nicht auf einer Götterinsel, sondern im Reiche Gottes — in der alleinseligmachenden Kirche."

Diesen Inhalt ihrer Schrift drückt sie auch mit andern Worten so aus: „Ich will den Gang meiner Seele aufzeichnen, die Wege, die sie wandelte, die Irrthümer, in die sie verfiel, die Mißgriffe, die sie that, das Streben, das sie nie aufgab, bevor sie zu einer festen Basis durch Gottes Gnade und seine erbarmende Führung gelangte."

Nachdem sie das stürmische Meer mit seinen Gefahren und Trübsalen hinter sich hat, kann ihre Absicht bei dieser Aufzeichnung keine andere seyn, als denen, die noch auf den gleichen Abwegen steuerlos umher irren und, von den gleichen Vorurtheilen geblendet, von den gleichen trügerischen Hoffnungen aufgestachelt und in den gleichen Widersprüchen befangen, sich in aufreibenden Kämpfen verzweiflungsvoll abringen, die so theuer und schmerzlich erkauften Erfahrungen mitzutheilen, und ihnen hülfreich die Hand bietend, das Wesen der katholischen Kirche, und das Glück, ihr anzugehören, nach der Wahrheit zu schildern, und nicht wie seit Jahrhunderten genährte und mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile alles Katholische verhüllt und entstellt haben. „Ich wünsche ja weiter nichts", sagt sie, „als daß Alle, welche diese Zeilen lesen, mit der göttlichen Wahrheit begnadet werden mögen." Und am Schluße der Schrift an die Seele des Lesers sich wen-

dend: „O nein! mir sollst Du nicht glauben, aber wenn die göttliche Wahrheit auf jenem Wege an Dein Herz klopft, wie sie an das meine geklopft hat, so glaube ihr, so lasse sie ein. Und dürft' ich hoffen, daß Du Dich auf den Weg machtest zur Rückkehr von Babylon nach Jerusalem, und daß — wenn wir uns dereinst im himmlischen Jerusalem begegnen — Du zu mir sprächest: Dein Rath war gut! so würde es der Trost für meine ganze Vergangenheit seyn, daß ich diese Blätter habe schreiben können.“ Wie nothwendig aber eine solche Belehrung über die ersten Elemente der katholischen Wahrheit sei, und welche crasse Unwissenheit hierüber bei den Protestanten herrsche, das hatte sie ja an sich selbst erfahren, da sie den ganzen Kreis protestantischer Bildung durchmachte und daher auch klagend sagt: „Das ist ja das unsäglich Betrübte, daß die Protestanten lieber die indische, chinesische, persische, muhamedanische Religionslehre studiren — als die katholische. Habe ich selbst es doch nicht anders gemacht! Wie herrlich fand ich die Incarnationen des Brahma und Zoroasters Lichtreich und die Triaden, in denen Aegyptens Götter auf Erden herrschten“ — und wie wenig wußte sie — von dem katholischen Katechismus.

Was nun die Leser zuerst an diesen Aufzeichnungen wohlthuend anspricht, das ist, in einer Zeit der Lüge und Heuchelei, der Verbildung und Unnatur, der Schlaffheit und Ausgelassenheit, hier einen Geist männlicher, auf geraden Wegen gehender Aufrichtigkeit, und einer ungeschminkten, gesunden, frischen Natürlichkeit zu finden, der sich darin auf allen Blättern ausspricht. Eine Frau, nährt ihre Brust mehr Tapferkeit und Ehrenfestigkeit, wie unsere Väter diese Tugenden einer edlen Seele nannten, als die meisten unserer weibischen Männer aller Farben. Keine Spur hier von einer falschen, unwahren Demuth; sie spricht nicht in weinerlichem Tone, noch mit verdrehten Augen und zur Erde gesenktem Kopfe: äußere Zeichen, hinter welche sich auch die größte Geisteshoffart verbergen kann. Was gut und gesund an ihrer

statt des Wort- und Federgeplänkels zum Schwerte gegriffen werden müsse.

Es ist Zeit, hohe Zeit; die Luft ist schwül, Gewitter steigen allenthalben auf; Blitz und Donner können sich mit einemmal entladen. Wir hören den Donner noch nicht, aber das Geschrei der Sturmvögel die ihn verkünden; er muß darum sich nähern. Was er uns bringen würde, haben uns diese Sturmvögel schon hundertfach vorherverkündigt. Am unumwundensten that dieses jüngsthin, den 18. Mai, ein französischer Flüchtling in Bern einem Bauern daselbst:

„Ihr habt", so sprach er ihn an, „viel zu arbeiten, Bürger, aber in *wenigen Wochen* wird sich das Alles ändern. Die große Revolution wird Allem eine andere Gestalt geben; ihr werdet alsdann reich. Denn seht, um die Rotte in Bern zu reinigen, muß man die Guillotine vor die Häuser aller Reichen hinrollen, und so lange guillotiniren, bis nicht mehr ein Einziger übrig ist. Hört ihr Bürger, so wird es kommen!"



LII.

Literatur.

Von Babylon nach Jerusalem. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, Verlag von Kirchheim und Schott. 1851.

Unserer Lieben Frau. Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, Verlag von Kirchheim und Schott. 1851.

Eine alte Ueberlieferung lebt im Munde des rheinischen Volkes von der seligen Ritza, der karolingischen Fürstentochter. Wo Rhein und Mosel zusammenfließen, dort auf der schmalen Landzunge, die beide Flüsse umspülen, unweit der alten Pfalz der Frankenfürsten, steht St. Castors heiliges Münster, das der Sohn Karls des Großen, Ludwig der Fromme erbaute; hier hat sie gebetet, hier hat sie ihre Ruhestätte gefunden, und noch heute zeigt das Volk unfern der Stadt, in der Flur am Rheinufer, den Pfad, den sie wunderbarer Weise gewandelt.

Dem karolingischen Gotteshause gegenüber nämlich, jenseits des Rheines, ziehen sich grüne Rebhügel das Stromufer entlang, aus denen der Hermannstein und der Ehrenbreitstein von der braunrothen Felsenstirne Jahrhunderte hindurch mit ihren Thürmen und Zinnen ernsten, kriegerischen Blickes auf

den Strom und das Münster gegenüber schützend herabschauten. Hinter diesen Rebengeländen des rechten Rheinufers aber und hinter dem Walde, der den Gipfel dieser Berge krönte, stand das Gehöfte oder die Klause der frommen Fürstentochter Ritza, unweit der Stelle, wo nun das Dörflein Arzheim liegt. Hier wohnte sie, Gott dienend, im heiligen Frieden auf der stillen, einsamen Höhe, von Wald umgeben, über dem lachenden Thale.

Und jeden Morgen in der frühesten Frühe ging sie von hier über den Klausenberg und durch den Wald, und durch die Reben zum Ufer hinab, und über den Strom und jenseits durch die Flur, entweder geradeaus den nahen Hügel, den Beatusberg hinan, wo die Rhein- und Moselberge sich verbinden, zu der Kirche der Märtyrer auf der Höhe, wo St. Bruno's Söhne ihre stillen Zellen erbaut haben, oder sie schritt rechts das Ufer entlang zur Kirche St. Castors, deren Thürme sich in den Wellen spiegeln: hier ihre Andacht zu verrichten, dem heiligen Opfer beizuwohnen, und sich mit dem Brode des Lebens zu stärken.

Das ist ihr Pfad, der heute noch im Munde des Volks der Ritza-Pfad heißt.

So gesammelt aber und in sich gekehrt ging die andächtige Jungfrau, in gläubiger Demuth und festem Gottvertrauen, und so sehr war ihr Geist, des Irdischen vergessend, von glühender Liebe zu Gott emporgehoben: daß sie, ohne es selbst zu wissen, über die Wellen des Rheines, wie über die grüne Wiese hinwegschritt. Willig trugen die Wasser des Stromes den Leib der Betenden, deren Geist keine Fessel an die Erde band.

Und wohl mochte es ein ergreifender Anblick seyn, der züchtigen Jungfrau auf dem Pfade ihrer stillen Andacht zu folgen: sieh, dort steigt die Sonne über dem Ehrenbreitstein am blauen Himmel empor; ihr Glanz erfüllt das duftumschleierte Thal; wie Gold und blitzendes Gestein rinnen leise die Wellen das Thal hinab; in dem einsamen, schattigen Laub-

dunkel am Saume des Waldes schlagen die Nachtigallen, und hoch aus den sonnenhellen, blauen Lüften über den wogenden Aehren ertönt das Trillern der Lerchen; zwitschernd schießen die Schwalben, ihre Flügel in den Spitzen der Wellen netzend, über den Rheinspiegel dahin. Jetzt rufen, feierlichen Klanges, die Glocken von St. Castor im Thale und der Märtyrerkirche auf der Höhe zum Ave Maria, und der Gesang der Brüder im Chore stimmt das Salve Regina an: da tritt die Jungfrau aus dem Walde hervor; sie geht durch die blühenden Reben, und zwischen Rosen und Lilien erscheint sie jetzt am grünen Uferrande, und so schreitet sie, von Engeln begleitet, betend und singend über die Wellen, wie über einen festen Krystallspiegel, mit mildem Ernste dahin; die Fische schwimmen unter ihren Füßen; das Wasser netzt den Saum ihres Kleides nicht; die Schifflein fahren in der Morgensonne mit den schneeweißen Segeln an ihr vorüber; und wenn ihre Stimme das Lob des Schöpfers verkündet, dann schauen horchend die Rehe aus dem Walddunkel.

Doch flüchtig und eitel ist der Erde Duft und Glanz! Eines Morgens erhebt sie sich wieder zu ihrem Kirchengange: aber keine Sonne erleuchtet dießmal ihren Pfad; ein finsteres Wetter steht drohend am Himmel; verstummt ist der Vögel Gesang; erloschen scheint der Blumen Pracht; glanzlos, grau, düster und kalt liegt das Thal zu ihren Füßen; eine unheimliche, unglückverkündende schwüle Stille scheint darüber ausgebreitet: da erhebt sich brausend der Sturmwind, Rosen und Lilien entblätternd und die Wipfel der Eichen zerbrechend. Erschrocken reißt sich die Jungfrau auf dem Klausenberge einen Pfahl von einer Rebe aus der Erde, und auf ihn gestützt, schreitet sie ihren Pfad weiter dem Rheine zu. Doch wie sie zum Ufer kömmt: da fahren ihr, vom Sturme gepeitscht, schäumend die wilden Wogen entgegen. Sie tritt auf das Wasser: aber in dem Sturme, der sie rings mit dem Tode bedroht, erbebt zum erstenmal ihr Herz; ihr Geist verzagt; sie kehrt den Blick von Gott ab — auf ihren Stab: mit dem schwa-

chen Pfahl, der die Rebe gestützt, will sie sich retten; er soll ihr helfen wider die Wuth der Elemente; sie stößt ihn den empörten Wogen auf das schäumende Haupt: doch siehe! das Wasser weicht unter ihren Füßen, es will sie nicht mehr tragen, sie sinkt bis zu den Knöcheln, sie sinkt bis zu den Knieen, sie sinkt tiefer und tiefer: da, im letzten Augenblick, kehrt sie reuevoll ihr Herz wieder zu Gott empor; den Stab weit hinwegwerfend, ruft sie vertrauensvoll mit dem alten Glauben zu dem, der hoch über Wind und Wellen gebietet. Seine Gnade hat den Ruf ihrer Reue und ihres gläubigen Vertrauens gehört: der Sturm schweigt, die Wellen heben sie wieder empor, und Gott lobsingend geht sie ihren Pfad weiter, wie eine triumphirende Königin auf dem Krystallschilde der Wogen, von der Gnade Gottes getragen.

So erzählt die rheinische Ueberlieferung von der frommen Pilgerin aus der karolingischen Vorzeit. Und was ihr hier auf dem Rheine begegnet, davon ist bekanntlich das Vorbild tausend Jahre früher geschehen, da der Heiland mit den Jüngern im Sturme über den See nach Kapharnaum fuhr, und zu Petrus verweisend sprach, der gleich ihr auf den stürmischen Wogen verzagte und zu sinken begann: „Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“ Sie selbst aber, die Karolingerin, ist, wie mich dünkt, wieder ein Vorbild dessen, was viel später mit unserem Volke zur Zeit des Abfalles von der alten Kirche geschah, und wovon wir die Folgen noch heute vor unsern Augen sehen. Denn damals, als der Augenblick der Stürme, der Verlockungen und Versuchungen kam, da begannen auch Viele zu verzagen und zu wanken, und statt des ewig unerschütterlichen Glaubens an den alten Gott und die von ihm gestiftete Kirche und ihre göttliche Autorität, gaben ihnen die Reformatoren den gebrechlichen Stab der eigenen menschlichen Autorität, des Eigendünkels, des Eigenwillens und der Eigensucht in die Hand. Der schwache Stab aber vermochte sie nicht über den mächtigen Strom zu tragen; viele sanken und fanden den Tod in den Wellen; andere wandeln mit ihrem Stabe, von Sehn-

sucht und Angst verzehrt, ruhelos am Ufer auf und ab, und wissen nicht, wo, noch wie sie hinüber kommen sollen; wieder Andere haben dem Heiligthume jenseits des Stromes den Rücken zugekehrt und sind, gestützt auf ihren Stab, des treuen Eckarts nicht achtend, mit dem Thanhäuser der Frau Venus Berg in hellen Haufen zugewandert, wo sie in den rauschenden Zerstreuungen eitler Lust die innere, mahnende Stimme und den Ruf der Glocken von jenseits zu übertäuben trachten.

Dagegen melden uns die Berichte der Vorzeit, wie auch der Leib der seligen Ritza nach ihrem Tode, durch die Gnade Gottes, in St. Castor, wo er ruht, in leuchtendem Glanze erschienen sei und herrliche Wunder gewirkt habe. Wer bei ihrem Grabe um ihre Fürbitte flehte und mit ihrem gläubigen Vertrauen Gottes Gnade und Barmherzigkeit anrief, der ging nicht unerhört von dannen: Blinde wurden sehend; Lahme ließen die Krücken fallen und standen auf und gingen von Altar zu Altar, Gott und seine heilige Dienerin lobend *). Und so hat uns dieselbe Vorzeit auch ein eigenes Gebetlein aufbewahrt, das unser Deutschland, das arme, zerrissene, trostlose Deutschland! wohl täglich an ihrem Grabe beten dürfte, so gut paßt es auf unsere Zustände: „Deus, qui vitae sanctitatem beatae Ritzae insignium miraculorum frequentia ma-

*) In der Aufzeichnung mehrerer dieser Wunder aus dem dreizehnten Jahrhunderte, welche die Acta Sanctorum Boll. unter ihrem Festtag, dem 30. August, mittheilen, heißt es unter andern von einem Jüngling Namens Winricus: „surgensque abjecit fulcra subalaria, quibus hactenus incesserat. Et incessit rectus, laudans Deum sanctamque virginem Ritzam.“ Und am Schluße dieser Aufzeichnung: „Item ut omnia miracula vera videantur, in tempore unumquodque miraculum divulgatum est, et testimonium eorum, qui praesentes fuerunt miraculis, exceptum fuit: et ad aeternam rei memoriam litteris mandata sunt haec miracula, et sigillo urbis Confluentiae munita: quae litterae asservantur in dominio praesentis ecclesiae.“ (videl. S. Castoris.)

nifestare dignatus es, praesta supplicibus tuis, ejus meritorum intercessione a *contractione membrorum* et *caecitate oculorum*, et *mentis tenebris* et a *morte perpetua* liberari, per Christum Dominum nostrum.“ Das heißt zu deutsch: „O Gott, dessen Gnade die Heiligkeit des Lebenswandels der seligen Ritza durch viele herrliche Wunder kundgethan, verleihe dem Flehen deiner Gläubigen, daß sie, mit Hülfe der Verdienste der Gottseligen, von der Lähmung der Glieder, von der Blindheit der Augen, von den Finsternissen des Geistes und dem ewigen Tod befreit werden, durch Christus unsern Herrn.“ Wie entkräftet, wie lahm unsere Glieder, wie blind die Augen unseres Geistes in unserer religiösen Verkommenheit geworden sind, davon erhalten wir täglich in der kläglichen Lage unseres Vaterlandes, das sich seiner Bildung rühmt, die traurigsten Beweise; ohne religiösen Halt treiben Wind und Wellen mit ihm ihr Spiel; gestützt auf den Stab unserer ungläubigen Hoffart sind wir tiefer und tiefer gesunken; die sittliche Verderbniß zehrt unsere Kraft auf; das Feuer der entfesselten Leidenschaften, das in dem vergifteten Blut brennt und den Geist verfinstert, hat unsere Geschichte in den jüngsten Jahren mit selbstmörderischen Thorheiten und ruchlosen Verbrechen befleckt; nur äußerlich handhaben die Bajonette den Landfrieden für den Augenblick; rings aber von Gefahren umgeben, gleich der sinkenden Römerwelt, bedroht uns die Zukunft mit dem Tode und dem Untergang in einem rothen Meer von Anarchie und Barbarei.

Indessen trägt das Uebermaß des Uebels dort, wo noch nicht alles Leben erstorben, auch die Heilkraft in sich, und Gottes rettende Hand ist uns am nächsten, wenn die Gefahr am höchsten. Wie daher der Anblick des Todes das Herz der rheinischen Pilgerin erschütterte, daß sie wieder zu Gott aufblickte und sich ganz in seine Arme gab: so hat auch die öde Trostlosigkeit dieser glaubenslosen Gegenwart, wie sie in ihrer eiskalten Eigensucht tödtlich erstarrt, und von ihrer glühenden Genußgier verzehrt wird und sich in wahnsinniger Verzweiflung selbst

zerfleischt, viele der edleren Seelen mit tiefstem Abscheu erfüllt; der Anblick der drohenden Wogen des Verderbens hat sie aus ihrem Schlaf aufgeweckt und aufgeschreckt, daß sie mit Petrus reuevoll rufen: „Salvum me fac domine!" und zu dem alten Glauben zurückkehren.

Daher sehen wir gerade in unserer Zeit, der ruchlosesten Gottlosigkeit zur Seite, so viele Bekehrungen und wunderbare Zeichen des neu erwachten und verjüngt aufblühenden Glaubens, wovon das Ende des verflossenen und der Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht die geringste Ahnung hatten, da der Unglaube und die Gleichgültigkeit schon ihres Sieges gewiß schienen. Und eine solche Bekehrung, eine Rückkehr „aus Babylon nach Jerusalem, aus der Fremde in die Heimath, aus der Verlassenheit in die Gemeinschaft, aus der Zersplitterung zur Einheit, aus der Unruhe zum Frieden, aus der Lüge zur Wahrheit, aus der Welt zu Gott", schildert uns die Schrift der Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Auch sie war eine Pilgerin, die mit dem Stabe ihres Protestantismus, sich selbst die höchste Autorität, auszog, den reißenden Strom dieser irdischen Vergänglichkeit zu überschreiten, und jenseits zu dem Heiligthume der ewigen Wahrheit und des göttlichen Friedens und der himmlischen Seligkeit zu gelangen; Jahre lang wanderte sie unermüdet an seinem Ufer auf und ab; vergeblich suchten die süßen Zauberklänge und der blendende Schimmer aus dem Berge irdischer Lust ihren Sinn zu umstricken; ihre Seele fand daran kein Genügen; die höhere Sehnsucht ließ ihr keine Ruhe; friedelos trieb es sie immer voran; sie scheute nicht des Wassers Tiefe, noch der Stürme Wuth; doch statt das gehoffte Ziel zu erreichen, sah sie sich, nach all ihrem Ringen und Kämpfen, in einem finsteren Meere hoffnungsloser Trübsal; sie fühlte ihre Verlassenheit von der Welt, ihre menschliche Ohnmacht und Hülflosigkeit, und sah den gähnenden Abgrund zu ihren Füßen und fühlte sich sinken: da schleuderte auch sie den Stab der selbstherrlichen Autorität

weit hinweg, griff mit tapferem Herzen nach der höheren Hand, und sprang mit schnellen Füßen aus den Fluthen des todten Meeres auf den Felsen des ewigen Lebens, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, und stimmte dort, aus dankerfülltem Herzen, in jubelndem Tone, ihr Triumphlied an: „Soli Deo gloria! Sieg! das Vaterland ist gewonnen! ich glaube! In einem Ozean bitterer Trübsal war ich versunken, dessen Wellen mir so schwer über Kopf und Herz fortrauschten, daß ich meinte, ich müsse untergehen. Und siehe! an einem fernen, seligen Gestade, mit unvergänglicher Schönheit und mit ewigem Licht geschmückt, tauche ich wieder auf! — aber nicht auf einer Götterinsel, sondern im Reiche Gottes — in der alleinseligmachenden Kirche."

Diesen Inhalt ihrer Schrift drückt sie auch mit andern Worten so aus: „Ich will den Gang meiner Seele aufzeichnen, die Wege, die sie wandelte, die Irrthümer, in die sie verfiel, die Mißgriffe, die sie that, das Streben, das sie nie aufgab, bevor sie zu einer festen Basis durch Gottes Gnade und seine erbarmende Führung gelangte."

Nachdem sie das stürmische Meer mit seinen Gefahren und Trübsalen hinter sich hat, kann ihre Absicht bei dieser Aufzeichnung keine andere seyn, als denen, die noch auf den gleichen Abwegen steuerlos umher irren und, von den gleichen Vorurtheilen geblendet, von den gleichen trügerischen Hoffnungen aufgestachelt und in den gleichen Widersprüchen befangen, sich in aufreibenden Kämpfen verzweiflungsvoll abringen, die so theuer und schmerzlich erkauften Erfahrungen mitzutheilen, und ihnen hülfreich die Hand bietend, das Wesen der katholischen Kirche, und das Glück, ihr anzugehören, nach der Wahrheit zu schildern, und nicht wie seit Jahrhunderten genährte und mit der Muttermilch eingesogene Vorurtheile alles Katholische verhüllt und entstellt haben. „Ich wünsche ja weiter nichts", sagt sie, „als daß Alle, welche diese Zeilen lesen, mit der göttlichen Wahrheit begnadet werden mögen." Und am Schluße der Schrift an die Seele des Lesers sich wen-

dend: „O nein! mir sollst Du nicht glauben, aber wenn die göttliche Wahrheit auf jenem Wege an Dein Herz klopft, wie sie an das meine geklopft hat, so glaube ihr, so lasse sie ein. Und dürft' ich hoffen, daß Du Dich auf den Weg machtest zur Rückkehr von Babylon nach Jerusalem, und daß — wenn wir uns dereinst im himmlischen Jerusalem begegnen — Du zu mir sprächest: Dein Rath war gut! so würde es der Trost für meine ganze Vergangenheit seyn, daß ich diese Blätter habe schreiben können.“ Wie nothwendig aber eine solche Belehrung über die ersten Elemente der katholischen Wahrheit sei, und welche crasse Unwissenheit hierüber bei den Protestanten herrsche, das hatte sie ja an sich selbst erfahren, da sie den ganzen Kreis protestantischer Bildung durchmachte und daher auch klagend sagt: „Das ist ja das unsäglich Betrübte, daß die Protestanten lieber die indische, chinesische, persische, muhamedanische Religionslehre studiren — als die katholische. Habe ich selbst es doch nicht anders gemacht! Wie herrlich fand ich die Incarnationen des Brahma und Zoroasters Lichtreich und die Triaden, in denen Aegyptens Götter auf Erden herrschten“ — und wie wenig wußte sie — von dem katholischen Katechismus.

Was nun die Leser zuerst an diesen Aufzeichnungen wohlthuend anspricht, das ist, in einer Zeit der Lüge und Heuchelei, der Verbildung und Unnatur, der Schlaffheit und Ausgelassenheit, hier einen Geist männlicher, auf geraden Wegen gehender Aufrichtigkeit, und einer ungeschminkten, gesunden, frischen Natürlichkeit zu finden, der sich darin auf allen Blättern ausspricht. Eine Frau, nährt ihre Brust mehr Tapferkeit und Ehrenfestigkeit, wie unsere Väter diese Tugenden einer edlen Seele nannten, als die meisten unserer weibischen Männer aller Farben. Keine Spur hier von einer falschen, unwahren Demuth; sie spricht nicht in weinerlichem Tone, noch mit verdrehten Augen und zur Erde gesenktem Kopfe: äußere Zeichen, hinter welche sich auch die größte Geistesboffart verbergen kann. Was gut und gesund an ihrer

Natur war, hat sie auch in die Kirche mit hinüber genommen, um damit Gott zu dienen, der ein Gott der Wahrheit und Aufrichtigkeit ist. Wie einem Jeden, so will sie auch sich selbst ihr Recht angedeihen lassen. „O, irrt Euch nicht! ich stelle nichts weder zu schroff, noch zu scharf hin, sondern ganz nackt! ich gehe nach meiner alten Art bis auf den Grund, und was ich da finde, bring ich getreulich als Bergmann empor. Schlechtes Gestein aber für Diamanten auszugeben — das vermag ich nicht. Ich weiß ja auch sehr gut, daß jeder Mensch nicht bloß schlechte Eigenschaften hat, und daß gewisse Eigenschaften, wenn sie sich in einer bestimmt ausgeprägten Persönlichkeit finden, ihren Reiz haben — wie das schöne Gewand, welches den unschönen Körper verhüllt. — Daß ich mich aber geringer hinstellen wollte, als ich von mir denke, um den Oberflächlichen hübsch demüthig zu erscheinen — diese Kleinlichkeit traut Ihr mir nicht zu, hoffe ich! Seid also unbesorgt. Ich gedenke, Keinem Unrecht zu thun — auch mir selbst nicht."

Was nicht minder löblich ist: die Schrift befaßt sich eben so wenig mit Lobpreisungen von den priesterlichen Tugenden, der Frömmigkeit, der Milde, der Barmherzigkeit, der Weisheit, der Gelehrsamkeit derer, die ihr beim Eintritt in die Kirche hülfreich die Hand geboten. „Am 1. Jan. 1850 schrieb ich an den Kardinal-Fürstbischof von Breslau, um ihn zu bitten, mir zum Eintritt in die Kirche behülflich zu seyn. Und er war es." Diese Zeilen sind das Einzige, was sie hierüber, gewiß zur Zufriedenheit der dabei Betheiligten, in dem ganzen Buche sagt. Es macht keine „Katzenbuckel", keine Schönrederei nach keiner Seite hin; so wie es sich überhaupt nicht mit Personalien befaßt.

Wenn sie aber da und dort mit scharfem, weichere Gemüther vielleicht verletzendem Zorne gegen den Protestantismus, gegen Luther und die Reformatoren aufblitzt: so spricht sich hierin die tiefe Entrüstung einer kräftigen Seele über einen furchtbaren Betrug und ungeheure Irrthümer aus, durch

die sie selbst, der Wahrheit beraubt, so unendlich gelitten, so viele Kraft nutzlos vergeudet, und durch welche sie viele Jahre hindurch um den Frieden der Seele gebracht und mit dem ewigen Tod bedroht wurde. Noch bluten ihr die Wunden von den Bissen der Schlange, noch fühlt sie sich zum Tod ermüdet und vom Staube des Kampfes bedeckt, und da möchte sie mit scharfem Schwerte den Wurm tödten, der das Herz ihrer Brüder umstrickt, wie er an dem ihren genagt: es ist der Zorn, mit dem St. Michael den leuchtenden Speer in den Rachen des rothen Drachen stößt, der auch sie entflammt, und darum könnte sie als eine geharnischte Schildjungfrau in dem Geisterkampfe unserer Zeit auch den tapferen alten Reiterspruch auf ihrem Banner führen:

Auf Gott vertraut,
Brav zugehaut!

Sie stammt ja von jener nordischen Seeküste, aus Holstein, deren Söhne sich schon in der frühesten Vorzeit durch ihren kriegerischen Geist auszeichneten, den sie auch in den unheilvollen Wirren der Gegenwart bewährt haben. Seekönige, Wikingsfahrer, zogen sie mit ihren Mannen und keinem anderen Gute, als ihrem tapferen Herzen und ihrem scharfen Schwerte, ohne Compaß, auf ihren leichten Schiffen, hinaus in die wilde, unermeßliche See, auf kühne Abentheuer, um in weiter Ferne, auf unbekannten Ufern, Macht und Ruhm und Beute zu gewinnen, und Königreiche und Herzogthümer zu gründen. Ein Zug dieses ritterlichen, keine Gefahr scheuenden, aristokratische Freiheit liebenden, dem fernsten, höchstgesteckten Ziele nachstrebenden Heldengeistes geht auch durch ihre ganze geistige Richtung hindurch. Mit den Heiligen der Kirche unbekannt, waren die Helden des Alterthums: Epaminondas und Cato, und vor anderen der helmumflatterte Hector, die Heroen ihrer Kindheit; und zu ihrem Bilde wählte sie den Wahlspruch: „Wer da kämpfet, ringt und strebt, der nur lebt.“ — „Der Kampf“, sagt sie,

„war mir immer ein Genuß — zuweilen ein herber; aber ich nahm ihn stets tapfer an.“ Und treu diesem Geiste alter Tapferkeit ihres ritterschaftlichen Geschlechtes, schrieb sie auch, in den trübsten Tagen der demokratischen Gleichheitsschwindelei und Pöbeltyrannei, entrüstet an ihren Bruder in Holstein: „Aber Ihr von der Ritterschaft, seid Ihr wahnsinnig? seid Ihr taub und blind? Seht Ihr denn nicht, daß die Advokaten Holstein in den deutsch-republikanischen Brei einkneten wollen? Weßhalb vereinigtet Ihr Euch nicht augenblicklich gegen diese provisorische Regierung?“

So schrieb sie noch als Protestantin aus der Fremde in die „meerumschlungene“ Heimath, deren Haus sie uns als Katholikin in ihren Marienliedern schildert. Ihr frommer, heimathlicher Bittruf nämlich an das alte Muttergottesbild zu Neuhaus, dem Besitze ihres Bruders, wo es, eine Zeugin des alten Glaubens, in der verlassenen Hauskapelle nun seit dreihundert Jahren in Staub und Schutt steht, und Geschlecht um Geschlecht in's Grab sinken sah, hebt also an:

An dem blauen Ostseestrande,
Zwischen Eichen stark und kraus,
Hart am See, im Wiesenlande,
Liegt ein gutes, altes Haus.
Mit dem schwarzen, spitzen Dache,
Steigt es auf nach Väter Art,
Und ein alter Thurm hält Wache,
Und hat stets es wohl bewahrt.

In dem Thurm liegt die Kapelle,
Wie es war in alter Zeit,
Daß des Edelhofes Schwelle
Frommer Andacht sei geweiht,
Daß des Glaubens süße Kunde,
Leuchte in das Leben mild —
Drinnen steht zu dieser Stunde
Noch ein Muttergottesbild.

Aufrecht steht es! dem Altare
Und dem ganzen heil'gen Raum,
Brachten ach! dreihundert Jahre
Eines wüsten Glaubens Traum,

Eines Glaubens ohne Liebe,
Ohne Einheit, ohne Kraft,
Der im irdischen Getriebe
Nüchtern, frostig, bald erschlafft.

Aber als ob sie nichts träfe,
Die beschirmt im Himmel thront;
Mit der Krone um die Schläfe
Steht sie auf dem halben Mond.
Wie des Glaubens letztes Schimmern
Unversehrt sie schwinden sah,
Steht sie auf des Irrthums Trümmern
Jetzt unangetastet da.

Unter diesen wetterfesten alten Eichen am Nordseestrande, auch Zeugen der alten katholischen Zeiten, im Angesichte des wogenden Meeres, umgeben von den Trümmern alter Sitten, in dem „guten alten Hause“, gewann wohl ihr Geist jene männliche, stählerne Kraft und ritterliche Unerschrockenheit, die mit verachtendem, aristokratischen Stolze jeder Niederträchtigkeit, jeder Feigheit und Gemeinheit den Rücken kehrt und allem Edlen und Hohen kühnen Sinnes nachstrebt.

Das Jahr 1848 erfüllte darum auch ihr kampfmuthiges Herz als ein Jahr unendlicher Schmach mit der tiefsten Verachtung, weil sie überall die Feigheit der Regierenden ehrlos vor der Frechheit der Revolution weichen, und die heiligsten Güter den Demagogen und dem Pöbelregimente preisgeben sah, so daß keine Existenz mehr sicher war, und jedes göttliche und menschliche Recht in dem bodenlosen Abgrunde unterzugehen schien. Wie ein frischer Trunk aus kühlem Quell einen in heißer Wüste verschmachtenden Wanderer, so labte daher auch, in jenen Tagen des triumphirenden Barrikadenkothes, ihre ritterliche Seele die Kunde von den Siegen des Heldenheeres in Italien, das Europa von der neuen, überall siegreichen Barbarei rettete. Da sie nicht mitfechten konnte, so wand sie einen frischen Eichenkranz für das greise Haupt des alten Heldenmarschalls, der Treue und Ehre in einer ehr- und treuvergessenen Zeit gewahrt, und schrieb in ihr Tagebuch:

„Neuhaus, August 17. 1848. O Wonne und Jubel! am 6. Mittags ist Radetzky wieder in Mailand eingezogen! Alter Held, wie erquickst Du meine Seele! in einer Zeit, wo Treulosigkeit an der Tagesordnung und hoch gepriesen ist, hast Du die Treue heroisch zu Ehren gebracht. O Dank, heldischer Greis! Hat sich je eine Armee für die Ehre geschlagen, so ist es diese österreichische in den Gefilden der Lombardei. Darum verdient sie in meinen Augen Lorbeerkronen, wie kein Alexander und kein Cäsar! Die ganze Monarchie war desorganisirt, die Kaiserstadt vom Pöbel oder von Narren kommandirt, die Provinzen im Aufstand, der Kaiser geflohen, jede Autorität machtlos; nirgends eine Lebensäußerung der Regierung, die Hülfe, Beistand und Ermunterung gewährt hätte; Frankreich jeden Augenblick bereit, als Feind aufzutreten. Das einige Deutschland aber, das den wahnwitzigen und ungerechten Krieg Holsteins gegen Dänemark gerade so erbärmlich führt, wie der demokratische Popanz der „„Einheit Deutschlands““ es verdient: das sah mit Schadenfreude zu, wie Oesterreich sein Lebensblut in Strömen vergoß und eilte ihm nicht zu Hülfe! — Aber trotz dieser ungewöhnlichen Masse von lähmenden Umständen — trotz des Mangels an Beihülfe von Sympathie — trotz der anfänglichen Ungunst der Kriegsgeschicke — hat Radetzky mit seiner Armee langsam, unermüdlich, Schritt um Schritt gekämpft, gelitten, geblutet und endlich gesiegt — für die Ehre! und sich dadurch eine Glorie erworben, wie kaum eine zweite in der Geschichte zu finden ist.“

Das waren ritterliche Empfindungen. Und wie die tapferen Väter der grauesten Vorzeit, so trieb auch sie eine innere, ungestillte Sehnsucht hinaus zu Wikingsfahrten in die Weite, in die nebelgraue Ferne, durch die Länder und Meere Europas, hinüber nach Griechenland und dem Orient, nach Jerusalem und Balbek und Theben an dem Saume Afrikas, überall mit scharfem Auge die Länder und Völker und alle Verhältnisse des wirklichen Lebens beobachtend. Und nicht minder hat

sie auch die Regionen des Geistes und der Geschichte, um Kundschaft von dem goldenen Vließ zu gewinnen, und das Land der Verheißung zu finden, forschend durchschifft, oder wie sie selbst sagt:

„Ich bin gepilgert von einer Gränze unsers Welttheils zum andern — von den Katarakten des Nils zu den Grotten von Staffa — von Cintras Hügeln nach den Gärten von Damaskus — über Alpen und Pyrenäen und Libanon — über Meere und durch die arabische Wüste — von den Ufern des Shannon im grünen Erin zu den Ufern des heiligen Jordan; ich bin zu Hause gewesen unter dem Zelt des Beduinen und in den Pallästen der haute volée von Europa; ich habe gekannt, was mir an verschiedenen Ständen und Verhältnissen, Völkern und Menschen nur irgend erreichbar war; in den größten Kontrasten hab' ich mich bewegt! In London z. B. girg ich vom rag fair zur Vorstellung bei J. K. H. der Herzogin von Kent. Die Höhen- und Tiefpunkte der Civilisation, die verschiedenen Kulturstufen der Völker, den Zusammenhang der Bildung mit Religion und Volkscharakter, mit Kunst und Sitten, die ganze Geschichte der Menschheit, in lebendigen Bildern wollt' ich vor Augen sehen, von Angesicht zu Angesicht wollt' ich das Leben der Menschheit schauen."

Bei dieser immerwachen Sehnsucht und Unruhe und ihrer inneren Wahrhaftigkeit wollte sie sich nicht mit Halbheiten, mit Phrasen, mit dem äußeren Scheine begnügen, sondern überall in das Innere, in die Seele der Menschen und Dinge eindringen: „Auf die Innerlichkeit ging ich immer aus; die Seelen wollt' ich wissen! was sie gehört und gesehen, war mir vollkommen einerlei — was sie dabei gedacht und empfunden — sehr wichtig; dermaßen wichtig, daß ich ganz dankerfüllt war, wenn Jemand mit mir von Innen heraus sprach. Aber leider sind die Menschen so wenig daran gewöhnt, daß sie es selten thun! Dann war mir — ach, wie oft! — zu Muth, als müsse ich sie in die Hand nehmen und schütteln, damit die Phrasen von ihnen abfielen und wir zur Innerlichkeit gelangten. Wie mit einer unsichtbaren Wünschelruthe ging ich

durch die Welt, um durch sie Wasserquellen oder Gold zu finden."

Nun aber gab ihr der Protestantismus, in dem sie aufgewachsen war, auf diese Entdeckungsfahrten keinen anderen Compaß und keinen höheren, unwandelbaren Leitstern mit, als eben ihre selbstherrliche Autorität, oder ein Buch, die Bibel, wie ihre subjective Auslegung dasselbe in jedem Augenblicke so oder anders verstand. Da so die Offenbarung, ohne eine sichtbare, im Lehramte unfehlbare Kirche, sich ihrer irrenden Vernunft, und nicht ihre Vernunft der Offenbarung als etwas unwandelbar Feststehendem, zu unterwerfen hatte: so existirte die Offenbarung als solche nicht für sie. „Ohne Offenbarung aber", sagt sie mit Recht, „ist der Menschengeist ein zerbrochener Spiegel, unfähig, das Göttliche anders als gebrochen in sich aufzunehmen. Nur die geoffenbarte Religion, die ihm wieder zu seiner verlornen Kraft verhilft und in seiner Würde herstellt, gibt ihm reine Erkenntniß des Göttlichen, welcher immer die Liebe zum Göttlichen folgt. Der unerlöste, der nicht durch die Gnade wiedergeborne Mensch kann sich nicht aus eigner Kraft, mißbraucht, geschwächt, verderbt und gebrochen, wie er durch seinen Abfall ist — zur Vereinigung mit dem Willen Gottes erheben. Das traute ich mir aber mit unglaublicher Tapferkeit zu; nicht etwa nur vor sieben Jahren, nein! noch vor einem Jahre!" Und da hatte denn die tapfere Seefahrerin ihre unterirdische Höhle, die sie, heimkehrend von ihren Entdeckungsfahrten, als ihren heiligen Tempel mit Siegeskränzen schmückte, und darin standen als ihre Idole auf den Altären drei Genien: Liebe, Wahrheit, Ruhm; die Liebe aber war die feinste Selbstsucht, die Alles in ihr Ich absorbirt, und das Geschöpf dem Schöpfer vorzieht; die Wahrheit waren die flimmernden, flatternden Spiegelbilder des Eigendünkels, dem es an einem festen göttlichen Grunde fehlte, und der Ruhm war das Verlangen nach irdischer Unsterblichkeit. Und vor diesen drei Genien stand, treu dem protestantischen Geiste, noch ein viertes Götterbild aufgerichtet, und

das war die berühmte Schriftstellerin und Dichterin, Ida Hahn-Hahn selbst. „Keine Intelligenz der Welt hätte mich von meinem Marmorsockel herunter werfen können, auf dem ich stand, wie eine Statue so fest. Das war allein der Gnade Gottes vorbehalten. Ganz heidnisch wurde ich. Die Stelle irgend eines positiven Fundamentes vertrat mein unbegreifliches Selbstvertrauen oder — um ein weniger wohlklingendes, aber richtigeres Wort zu brauchen — mein maßloser Stolz. Ich glaubte an mich selbst, an die Uebereinstimmung zwischen meinem Können und Wollen und Sollen mit einer Energie, die eines edleren Glaubens werth gewesen wäre. Nichts und Niemand imponirte mir oder blendete mich. Allem und Jedem stellte ich mich höchst bestimmt und gelassen gegenüber und dachte: Du bist Du, und ich bin ich, und nun wollen wir mit einander reden. Ich war wie verzaubert in meinem Ich, und wußte von keiner Art von Autorität. Stolz war der Grundzug meines Charakters, die Basis, auf welcher ich mein Leben gründete. Durch ihn sind die Engel aus dem Himmel gefallen und Lucifer in den Abgrund; — ich weiß es! mich hat die Hand Gottes gehalten, als es noch Zeit war.“ Freie Selbstbestimmung und die freieste Entfaltung der Persönlichkeit wurden daher auch der Grundgedanke ihrer Schriftstellerei. Durch ihre Natur und ihren Stand eine Aristokratin, namentlich im Politischen, wurde sie so, durch die Ausbildung des protestantischen Princips, in ihren geistigen Bestrebungen, ohne es zu wissen, die vollkommenste Demokratin, indem eine freie Selbstbestimmung der andern gleichberechtigt gegenüber tritt, keine höhere, sie einigende Autorität aber über ihnen waltet, die Jedem seine Sphäre abgränzt, und das Ganze zu einem lebendig gegliederten Leib macht. „Damit aber“, so lautet ihr eigenes Bekenntniß, „kömmt der Mensch dahin, zu leben, wie die heilige Schrift von Ismael sagt: „„Seine Hand gegen Alle und Aller Hand gegen ihn;““ das heißt zu der höchsten Entfaltung des Egoismus, der in die tiefste Barbarei stürzt. — Und solche Färbung hat jetzt das Leben der Welt wirklich an-

genommen, und dazu habe auch ich mein Sandkorn geliefert! Aber werde ich denn die Einzige seyn, mein Herr und mein Gott, die zu Dir auf den Knieen ruft: „„Mea culpa! mea maxima culpa!““

Wie weit sie inzwischen auch als Ismael, heimathlos umherstreifend, in die dürre, unbegränzte Wüste sich vertiefte; wie tapfer sie sich auch in der Rebellion recht eigentlich festsetzte, „für die ich in manche Schlacht gezogen bin“; und wie vielfach sie auch irren mochte — und sie selbst sagt: „Ich habe gewiß mehr fehlgegriffen und mehr geirrt als Tausende, weil ich immer mit meinem raschen, vollen Herzen ganz und aufrichtig mitten im Irrthum war“ — so ermüdete sie doch nicht zu suchen und überall anzuklopfen, und bewahrte dabei ihre Aufrichtigkeit, die es verschmähte, sich selbst zu täuschen und zu belügen, und damit auch ihren derben, gesunden Menschenverstand; und auf diesem Wege fand die göttliche Gnade Eingang in ihr Herz, und da war ihre Tapferkeit, die der Rebellion gedient, am Platze: „denn als es galt, die unsterbliche Seele zu retten, da sprang sie hinzu und ließ nicht nach und half sie retten.“

Ihrer Wahrheitsliebe und ihrem gesunden Verstande konnten die innern Unwahrheiten und die Widersprüche des Protestantismus nicht entgehen. Was er ihr Positives bieten wollte, das prallte hieran zurück, indem sie damit begann, daß sie kraft ihrer protestantischen Selbstherrlichkeit dagegen protestirte; denn wie konnte ihr dieser oder jener Prediger oder Reformator mit seiner mehr oder minder christlichen Lehre eine Autorität seyn, da der Protestantismus ja mit der alten, einzig rechtmäßigen Autorität jede Autorität vernichtet, und die Kirche und das Priesterthum, so viel an ihm war, unter den Trümmern der souverainen Gleichberechtigung begraben hatte. Ein Rückblick auf die Verkettung von Ursache und Wirkung und die Zeiten der sittlichen Verderbniß werfend, die seinem Entstehen vorausgingen, sagt sie daher auch: „Der religiöse Abfall war

nur eine Folge des moralischen — und die politische Zerrüttung folgte der religiösen. Deutschlands letzte drei Jahrhunderte sind die traurigsten, seitdem sich die germanischen Wälder gelichtet haben! — Der Protestantismus war geboren aus Willkür, und er behauptete dieß Recht aus Willkür, und damit hat er sich seinen Charakter indelebilis für die ganze Zeit seines Bestehens aufgedrückt: Willkür ist sein Lebensprincip. — Und das ist eben das Trostlose an ihm: er hat keine erhabene Sittenlehren, weil er den Glauben verlassen — und keinen Glauben, weil er die Kirche verlassen hat. Keine seiner Secten glaubt an sich selbst! Denn hätte sie diese Ueberzeugung, daß die Fülle der Wahrheit in ihr wohnt, durch deren Erkenntniß der Mensch zur Seligkeit gelangt: so müßte sie sich ganz einfach für die Alleinseligmachende halten, und Angesichts der ganzen Welt dieß Prädicat in Anspruch nehmen. Doch keine wagt das!" Eben so erschien ihrem wahrheitliebenden, gesunden Sinne die Lehre von dem allein rechtfertigenden todten Glauben ohne die werkthätige, lebendige Liebe ein haarsträubender Gräuel, eine Vernichtung des höchsten Gutes, welches der Mensch besitzt, seines freien Willens, ein Faulbett aller Laster und Sünden; eine Lehre, die die Seele des Christenthums, das opferfreudige Streben nach Heiligkeit durch Weltüberwindung und Selbstverläugnung vernichtet.

So entging ihrem Blicke das Auflösende, Zerstörende und Herabziehende des Princips, in dem sie aufgewachsen war, nicht; der ganze Protestantismus erschien ihr wie „ein Meer von Widersprüchen", denen sie keine Autorität über sich zugestand; die katholische Kirche aber war ihr noch unbekannt. Und daher konnte sie sagen: „Es kommt mir vor, als sei meine Seele von jeher eine schlafende Katholikin gewesen. Als sie wach wurde, fand sie sich katholisch; denn Alles, was die Protestanten lehrten, hat sie nie begreifen, nie in sich aufnehmen, nie sich zur Nahrung machen können. Kein Echo tönte wieder, kein Ton schlug an, keine Saite vibrirte. Nicht

den geringsten Anknüpfungspunkt fand ich für mein religiöses Gefühl, weder in meiner Jugend noch in späteren Jahren."

Durch die Consequenz ihres Verstandes und die Wahrheitsliebe ihres Charakters, von dem Gewebe von Widersprüchen ihrer Confession zurückgestoßen, zog sie sich also in das Schneckenhaus ihres eigenen Ichs zurück und baute sich ihren eigenen Tempel. Sie lief nun Gefahr, in jenem vereinsamenden, krankhaften Egoismus, in jener Scheu vor allem Positiven zu verkrüppeln und zu verschmachten, wie das protestantische Princip der Selbstautorität es zur Folge hat, und wie sie es treffend als die Lebensqual „unzähliger Protestanten" schildert. „Es ist", sagt sie, „eine krankhafte Sucht in ihnen, sich eine Art von religiösem System zu bilden, das nach ihrem subjectiven Bedürfniß sich gestaltet. Um für dasselbe Stützen und Belege zu finden, greifen sie nach den verschiedensten Mitteln, nehmen ihre Zuflucht zur Philosophie, zur Mythologie, zur Anthropologie, thürmen ein Chaos um sich auf — und hüten sich — instinktmäßig — mögt ich sagen — den katholischen Katechismus oder die Bestimmungen des heiligen Concils von Trient in die Hand zu nehmen. Sie wollen nichts Positives; sie schweben in der beständigen Furcht, welche seit dreihundert Jahren die Lebensessenz des Protestantismus ausmacht — ihren erhabenen Geist verdunkelt, unterdrückt und verkümmert durch katholische Rechtgläubigkeit zu sehen, welche ihnen als ein Gewirr von Absurdität vorschwebt. Die Hauptsache ist eben: sie verwerfen die Autorität, weil sie ihnen unbequem seyn dürfte." — Oder wie sie diese Signatur unserer Zeit in ihren Marienliedern schildert:

„Noch nie ein solches schattenhaftes Treiben,
Das nur den Umkreis, nur die Fläche kennt,
Um von der Tiefe ewig fern zu bleiben,
Und als den Kern das eigne Ich benennt.
Noch nie solch dürftig dünkelhaftes Streben,
Sich abzulösen von dem großen Geist,
Der gnadenvoll ein reiches Glaubensleben,
Ein Liebesleben seiner Menschheit weist."

Ihre bessere Natur inzwischen erwehrte sich dieser Verkümmerung. Gott hatte sie reicher bedacht, als tausend andere, und ihr Liebe, Freundschaft, Talent, Gesundheit und Unabhängigkeit als Angebinde mit in's Leben gegeben, ihre schriftstellerische Thätigkeit gewährte ihr den hohen Genuß geistigen Schaffens; dennoch aber fand weder ihr Herz noch ihr Geist auf die Dauer in dieser eigensüchtigen Vereinsamung ihres Stolzes ein Genüge; denn wie sie in ihren Marienliedern klagt:

„Nichts in dem Leben als Unruh in Fülle,
Nichts bei den Todten als traurige Stille,
Wenn uns, o Herr, nicht tröstet dein Wille."

„Groß ist die Welt und ihr Treiben hienieden, —
Doch ist die Ruhe uns nimmer beschieden,
Bis wir erlanget, o Herr, Deinen Frieden."

Langeweile und Schwermuth lasteten daher bei diesem Mangel wahrer Befriedigung mit schwülem Drucke auf ihrer Seele. Sich zu etwas Höherem und Besseren berufen fühlend, sagte sie zu der Freunde einem: „Meint Ihr denn wirklich, ich sei zu nichts Anderem bestimmt, als ewig Romanen für Euch zu schreiben? — o, da irrt Ihr Euch heftig!" Ueberall erklang ihr bald leiser, bald lauter die aufweckende Stimme des Wächters entgegen. Die Betrachtung der Vergangenheit mahnte sie an die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Ruinen, die ihr auf ihren weiten Reisen mit ernster Trauer in den Weg traten, waren die Prediger, die sie den Pfad der Ewigkeit suchen hießen:

„Alles ist der Zeit verfallen,
Lieblich bald und bald ein Graus!
Tempel, Vesten, Königshallen,
Keines ist ein sichres Haus!
Doch mit stumm beredtem Munde,
Jeder Stein, ein Prediger, steht:
„„Hier hat Alles seine Stunde,
Geht und sucht, was nicht vergeht.""

Und Gott, der nicht nachließ, an ihr Herz zu klopfen, stellte ihr auch bald da, bald dort einen bestimmten Wegweiser neben der Straße hin, eine offene Kapelle, einen armen Bettelmönch, der, seines Weges betend vorüberziehend, einen Strahl der Wahrheit in ihre unruhvolle, nach Erlösung und höherem Frieden dürstende Seele fallen ließ.

Die Hedwigskirche in Berlin und die Hofkirche in Dresden waren die ersten katholischen Kirchen, die sie als sechszehnjähriges Mädchen betrat; einen weit tieferen Eindruck machte es aber auf sie, als sie mit achtzehn Jahren in Würzburg katholisches Leben aus dem Gotteshause heraus, auf die Straße, unter das Volk, in die Natur treten sah. Ihrem früh an vergleichende Beobachtungen gewöhntem Auge konnte hier der Abstand gegen den Protestantismus nicht entgehen; sie schildert ihn mit treffenden Zügen:

„Ich brachte damals einige Wochen in einem kleinen Orte zu, in welchem eine protestantische und eine katholische Kapelle sich befanden. Ich ging in diese — um zu beten. In den protestantischen Kirchen betet man ja eigentlich nicht! dazu ist keine Zeit, keine Gelegenheit. Die Thüren öffnen sich, man geht hinein, man singt ein bestimmtes Lied, man hört eine Predigt, man singt abermals — und die Thüren schließen sich, um am siebenten Tage wieder geöffnet zu werden. Das kann keiner innern Sammlung, keiner Innigkeit des Gebetes günstig seyn! man muß immerfort aufpassen auf das, was man singt oder sprechen hört, und das tödtet die Andacht, denn die begehrt dazwischen etwas Stille, etwas Ruhe, etwas Betrachtung, um die Seele mit Gott reden zu lassen: — das ist beten. Die meine mogte sich durchaus nicht damit abspeisen lassen, am siebenten Tage angepredigt zu werden, weder damals, noch später; und ich frage, ob sie nicht darin einen sehr richtigen Instinkt hatte? Das religiöse Leben muß das ganze weltliche Leben durchathmen, wenn es einen wahrhaft bildenden Einfluß auf den Menschen üben soll. Es muß all seine Tage umschließen und tragen, aber nicht auf den sieben-

ten und eine Predigt sich reduziren. Ich weiß wohl, daß die Protestanten, wenn sie dieß lesen, fragen werden: Geschieht jenes bei den Katholiken? Aber ich weiß auch, daß ich antworten darf: Geschieht es nicht, so ist das die Schuld des Individuums — nicht der Kirche; und bei euch ist es umgekehrt. Der Katholik kann seinen ganzen Tag in die tiefste und heilsamste Verbindung mit der Kirche bringen, wenn er ihre heiligen Andachtsübungen wie Rosen in die Dornen seines Lebens flechten will. Das heilige Meßopfer, die Anbetung des allerheiligsten Sacraments, der englische Gruß, der Rosenkranz, die Abendandachten, die bestimmten Gebete zu verschiedenen Zeiten des Tages und des Jahres — schlingen seine Seele in die erhabene und lebendige Gemeinschaft hinein, welche „„im Geist und in der Wahrheit““ Gott dient und Gott verehrt zu jeder Stunde, rings um den ganzen Erdboden. Hat er dafür keinen Sinn: so ist das seine Sache! Die Kirche aber läßt wahrlich keine Seele darben.“

Wie ganz anders der katholische Priester bei Ausübung des Predigtamtes gestellt ist, als der protestantische, durch den Halt, welchen ihm die feste kirchliche Auslegung der heiligen Schrift gewährt, und die Beichte, die ihn in die Herzen blicken läßt, auch das konnte ihr nicht entgehen: „Der Eine sieht den Seinen in's tiefste Herz, kennt ihre innerlichste Richtung, weiß, was sie begehren und bedürfen; der Andere sieht den Seinen alle acht Tage auf die Schädel!“ Und so waren es auch die Werke Fenelons, die Nachfolge Christi und die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, bei denen sie Trost und Labung in ihrer Wüstenei suchte. Eine andere Prophetie, die ihr den katholischen Geist verkündete und seine Ideen unter dem lichten Gewande einer das Irdische verklärenden Schönheit vor Augen stellte, war die katholische Kunst. Den erhebenden Eindruck, den dieselbe, in ihrer Verbindung mit dem katholischen Dogma, auf sie machte, schildert sie dort, wo sie Murillo, leuchtend in seinem verklärten Lichtfarbenglanz, vor unseren Blicken aufsteigen läßt:

„Als ich in Spanien war, nach dem Schluß des Bürgerkrieges, auf welchen Esparteros Regentschaft folgte, fand ich dort keine äußere Spur seiner alten Glaubenstreue. Die Klöster waren verödet oder zu profanen Zwecken eingerichtet; die Kirchen waren nur von Frauen besucht; in der Kathedrale von Sevilla spielte die Orgel Opernarien. War das nur eine vorübergehende Gleichgültigkeit, die Folge der politischen Aufregung? ich weiß es nicht! aber das weiß ich, daß ich nur eine katholische Bekanntschaft in Spanien gemacht habe: Murillo! — und daß ich dieß nicht etwa jetzt, sondern schon damals begriff. Er ist der Maler des katholischen Dogmas; — der Heiligen, der Extasen, der Visionen, welche die Gestirne dieses unergründlichen, tiefen Himmels sind. Er steht nach meiner Meinung ganz einzig in der christlichen Kunst da. Die florentinischen, die umbrischen Maler malten Heilige, als wären sie vom Himmel herabgeschwebt. Murillo malt Menschen, welche als Heilige zum Himmel hinaufsteigen, und deßhalb nenn' ich ihn den Maler des katholischen Dogmas, denn seine Gestalten sind keine idealische oder klassische Gebilde, die nichts zu thun haben mit Leid und Lust der Welt; es sind Menschen, welche durch die Kraft der Sakramente Heilige geworden sind. So ein heiliger Bischof Thomas von Villanueva, so eine Vision von St. Felix de Cantalicio, so eine Stigmatisirung von St. Franciscus, haben wirklich nicht ihres Gleichen in der Kunst. O diese leidenvollen verklärten Menschen, so hoch über mir durch die Verklärung, so neben mir durch das Leid — sie treten jetzt Alle ganz lebendig aus der Erinnerung an mich heran und fragen: Wie hast du das verstehen können? du wußtest ja nichts von den Sakramenten und ihrer heiligen Kraft! — Nein, ich wußte nichts davon; auch nichts von der Gottes-Mutter, zu welcher die Kirche fleht: Mater divinae gratiae, ora pro nobis; auch nichts von der unbefleckten Empfängniß Mariä; ich wußte gar nichts! Aber Murillo wußte es, glaubte es, und wird ein großer, erhabener Glaube von einem großen, erhabenen Genie durch

eindringliche Schönheit gedeutet: so muß das doch Eindruck machen, wenn man die Schönheit als eine Offenbarung des Göttlichen auffaßt; — und das that ich."

Nicht minder ergreifend wirkte auf sie der Orient mit seinem Ernst, seiner einsamen Stille, seiner Ruhe, seinen trauernden Denkmälern, im Vergleich zu dem wirren Treiben des abendländischen Lebens und seiner von Hochmuth und Genußgier verzehrten — Civilisation. Vor Allem das Kloster auf dem Berge Carmel im October 1843: „Es schwebt eine wunderbare Heiligkeit um jene Stätte, ein ganz idealischer Friede, wie ich nie etwas Aehnliches auf irgend einem Punkt der Erde gefunden habe. Die Küste von Sorrent, die Ebenen von Granada und Palermo sind irdisch schöner, reicher, gesegneter — allein diesen Charakter von unzerstörbarem himmlischen Frieden haben sie nicht, wie jenes Kloster, das, vom Vorgebirge des Carmels getragen, aus den Wellen aufzutauchen, zwischen Meer und Himmel zu schweben und nichts mit der Erde zu thun zu haben scheint." Hier daher erwachte auch in dem stillen Grunde ihres Herzens ihr ein unerklärliches Verlangen nach Frieden, die Sehnsucht, aus der Fremde in die Heimath, aus der Zerrissenheit in die Einheit zurückzukehren: „Israel zu deinen Zelten!" rief das Heimweh in ihrem Inneren:

„Königin du aller Welten,
Rette! die Gefahr kommt schnell!
Und geleite zu den Zelten
Das erlöste Israel."

Es war die erste „Morgenröthe" des Glaubens, die ihr über dem heiligen Lande aufdämmerte. Und hier im Orient war es auch, wo ihr das protestantische Missionswesen mit seinen reich bezahlten, mit Weib und Kind behaglich lebenden Bibelvertheilern, dem katholischen mit seinen armen, Alles hinopfernden Söhnen des heiligen Franciscus sich augenscheinlich gegenüberstellte.

In dem Bischof von Jerusalem konnte sie daher auch keinen apostolischen Bischof erkennen: „Ich kannte von Bischöfen den heiligen Augustinus, den heiligen Carl Borromäus, Bossuet, Fenelon. — Diese großen Seelen, großen Geister, großen Herzen, diese ächten und rechten Nachfolger der Apostel, diese erhabenen Gestalten, welche das Leben in die Sphäre hineinhoben, wo der idealische Mensch seine Befriedigung findet."

Und wieder erschienen ihr im folgenden Jahre, 1844, Protestantisches und Katholisches, in der Wallfahrt nach Trier in scharfen Gegensätzen sich gegenüber: hier mehr denn eine Million frommer Pilger, die in gläubiger Andacht ihren Pfad betend dahinzogen, trotz dem Unglauben und dem groben Materialismus der Zeit, und dort der gemeine, geistlose, ephemere Rongespuk, von dem so viele Protestanten, Dank den Unterstützungen verblendeter Regierungen, den Untergang der katholischen Kirche stündlich erwarteten.

Die das Herz erkältende und zerbröckelnde und den Charakter entnervende Gottlosigkeit und Philosophie unserer Zeit sah sie in ihrem glänzenden Pfauenschweif bei dem Gelehrtencongreß zu Venedig vorüberstolziren:

„In Venedig waren so eben immense Feste zu Ehren der Gelehrten von ganz Europa vorüber. Ach, es war damals eine schlechte Zeit! Dieß sich gegenseitige Bekränzen und Becomplimentiren, und dieß großsprecherische Prahlen mit Geist und immer Geist — mit Wissenschaft und immer Wissenschaft — mit Gelehrsamkeit und immer Gelehrsamkeit — war so eitel, so hohl, so übertrieben, so losgerissen von der gesunden harmonischen Entwicklung der Menschheit, daß ich es gar nicht ohne tiefen Widerwillen betrachten konnte und oftmals sagte, wenn der Geist so überschätzt wurde:

„„Mir wäre für hundert Menschen von Geist ein einziger Mensch von Charakter lieber; — ein einziger, der nicht aus Gier nach Popularität rechts und links Katzenbuckel machte.""

England, das sie im Jahre 1847, unmittelbar vor den großen Erschütterungen der europäischen Welt besuchte, trug ebenfalls das Seine zu ihrer Belehrung und Bekehrung bei. Während einerseits die kernhafte Tüchtigkeit des englischen Volkes, und das Großartige und Gewaltige in seinen historisch ausgebildeten und ererbten Institutionen sich ihr in scharfem Abstand gegen die wirre und hohle, in fremder Nachäfferei großthuende deutsche Zerfahrenheit und Zerrissenheit bemerklich machte, entging auch hier ihrem spähenden Auge der Todtenwurm nicht, der im Grunde dieses großen, weltbeherrschenden Baumes nagte, und insbesondere bot sich ihr auch hier wieder in England und Irland Protestantismus und Katholicismus zum Vergleich gegenübergestellt dar: dort die herrlichen alten Kathedralen mit ihren verweltlichten, reichen Prälaten, aber entblößt von Gläubigen: nackte Wände, leere Bänke und ein eben so dürftiger Cultus und zahllose Secten, bei äußerem Reichthum also die größte innere Armuth; hier dagegen ein armes, seit Jahrhunderten unterdrücktes Volk und arme Priester, die mit ihm hungern und mit ihm beten, reich an lebendigem, werkthätigem Glauben und heroischen Tugenden christlicher Aufopferung. Mit dankbarem Herzen gedenkt sie daher auch dieses armen Irlands, dessen Märtyrium sie aus ihrem Schlummer aufgeweckt. Sie sagt:

„Aus dem Murmelthierschlaf, in welchen meine arme Seele gefallen war, wurde sie durch die katholische Kirche in Irland wieder geweckt, weil sie da wieder den Glauben als eine Liebe sah, voll Erbarmen, voll Thätigkeit und Hingebung, reich an guten Werken, und diese Segnungen gespendet und verwaltet durch diejenigen, welche recht eigentlich dazu berufen sind: durch die Diener der Kirche.“

„Die schauerliche Hungersnoth des Winters 1847 machte sich im Herbst bereits fühlbar — wenigstens im Südwesten von Irland um Cork herum, wo ich mich am längsten aufhielt und schon mehrere kleine Aufstände gegen Bäcker und Müller erlebte, denen man das Mehl wegschleppte. Wo Ruhe

und Ordnung gehalten, wo die Menge beschwichtigt, wo die tobende Klage in eine stille umgewandelt wurde, waren es die Priester und immer die Priester, welche den wohlthätigen Einfluß geübt hatten. „„The parish priest““ — (der Pfarrer) — das war der Mann, dessen Wort stärker war, als der Hunger! Und zu derselben Zeit erließ die Times, die sonst so verständige, menschenkennerische Times, dieses Blatt der gesunden Vernunft Europas, höhnende Artikel gegen Irlands Noth, und wünschte den „„Kartoffelessern““ Glück, daß der Mangel an ihrer Lieblingsnahrung sie dazu veranlassen werde, künftig Fleisch zu essen. Zu glauben ist das nicht — aber es ist wahr! In der letzten Hälfte des Septembers las ich in Killarney diesen empörenden Artikel über die „„Potatophages““, nachdem ich bereits Augenzeuge einiger Aufstände gewesen war, bittern Jammer gesehen, bittere Klagen gehört hatte. Später ist das Elend dann freilich so gränzenlos gestiegen, daß es eine Verwilderung erzeugt zu haben scheint, welche selbst das Ansehen und die Macht der Religion nicht hat bändigen können.“

Da die Protestanten den Katholiken stets die Widerrufung des Edicts von Nantes durch Ludwig XIV. vorwerfen, und Niemand mit liberalerer Verachtung und größerer Selbstgefälligkeit von dem Drucke der Protestanten unter bigotten katholischen Fürsten spricht, als gerade die Britten, so sagt sie sehr treffend in Bezug auf Irland: „Kann man sich über die glühende Liebe der Iren zu ihrer Kirche wundern, wenn man bedenkt, was sie Alles für sie erduldet haben? Mit welchem Abscheu sprechen die Protestanten von der Aufhebung des Edicts von Nantes unter Ludwig XIV.! Mehr als hundert Jahre später wurden die Katholiken Irlands von ihrer protestantischen Regierung in einem Zustande von so barbarischer Rechtlosigkeit gehalten, daß man in Sclavenländern nur etwas Aehnliches finden mag. Jetzt mögte England mit Schätzen Goldes die Wunden heilen, welche die Vergangen-

heit geschlagen hat; — zu spät! Irland ist Englands Achillesferse; an dieser Wunde verblutet sich die Lebenskraft."

Von hier nach Deutschland zurückgekehrt, wo die Zustände immer wirrer und unheilvoller sich gestalteten, fühlte sie sich jetzt doppelt unglücklich; es bekümmerte sie der herzzerreißende Gedanke, sie habe kein Vaterland und keine Kirche:

„Während des ganzen folgenden Winters arbeitete der Eindruck in mir fort, den England mir gemacht hatte, und Deutschland wurde mir so unerträglich, daß ich es wie ein herbes Unglück empfand, eine Deutsche zu seyn. Du hast kein Vaterland und keine Kirche! wiederholte ich mir immer und immer wieder. Nein, du hast kein Vaterland! sollt' es Meklenburg seyn, wo du geboren bist? Holstein, wo dein Stammhaus liegt? Preußen, Sachsen, wo du gelebt hast? Oesterreich, das du liebst? Um Vaterlandsgefühl zu wecken, dazu gehört ein Schatz von geliebten Erinnerungen und von verehrten Institutionen, die in das Bewußtseyn der Nation übergegangen sind, und ihren Mittelpunkt finden in der Liebe für das Regentenhaus, oder für die uralte Staatsform, wodurch Einheit und Innerlichkeit in den gesammten Körper kommt. Ich begreife dieß Vaterlandsgefühl für Preußen, für Oesterreich, für Bayern; aber ich hab' es nun einmal nicht, denn ich würde gar nicht wissen, wo es unterbringen. Die deutsche Sprache, die gibt mir so etwas wie Vaterlandsgefühl — und nur sie! denn mit dem deutschen Charakter habe ich keine besondere Sympathie. Dieß Prahlen mit Intelligenz, Bildung, Geist ist so hohl und flach; dieß Ueberschätzen des Gemüths läuft auf solche Sentimentalität hinaus; dieser Kultus der Wissenschaft ist so einseitig und so kleinlich, daß er in der allgemeinen Weltbildung doch nur den Dienst der Fabrikarbeiter thut — wo Jeder äußerst emsig an einem winzigen Theil vom Ganzen arbeitet, ohne eine Ahnung davon zu haben, was denn eigentlich das Ganze sei. Der Ueberblick fehlt, die Thatkraft, die Phantasie — folglich die große Anlage, um

Großes zu leisten; aber ich habe nur Sympathie für diese drei Dinge, denn in ihnen ist das Leben der Praxis, das Leben des Willens, das Leben des Geistes conzentrirt. Deutschland hat kein innerliches Leben, ich kann nicht für die Dauer in Deutschland leben! Hätte ich eine Kirche, eine große, allumfassende, religiöse Gemeinschaft, so brauchte ich kein Vaterland, denn sie würde mit einem himmlischen den Mangel des irdischen ersetzen; aber Deutschland hat nichts für seine Kinder — auch keine Kirche — nur Makulatur, sei es in Bibliotheken, sei es im Buchladen. Ich bin all der Bücher zum Sterben überdrüssig — und der meinen natürlich zuerst, denn es ist gar nicht der Mühe werth zu schreiben, wenn man unter seinen Füßen nicht den festen Boden eines Vaterlandes — und über seinem Haupt nicht das Himmelsgewölbe einer Kirche hat."

Das demokratisch-socialistische Gewitter, welches lange drohend und drückend am Himmel gestanden, brach endlich mit der Februar-Revolution des Jahres 1848 los: der zügellosesten Frechheit auf der einen Seite stand die ehrloseste Feigheit und Schlaffheit auf der andern gegenüber. Der ruhmlose Fall des Julikönigthums erfüllte ihre Seele mit der bittersten Verachtung. Aber auch in diesem Augenblicke, wo Alles morsch und faul zusammen zu brechen schien, traten mit ihr auf dem Gebiete der katholischen Kirche wieder Gestalten vor die Augen, die in ernster, ruhiger Fassung auf dem schwankenden, brennenden Boden standen und bereit waren, den Märtyrertod für Gott und ihren heiligen Beruf zu sterben. Schon ein Rückblick in die Geschichte der ersten Revolution hatte sie, die des Herrn von Lamartine Girondisten mit tiefster Entrüstung und Verachtung las, mit Bewunderung erfüllt:

„Liest man in der französischen Revolutionsgeschichte von 1789 von den unerhörten Verfolgungen, welche der glaubenstreue Priesterstand zu erdulden hatte, weil er nicht der Revolution huldigte, weil er nicht seinen Eid brach, weil er seinem

Berufe treu blieb und für die Seelen sorgte; — liest man, wie er dafür niedergemetzelt, in Bagnos gesperrt, auf wüste Inseln deportirt wurde, Folterqualen erduldete, gegen welche die Guillotine eine Erlösung war, und nicht etwa Einer, oder Zehn, oder Zwanzig, nein! zu Hunderten! zu Tausenden! — so ist man ganz unbesorgt um die Zukunft. Auch in der versunkensten Zeit hat die Kirche ihre Märtyrer, und die setzen die Sache Gottes durch."

Diese blutigen Zeiten des rothen Terrorismus schienen jetzt wiedergekehrt, und da war es ihr, in ihrem Kummer über all die Schwäche, Charakterlosigkeit und Feigheit, welche die Welt der Anarchie und Barbarei preisgaben, ein wahres Labsal, Männer zu sehen, in denen der gleiche, opferbereite Geist lebte:

„Ich brachte den Winter des Jahres der Schmach 1848 in dem von Revolutionsstürmen erschütterten Palermo und Neapel zu, wo die Revolutionsmänner ihr Treiben gerade so gut wie überall organisirt hatten; — d. h. sie schrieen und tobten dermaßen gegen Alle und Alles, was ihnen im Wege stand und ihren Absichten gefährlich werden konnte — verläumdeten, logen und erfanden solchen Unsinn, daß die Menge ganz bewildert wurde und ihnen glaubte — führten all ihre Streiche immer und immer wieder auf den einen, den mißliebigen Punkt — daß man sich leider dort, auch wie überall, einschüchtern ließ."

„Am 11. März stand ich auf meinem Balkon auf St. Lucia und sah in den stürmenden Golf hinaus, dessen Wellen in hoher Brandung an den Quai schlugen. Ich wartete auf ein Schiff, das den Hafen verlassen und abgehen sollte. Der König von Neapel hatte, eingeschüchtert durch die Umsturzpartei, die ein paar hundert wüthende Schreier bezahlte, Tages zuvor den Vätern der Gesellschaft Jesu befohlen — ohne Grund, ohne Vorwurf, ohne Untersuchung, ohne Urtheil, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen. Deren Schiff erwartete ich. Es kam endlich das winzige Dampf-

boot, und zog langsam und schwankend durch das unruhige Meer längs der Küste fort. Auf dem Verdeck standen die Väter, die ernsten, schwarzen Gestalten ruhig beisammen, und blickten so gelassen in ihre ungewisse Zukunft, wie auf die tobende Rotte — gingen eben so gleichmüthig aus ihrem Ordenshause und aus ihrer Wirksamkeit, wie in das stürmische Meer und in die Verbannung. Merkwürdig majestätisch sah es aus, wie sie, hundert und fünfzehn an der Zahl, gleich Sklaven auf dem engen Raum zusammengepreßt, so friedlich gingen, als machten sie eine Spazierfahrt nach Capri oder Ischia. Aus sämmtlichen revolutionären Ländern Europas wurden sie damals wohlweislich von derselben Partei verbannt. Ein Jesuit! — un Capellone! wie sie wegen ihrer großen Hüte in Italien genannt werden — der Name war genug, um sie wie wilde Thiere zu jagen, wie schädliches Gewürm zu verfolgen; — und immer gingen sie mit derselben majestätischen Gelassenheit, wie eben Menschen, die da wissen, daß sie Fremdlinge auf Erden, aber im Dienste Gottes sind. Die haben Märtyrerblut in den Adern, und daß es damals nicht geflossen ist, lag gewiß nicht an der Menschenfreundlichkeit ihrer Gegner. Uebrigens machten die Lazaroni am Abend jenes Tages in Wuth und Verzweiflung eine Emeute, denn hundert und zwanzig ihrer Kinder erzogen die Väter in ihrem Collegium, und die waren nun verwaist, gleich den übrigen Schulen, denen sie fast allen vorstanden. Die Emeute der Lazaroni ging anders zu Ende, als die der Umsturzpartei: man schoß auf sie, Einige fielen und die Sache war aus."

Deutschland in seiner religiösen, moralischen und politischen Zerrüttung ließ sie nun den bittern Kelch der Trostlosigkeit bis auf den Grund leeren. In dem demokratischen Schwindel jener Tage mit ihrem Stimmrecht und ihrer Majoritätsdespotie auf breitester, demokratischer Basis feierte das protestantische Princip der Selbstautorität seinen höchsten Triumph. Denn was damals geschah, war nicht von heute

oder gestern, es war die reife Frucht der vorhergegangenen Geistesrichtung:

„Es hat ein entnervender Scirocco seit mehreren Menschenaltern die Welt durchweht. Zwei Götzen erhielten ihre Huldigungen: der Mammon mit seinem zahlreichen Gefolge von Sinnlichkeit, Genußsucht, Hartherzigkeit, Habgier — und der Geist, dem eine oberflächliche Bildung, ein großer Mangel an Tiefe, eine Liebhaberei für Kritik und Zersetzung, ein unerhörter Hochmuth, eine leichtsinnige Frivolität bei Behandlung sittlicher und religiöser Fragen nachschwärmten. Mit dem achtzehnten Jahrhundert begann dieser Götzendienst in England; von dort ging er nach Frankreich über, und Deutschland ermangelte nicht, ihn pflichtschuldigst von Frankreich in Empfang zu nehmen."

Diese dem Irdischen zugewendete Richtung aber war selbst wieder die Folge jenes Egoismus, der mit Aufgebung jeder höheren Autorität sich zum Mittelpunkt der Welt und zum Selbstherrscher gemacht hatte, und Staat und Kirche in Atome spaltete, für die es nun keine andere zwingende Autorität gibt, als die der Gegenwart durch die Majorität der Stimmenden, also die reine Demokratie oder die unbedingte Gleichheit, die, dem Neid des Egoismus entspringend, nichts Höheres duldet, sondern Alles in die gleiche Gemeinheit herabzieht und herabreißt:

„Wo die Demokratie obenauf ist, geht's mit der edlen Gesinnung reißend bergab; denn Neid zum Ersten! Neid zum Zweiten! Neid zum Dritten! — das ist ihr Character indelebilis! Neid nach jeder Richtung hin — wie die alte Geschichte von Aristides dem Gerechten ein weltberühmtes Beispiel davon gibt! Wie verderblich muß also das Gleichheitsprincip seyn, welches den demokratischen Institutionen zur Basis dient, da es die Seelen nicht anfeuert, dem Ausgezeichneten nachzueifern, das ihnen begegnet, sondern nur die grimmige Schadenfreude in ihnen weckt, es so geschwind wie

boot, und zog langsam und schwankend durch das unruhige Meer längs der Küste fort. Auf dem Verdeck standen die Väter, die ernsten, schwarzen Gestalten ruhig beisammen, und blickten so gelassen in ihre ungewisse Zukunft, wie auf die tobende Rotte — gingen eben so gleichmüthig aus ihrem Ordenshause und aus ihrer Wirksamkeit, wie in das stürmische Meer und in die Verbannung. Merkwürdig majestätisch sah es aus, wie sie, hundert und fünfzehn an der Zahl, gleich Sklaven auf dem engen Raum zusammengepreßt, so friedlich gingen, als machten sie eine Spazierfahrt nach Capri oder Ischia. Aus sämmtlichen revolutionären Ländern Europas wurden sie damals wohlweislich von derselben Partei verbannt. Ein Jesuit! — un Capellone! wie sie wegen ihrer großen Hüte in Italien genannt werden — der Name war genug, um sie wie wilde Thiere zu jagen, wie schädliches Gewürm zu verfolgen; — und immer gingen sie mit derselben majestätischen Gelassenheit, wie eben Menschen, die da wissen, daß sie Fremdlinge auf Erden, aber im Dienste Gottes sind. Die haben Märtyrerblut in den Adern, und daß es damals nicht geflossen ist, lag gewiß nicht an der Menschenfreundlichkeit ihrer Gegner. Uebrigens machten die Lazaroni am Abend jenes Tages in Wuth und Verzweiflung eine Emeute, denn hundert und zwanzig ihrer Kinder erzogen die Väter in ihrem Collegium, und die waren nun verwaist, gleich den übrigen Schulen, denen sie fast allen vorstanden. Die Emeute der Lazaroni ging anders zu Ende, als die der Umsturzpartei: man schoß auf sie, Einige fielen und die Sache war aus."

Deutschland in seiner religiösen, moralischen und politischen Zerrüttung ließ sie nun den bittern Kelch der Trostlosigkeit bis auf den Grund leeren. In dem demokratischen Schwindel jener Tage mit ihrem Stimmrecht und ihrer Majoritätsdespotie auf breitester, demokratischer Basis feierte das protestantische Princip der Selbstautorität seinen höchsten Triumph. Denn was damals geschah, war nicht von

Sohn.

Jammer ...

schüttelte den Kopf ...

und kaum ...

nimmt den ...

Hals ...

zitternden ...

gewaltige Schatten.

...

r den ...

erschrecken, wird

n: „Diesen Weg

54*

möglich in ihren Staub und in ihren Sumpf hinab zu ziehen! da Jeder es als eine persönliche Kränkung betrachtet, daß es eine Tugend, ein Genie, einen Charakter, einen Rang, einen Reichthum, ein Ansehen, einen Stand gibt, welche höher und strahlender als seine Tugend, sein Geist rc. rc. sind! Die gemeinen Naturen wuchern auf diesem fetten Boden moralischer Versumpfung, der so recht ihr Element ist."

Diese Gemeinheit sah sie nun in dem deutschen Vaterlande triumphiren; nirgends ein Gefühl für Recht und Ehre. „Ich kann den Schmerz nicht überwinden, eine Deutsche zu seyn", schrieb sie am 2ten April 1848, „ich komme mir vor wie gebrandmarkt, weil ich zu einem Volke gehöre, das seit Jahren die großen Worte Nationalehre, Nationalbewußtseyn und sonstige Nationalität im Munde führt — um im entscheidenden Augenblicke zu beweisen, daß es sie nie begriffen hat." Sie hatte das Gefühl als athme sie überall eine aura morta ein, wie sie in Dante's inferno weht: „nirgends die frische, klare, herzstärkende Luft, die von den Höhen der Ewigkeit in das Thal der Zeit hinabweht." So war Alles, an das sie sich bis jetzt gehalten, rings um sie her versunken; sie stand mitten in der ödesten Nacht, in der nur noch die Sterne eines ihr fremden Himmels, des katholischen, herabschienen, zu denen sie sehnsüchtig hinanblickte, ohne sich zu ihnen zu bekennen: „Ich kam mir vor wie jene Fledermaus in der Fabel, die so traurig klagt, daß weder die Maus noch der Vogel sich mit ihr befassen mögen."

Ihre tapfere Seele aber kämpfte gegen diesen Pesthauch der Zeit; der Rettung harrend, suchte sie Trost bei den Propheten des trauernden Jerusalems, und rief sich wieder und wieder die Worte Jehovas zu mit Jesaias: „Ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, mein bist Du;" und mit Jeremias: „Mit ewiger Liebe lieb' ich Dich, darum erbarm' ich mich Dein und zieh Dich zu mir." Und in demselben Augenblicke, da Alles in dunkle

Nacht versank und nur die Kirche mit neuem Glanz aus den finstern Sturmfluthen des Umsturzes empor tauchte, rührte Gottes Hand ihr Herz mit dem tiefsten irdischen Schmerze: „Er legte sie schwer auf mich und weckte mich, um mir zu zeigen, daß ich vom Endlichen nichts Unendliches — von zwei Händen voll Staub keine Unsterblichkeit erwarten dürfe. Aber zugleich zeigte er mir den Weg, auf dem ich finden könne, was ich begehre; den Weg, den die geoffenbarte Religion durch ihren Mund, die Kirche, uns lehrt." Der Ruf des Isaias hatte in ihrer Seele wieder gehallt: „Mache dich auf, werde Licht, Jerusalem! denn es kömmt dein Licht, und die Herrlichkeit des Herrn geht über dir auf." Zur letzten Entscheidung ließ sie sich Luthers großen und kleinen Katechismus, die Bekenntnißschriften der evangelisch-reformirten Kirche von Böckel, und die Entschlüsse und die Canones des heiligen Concils von Trient, übersetzt von Egli, geben. Allein nun an den Quellen stehend, waltete für sie kein Zweifel mehr ob; wie sie früher mit aufrichtigem, vollen Herzen mitten im Irrthum gestanden, so öffnete sie es jetzt unbedingt der Wahrheit, und ihrem Rufe folgend, warf sie den Stab der Selbstherrlichkeit hinweg und kehrte heim von Babylon nach Jerusalem, zurück in den Schooß der alten Kirche. „O sagt mir nicht, ich bitte Euch, was ich doch schon gehört habe, nämlich: daß dieß Glück auf meiner Auffassung der Kirche beruhe, und daß dazu gerade *mein Herz*, *meine Phantasie* gehöre. Sagt dieß nicht, und wähnt es ja nicht! Bedenkt: die Kirche ist die sichtbar gewordene, ewige Wahrheit, und so wie diese nur Eine ist, so gibt es auch nur eine Auffassung derselben: *man kniet nieder und betet an*. Das ist meine ganz schlichte Art von Auffassung, und die kann Jeder haben."

Nach den hier mitgetheilten Auszügen, die den wesentlichen Inhalt dieser reichen Schrift keineswegs erschöpfen, wird der Leser ihr wohl nicht das Zeugniß versagen: „Diesen Weg

zur Wahrheit ist eine aufrichtige Seele gegangen, nachdem sie die ganze Welt ohne Befriedigung durchirrt." Besonders im protestantischen Norden und wohl auch in England dürfte der Saame dieses Buches auf ein fruchtbares Erdreich fallen, da es hier der Geister und Herzen so viele gibt, die auf den gleichen Irrfahrten die gleichen Kämpfe zu bestehen haben. Für Katholiken aber, und besonders für katholische Geistliche in unserem Süden, ist es sehr belehrend, weil es sie, die von Jugend auf der Kirche angehört, mit ihnen ganz fremden Seelenzuständen bekannt macht. Hiefür werden sie ihr gewiß Dank wissen.

In Wien, z. B. in St. Stephan, haben sie eine Sitte, wenn der Prediger seine Predigt geendet, dann spricht Jeder für sich hin: Vergelts Gott! Man kann aus dem Tone, womit Tausende auf diese Weise ihren Dank aussprechen, nicht unschwer heraus hören, ob die Worte des Priesters die Herzen wirklich gerührt und durchdrungen; es ist gleichsam das Echo, das ihm aus der Brust seiner Hörer antwortet. Um einen ähnlichen Dank, ein Vergelts Gott, bittet die Dichterin am Ende ihres Marienliedes den Leser:

„Aber Du, der diese Lieder
Frommen Sinnes gelesen hast,
Denke, daß der Kirche Glieder
Eine Liebe treu umfaßt!

Haben wir uns nie gesehen,
Bleib ich fremd Dir für und für, —
Müssen doch wir uns verstehen,
Klopfend an dieselbe Thür.

Lieh' ich Deiner Seele Worte,
Sei der meinen brüderlich!
Hilf mir öffnen jene Pforte,
Bet' ein Ave still für mich!"

II.

Geschichte der Grafschaft Lingen und ihres Kirchenwesens insbesondere. Von Bernhard Anton Goldschmidt. Osnabrück, Verlag von L. Overwetter 1850.

Die alte Grafschaft Lingen, ein kleines Land von Westphalen zählt nicht mehr als ungefähr 39,000 Einwohner auf einen Flächenraume von 13 Quadratmeilen. Unsere Leser werden vermuthen, ein so kleines im entfernten Norden liegendes Land könne nur wenig historisches Interesse darbieten und es werde daher die vorliegende Schrift eine gar nicht umfangreiche Arbeit seyn, welche für allgemeine Geschichtsforschung nur dürftige Beiträge liefere. — Sie täuschen sich aber sowohl in Beziehung auf den Umfang als das reiche Geschichtsmaterial dieser Schrift. — Dieselbe ist 654 Seiten stark enthält viele interessante Aufschlüsse über die Reformationsgeschichte im Norden, dann aber besonders viele Züge von jener edlen Festigkeit des Glaubens, gegen den diese nordischen Völker so lange und so muthig gegenüber der Macht Karls des Großen sich gewehrt haben, den sie aber, so wie sein Licht sie einmal ergriffen und erwärmt hatte, mit noch größerem Feuereifer als früher ihren Götzendienst umfingen, und in ihrer Brust einschlossen, so daß die reformatorische Gewalt, welche an der offenen äußerlichen Ausübung und Bekennung desselben sie verhinderte, und alle Mittel anwandete, innerlich in den Herzen ihn zu ersticken, trotz Jahrhundert langer Dauer ihr Ziel nicht erreichte, und endlich in der neueren Zeit dieser Glaubensfestigkeit weichen mußte. —

Der Fleiß, womit der Verfasser alles auf die Geschichte des kleinen Landes Bezügliche im Lande, in Westphalen, in den Niederlanden und in Berlin sammelte, die vielen Mühen und Kosten, die er nicht scheute, verdienen gewiß ungetheilte Anerkennung. Es ist das der solide Weg um zu einer wahren Geschichte eines jeden Volkes, einer jeden Zeit zu gelangen,

wenn das große Feld der Geschichte parthieenweise, und zwar auf diese Art, wie wir in der vorliegenden Schrift eine gelungene Probe vor uns haben, bearbeitet wird. Mit solchem reichen Material an der Hand ist es dann keine schwierige Aufgabe mehr, eine getreue allgemeine Geschichte eines Landes und Volkes zu schreiben; und wir bekommen, statt der Geschichtsromane und der Geschichtslügen, die uns namentlich aus der Zeit der Reformation so oft als wirkliche Geschichte aufgetischt werden, ein klares getreues Bild der Ereignisse, wie sie stattgefunden haben.

Es wird unseren Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir aus dem Inhalte dieser Schrift eine kleine Skizze der Kirchengeschichte des interessanten Ländchens herausheben.

Das Christenthum wurde ohne Zweifel in der Grafschaft Lingen zuerst durch Missionäre geprediget, welche die Bekehrung der Friesen sich zur Aufgabe ihrer apostolischen Thätigkeit gemacht hatten; sie gehörte auch unter die geistliche Jurisdiktion des von Karl dem Großen gestifteten Bisthums Osnabrück. Der erste Versuch zur Einführung der Reformation wurde schon ganz frühe unter dem Grafen Conrad von Tecklenburg gemacht; die Reformationsversuche in Osnabrück unter dem damahligen Bischofe Franz von Waldeck hatten jenem Vorschub geleistet. Durch den Sieg des Kaisers über den schmalkaldischen Bund wurde aber die Reformation im Lingenschen vollständig wieder unterdrückt; das Land fiel an den Kaiser und dessen Statthalterin in den Niederlanden, später mit den Niederlanden an den König von Spanien. Der Krieg in den Niederlanden brachte dasselbe unter die Botmäßigkeit der Oranier, indem die Stadt Lingen vom Prinzen Moriz erobert wurde. Dieses hatte zur Folge, daß die katholischen Geistlichen abgesetzt und verbannt, und reformirte Prediger, Schullehrer und Beamte eingeführt wurden. — Die Stadt fiel jedoch im Verlaufe des Kriegs wieder in die Hände der Spanier; damit wurde auch dieser zweite Reformationsversuch vereitelt. Der dritte geschah während des dreißigjährigen Krieges, wo die

Spanier zum Abzuge aus der Stadt sich genöthiget sahen, unter den Oraniern Friedrich Heinrich und Wilhelm II. und ihren beiden Wittwen. Der westphälische Frieden erregte in der katholischen Bevölkerung von Lingen die Hoffnung auf Befreiung von dem gewaltthätigen Gewissensdrucke, welchen die Oranier ausübten; allein man brachte die Bestimmungen der 1, 3, 9, 12 des Art. V., wornach in Beziehung auf Kirchengüter und Religionsfreiheit Alles bleiben sollte, wie es im Jahre 1624 gewesen war, auf die Grafschaft Lingen nicht in Anwendung, weil man sie nicht mehr als einen Theil des westphälischen Kreises, sondern als souveräne Landschaft des Hauses Oranien betrachtete. Duldung und Verfolgung der Katholiken wechselte nun ab, bis 1632 der kriegerische Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen, welcher als Verbündeter Englands und Frankreichs, die Holländer bekriegte, die Stadt und Landschaft eroberte. Sie blieben aber nicht lange im bischöflichen Besitz, sondern wurden durch den bald folgenden Friedenstraktat wiederum dem Prinzen Wilhelm Heinrich von Oranien, Statthalter der Niederlande, und nachherigem Könige von England überlassen. Jetzt begann mit vereinter Kraft und Gewaltthätigkeit das Reformationswerk; die Kirchen wurden der katholischen Bevölkerung weggenommen, reformirten Predigern übergeben, die katholischen Geistlichen verbannt, so daß die ihrem Glauben treu bleibende katholische Bevölkerung sich genöthiget sah, auf dem angränzenden teklenburgischen und münsterländischen Gebiete dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen.

Nach dem Tode des Königs Wilhelm von Oranien sollte die Grafschaft Lingen gemäß testamentarischer Verfügung an seinen Neffen Johann Wilhelm Friso, Prinzen von Oranien fallen, allein Friedrich I. König von Preußen machte aus dem Grunde, daß seine Mutter eine Prinzessin von Oranien war, ebenfalls Ansprüche auf das Land, und bemächtigte sich seiner mit Gewalt. Es blieb in seinem Besitze. Das oranische System der Katholikenverfolgung wurde mit einigen Modifikationen

unter diesem Regenten beibehalten. Unter König Friedrich Wilhelm I. erhielten die Katholiken die beschränkte Erlaubniß zur Abhaltung ihres Gottesdienstes in Privathäusern. Das unbedingte Interdikt der Abhaltung des Gottesdienstes hatte 43 Jahre gedauert. Die wenigen katholischen Geistlichen, welche diese lange Verbannungszeit überlebt hatten, kehrten zurück; der Gottesdienst wurde zuerst in Privatwohnungen abgehalten, später erlaubte man, daß Scheunen zu diesem Zwecke verwendet, oder neue scheunenartige Gebäude aufgeführt wurden. Unter König Friedrich II. genossen die Katholiken eine größere Toleranz; allein Plackereien aller Art dauerten unter dessen Regierung sowie denjenigen seiner Nachfolger fort, und von einer Religionsfreiheit durfte noch keine Rede seyn. Anstalten zu dieser wurden erst von Seite der französischen Regierung, unter deren Botmäßigkeit auch dieses kleine Ländchen gefallen war, getroffen, nud sie traten allmählig ins Leben unter der Herrschaft von Preußen und Hannover, an welche das Land nach dem Friedensschluß von 1815 gefallen war. Preußen erhielt die Ober-, Hannover die Niedergrafschaft; die katholische Bevölkerung Lingens machte sofort von dem in der Bundesakte ausgesprochenen Rechte der Gleichheit der Confessionen Gebrauch, sie veranstalteten 1816 in der Pfarrgemeinde Lengerich eine Fronleichnams-Prozession, an welche aus den benachbarten Kirchenspielen aus jedem Hause eine Person abgeordnet wurde. Die Zahl der einheimischen und auswärtigen Theilnehmer war so groß, daß dieselbe auf 10,000 angegeben wird. Auf eine ausserordentlich feierliche Weise wurde im gleichen Jahre das Sacrament der Firmung in der Grafschaft ertheilt, das seit vielen hundert Jahren daselbst nicht mehr gespendet worden war. In den zwanziger Jahren erfolgte in Folge einer königl. Verordnung die Ueberweisung der Kirchen und Pfarrhäuser an die katholische Bevölkerung. Im Betreff der Kirchengüter walten aber noch Differenzen, welche zur Stunde noch nicht gelöst sind.

LIII.

Zeitläufte.

Den 1. Juni 1851.

Ein nordamerikanisches Blatt erzählt folgenden Fall, der einen lehrreichen Blick in die dortigen sittlichen und socialen Zustände gestattet.

— „Nevada City, 24. Jan. (Newyork Journ. of Commerce.) Ein Engländer, mit Namen Divine, mordete seine Frau unter Umständen von ungewöhnlicher Grausamkeit. Während ihres ganzen Aufenthalts in Georgetown hatte sie ihn und ihre Kinder durch ihren Fleiß unterhalten. Eines Morgens fragte er sie um Geld zum Spielen, sie aber sagte ihm, er solle warten, bis er nüchtern würde. Da stürzte er durch das Zimmer nach einer Pistole, doch sie kam ihm zuvor und warf dieselbe in einen Eimer mit Wasser. Hierauf sprang er auf die Straße hinaus, griff schnell einem Vorbeikommenden seine Büchse von der Schulter, kehrte dann zurück und schoß seine Frau durch's Herz. Es war Sonntag und die öffentlichen Versammlungsörter wie gewöhnlich, waren voll von Minengräbern, welche unabänderlich den Feiertag im Städtchen zubringen. Der Knall von einer Büchse auf der

Straße war nichts Ungewöhnliches, doch die Schreckensgeschichte flog wie nur allein das Gerücht fliegen kann, und in fünf Minuten war das Haus voller Menschen. In einem Lande, wie unseres, und unter solchen Umständen, wie diese, pflegen die Menschen lieber zu handeln, als zu sprechen. Ein benachbartes „„Rund-Zelt““ (unsere Spielhäuser werden oft wegen ihrer Größe in Gerichtsstuben umgewandelt) ward zum Schauplatz des Verhörs ausgewählt. Der Gefangene ward hineingeführt, und darauf brachten einige andere, ehe noch ein Wort gesprochen war, die Leiche der Frau herein, gerade so, wie sie gefallen, mit dem dunkeln Blut, das ihr aus der Brust noch floß. Sie ward sacht auf einen großen Tisch gelegt, nahe bei ihrem Manne. Dieser Anblick stachelte das Volk bis zum Wahnsinn. Niemand dachte daran, Worte zu verlieren beim Verhör. Der Gefangene ward ergriffen und nach einer kleinen Anhöhe, die den Flecken überschaut, fortgerissen, wo ein Strick bedeutsam von einem Baume schwenkte. Gerade in diesem Augenblick versuchte ein Mann von großem Einfluß bei den Leuten in jener Gegend ihr Vorhaben aufzuhalten, bis eine Mordschau bei der Leiche angestellt und ein kurzes Verhör, aber doch ein Verhör abgehalten worden nach ihrem Verdict. Mit großer Schwierigkeit gelang ihm dieß, doch unter der Bedingung, daß beides, Schau und Verhör, an dem Tage geschehen sollten, und da der Leichenschauer zu Koluma war, ward die Zeit spätestens auf vier Uhr angesetzt. Es ward ein Expresser nach Koluma geschickt und, um Zeit zu sparen, ein Geschwornengericht verzeichnet, um sofort nach seiner Ankunft zu handeln. Die Geschwornen saßen bei einander im Zelt, neben dem Gefangenen und der Leiche. Der Volkshaufe wartete draußen, war aber nicht unbeschäftigt. Ein tiefes Grab ward gegraben unten an dem Baume und alles feierliche Begräbnißgeräth zurecht gemacht. Als es gegen vier Uhr ging, ward das Stillschweigen des Hauses unterbrochen von starkem Zischen und rauhem Gemurmel. Büch-

sen, Pistolen und Bowie-Knifes ließen sich frei und ungenirt sehen. Dieß entging dem Blicke der Geschwornen nicht, welche natürlicher Weise anfingen, für ihre eigene Sicherheit zu fürchten. Endlich als die Sonne schon tief im Westen stand, konnte der Haufe nicht länger warten, er zerriß die Seiten des Zelts und stürzte hinein, noch zeitig genug, um den Letzten der Geschwornen durch einen Hintergang entwischen zu sehen. Ohne ein Wort zu sagen, gingen sie an ihre Arbeit. An der Spitze der Prozession schritt der Mörder nach seinem Galgen zu, und die Leiche seiner Frau ward dicht hinter ihm getragen. Die Kinder, dem Himmel sei Dank! waren nicht zugegen, doch wurden sie selbst bei dieser schauerlich ernsten Scene nicht vergessen. Eine kleine Büchse, worauf geschrieben war: „„Für die Waisen““, ward an den Baum genagelt, und manche Unze Gold hineingeworfen aus den Beuteln derer, welche dem Vater das Todesurtheil sprachen. Die Leiche der ermordeten Frau ward in die breite Gruft gesenkt, und gerade während der verruchte Mann mit starrem Auge danach sah und auf jene leere, aber bedeutungsvolle Büchse neben ihm, schnürte sich plötzlich der Strick um seinen Hals, und er baumelte in der Luft. Der Volkshaufe saß auf der Höhe und beobachtete ihn mit ernstem Blick. Nach einer halben Stunde ward er heruntergeschnitten und in das Grab gelegt an die Seite seiner Frau. In fünf Minuten war Georgetown so still, wie jenes einsame Grab auf der Höhe. Kein Mensch war zu sehen in den Straßen, und Niemand mehr wußte etwas von jenem gesetzlosen Haufen. Am Abend langte der Mordschauer an, und als er die Geschichte gehört, lud er seine Jury auf den kommenden Morgen vor. Mit Sonnenaufgang kamen sie auf der Höhe zusammen und standen um das ungefüllte Grab, während das Ende von dem abgeschnittenen Seil über ihren Köpfen schwebte. Nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt und ein Zettelchen auf eine jede der beiden Leichen gelegt hatten, schaufelten sie das Grab mit Erde zu. Auf ei-

nem der Zettelchen stand geschrieben: „„Ermordet von — Divine, ihrem Gemahl““, und auf dem andern: „„Gestorben dem Willen Gottes und menschlicher Gerechtigkeit gemäß.““

Ohne Zweifel ist dieß Anarchie und beginnende Barbarei. Aber wie hoch steht diese rohe Barbarei des Yankee über der, durch pseudo-wissenschaftliche Schwindelei und Intelligenzdünkel herbeigeführten Verkommenheit der Europäer, und besonders der Deutschen! Die Länder, welche das Unglück gehabt haben, durch die Legislationspfuscherei einiger geistig verkommenen Tröpfe Mark und Ernst aus ihrem Strafrechte zu verlieren, werden in nicht gar langer Frist noch ganz andere Erscheinungen erleben, als die eben geschilderte Selbsthülfe, durch welche sich der amerikanische Pöbel gegen die, die Gesellschaft vernichtende Pseudohumanität zu schützen sucht. — Dort in Amerika waltet, wie der eben erzählte Vorfall beweist, doch noch eine Ahnung der ewigen, unvertilgbaren Gesetze der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden, von der die deutsche officielle und officiöse Sophistenzunft und ihre Presse die letzte Spur eines Restes von Bewußtseyn verloren hat. Sehr richtig bemerkt Romieu in seinem Spectre rouge: „daß die gesetzgebenden Sophisten in ihrem Wahnsinn mit besonderer Zärtlichkeit bedacht gewesen seien, diejenigen durch möglichst ausdrückliche Erklärung im voraus sicher zu stellen, die durch Wort, Schrift oder That die bestehende Ordnung umzustürzen Neigung trugen. Man suchte so zu sagen nach der besten, deutlichsten und am klarsten ausgedrückten Bürgschaft für die Verschwörer gegen die Regierung. Es schien als ob das Land gar nicht bestehen könnte, wenn nicht die Revolution zu jeder Stunde und in jedem Augenblicke alle mögliche Sicherheit und Bequemlichkeit habe, nach Belieben hereinzubrechen. — Dieß unsinnige System wurde noch weiter getrieben. Man übernahm sich in Milde für alle Räuber und Mörder; man reformirte alle Strafgesetzbücher in diesem Sinne; man schickte Inspektoren in alle Gefängnisse mit dem Auftrage, sorgfältig

über das Wohlseyn der dort befindlichen, verabscheuungswürdigen Race zu wachen. Ich habe in den Central-Detentions-Häusern Stammgäste gefunden, welche mit Hülfe eines kleinen Verbrechens sich jeden Winter wieder einsperren ließen, um die Wohlthaten der neuen Verwaltungsmethode zu genießen." Wer hätte, auch außerhalb Frankreich, nicht ähnliche Erfahrungen gemacht. Nur von dem Uebermaße der Herrschaft jenes Extrems der pseudohumanen, theoretischen Influenza, und dem immer schärfer hervortretenden Fühlbarwerden der Folgen derselben läßt sich Heil für die Zukunft erwarten.

Den 5. Juni 1851.

Wer die Historisch-politischen Blätter mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird in der Broschüre „le spêctre rouge", welche in Frankreich so viel Aufsehen macht, im Wesentlichen nichts Ueberraschendes und kaum etwas Neues finden. Wir haben es von jeher gesagt: die Revolution muß theoretisch und praktisch ihr letztes Ziel und Ende erreichen, die sociale Krankheit der Zeit ihre Krise machen, ehe an ein Besserwerden zu denken, der Schluß der gegenwärtigen Phase der modernen Geschichte möglich ist. Daß diese Erkenntniß und Einsicht nicht mehr das Privilegium einiger weniger Wissenden ist, daß, nachdem sie französische Organe gewonnen, sie nachgerade anfängt europäisches Gemeingut zu werden, dieß kann als ein sehr erfreuliches Zeichen gelten, insofern jeder Genesung des öffentlichen Geistes ein Anfang richtigerer Erkenntniß vorausgehen muß. Romieu geht von dem Grundsatze aus, daß die gegenwärtigen Krämpfe und Kämpfe der Gesellschaft nicht mit einem bloßen Bürgerkriege, sondern mit einer eigentlichen Jacquerie enden werden und müssen. Dieß ist nothwendig. Denn die

eigentliche Signatur dieser Zeit ist so in politischer wie in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht ein Principienkrieg aller Klassen von Untergebenen gegen alle Oberen. Der Kampfplatz dieses Krieges ist bisher in den großen Städten gewesen. Aber in dem natürlichen Entwicklungsgange der Krankheit liegt es, daß er sich von dort aus über das ganze Land verbreiten und selbst durch die heiligsten und zartesten Verhältnisse (Ehe und Familie) ziehen muß. Dieser traurigen Nothwendigkeit kann man auch auf den bisher eingeschlagenen Wegen nicht entgehen. Allerdings hätte die militärische Gewalt den natürlichen Verlauf der Dinge schon mehr als einmal ändern können, und einen solchen Moment hat namentlich Cavaignac nach der blutigen Dämpfung des Juniaufstandes versäumt. Erst wenn ein solcher wiederkehrt, kann von dem Beginne einer nachhaltigen social-politischen Kur die Rede seyn. Auf den bisher verfolgten friedlichen und unblutigen Wegen giebt es keine Lösung.

Insbesondere ist das politisch-staatsrechtliche Plaidoyer, welches vor den Richtern gehalten wird, in deren Händen unsere Zukunft liegt, zu widersinnig ekelhaft, um auch nur noch erheiternd seyn zu können. — Man soll mit Rechtsgründen vor einer Generation seinen Proceß führen, für welche das Wort Recht ein leerer sinnloser Schall geworden ist. „Um jede Sache," sagt Romieu, „streiten mindestens zwei Advokaten, der eine dafür der andere dagegen. Das Wort Recht, welches man mir in ins Gesicht wirft, ist ein Wort ohne Bedeutung." Dieser Indifferentismus wird seine Früchte tragen; die Welt wird deren ein voll gerütteltes und geschüttelteS Maaß empfangen; aber sie werden bitter schmecken. Das schlimmste ist nämlich, daß Niemand mehr an die heilige überirdische Bedeutung des Rechtes glaubt, Niemand mehr sich dafür begeistert. Nun ist der Besitz der Gewalt eine bewegliche Thatsache. Allerdings hat die Geschichte seit 1789 Aufstände für das Recht in der Vendée, in Tirol und im Baskenlande gesehen; aber man weiß auch wie sie endeten und seitdem das Recht sich von den Be-

rechtigten verlassen geschehen, sind diese Fälle der freiwilligen schwärmerischen Aufopferung und Hingabe schwerlich mehr zu erwarten.

Der gegenwärtige Stand des Spiels zwischen der Gesellschaft und ihren principmäßigen Gegnern ist aber nach Romieu, wie auch in diesen Blättern schon öfters angedeutet wurde, folgender. Nachdem der dritte Stand über Adel und Clerus den Sieg davon getragen, schwankt heute noch die Schlacht zwischen dem Proletarier und dem Bourgeois. Der Proletarier ist im Wesentlichen der Jacques Bonhomme des vierzehnten, der arme Konrad des sechszehnten Jahrhunderts, der die Ritter spießte und pfählte, die vornehmen Frauen nothzüchtigte, den Wein, den er nicht mehr in sich genießen konnte, auslaufen ließ, die Schlösser verbrannte. Auch heute würde er, wenn er siegte, keinen Stein auf dem andern lassen, und die Gesellschaft zerstören, wenn er die Macht besäße. Nur insofern ist er ein Anderer geworden, als er nicht mehr auf dem Boden des mittelalterlichen Aberglaubens oder der Ketzerei des Reformationszeitalters steht, sondern in der Skepsis und Gotteslängnung der Gegenwart aufgegangen ist, zu der ihn der Bourgeois selbst fast ein Jahrhundert lang erzogen hat. Jedenfalls hat er sich der Mittel der modernen politischen Kampfführung trefflich gebrauchen gelernt, und gibt seinen Gegnern an Verruchtheit, Teufelei und civilisirter Rohheit in keiner Weise etwas nach. In anderer Beziehung ist sogar der Vortheil entschieden auf Seiten der besitzlosen, unwissenden, untersten Schichten der Gesellschaft. Diese sind in Kraft und Entschlossenheit, was sie in den socialen Kriegen des vierzehnten und sechszehnten Jahrhunderts waren. Aber der heutige Bourgeois ist nicht weniger als der Ritter, der damals den Feind der Gesellschaft ohne Besinnen, aber auch ohne Erbarmen zu Boden schlug; er ist diesem alten Gegner in keiner Weise mehr gewachsen. Der Proletarier denkt nicht daran für den Fall, daß er Sieger bliebe, seinen Gegner zu schonen, er

weiß, daß dessen Vernichtung die nothwendige Ergänzung zu seinem vollen Siege wäre, und er hat es sich gelobt, ihn zu vernichten, am Tage nach der gewonnenen Schlacht. Der Bourgeois dagegen glaubt sich nicht anders wehren zu dürfen, als mit Phrasen und papiernen Gesetzen, innerhalb der Gränzen der papiernen Humanität, auf dem constitutionellen Schachbrett, welches, bei Licht besehen nicht minder von Papier ist, wie das übrige Geistes- und Gemüthsleben der modern-politischen Welt sammt ihren Institutionen. Der Proletarier aber ist, und noch mehr wird er es seyn, am schrecklichen Tage der Entscheidung, von lebendigem Fleisch und Blut. Darin liegt ein böser und gefahrvoller Unterschied.

Unter diesen Umständen stellt Romieu der Bourgeoisie ein Horoskop der schlimmsten Art und Bedeutung; diese Gesellschaft von Procuratoren und Krämern liegt in der Agonie, und wenn sie sich noch einmal glücklich wieder erhebt, so wird es ein Soldat seyn, der sich um sie annimmt. Die Kanonen allein können die Fragen unsers Jahrhunderts schlichten; und sollten es die russischen Kanonen seyn. Das Ziel, sagt er an einer andern Stelle, dem wir entgegengehen, ist das sociale Chaos, es ist die Barbarei. — Eine französische Nation als organisirter Körper, existirt schon heute nicht mehr. Auf dem alten Boden Galliens gibt es nur noch unruhige Reiche und gierige Arme. Die Armen warten nur auf das Zeichen sich auf die Reichen zu stürzen, das ist „der gesunde Menschenverstand der Massen,“ von dem man unter der Restauration so viel sprach.

Der Liberalismus hat die untern Klassen des Volkes „moralisiren“ wollen, und zu diesem Ende den Haß gegen die Priester, die Jesuiten und den Beichtstuhl angeblasen; die Universität und die Abrichtung, welche sie ertheilte, war auf denselben Zweck berechnet. Heute aber sind die Lehren der Vergangenheit in Thatsachen übersetzt. Die Welt hat das Götzen-

bild der Vernunft (von 1793) ausgepfiffen, aber den ihm erwiesenen Kultus beibehalten, und in dessen Namen ist, was wir gesehen, vollzogen worden. Nun ist es aber unsinnig, bei einer so depravirten Nation Ruh' und Ordnung gründen zu wollen; bei einer solchen Nation könnte eine Regierung nur dann populär seyn, wenn sie so schlecht als irgend möglich wäre. Die [illegible] der Bourgeoisie, ruft Romieu aus, ist zu Ende, sie hat von 1789 bis 1848 nur zu lang gedauert! O, ihr Girondins, ihr kindischen Schwachköpfe aus der Rhetorik und dem Baccalaureat, hört wie die Sturmglocke euch die Ohren zerreißt! es giebt weder ein Gesetz, noch ein Ministerium, noch einen Präfekten, noch einen Feldhüter, der etwas gegen diese drohende Sündfluth vermöchte. Denn die Gesellschaft, wie die Bourgeoisie sie gemacht hat, kann nicht mehr ertragen. Diese Gesellschaft muß sterben.

Freilich wird, was auch geschehen möge, die Familie und das Eigenthum in diesem Sturmwetter obenauf schwimmen, aber auch nur diese allein. Die Bastardordnung, welche die Sophisten geschaffen haben, das heißt, die Regierung einer Nation durch Aerzte, Anwälte und Schmiedemeister; Fragen über Krieg und Frieden, Sous-Amendements der Bauernadvokaten anheim gegeben; den großen öffentlichen Dienst des Staates jedes Jahr nach dem Zufall der, bei den Debatten anwesenden Zahl von Repräsentanten in Frage gestellt; die Ruhe eines großen Landes der Laune einiger mißvergnügten oder eifersüchtigen Individuen in die Hand gelegt; das alles muß im Staub zerfallen um sich nie wieder zu erheben, wenigstens nicht in unsern Tagen. Nein, ihr Bourgeois! ihr werdet nicht mehr regieren, weder unter der Gestalt von Ministern, noch unter der Gestalt von Richtern, selbst nicht einmal in der Gestalt von Schreibern. — Ihr werdet bald dieser Karrikatur der alten Verfassung entsagen müssen, die ihr zwar zu euerm Nutzen, aber so überaus ungeschickt eingerichtet hattet. Wisset aber, um unter der schützenden Gewalt, deren ihr bedürfet, um euer Ver-

mögen, welches heute bedroht ist, genießen zu können, und um der süßen Ruhe theilhaft zu werden, welche euch wünschenswerth zu scheinen beginnt, werdet ihr den lügenhaften Katechismus eurer Philosophen für immer über Bord werfen müssen. Ihr werdet Verzicht leisten müssen darauf: den Staat zu regieren oder vielmehr ihn umzustürzen, und müßt dafür eure Kinder erziehen lernen, um sie etwas weniger wahnsinnig und weniger unglücklich zu machen, als ihr selbst seid. Ihr habt nur die Wahl zwischen der Herrschaft der Mordfackel und dem Reiche des Säbels. —

So gewiß Romieu an den Untergang des Reiches der Bourgeoisie glaubt, so gewiß ist er aber auch überzeugt, daß die rothe Republik und das zerstörungssüchtige Proletariat die Herrschaft nicht auf die Dauer behaupten können. „Alle menschlichen Erörterungen führen zuletzt zum Schwerte zurück.“ Wir werden die menschliche Natur nicht ändern, und der Tag wird kommen, wo die Menschen nachdem die Argumente ausgegangen sind, die Gewalt zum Richter in ihrem Streite machen; dann wird nicht mehr mit Beweisgründen, sondern mit den Waffen gestritten werden. Es ist also die Armee, und die Armee allein, die uns retten wird. Zwischen der Wuth der Massen und der strengen Disciplin des Heeres, sagt unser Autor, wird der Streit entbrennen. Eure Bücher, eure Reden, eure Constitutionen, euere Grundsätze müssen spurlos verschwinden in dem Rauche dieses großen Kampfes. Das Duell wird stattfinden zwischen der Ordnung und dem Chaos. — Nicht ihr vertretet die Ordnung, o ihr Bourgeois der Revolution! Die Gewalt allein ist deren Symbol. Ihr habt die Ordnung ohne Aufhören angegriffen und sie war euch unerträglich, so oft sie sich zu befestigen schien. Ihr liebt die Ordnung nur an dem Tage, wo euere Eitelkeiten, euere neidischen Gelüsten euer stürmischer Ehrgeiz, eure Ueberlieferungen aus dem College sie in so ernste Gefahr gestürzt haben, daß euere eigene Existenz bedroht ist; die einzige und wahre Stütze der socialen

Ordnung ist nicht ein lächerlicher Berg von Gesetzbüchern, sondern der starke Wall auf dem die Autorität mit ihrer Fahne steht, dieser Wall besteht aus starken Herzen, ist mit Bajonetten umzäunt und mit Kanonen gespickt; man nennt ihn die Armee. Dort ist die Ordnung, und dort allein wird es euch erlaubt seyn, eine Zuflucht zu suchen. Daher Romieu's Rath an die Bourgeoisie: „sie möge ihren militärischen, wie ihren gesetzgeberischen Gelüsten entsagen. Durch das Euch beschiedene Maaß von Gewalt, vermögt Ihr Nichts gegen den Riesen, der auf Euch losgeht. Bleib' Jeder zu Hause und denke an seine Interessen, an seinen Laden, an sein Notariat, an seine Werkstätte, an seine Kasse. Tragt Eure lästige Uniform auf den Boden, begrabt die Meinungen Eurer Kindheit in Vergessenheit, wenn Ihr es über Euch vermögt. Lacht und erholt Euch im Schauspielhause und bei festlichen Gelegenheiten. Aber überlaßt der wirklichen Gewalt die Sorge, Euch in Euern freien Stunden zu beschützen. Und diese Gewalt liegt in der Armee, und sonst nirgendswo.“ Denn die lächerliche Fiction der Majoritäten, fügt er an einem andern Orte hinzu, täuscht Niemanden mehr; man muß das Ende der Krisen anderswo suchen. Und jedenfalls ist die Minute nahe, wo die letzten Prediger des Constitutionalismus ausrufen werden wie Hiob: „Ich habe geredet wie ein Thor, von Dingen, die über mein Verständniß gingen.“ Zuletzt wird sich ohne Rettung doch das Wort des Herrn von Calonne erfüllen müssen, der schon im Anfange der Revolution an den französischen Adel schrieb: daß sich ein riesenhafter Kampf zwischen der Buchdruckerkunst und der Artillerie vorbereite, mildere Mittel würden nicht anschlagen. Einige meinen, man müsse die Massen zufrieden stellen, dazu würde aber vor allen Dingen gehören: daß die Massen selbst wüßten, was ihnen fehlt, und daß sie in letzter Instanz etwas Anderes begehrten, als die Zerstörung der Gesellschaft. Andere meinen, man müsse das Volk unterrichten. Aber es ist eine unglaubliche Thorheit zu meinen: daß irgend

ein Unterricht die christliche Lehre ersetzen könne, auf deren Ausrottung gerade die Bourgeoisie seit Jahrzehnten hingearbeitet hat, und fortwährend noch hinarbeitet. Noch andere glauben an die Wirksamkeit kleiner politischer Mittelchen, z. B. der Fusion der Orleanisten und Legitimisten; sie möchten mit dem Strohhalm die Lawine aufhalten.

Nein! der Tag des Schreckens und des Zornes wird kommen. Romieu freut sich zu sehen, wie die Menge, dieses grausame und dumme wilde Thier, „welches er, und mit ihm jeder Vernünftige, immer verabscheute und verabscheuen muß, endlich seine Züchtigung und die gebührenden Hiebe empfangen wird.“ So oft, sagt er, die Menschen in Massen vereinigt sind, entwickelt sich ein Magnetismus von Dummheit und Gemeinheit und verwandelt augenblicklich ehrliche Leute in blödsinnige Gimpel oder Rasende. Dieß gilt immer und in allen Fällen, wo die souverain gesprochene Masse als handelnd oder berathend auftritt. Der Verfasser des rothen Gespenstes glaubt nicht, daß die Krise über das Jahr 1852 ausbleiben könne. Dann wird jene große Wahlagitation herein brechen, welche alle ihre Truppen bewaffnen und ins Feld führen wird.

Und welches wird die muthmaßliche Folge des neuen, hoffentlich letzten Umsturzes seyn? Romieu glaubt, wie wir gesehen haben, an das Ende des Reiches der Sophisten. Heute ist es nicht der Mensch der handelt und regiert, sondern eine gedruckte Phrase, die man Gesetz nennt, nachdem sie vorher von der Hälfte der Gesetzgeber, weniger einen, alle Arten von Schmach und Hohn erduldet hat, die man irgend auf sie zu häufen wußte. Der bevorstehende Kampf, der die Doctrin vernichten soll, wird, wie Romieu hofft, dem wirklichen lebendigen Menschen wiederum der Phrase gegenüber zu seinem Rechte verhelfen; der künftige Sieger wird auf das Kartenhaus von 1789 blasen und auch seinerseits sagen: l'Etat c'est moi. Er wird nach seinem Wissen und Willen, nicht nach dem regieren, was die Partei der Sophisten bisher Gesetz nannte.

Uebrigens glaubt auch Romieu keineswegs, daß wir auf diesem Wege einer glänzenden und heitern Zukunft entgegen gehen. Es werden Blut und Thränen fließen, das Elend wird sein kaltes Netz über das betrogene Volk werfen; dieses wird zur Gewalt greifen, voll von Verzweiflung und Wuth; es wird hart gezüchtigt werden, durch den Hunger und durch die Kartätschen; die bestürzten Bourgeois werden die Krise mit ihren verschiedenen Phasen durchmachen, ohne von diesem kolossalen Tumult, der sie decimiren wird, auch nur ein Wort zu verstehen. Aber am Ende dieser großen Unfälle, die, wie Viele glauben, von kurzer Dauer seyn können, wird eine starke Gewalt entstehen, und mit ihr wird eine neue Aera der Autorität beginnen. Sie wird, wie auch Romieu zugibt, durch viele Hände gehen, welche mit den Waffen um sie streiten werden. Aber es wird sich nicht mehr um Sophismen handeln, auch nicht um ihre schrecklichen Folgerungen, sondern um wirkliche Zustände, und am Ende ist es immer besser zu sehen, wie das Volk für den Cäsar schlägt, als für die Nationalwerkstätten.

So Romieu. Wir finden dieß Alles sehr richtig und wahr. Aber wenn sich die absolute Macht des Schwertes, deren Geburtsstunde allerdings nahe ist, nicht unter das Gesetz Gottes stellt, der die Könige einsetzt und die Gewaltigen vom Stuhle stößt, wenn sie nicht in die engste und innigste Beziehung zur Kirche tritt und diese nicht hört, wie es die Pflicht jedes Gläubigen ohne Ausnahme ist, dann wird der Welt und der christlichen Gesellschaft mit diesem Umschwunge und Wechsel nicht sonderlich geholfen seyn. Wir werden für die demokratische Revolution nichts eingetauscht haben, als den revolutionären Imperialismus. Ob dieser uns auch nur den constitutionellen Jargon, und die Herrschaft der sophistisch-revolutionären Phrase schenken wird, die heute unser Ohr zerreißt, dieß ist noch sehr die Frage.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, sind die Zustände von

Südamerika, die heute bereits auf eben so charakteristische als bedrohliche Weise nach Portugal hinübergreifen, Vorbild und Gleichniß unserer nächsten Zukunft. Ist dort noch von dem souverainen Volke und seinen Kammerschwätzern, seinen Staatsrabbulisten, seinen „allgemeinen" oder besondern Zeitungsschreibern die Rede? Niemand denkt dort noch der Phrasendrechslerzunft. Aber die Regimenter entscheiden sich, wie Romieu es im Geiste vorgesehen, für oder gegen die bestehende Regierung, und diese besteht gerade nur so lange, als die, welche die Gewalt haben, d. h. die Truppen befehligen, nicht für gut befunden haben, die Scheingewalt zu beurlauben oder in Ruhestand zu setzen. Daneben wird einstweilen freilich noch das „constitutionelle", neumerowingische Königthum, als unschädlich und gefahrlos, um der Schwachen willen geduldet, ja der ganze repräsentativ-monarchische Mechanismus bleibt als Maschinerie bestehen, weil er dem wirklichen und eigentlichen militärischen Herrn immer einen Apparat und eine Handhabe bietet, seinen Willen in einer Form kund zu thun, die dem Zeitgeiste (der ja doch einmal den Schein und die Lüge verlangt!) nicht allzu schroff entgegentritt, was überflüssig und somit schädlich wäre.

Vorgänge solcher Art können (während unsere Sophisten auf die nordamerikanische Freiheit lossteuern) nur der Uebergang zu der in südamerikanischer Weise wechselnden Herrschaft einer Anzahl, sich unter einander bekämpfender, militärischer Häuptlinge werden. Aber auch ein solcher Zustand ist auf die Dauer unhaltbar. Er muß menschlichem Ansehen nach damit enden, daß diese kleinen Herren von einem größten und mächtigsten verschlungen werden, dem das Reich zufällt, weil er der Stärkste ist. Irren wir nicht gar zu stark, so wird dieser, wenn die Revolution nicht vorher in sich selbst erstickt, von Osten her kommen. Vielleicht ist er schon auf dem Wege.

Den 8. Juni 1851.

Nachdem der historische Protestantismus im Sturm der Zeit zu Grunde gegangen ist, und der eifrigste Freund und Schutzherr desselben, König Friedrich Wilhelm III, zuletzt noch durch die Nemesis gezwungen wurde, mit eigener Hand und That, nicht bloß der Sache, sondern auch dem Namen nach das Lutherthum zu erwürgen und abzuschlachten, ist heute noch ein kleines Häuflein, mitunter ganz achtbarer Personen, in dem höchst unbequemen Engpaß stecken geblieben, welche zugleich einige Rudera des Christenthums retten und daneben doch wieder den Widerspruch gegen die volle Wahrheit und den Protest gegen die rechte, von Gott gesetzte Autorität noch weiter durchführen möchten. Bekanntlich haben mehrere, sonst redliche und wackere Männer, die das Unglück haben, dieser Richtung anzugehören und dennoch um jeden Preis mit der Revolution gebrochen haben möchten, nicht ohne in einigen Widerspruch mit der Logik zu gerathen, so oft sich gedrängt und durch katholische Argumente in Verlegenheit gebracht sahen, das System aufgestellt: Polemik zwischen ihrer kleinen, kirchlich sonderthümlichen Partei und der kaholischen Wahrheit sei weder nöthig noch nützlich; man sei im Wesentlichen eins; nur darauf komme es noch an, gemeine Sache mit den christlichen Protestanten gegen die gemeinen Gegner (Rationalisten, Pantheisten, Anhänger der Revolution aller Art) zu machen. Der Widersinn und die Unmöglichkeit, diesen pseudo-christlichen Indifferentismus durchzuführen, ist katholischer Seits Millionenmal dargethan worden, aber vergebens. Schon seit drei Jahrhunderten hat das alte Lutherthum den Argumenten seiner katholischen Gegner treu und beharrlich die absolute Abneigung entgegengesetzt, der Logik und Dialektik zu weichen. Heute führt uns nun der Zufall in einem Blatte des norddeutschen Correspondenten ein

neues Beispiel in die Hand, wie es den Gegnern gemeint sei, wenn sie von ihrer Sehnsucht nach Eintracht mit den Katholiken gegen die gemeinsamen Feinde und dem gemeinsamen Kampfe gegen gemeinsame Gegner sprechen.

In Rothenmoor in Mecklenburg hatte sich am 21. und 22. Mai dieses Jahres ein kleines Häuflein altlutherischer „Brüder aus Oesterreich, Preußen und Meklenburg" versammelt, um das Heil des neuen kleinlutherischen Zions in Angriff zu nehmen. Daß hier aus Oesterreich, trotz der dem lutherischen Kirchlein (gewiß wider Verdienst und Würdigkeit!) gewordenen hohen und höchsten Unterstützung die gewöhnlichen Klagen und Nothrufe erschallten, daß über die Zeit vor dem josephinischen Toleranzedict von 1781 ungefähr wie über eine Periode der ägyptischen Knechtschaft gesprochen ward, dieß alles möchte hingehen. Das Lutherthum braucht derartigen Jammer über unglaubliche Kränkungen als unentbehrliches Stomachale, ja als unerläßliches Mittel zu seiner Existenz, und die letzten Reste dieser Kotterie haben in kirchlich-theologischer Hinsicht eben so wenig etwas gelernt oder vergessen, wie andere viel weltläufigere Erscheinungen in der Politik. Daß aber eine Partei, deren letzte und kümmerlichen Reste sich so eben nur noch mit genauer Noth den mörderischen Fäusten des protestantischen Staatsschutzes entwinden konnten, daß eben diese Partei heute schon wieder darauf aus ist, die Staatsverfolgung gegen die alte Kirche heraufzubeschwören, dieß ist fast mehr, als selbst wir ihr zugetraut haben. — Der norddeutsche Korrespondent (Num. 124, 2te Ausgabe) sagt in einem Berichte über das Conciliabulum zu Rothenmoor wörtlich Folgendes:

„These: wie ist den Angriffen der römischen Kirche zu begegnen? Diese ward von einem Gliede der Ritterschaft gestellt, und darüber weiter ausgesagt, daß man hiergegen eben so sehr einschreiten müsse, als gegen die Umtriebe der Baptisten, und vielleicht in gleicher Weise, so daß dafür Reise- oder Hülfsprediger angestellt würden; denn es habe bisher die Er-

fahrung gelehrt, daß diejenigen, die zur römischen Kirche übergetreten, solche seien, welche sich fern vom Wort und Sacrament gehalten, also kein kirchliches Bewußtseyn gehabt hätten, und daher trotz ihrer christlichen Anregung eben nur Dilettanten im Christenthum zu nennen seien. Daß kirchlicherseits hier etwas und was vor allem zu thun sei, lag in den ausgesprochenen Worten klar vor; es ward jedoch außerdem erwähnt, daß es zu dem Zweck vielleicht überhaupt gut sei, Laien in die Synoden zu ziehen, um dadurch regeres Leben zu schaffen (dieß ward aber für Mecklenburg verneint), und daß die Regierung, die ja das Recht der Bestätigung über den römischen Priester in Schwerin habe, Garantieen fordern könne und müsse, und, da es vornehmere Personen seien, welche zur römischen Kirche übergingen, sie vielleicht resp. nicht in ihren Aemtern belassen dürfe; endlich daß auch die Landstände, als Stände des mecklenburgischen lutherischen Landes, wohl ein Recht haben könnten, hierin gemeinsam mit der Kirche etwas zu thun."

Wie hätte je die Revolution mit ihren unzureichenden Mitteln siegen können, wenn nicht der alte Protestantismus schon seit Generationen ihr durch seine arglistige und tyrannische Polemik gegen die Grundlage und Quelle aller conservativen Politik die Thore geöffnet und die Straße geebnet hätte! Mit dieser Partei (und insonderheit mit dem norddeutschen Korrespondenten, dessen moralisch-intellectueller Banquerott in dem Augenblicke erklärt war, als seine Leitung in diese Hände fiel), mit dieser Partei mache, wer kann, gemeine Sache gegen den gemeinsamen Feind! Aber er sehe wohl zu, daß er nicht schon betrogen sei, ehe das beabsichtigte Bündniß in Wirksamkeit getreten ist.

LIV.

Die deutsche Politik der Hohenzollern in ihren Anfängen.

In seinem Werke über die englische Revolution bemerkt Dahlmann, es sei höchst auffällig gewesen, wie König Heinrich VII., von welchem Jedermann wußte, daß er ein Tudor war, dennoch durchaus für einen Lancaster habe gelten wollen. Der genannte Historiker macht bei dieser Gelegenheit eine nicht sehr galante Anspielung auf die Enkelin jenes Fürsten, die Königin Elisabeth, welche, obgleich die ganze Welt von ihren Liebesintriguen wußte und die Katholischen sogar von ihren Kindern zischelten, dennoch durchaus darauf bestand, eine reine Jungfrau zu seyn. Solche Erscheinungen wiederholen sich in der Geschichte; je mehr das eigene Bewußtseyn an eine unangenehme Wahrheit mahnt, mit desto grösserem Bemühen hat man oft die Welt an das Gegentheil glauben machen wollen. So hat man auch in neuester Zeit aus dem Norden Deutschlands ausnehmend viel von der deutschen Politik Preußens gehört, und gar viel Rühmens davon gemacht, wie dieses in den verschiedensten Lagen nur mit der reinsten Uneigennützigkeit aus

blosem Patriotismus für das grose deutsche Vaterland gehandelt habe. Die Facta, daß Preußen die Verlegenheiten Oesterreichs zu seinen Vortheilen ausbeutete, daß es den Kaiser in die Lage setzte, die Russen gegen Ungarn zu Hülfe zu rufen, daß es im vorigen Jahre um der „preußischen Ehre“ willen Alles dazu gethan hatte, um den Krieg in Deutschland zu entzünden, beweisen zur Genüge, wie es eigentlich mit der deutschen Politik dieser jungen Großmacht beschaffen ist.

Troß dem, daß alle diese Dinge sich vor aller Welt Augen zugetragen haben, fährt man dennoch fort, von der grosartigen deutschen Politik Preußens zu sprechen. Aber auch das ist noch nicht genug; es hat sich vielmehr in neuester Zeit noch eine andere Behandlungsweise der Sache in Preußen kund gegeben, indem man sich bemüht, auf dem Wege der Geschichte darzuthun: das Haus Hohenzollern habe von seinen ersten Anfängen bis zur Gegenwart stets mit groser Uneigennützigkeit das allgemeine Interesse, das Wohl des deutschen Reiches im Auge gehabt.

Wenn man den preußischen Soldaten lehrt: die preußische Armee sei unüberwindlich, so finden wir dieß ganz löblich. Das gibt auch dem Einzelnen Zuversicht und Muth, und wenn in jener Behauptung zwar eine kleine Schmeichelei enthalten ist, so gestattet selbst Baco, der sich über die Schmeichelei sehr strenge ausspricht, daß man Jemanden Lob spende über die Eigenschaften, von welchen man wünscht, daß er sie besitze, um ihn auf diese Weise zum Guten anzueifern. Doch wir sind weit entfernt, die Tapferkeit, Tüchtigkeit und alle die vortrefflichen militärischen Eigenschaften, welche das preußische Heer zieren, auch nur im mindesten in den Schatten stellen zu wollen; die Preußen sind brave Soldaten, das haben sie von jeher gezeigt, und es hat uns stets einen sehr peinlichen Eindruck gemacht, wenn man die pflichtgetreuen Krieger we-

gen der Politik ihrer Regierung verunglimpft hat. Eben so wenig wollen wir nun auch in Abrede stellen, daß das Haus Hohenzollern schon in frühen Zeiten ausgezeichnete Männer aufzuweisen hat, und daß diese namentlich im fünfzehnten Jahrhunderte eine sehr wichtige und bedeutungsreiche Rolle gespielt haben, was unsers Wissens nirgendwo mehr als in der Einleitung des Archivars Dr. Höfler zu den Denkwürdigkeiten des Ritters Ludwig von Eyb anerkannt worden ist. Allein das soll man uns nur nicht weiß machen wollen, daß das Wohl Deutschlands das Hauptaugenmerk der Bestrebungen der Hohenzollern gewesen sei, am aller Wenigsten aber, daß sie dieß gleichsam wie eine Haustradition bis auf die Neuzeit vererbt hätten.

Es war ganz im Sinne dieser, in Preußen zur Geltung gekommenen Ansicht, mithin höchst „zeitgemäß“, wenn die philosophische Facultät zu Breslau „die deutsche Politik Friedrichs I., Kurfürsten von Brandenburg“, zum Thema einer eigenen Preisaufgabe machte. Ein fleißiger junger Mann, Otto Franklin, hat dieselbe zur Zufriedenheit der Facultät gelöst; seine ursprünglich lateinisch geschriebene Abhandlung wurde mit dem Preise gekrönt und sodann in ihrer neuen Ueberarbeitung in deutscher Sprache dadurch besonders geehrt, daß sie dem Könige von Preußen hat dedicirt werden dürfen.

Ein davon sehr verschiedenes Loos ist einer anderen Schrift gefallen, welche den ehemaligen Geheimen-Archivrath Adolph Friedrich Riedel zu ihrem Verfasser hat und den Titel führt: „Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des Preußischen Königshauses.“ Berlin 1851. Sie war dem Könige von dem Autor übersendet, sofort aber — so berichteten wenigstens die Zeitungen — diesem zurückgeschickt worden. Diese Zurückweisung hatte, wie sich aus der Tendenz der Schrift von selbst herausstellt, ihren Grund offenbar nicht in dem Inhalte des Buches, sondern vermuthlich in der politischen

Stellung, welche der Verfasser in der letzten Zeit eingenommen hatte. — Beide Autoren haben gleichzeitig und völlig unabhängig von einander gearbeitet, was für den Preisträger zu bedauern ist, dem jene andere Schrift in vieler Beziehung als Muster und zur Belehrung hätte dienen können.

Der geneigte Leser möge sich hier einen Augenblick mit uns an die Stelle des jugendlichen Verfassers der oben erwähnten Preisschrift versetzen. Es sei fern von uns, ihm etwa den Vorwurf zu machen, er habe ohne Rücksicht auf eigene Ueberzeugung, bloß zu dem Zwecke gearbeitet, um den Preis zu gewinnen. Allein da dieses Ziel Jeder im Auge haben muß, der sich an eine derartige Arbeit macht, so fragen wir: wer konnte bei einem solchen Thema, aufgegeben von einer königlich-preußischen Facultät, die einen den preußischen Interessen so streng ergebenen Koryphäen historischer Forschung, wie Stenzel in ihrer Mitte hat, — wer anders konnte sich der Mühe einer solchen Arbeit unterziehen und den Preis erwarten, als wer nicht schon von vornherein von der Ansicht beseelt war, die Politik jenes Fürsten müsse eine durchaus deutsche gewesen seyn? Eine solche Aufgabe ist schon von Hause aus die Bestellung eines Panegyricus, und der Verfasser mußte ganz unfreiwillig schon durch die Auctorität seiner Lehrer, welche dieses Thema gaben, darauf hingeführt werden, daß sie durchaus die Ansicht von dem bezeichneten Charakter jener Politik hätten. Darum konnte auch der Verfasser als Motto seiner Schrift den Worten Justinger's:

> „Das römsch Rych war leider verdorben und war jederman darvon gestanden"

die anderen Karl Woltmann's beifügen:

> „Da stand ein großer Geist auf aus dem Hause Hohenzollern als Schutzengel des Reiches der Deutschen."

Bei aller Hochachtung vor der allerdings sehr bedeutenden Persönlichkeit Friedrichs I., bei aller Anerkennung seiner

wirklichen Verdienste, glauben wir denn doch, daß diese Ansicht mit der Wahrheit der Geschichte nicht ganz vereinbar ist. Aber wenn man auch dem Lobe, welches der Verfasser seinem Helden spendet, in jeder Beziehung beitreten, und somit die Arbeit als eine rein historische in dieser Hinsicht, ohne alle Ausstellung, gelten lassen könnte, so müßte man dennoch jene andere, nur gar zu sehr hervortretende Tendenz aus derselben hinauswünschen, jene Tendenz, wornach alles Erhabene und Schöne, was der Verfasser von Friedrich I. zu sagen weiß, zugleich immer auch als ein seither zu allen Zeiten in seinen Nachkommen — denen wir ihre persönlichen Tugenden eben so wenig abstreiten wollen — fortlebendes Erbtheil hervorgehoben wird.

Unter diesen Umständen begreift es sich leicht, daß das Buch voll von lobsprechenden Beziehungen auf das gesammte Hohenzollern'sche Haus ist. Dem Verfasser erscheint es (S. 7) „mehr als eine weise Absicht der Vorsehung, als bloßer Zufall (— gibt es einen solchen in der Geschichte? —), daß sich dieses kräftige und lebensfähige Geschlecht gerade damals erhob, gleichsam um eine Stütze des bedrängten Vaterlandes zu seyn — eine Aufgabe, die es damals durch seine thätigen Burggrafen und seitdem oft genug durch seine edlen, ächt deutschgesinnten Fürsten erfüllte, und die ihm auch in unsern Tagen wieder zugefallen ist.“ Diese Beziehung auf die Gegenwart tritt jeden Augenblick hervor, und wenn dieß unter Umständen ein ganz geeigneter Schmuck einer historischen Arbeit seyn kann, so darf dieß doch nicht in der Weise geschehen, daß dabei der Wahrheit der Geschichte Eintrag gethan wird; ein solch überströmendes Lob hat gerade den entgegengesetzten, als den beabsichtigten Erfolg; statt Glanz zu verbreiten, macht ein so trübes Licht das wirklich Gute und Tüchtige verdunkeln. Wir können es uns nicht versagen, den Autor, der zwar fleißigen aber doch sehr unreifen Arbeit in seinem schwunghaften preußischen Patriotis-

mus, in welchem sich aber zugleich eine gewiß nicht persönliche, aber aus falscher Begeisterung hervorgehende, leider ziemlich bekannte Arroganz ausspricht, selbst reden zu lassen. „So lange“, sagt er S. 134, „die Hohenzollern nur Burggrafen waren, konnten sie die ihnen vom Schicksal gegebene Aufgabe: die Schützer des deutschen Rechts, die Vertheidiger deutscher Ehre, deutscher Einheit und Freiheit zu seyn — nicht ganz und vollständig erfüllen. Dazu mußten sie auch an äußerer Würde und Macht den Kurfürsten gleichgestellt werden: dann erst konnten sie, wie ein kräftiger Mann das schwankende Weib, Deutschland kräftig schützen und schirmen.“ Wir erkennen es mit dem Verfasser als eine weise Mäßigung Friedrichs I. an, daß er davon abstand, nach dem Tode Siglsmund zum Könige der Deutschen gewählt zu werden. Albrecht II. würde, da Ungarn und Böhmen ihm genug Beschäftigung gab, vermuthlich dasselbe gethan haben, wenn die Stimmen der Kurfürsten sich für Friedrich entschieden hätten. Daß er aber die Wahl auf Albrecht gelenkt habe, wie der Verfasser sagt, oder gar, wie derselbe es kurz zuvor sagt, „die Königskrone dem Habsburgischen Hause übertrug“ (!), ist durchaus unrichtig, indem es Churmainz war, welches die Stimmen auf Albrecht lenkte, Friedrich selbst aber, in richtiger Erkenntniß seiner verhältnißmäßig zu geringen Macht, ihnen sich anschloß. Dieß gibt nun dem Verfasser Veranlassung zu folgender Episode (S. 209): „Es ist ein schönes und herrliches Merkmal der Fürsten des Hohenzollern'schen Hauses, daß sie jede wirkliche oder scheinbare Vergrößerung ihrer Macht verschmähten, wenn dieß auf Kosten des Reichs, oder zum Nachtheil desselben hätte geschehen müssen. In dieser Beziehung, wie in so vielen andern, steht das Hohenzollern'sche Geschlecht als ein glänzendes Muster von Patriotismus und Größe da. Niemals hat ein Fürst dieser Familie sein Interesse dem des deutschen Vaterlandes vorausgesetzt, niemals durch Verrath, List oder Bündnisse mit den Feinden des Reichs, seine Macht zu vergrößern

gestrebt, niemals die Noth Deutschlands zu eigenem Nutzen ausbeuten wollen. Wo ist das Fürstengeschlecht, das ein Gleiches von sich rühmen könnte, wo ist dasjenige, welches durch Entsagen groß und mächtig geworden wäre, wie das der Hohenzollern? Wo sind die Fürsten, welche gehandelt haben wie Friedrich I., und wie alle seine Nachfolger bis auf unsere Tage? Wo sind die, welche Kronen ausschlugen, die ihnen dargeboten wurden durch die Stimmen des Volks und der Fürsten, welche die Hohenzollern kühn hätten auf das würdige Haupt drücken und gegen alle Macht vertheidigen können — wenn nicht die Liebe zu Deutschland und das Gefühl für Gerechtigkeit sie daran gehindert hätte?" Wo aber der junge preußische Historiker eigentlich hinaus will, zeigt folgende charakteristische Stelle (S. 22): „Vergleicht man mit diesen traurigen Zuständen (XV. Jahrh.) die deutschen Verhältnisse unserer Zeit, so läßt sich eine große Aehnlichkeit nicht verkennen. Auch jetzt ist Deutschland uneinig und darum kraftlos. Auch jetzt steht wieder an der Spitze des einen Theils des Reichs eine längst veraltete Behörde (— als der Verfasser schrieb, hatte Preußen noch nicht den Bundestag beschickt —), der sich ein Theil der deutschen Regenten eben nur deßhalb unterworfen hat, weil es das Interesse derselben für jetzt erfordert, der sie sich aber entziehen werden, so bald dieses eine andere Maßregel als noch zweckdienlicher findet. (— Man sollte glauben, er beschreibe die preußische Politik, die bald Bundestag, bald Union will, oder wieder fallen läßt, je nachdem es seinem Interesse zweckdienlicher erscheint. —) Die deutschen Fürsten widersetzen sich auch jetzt wieder den weisen Plänen der Einigung, welche, wie vor vierhundert Jahren, ein Hohenzoller zum Heil Deutschlands unablässig verfolgt. Daher denn auch bei einem großen Theile des deutschen Volkes Unzufriedenheit und Mißtrauen, welches nicht eher aufhören wird, so lange man sich noch jenen Bestrebungen Preußens widersetzt." Der Verfasser spricht so deutlich, daß wir uns jedes weiteren

Commentars hierüber enthalten zu können glauben; so lange man dergleichen Tiraden in Zeitungen las, oder in Kammern von der Tribüne hörte, so konnte man dieß doch noch der momentanen, wenn auch verkehrten Begeisterung zu Gute halten, allein wenn dieß nun auch in die Wissenschaft übergehen und auf diese Weise die Geschichte zurecht gemacht werden soll, so ist das in der That eine sehr unerfreuliche Erscheinung. Andererseits hat der gekrönte Preisträger, bei dem Tadel, welchen er gegen andere Dynastien und Staaten ausspricht, gar nicht bemerkt, daß seine Worte gerade unmittelbar auf Preußen anwendbar sind. Wenn er z. B. gleich zu Anfang seiner Schrift sagt: „Die Geschichte aller Zeiten, namentlich aber die des Mittelalters — gibt uns viele Beispiele von Staaten, welche nach dem Unmöglichen, ihrer Entwicklung Fernliegenden streben, und dadurch ihre politische Wichtigkeit einbüßten, ihre staatliche Existenz gefährdeten, und sich später vergeblich dem selbstbereiteten Schicksal zu entziehen strebten", so liegt darin unstreitig eine sehr ernste historische Betrachtung, die aber trotz dem, was der Verfasser von dem beharrlichen Festhalten der Hohenzollernschen Dynastie an den einmal von ihr adoptirten Grundsätzen sagt, doch wieder auf keinen andern Staat besser, als auf Preußen paßt. Dieses, von seinem großen König Friedrich auf die für dasselbe unnatürliche Höhe einer Großmacht hinaufgeschroben, muß nunmehr „um seiner Ehre willen" darnach trachten, sich eben in dieser Stellung zu behaupten; deßhalb hat Preußen sich immer genöthigt gesehen, sich nach fremden Bundesgenossen umzuschauen, deßhalb mit der Revolution geliebäugelt, und es könnte ihm nur zu leicht in der Zukunft begegnen, daß es seine staatliche Existenz gefährdete, und sich später vergeblich dem selbstbereiteten Schicksale zu entziehen strebte. — Wir theilen, um ein anderes Beispiel anzuführen, ganz den gerechten Unwillen, welchen der Verfasser gegen den Erzbischof Johann von Mainz ausspricht, welcher sich gegen König Ruprecht mit Frankreich in ein Bündniß einge-

lassen hatte. Hieran anknüpfend sagt er (S. 64): „So tief war Deutschland gesunken, so ehrvergessen diejenigen, von denen es Heil und Rettung hätte erwarten können: so wurde vor vierhundert Jahren zum ersten Male das Beispiel zu der schamlosesten Herabwürdigung des Vaterlandes — und leider ist das Beispiel in der weiteren Entwicklung desselben oft genug nachgeahmt worden (— namentlich im großen Style von Moritz von Sachsen —), und zwar gerade von Häusern, welche heute zu Tage mit kühner Stirn zu behaupten wagen, sie seien stets die Vorkämpfer für deutsche Ehre und deutsches Recht gewesen.“ Ja, wenn es nicht der Preisträger der Breslauer Facultät wäre, so müßte man doch wahrlich glauben, der Verfasser ironisire; denn, wem sollte nicht der Basler Frieden einfallen, den Preußen mit dem Reichsfeinde abschloß, wornach Johannes von Müller bemerkte: Preußen wolle die Schaafe bereden, sich von dem Hirten und den Hunden loszusagen, um mit den Wölfen im Frieden zu leben. — So wohlwollend der Verfasser gegen Preußen ist, um so feindlicher tritt er gegen Oesterreich auf. Ihm ist z. B. Friedrich der Schöne, weil er Ludwig den Bayern nicht sogleich als den König anerkennen wollte, sondern es auf die Entscheidung des Schwertes ankommen ließ, ein Reichsfeind, und zwar muß er deßhalb so bezeichnet werden, weil Burggraf Friedrich IV. bei Ludwig stand. Die diesen Gegenstand betreffende, etwas schwunghafte Stelle (S. 4) möchte fast den Beweis liefern, als ob der junge preußische Historiker sich doch noch etwas mehr in den Verfassungsprinzipien des deutschen Reiches im vierzehnten Jahrhunderte umsehen dürfte. „Burggraf Friedrich IV.“, sagt er, „welcher wesentlich die Wahl Ludwigs befördert hatte, dieses Regenten, in dem die alte Macht (?) und der alte Glanz (?) der Hohenstaufen noch einmal aufflammte, sah mit Unwillen und edlem Zorn das Beginnen des Hauses Oesterreich, welches gegen Recht und Gesetz (?) die Waffen gegen den Kaiser (?) ergriff, der nicht seinem Hause entstammt war, und

den mörderischen Bruderkampf im deutschen Reich hervorrief. Heftig wüthete der Krieg, lange tobte unentschieden die Schlacht bei Mühldorf, und schon drohte der Sieg auf Seite des Reichsfeindes bleiben zu wollen, als Friedrich von Hohenzollern mit seinen reisigen Schaaren heranbrach, ihm Sieg und Freiheit raubte, und ihn gefangen dem rechtmäßigen Herrscher übergab."

. . . .

Doch verlassen wir einen Augenblick den Autor der Preisschrift, der auch darin eine den Historiker nicht empfehlende Ungenauigkeit an den Tag legt, daß er nirgend in seinem Buche eine gehörige Unterscheidung zwischen Kaiserthum und Königthum zieht, worauf ihn, wenn auch nichts Anderes, so doch jener an Wenzel von Ruprecht gemachte Vorschlag in Betreff der Kaiserwürde hätte hinführen müssen; dessen ungeachtet, daß es sich hier erst um eine noch zu erwerbende Kaiserkrone handelt, ist ihm Wenzel durch sein ganzes Buch hindurch Kaiser, eben so Ruprecht und Ludwig der Bayer schon zur Zeit der Schlacht bei Mühldorf, ehe er jene famose Krönung zu Rom an sich vollziehen ließ. Wenden wir uns vielmehr zu der Arbeit des andern Verfassers, welcher dem wissenschaftlichen Publikum durch seine verdienstlichen Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, durch sein Buch über die „Mark Brandenburg im Jahre 1250" und durch seinen „Codex diplomaticus Brandenburgensis" bereits längst so vortheilhaft bekannt ist, daß es in hohem Grade zu bedauern ist, daß er sich durch seine gegenwärtige Lage — sollte er sie sich auch selbst zugezogen haben — in der weitern Ausführung seiner begonnenen Arbeiten behindert sieht. Daß auch er, als ein geborner Preuße, von seinem Standpunkte aus es beklagt, daß nicht die Hohenzollern auf den deutschen Königsthron und zu dem Kaiserthume gelangt sind, beruht zwar auch auf der vorgefaßten Meinung, daß gleichsam eine Identität in allen Principien zwischen dem ersten Kurfürsten dieses Hauses und seinen Nachkommen bestehe; allein der Ausdruck dieser Gesin-

nung ist denn doch nicht jener über alle Maßen prahlerische, wie wir ihm anderweitig begegnen. Er sagt in dieser Hinsicht (Vorrede S. VI): „Zugleich bietet uns der Zusammenhang, worin die Bestellung des Markgrafen Friedrich zum Statthalter des Römischen Königs in Deutschland, mit seiner Erhebung zur kurfürstlichen Würde und mit seiner Besitznahme von der Mark Brandenburg steht, auch noch einen Blick in die Hoffnungen, welche man, in der Sehnsucht nach einer festeren Gestaltung des einheitlichen Reichsverbandes, schon damals an das Haus Zollern knüpfte. Wie schien bereits in jener Zeit den deutschen Stämmen die freudige Aussicht so nahe zu liegen, daß nach dem Erlöschen des Hauses Luxemburg die Reichsregierung in die Hand eines kräftigen Herrschergeschlechtes übergehen, und daß dieß der zunehmenden Zerrüttung ein Ziel setzen werde, deren Fortgang die völlige Auflösung des Reichsverbandes zuletzt zur Folge haben mußte! Eine traurige Verkettung der Umstände ließ jedoch diese Hoffnungen, welche man für die Wiedergeburt Deutschlands zu neuer Macht und Stärke in den Markgrafen Friedrich und seine Nachkommen setzte, unerfüllt.“

Aber abgesehen von diesem Ausdrucke einer dem preußischen Königshause sehr zugewandten Gesinnung, würde das Buch über die zehn ersten Regierungsjahre Friedrichs I. einen viel bedeutenderen Stoff für eine richtige und nur zum Vortheile der Dynastie ausfallende Würdigung sehr vieler Verhältnisse bieten, als die hochtrabenden Phrasen jener Preisschrift. In Riedel's Schrift befinden wir uns auf einem, durch die Kenntnisse eines gewiegten Diplomatikers gehörig geordneten Boden, und es wären hier insbesondere zwei Verhältnisse zu erwähnen, in welche der Verfasser ein ganz neues Licht gebracht hat. Das eine ist die Art und Weise der Erwerbung der Mark Brandenburg durch das Haus Zollern, das andere der Kampf, welchen Friedrich I. gegen die ihn wider-

spänstige Ritterschaft, namentlich die Quitzows und Rochows zu bestehen hatte. Riedel weist, unseres Erachtens, überzeugend nach, daß jene Erwerbung nicht durch einen Kauf vor sich ging, sondern — um die Sache kurz zusammenzufassen — daß die verschiedenen Summen, für welche die Mark Brandenburg verpfändet wurde, nur in der Weise auf dieselbe gelegt waren, daß Sigismund sich verpflichtete, nur unter Zahlung jener Summen die Mark zurückzufordern, ohne daß er jene zuvor als Darlehen empfangen gehabt hätte. Aeußerst interessant sind die Nachweisungen der wirklichen Dürftigkeit des ersten Kurfürsten, die sich z. B. so weit erstreckte, daß er im Jahre 1412, als seine Gemahlin in die Mark kam, die „lieben Rathmannen in Berlin" bitten mußte, ihm das Fuhrlohn für die Reise „der schönen Else von Bayern" zu leihen. Schon der erste Brief, in welchem Sigismund den Burggrafen von Nürnberg zum Landeshauptmann und Verweser der Mark Brandenburg einsetzte, drückt sich ganz bestimmt über jenen Punkt aus; der König gibt ihm dieselbe nicht als ein Pfand für empfangene Darlehen, sondern geht von dem Gesichtspunkte aus: es sei unbillig, wenn Friedrich ohne alles Entgelt sich den Kosten der Landesverwaltung unterziehen solle, und stellt ihm eben deßhalb die Sicherheit aus, daß er nur unter Zahlung von 100,000 rothen Ungrischen Gulden die Mark wiederum abfordern wolle. Unterdessen hatte sich Friedrich mancherlei Verdienste um Sigismund erworben, aber nicht durch große Geldvorschüsse, die er selbst nicht zu leisten vermochte, und eben wegen jener erhob ihn der König zum Kurfürsten und stellte ihn gegen jede Rückforderung der Mark Seitens seiner Agnaten durch die Bestimmung sicher, daß nur gegen Erlegung von 400,000 Gulden das Land von den Luxemburgern sollte in Anspruch genommen werden können. — Außerdem theilt der Verfasser mehrere interessante Briefe mit, zunächst einen, in welchem Sigismund bei Gelegenheit einer späteren Mißhelligkeit mit dem Kurfürsten, diesem Vorwürfe über

seine Undankbarkeit macht. Dieß hätte Sigismund wohl nicht füglich gekonnt, wenn Friedrich die Mark mit seinem guten Gelde erkauft hätte; eben so hätte der Herzog Ludwig von Bayern, mit welchem Friedrich in einen sehr derben Briefwechsel gerieth, bei Gelegenheit dessen die beiden Fürsten sich gegenseitig als verlogen und lügenhaft (S. 250), ja mit noch viel ärgeren Ausdrücken (Höfler Seite 59) bezeichneten, gewiß nicht so oft dem Kurfürsten Sigismunds Gnade gegen ihn vorrücken können, als er es that.

Auch die Darstellung des Kampfes Friedrichs gegen den widerspänstigen Märkischen Adel ist sehr interessant; wir verweisen jedoch in dieser Hinsicht auf das Buch selbst, glauben aber auch hierin dem Verfasser Recht geben zu müssen. Es liegt aber diese innere Landesfehde zu fern von unserer Aufgabe, die nunmehr noch darin besteht, auf die Persönlichkeit Friedrichs I. selbst einzugehen und dann die Frage zu beleuchten, in wie fern es wahr und richtig sei, daß die von ihm beobachtete deutsche Politik wirklich traditionell in dem Hause Hohenzollern sich erhalten habe.

Friedrich I. war in der That ein ganzer Mann; er war religiös und tapfer, er war mit einem klaren Verstande begabt, energisch und entschieden, aber auch zugleich umsichtig in seinen Regentenhandlungen, und hat unstreitig dem deutschen Reiche wesentliche Dienste geleistet. Insbesondere gereicht es ihm zum Ruhme, daß er — auch in den letzten Regierungsjahren? — Ruprecht von der Pfalz, den die Meisten verließen, treu angehangen, indem er ihn, aus sehr guten Gründen, für den rechtmäßigen König ansah. Allein alle diese vortrefflichen Eigenschaften und eine Reihenfolge sehr anerkennenswerther Thaten berechtigen darum noch nicht, ihn bei jeder Vorkommenheit immer als den Einzigen unter allen Fürsten zu erklären, „welcher den Charakter seiner Zeit erkannte“

(Franklin. S. 17), „welcher jenes Streben (Deutschlands nach neuen Formen der Gestaltung) zu würdigen wußte“ (S. 22), „welcher den einzigen möglichen und richtigen Weg weiser Reformen (in den kirchlichen Angelegenheiten) verfolgte, bei den Parteien aber nur wenig Anklang fand.“ (S. 23.) Nach eben diesem Schriftsteller (S. 29) folgte Friedrich, während die meisten deutschen Reichsfürsten sich (bei der Absetzung Wenzels) nur von ihrem Hasse und Habsucht leiten ließen, nur der festen Ueberzeugung, daß von der Regierung Wenzel's kein Heil mehr für Deutschland zu erwarten sei.“ Woher der Verfasser das nur Alles her weiß? Dann war wieder „unter den deutschen Fürsten nur ein einziger, welcher der Sache des Kaisers (Ruprecht) mit Treue und Entschiedenheit gedient hatte; nur ein einziger, welcher in sich alle jene Eigenschaften (einflußreich, allgemein geachtet, und politisch-geschickt in Unterhandlungen) vereinigte“ (S. 47) und (S. 65) „der einzige Reichsfürst, welcher die Unternehmungen Ruprechts thätig unterstützte.“ Daß der junge Preisträger seinen Helden, nachdem er ihn so oft für „den Einzigen“ erklärt hat, mit Woltmann zum Schutzengel des deutschen Reichs macht, ist demnach nicht sehr zu verwundern. Wir haben aber eben nur einige Proben hervorgehoben, während das ganze Buch vom Lobe Friedrichs strotzt, so daß man vergeblich auch nur nach einem Stäubchen suchen würde, wodurch der Glanz seines Charakters im Mindesten verdunkelt würde.

Zu den besonderen Verdiensten, welche Friedrich I. in der Preisschrift beigelegt werden, gehört namentlich auch das, daß man ihm, der „auf dem Concilium von Constanz eine sehr hervorragende Stellung“ einnahm, nächst Sigismund „vorzüglich die Beilegung des Schisma zu danken habe“, denn er wirkte „stets mächtig auf die Gestaltung der Dinge“ ein. (S. 105.) Wie ganz anders behandelt Riedel diesen Gegenstand; anerkennend, daß Friedrichs Rath auf den Gang

der Ereignisse, so weit sie durch den König bedingt wären, einen großen Einfluß geübt habe, bemerkt er (S. 200): „Wenn hiergegen von allen neueren Bearbeitern der Geschichte unseres Burggrafen diesem eine lebhafte Theilnahme an dem Streite der versammelten Väter über jene kirchlichen Angelegenheiten einstimmig zugeschrieben, und wenn dabei namentlich von glänzenden Reden, welche Friedrich in den Sitzungen der Kirchenversammlung gehalten habe (— Franklin S. 106 läßt ihn eine donnernde Rede halten und Seite 118 die donnernden Reden seiner Freunde, Gerson und Andern mit Freuden aufnehmen —), von eifrigem Widerspruche, welcher von ihm gegen die hierarchischen Tendenzen und Beschlüsse der versammelten Väter hier eingelegt sei, so wie von heilsamen Rathschlägen und Warnungen Friedrichs, welche König Sigismund zum Nachtheile der Kirchenreform unbeachtet gelassen habe, und von dergleichen einzelnen Thatsachen die Rede ist, so hat die Geschichtschreibung der Erdichtung das Feld geräumt." Nach jenem neuen Specimen preußischer Historiographie scheint man allerdings befürchten zu müssen, daß die Erdichtung immer noch größeren Spielraum gewinnen werde. So hat unter Anderm Herr Franklin gar nicht üble Lust, die Welt zu überreden, Friedrich I. sei eigentlich den Hussiten gar nicht so ganz abgeneigt gewesen. Zuerst erzählt er W. v. Raumer nach, daß Friedrich einen großen Antheil an den religiösen Angelegenheiten seiner Zeit genommen, die Hussiten zwar für „verdampte Ketzer" gehalten habe, aber doch kein blinder Eiferer gewesen sei, indem er sich eines Priesters, Namens Heinrich Tocke, bedient habe, welcher das Wahre (in den hussitischen Lehren?) von der Schwärmerei, die innere Lehre von ihren mordlüstigen Anhängern zu unterscheiden wußte. Nachher weiß unser Autor schon mehr: „Gewissens- und Glaubensfreiheit vertheidigte er überall, und war deßhalb auch der Idee nach der Lehre der Hussiten vielleicht nicht ganz abgeneigt, wenigstens drang er

stets darauf, die religiöse Seite ihrer Bestrebungen von der staatlichen zu trennen, und Toleranz gegen dieselbe zu üben." Auch über diesen Gegenstand enthält das Werk von Riedel (S. 201 u. ff.) sehr interessante Mittheilungen, insbesondere über die Gespräche, welche Sigismund dieserhalb mit Friedrich gepflogen. Nein, das sei zur größten Ehre des ersten Kurfürsten aus dem Hause Zollern gesagt, er war ein gläubiger und entschiedener Katholik, der sich im Grabe umdrehen würde, wenn er das Lob dieser Art von Geschichtschreibung vernähme. Der Preisträger hat wohl daran gethan, daß er nicht etwa die Schrift seinen Manen dedicirt hat; seine Bescheidenheit würde es dem Kurfürsten nicht gestattet haben, es anzunehmen.

Aber war denn dieser Fürst nicht auch ein gebrechlicher Mensch? hatte er gar keine Fehltritte sich vorzuwerfen? Nach der Preisschrift sollte man das wirklich glauben; die geht über jeden in dieser Hinsicht auch nur etwas kitzlichen Punkt mit staunenswerther Leichtigkeit hinweg. Wenn man aber das Leben Friedrichs I. etwas genauer betrachtet, so wird man zwar stets von demselben mit der Ueberzeugung scheiden, daß dieser Fürst wirklich ein sehr ausgezeichneter Mann war, ihn aber dennoch keineswegs in seinem Benehmen von aller Schuld freisprechen können. Wir wollen kein besonderes Gewicht auf die Stellung Friedrichs zu Ruprecht in dessen letzten Regierungsjahren legen; allein auch darauf muß mit einigen Worten hingewiesen werden, weil der Preisträger auch nicht einmal eine Andeutung eines Mißverhältnisses gibt. Er sagt (S. 65): „daß er (Friedrich) in den letzten Jahren Ruprechts weniger Antheil an den Angelegenheiten des Reiches nahm, als früher, lag in den Verhältnissen selbst; denn einerseits unternahm der Kaiser durchaus nichts, wobei er des kräftigen Armes Friedrichs bedurft hätte, andererseits mußte der Burggraf auch seinen eigenen Ländern Aufmerksamkeit und Thätigkeit widmen, um nicht auch diese mit in den allgemeinen Ruin

des Reiches versinken zu sehen. Endlich trat auch Friedrich in ein engeres Verhältniß zu Sigismund, und hielt sich öfters bei diesem in Ungarn auf." Was zunächst den Umstand anbetrifft, daß Ruprecht Nichts mehr unternommen habe, wozu er Friedrichs bedurft hätte, so ist dieß unrichtig, indem der König gerade in seinem letzten Regierungsjahre einen großen Heereszug gegen den Erzbischof von Mainz ausrüstete, in der Ausführung selbst aber durch den Tod behindert wurde. Der Punkt aber, auf welchen es hier ankommt, ist der Aufenthalt Friedrichs in Ungarn bei Sigismund, der ihm einen Jahresgehalt von viertausend Gulden ausgesetzt hatte. Dieß Alles konnte Ruprecht nicht ganz gleichgültig seyn, und man kann wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß, worauf auch Riedel (Seite 4) hinweist, ein Mißverhältniß zwischen ihm und Friedrich entstanden sei, was um so betrübender war, als Ruprecht wohl in keiner Zeit mehr, als gerade in dieser so sehr eines kräftigen Armes, als eines Freundes bedurft hätte, wo er, in richtiger Auffassung der Rechtsverhältnisse, beharrlich Gregor XII. anhing, und alle kirchlich-revolutionären Maßregeln des Conciliums von Pisa, die das Schisma nur erweiterten, im höchsten Grade mißbilligte. Friedrich aber zog sich durch sein Anschließen an Sigismund, nicht nur den größten Hohn Seitens seines Gegners Ludwig von Bayern zu, sondern selbst an dem königlichen Hofe wurde gestattet, Spottlieder auf ihn zu singen. Mag hierin auch noch so viel Uebertreibung gelegen haben, so ist so viel doch ersichtlich, daß das Benehmen Friedrichs von Ruprecht nicht gebilligt wurde, und daß die oben mitgetheilten Angaben Frankins dieses Mißverhältniß nur zudecken wollen.

Unterdessen war der Burggraf von Nürnberg ganz und gar in das Interesse Sigismunds gezogen. Nachdem nun Ruprecht gestorben war und sich die Stimmen der Kurfürsten lange Zeit nicht einigen konnten, indem die Einen Wenzel,

die [Vierten] Jobst von Mähren, die Dritten Sigismund, als König anerkennen wollten, hat Friedrich unstreitig sehr viel dazu mitgewirkt, daß Letzterem zuletzt doch die Krone zufiel. Aber wie vermochte er dieß als Burggraf von Nürnberg, als ein so wenig bedeutender Reichsfürst? Man hat allerdings Veranlassung bei dieser Gelegenheit, seine Klugheit und seine wohlberechnete schnelle Handlungsweise, die durch das Factum entschied, zu erkennen; allein was die Rechtmäßigkeit und zugleich auch die moralische Seite des Handelns anbetrifft, so kann man sich denn doch wohl damit nicht so ganz einverstanden erklären. Der Burggraf langte als Botschafter Sigismund's vor den Thoren Frankfurts an; da der König von Ungarn, wiewohl ohne hinlänglichen Grund, auch auf die brandenburgische Kurstimme, die Jobst von Mähren gebührte, Anspruch machte, so unterhandelte man über die Qualität, in welcher Friedrich eingelassen werden sollte; man gestattete ihm endlich als Gesandter des Königs von Ungarn, nicht aber als zur Ausübung der Kurstimme bevollmächtigt, in die Stadt einzuziehen. Als er aber in Folge dessen mit einer imposanten Schaar von Reisigen eingezogen war und die übrigen Kurfürsten mit der Wahl zögerten, gerirte er sich auf einmal doch als Bevollmächtigter zur Kur. Der Erzbischof von Trier, Ludwig von der Pfalz, und Friedrich ließen sich auch dadurch nicht behindern, daß ihnen die Bartholomäuskirche verschlossen blieb, sondern sie fanden sich auf dem Kirchhofe zusammen und wählten ohne Weiteres Sigismund zum Könige. Der Act war durchaus illegitim, aber doch sehr folgenreich; Sigismund selbst erkannte die Unrechtmäßigkeit seiner Wahl dadurch auf das Deutlichste an, daß er sich, nachdem Jobst von Mähren, den bald nach ihm fünf Kurfürsten gewählt hatten, gestorben war, abermals zum Könige wählen ließ.

Aber auch das Verhältniß zwischen Friedrich und Sigismund blieb nicht ungetrübt; über die Ursache der zwischen

beiden eingetretenen Spannung gibt Franklin einige Auskunft, über die endliche Auslösung sagt er (S. 164): „Friedrich, welcher das Heil des Reiches höher achtete, als daß er es seiner Unzufriedenheit mit dem unwürdigen Betragen des Königs opferte, war bereit, sich mit Sigismund auszusöhnen. Dieser aber scheint längere Zeit widerstanden zu haben, denn es bedurfte der thätigsten Unterhandlungen der geistlichen Kurfürsten, ehe sie zwischen ihm und Friedrich I. so wie Ludwig von der Pfalz ein freundliches Einvernehmen zu Stande brachten.“ Darnach sollte man denn doch wirklich meinen: Sigismund habe Friedrich auf das Empfindlichste beleidigt, dieser aber, der Großmüthige, habe dem Könige in Gnaden verziehen. Es mag seyn, daß Ludwig von Bayern, Friedrichs persönlicher Feind, das Seinige dazu beigetragen hat, um die eingetretene Spannung zwischen dem Könige und dem Kurfürsten von Brandenburg, zu erhalten und zu befördern. Herr Archivar Höfler (a. a. O. S. 61) hat dieserhalb auf ein Schreiben der Kurfürstin Elisabeth an ihren Gemahl aufmerksam gemacht, worin sie ihm Mittheilung von den wider ihn von Ludwig ausgestreuten Verläumdungen macht, wornach er damit umgehen solle, den König abzusetzen. Da alle näheren Angaben über einen derartigen Plan Friedrichs fehlen, so ist dieß auch nur als eine Verläumdung zu betrachten; dennoch hat hierin nur ein Theil, und zwar nur ein geringer Theil der Veranlassung zu dem Zorne Sigismunds gelegen, der ganz andere und [illegible] gegründete Ursachen dazu hatte, Friedrich zu grollen. Der junge preußische Historiker erzählt davon auch Etwas, aber gleichsam mit der unschuldigsten Miene, als ob die Sache gar Nichts auf sich habe. Da ist der alte, dem Regentenhause gewiß sehr ergebene Pauli in seiner preußischen Staatsgeschichte offenherziger, er sagt (Bd. 2, S. 94) ganz einfach: „Der Churfürst ließ niemals eine Gelegenheit ungebraucht, die sich zu seinem Vortheil darbot“, erzählt dann, wie dieser mit König Wladislaw (Jagello) von Polen wegen der Vermählung sei-

nes zweiten Sohnes Friedrich und der muthmaßlichen Erbin Polens, Hedwig unterhandelt habe, und fügt hinzu: „(Es) konnte eine (solche) Vermählung auch in Absicht der Kreuzherren des deutschen Ordens in Preußen vortheilhaft werden. Diese besaßen damals die Neumark, welche der Kurfürst als eine Provinz betrachtete, die ursprünglich und eigentlich zur Mark Brandenburg gehörte.“ Hieran schloß sich dann auch ein Bündniß mit dem König von Polen gegen den deutschen Orden an. Wie bedenklich aber diese Verbindung des Churfürsten mit Polen für Deutschland war, gibt Pauli (S. 97) mit großer Naivetät zu verstehen: „Bald hierauf bekam Kurfürst Friedrich“ (der bis dahin Sigismund wider die Hussiten eifrigst unterstützt hatte) „Ursache, in denen böhmischen Sachen behutsamer zu gehen, weil sich Polen in die Unruhen dieses Reichs mischte.“ Die Böhmen nämlich hatten dem Polenkönige die Krone angeboten; er ging darauf zwar nicht ein, empfahl aber den Böhmen seinen Vetter Siegmund Corribut zum Könige. „Des Churfürsten Verträge mit Polen“, sagt Pauli weiter, „ließen daher nicht zu, daß er, dem Kaiser zu gefallen, der Krone Polen zum Mißvergnügen Gelegenheit gäbe. Vielmehr that er alles Mögliche, um seinen zweiten Prinzen, Friedrich, denen Pollaken annehmlich zu machen. Er schickte solchen mit Winrich von Truhendingen und einem ansehnlichen Gefolge nach Cracau, um sich daselbst in der polnischen Sprache vestzusetzen und der Landesverfassung sowohl, als der polnischen Sitten und Gebräuche, kundig zu werden.“ Und das Alles sollte Sigismund gleichgiltig hinnehmen? sollte durch Friedrich sich nicht verletzt fühlen, nachdem er diesen zu so hohen Ehren emporgehoben und ihm noch ausdrücklich einen abmahnenden Brief geschrieben hatte. Es ist derjenige Brief, dessen oben Erwähnung geschah; er lautet wie folgt (Riedel S. 247): „Es ist Dir wohl bewußt, wie wir Dich mit großer Liebe und gutem Willen aufgerichtet und erhoben, ja Dir unser Erbland und Fürstenthum, nämlich die

Mark Brandenburg gegeben, und uns selbst dadurch unseres Erblandes entblößt haben; worüber wir viel üble Nachreden und Anfechtung erleiden, die wir jedoch geringschätzen und gern ertragen um Deinetwillen. So haben wir Dir auch sonst große Liebe und Willfährigkeit mit Gut und anderen Sachen erzeigt; daher wir nicht im Zweifel, sondern sicher überzeugt gewesen sind, daß Du uns dankbar seiest, und daß Dir nicht zu schwer fallen könne, dasjenige zu unterlassen, wovon Du merkst, daß es uns zuwider ist, und daß Du bereitwillig Leib und Gut für uns einsetzest." Friedrich kümmerte sich aber um die Vorstellungen seines Königs und Lehnsherrn nicht, sondern setzte die Verbindung mit Polen fort. Wenn man sich daran erinnert, daß nach den Grundsätzen des Lehenrechts es unter Umständen für einen Bruch der Treue gelten konnte, wenn ein Vasall wider den Willen des Herrn eine solche Verbindung einging, daß ferner auch der Sohn des Vasallen in der Pflicht der Treue stand (II. Feud. 53), daß endlich der undefinirbare Begriff der Undankbarkeit (II. Feud. 23) doch sicherlich auf diesen Fall paßte, so kann man denn doch wohl nicht mit dem Autor der Preisschrift behaupten, daß Friedrich, trotz vieler ersprießlicher Dienste, die er den Königen geleistet hat, als ein ganz vorzüglich ausgezeichnetes Muster von unverletzlicher Treue gelten könne. Jener ist aber gleich mit einer Phrase fertig: „Feste Anhänglichkeit an Kaiser und Reich zeichnete alle Hohenzollern aus, und Friedrich I. leuchtete allen seinen Nachfolgern hierin voran." (S. 164.) — König Sigismund war jedoch in einer so bedrängten Lage, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als sich mit Friedrich I. auszusöhnen, dessen Successionsplane in Polen ohnedieß nicht lange nachher durch den doppelten Umstand zerstört wurden, daß dem Könige Wladislaus Söhne geboren wurden, und Hedwig vor der Verehelichung mit dem Sohne des Kurfürsten im Jahre 1431 starb.

Wir haben mit diesen Bemerkungen nur dem panegyristischen Schwall entgegentreten wollen, mit welchem der Autor der Preisschrift Friedrich ausstaffirt hat; wir haben nur zeigen wollen, daß dieser ebenfalls fehlbar war, und sind überzeugt, daß er, der auf seinem Sterbebette es beklagte, die Glocken der Marienkirche zu Kanonen umgegossen zu haben, seine Fehltritte, wie es einem gläubigen Katholiken, was er im Grunde seines Herzens war, geziemt, bereut und beweint hat.

Diesen seinen ächten katholischen Glauben hat Friedrich auch auf seine Nachkommen bis in das sechszehnte Jahrhundert verebt, und in diesem Glauben und nach der Richtschnur, welche er vorzeichnet, haben diese Nachkommen gehandelt, bis Joachim II. den Glauben seiner Väter verließ. Von diesem Zeitpunkte an wurde die Politik der Hohenzollern eine andere, und wenn die Breslauer philosophische Facultät etwa nächstens das Leben Joachim's II. zur Preisaufgabe wählen sollte, so würde eine Bearbeitung derselben weit mehr, als die jetzt gekrönte Schrift, dazu geeignet seyn, den historischen Zusammenhang der älteren mit der neueren preußischen Politik herzustellen. Wie nämlich der Protestantismus überhaupt den Dualismus in das deutsche Reich gebracht hat, indem dasselbe durch die Trennung im Glauben in zwei große politische Parteien gespalten worden ist, so mußte auch diejenige Macht, welche vor allen andern das jüngere Princip vertrat, nothwendig stets darauf bedacht seyn, sich nach und nach erst zu heben, dann dem Kaiser, der dem alten Glauben anhing, sich immer mehr an die Seite zu stellen, endlich darnach zu streben, die Alleinherrschaft an sich zu bringen. Zu Anfange stand Sachsen an der Spitze der protestantischen Bewegung, wurde aber durch die Churfürsten von der Pfalz, als die Vorkämpfer des Calvinismus, in den Hintergrund gedrängt; seit dem dreißigjährigen Kriege ist Brandenburg an beider Stelle

getreten und hat eine ihm durch das protestantische Princip vorgezeichnete Politik befolgt, die zu allem Andern, als zur Reichseinheit führte, es sei denn, daß man eine solche Reichseinheit meint, die nach Zerstörung der vorhandenen durch eine preußische Alleinherrschaft über ganz Deutschland begründet würde. Eine solche scheint der junge preußische Historiograph im Auge gehabt zu haben, allein die Politik, die darauf berechnet ist, ist eben eine preußische und keine deutsche, und sicherlich nicht ein Vermächtniß Friedrichs I.



